



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

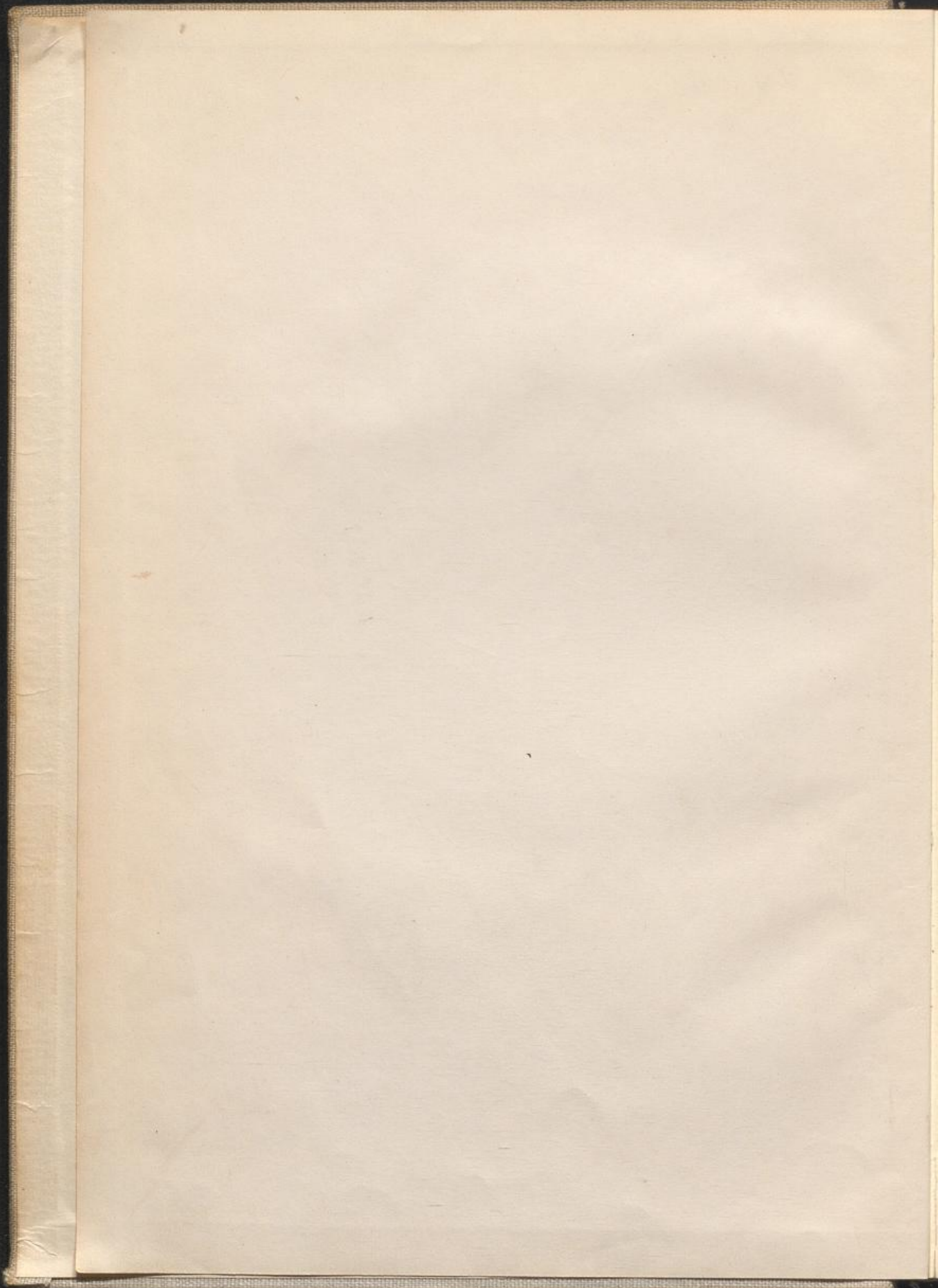
Berlin [u.a.], 1935

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

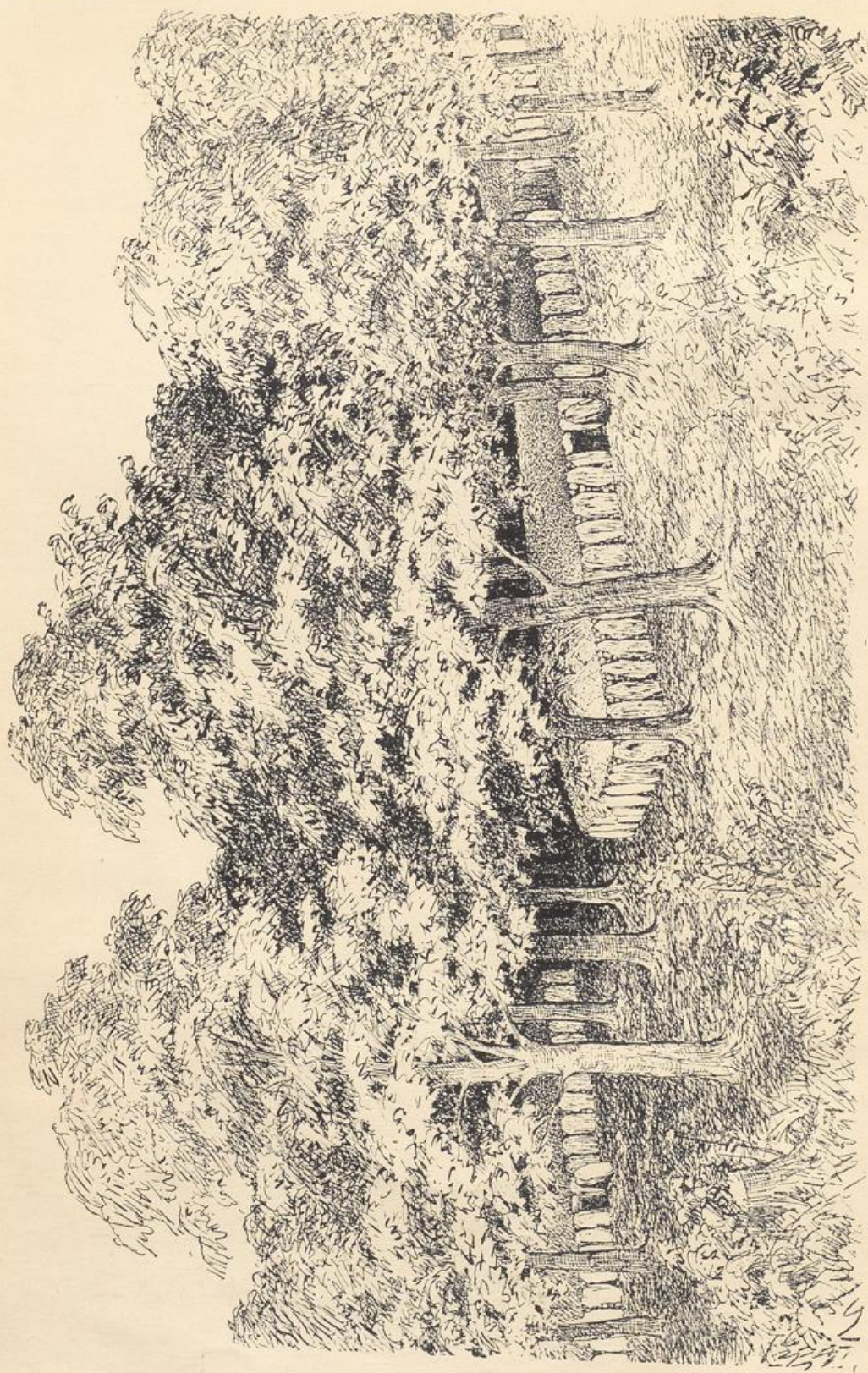


16/4.35.

x 7.20



Carl Schuchardt / Alteuropa



Die Steingraber bei Grundoldendorf (Stade) im ursprünglichen Zustande. Zeichnung von H. Bollacher

Alteuropa

Kulturen — Rassen — Völker

Don

Carl Schuchhardt



~~Genk 372 / 23051~~

Mit 43 Tafeln und 186 Textabbildungen

Dritte Auflage

03
M



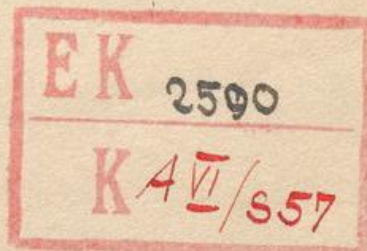
18132



Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschensche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

Berlin und Leipzig
1935



Attenop
Kollunen - Rollen - Dörker

Carl Schubert

Das ist ein Teil der...

...

Archiv-Nr. 41 18 35

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin 28 10

Printed in Germany

Die beiden Namen
Robert Koldewey
und
Johannes Boehlau

sollen unverändert auch vor diesem neuen Buche stehen. Koldewey ist mir so nahe wie nur irgend ein Lebender, mit seinem leuchtenden auffordernden Auge, mit seiner Mahnung, seiner Zustimmung. Und Boehlau ist rüstig am Werke, uns weitreichende Aufklärung zu schaffen über viele Dinge, um die ich mich hier redlich bemüht habe. Sie beide gehören zu den seltenen Leuten, die zu strengem wissenschaftlichen Sinn eine aufbauende Phantasie besitzen. Sie sind meine ältesten, immer bewährten wissenschaftlichen Freunde.

Die beiden Bände

Robert Goldmann

und

Johannes Koberger

Die beiden Bände sind aus dem Jahre 1527
herausgegeben worden. Robert Goldmann
hat die ersten beiden Bände herausgegeben
und Johannes Koberger die letzten beiden.
Die ersten beiden Bände sind in der
Handschrift des Robert Goldmann
enthalten. Die letzten beiden Bände
sind in der Handschrift des Johannes
Koberger enthalten.

Dorwort zur ersten Auflage

Als ich 1908 die Leitung der Vorgeschichtlichen Abteilung bei den Berliner Museen übernahm, fiel mein erster Blick auf einen Schrank mit früher spanischer Keramik, deren Pokale und Näpfe verlangend nach Troja und Mykene hinüberschielten. Aber wie sollten die zwei zueinander kommen? Trotzdem haben mich jene Pokale und Näpfe nicht mehr losgelassen.

Im Jahre 1910 bin ich in England der Stonehenge-Frage nachgegangen und habe gesehen, wie dort in der beginnenden Metallzeit monumentale Rundplätze mit eingeschachteten Gräbern und darauf- oder danebengefügten Steinpfeilern an der Tagesordnung waren, — die Vorbilder für das Gräberrund von Mykene! Es war klar, daß dann auch die gleichzeitigen großen Kuppelgräber mit langem Zugang, die es in Spanien und Irland gibt, nicht barbarische Nachahmungen, sondern Vorläufer der berühmten mykenischen Tholosbauten sind.

1912 hat eine Automobilreise durch Frankreich und 1913 eine durch Italien mich in vielen entlegenen Museen mit der ältesten Kultur dieser Länder vertraut gemacht. Besonders die Keramik zeigte mir Westeuropa als einen einheitlichen alten Kulturkreis, in dem mannigfach die Wurzeln liegen für das, was bald darauf im östlichen Mittelmeere auftritt und zu hoher Blüte kommt. Die große Kultur der Diluvialzeit in Frankreich und Spanien erklärt diese allgemeine westliche Vorstufe. Auch in sie durfte ich an Ort und Stelle einen Blick tun, als im Herbst 1912 mein hochverehrter Freund Prof. Ludwig Darmstaedter uns eine zweimonatliche Grabung in den Hauserschen Fundstätten bei Les Eyzies ausrüstete. Seit der Erwerbung der beiden Menschenskelette aus jener Gegend (1910) war ja die Paläolithforschung in der Berliner Sammlung an hervorragende Stelle gerückt.

Im Herbst 1913 konnte ich am Schluß der italienischen Reise noch Malta, Kreta, Athen aufsuchen und über Dolo, Salonik, Belgrad nach Hause fahren. Das brachte manchen neuen Zug in das mir im ganzen schon feststehende Bild. In Malta ging mir die Bedeutung des mittelländischen Hofhauses auf und der Ursprung von Kretas Kulturstempel, dem Kamaresstile.

Gegenüber diesem mittelländischen Kulturstromen hob sich immer deutlicher ein nordischer ab. Schon in Hannover hatte ich Respekt bekommen vor unserer norddeutschen Steinzeit mit ihren Megalithgräbern als regelrechten Architekturgebilden und ihrer Keramik mit einem ausgesprochenen Korbflechtstil in der Verzierung. 1911 verfolgte ich auf einer Reise durch Österreich-Ungarn die Ausbreitung dieses Stils gegen Südosten hin und seinen Kampf mit der dort einheimischen Bandkeramik, die mit ihren reinen Kürbisformen und einfachen Spiralornamenten wieder einen neuen Kulturherd darstellt und auch ihrerseits sich weit nach der unteren Donau hinschiebt. Ich sah, wie die Bandkeramik fortgelebt hat bis in die Hallstatt- und Latène-Zeit, und der Gegensatz zwischen den beiden großen Kreisen der Germanen und Kelten schien damit bis in die Steinzeit zurückzureichen.

Die Grabungen auf der Römerschanze bei Potsdam (1908—1911) warfen mich in den Strudel der ostgermanischen Fragen. Ich erkannte in ihrer „Laufiger Keramik“ ein gut Teil meiner norddeutschen Korbflechtlemente wieder und plädierte für germanisch. Außerdem lieferte mir die Schanze ein großes Haus vom Typus des trojanisch-mykenischen Megaron und wies damit wieder auf die gegen Südosten gerichtete Entwicklung. Der Krieg brachte schließlich noch einige erwünschte Entdeckungen in Polen und in Rumänien bis zum Schwarzen Meere hin.

In breitem Strome können wir nunmehr die verschiedenen Stilarten der Steinzeit von Mittel- und Süddeutschland nach dem Balkan wandern sehen. Mit ihnen zieht das rechteckige Haus, und der Zug geschieht in schwerer Rüstung: Burgen bezeichnen seinen Weg. Nicht bloß friedliche Durchdringung, Eroberung ist die Lösung gewesen. So wird Troja am Hellespont erreicht, so durch Thessalien und Böotien Mykene und Tiryns. Auf der Burg von Tiryns liegt unter dem von Schliemann freigelegten Megaron-Palaste ein riesiges Rundhaus als Denkmal der alten Mittelmeerkultur. Die Mischung der nordischen Elemente mit dem alten Mittelmeergute schafft die mykenische Kultur. Damit beginnt für das Mittelmeer eine neue Ära. In Italien kommt der nordische Zustrom erst über die Straße von Valona herüber nach Apulien und Sizilien, dann auch über die Alpen in die Po- und Tiberlandschaft. In die Westländer, Frankreich und Spanien, ist er erst erheblich später, zur Hallstattzeit, gelangt.

In diesen gleichmäßig vom selben Zentrum ausgehenden Strömungen, die nach und nach ganz Europa überfluteten, haben wir, das leuchtet wohl ein, die Indogermanisierung unseres Erdteils zu erblicken. Mein Buch bemüht sich, den Gang der Entwicklung rein aus den Kultur- und Stilerscheinungen abzulesen. In ihnen findet die alte, auf sprachlicher Grundlage stehende Konstruktion

Dorwort zur dritten Auflage

einer indogermanischen Urheimat in Zentralasien oder Südrußland keinerlei Stütze, ebensowenig wie die Auffassung skandinavischer Archäologen von einem südlichen Ursprung unserer nordischen Kultur. Ich habe mich aber wohl gehütet, die Ergebnisse vorwegzunehmen und etwa gleich in der Steinzeit von Iberern, Germanen, Kelten zu sprechen. In neun Zehnteln des Buches hat allein das archäologische Material das Wort, und erst, wo es in die historische Zeit ausmündet, fallen ihm wie von selbst die Völkernamen zu. Es geht ihm wie einem Forschungsreisenden, der in Zentralafrika oder in Brasilien lange an unbekanntem Wasserläufen dahinzieht und erst, wenn er an ihre Mündung gelangt, erkennt, welchen Flusses Quellen er entdeckt hat.

Das Buch behandelt zum ersten Male die beiden großen Kulturströmungen, die Lebensadern von Alteuropa, gleichwertig nebeneinander; nur aus dem Gegensatz der beiden läßt sich das in der geschichtlichen Zeit Gewordene verstehen. Es geht aber nicht darauf aus, jede Kultur in der ganzen Breite ihrer Erscheinung darzustellen, sondern hält sich an die keimtragenden und stamm-bildenden Elemente; denn Entwicklung will es schildern, nicht Zustand.

Wenn die Hauptgedanken des Buches Anerkennung finden, werden verschiedene Gebiete durch Umstellung ihrer Gesichtspunkte Nutzen daraus ziehen und auch von sich aus wieder der archäologischen Betrachtung helfen können. Möchte alles so sachlich genommen werden wie es, glaub' ich, gewonnen und vorgetragen ist.

Im August 1918

C. Schuchhardt

Dorwort zur dritten Auflage

Die Veränderungen, die seit der 2. Auflage von 1926 nötig waren, liegen weniger in der ersten als in der zweiten Hälfte des Buches. Die Indogermanisierung ließ sich hier in ihren verschiedenen Zügen und Völkern klarer darstellen als früher: für die Germanen, für die Illyrier und die Griechen. Meine These von 1928, daß durch die Einwanderung der Thüringer mit Schnurkeramik und Einzelgräbern der Norden indogermanisiert worden sei, hat weithin Anklang gefunden. Schnur- und Magalithkeramik zusammen haben dann an der Ostsee sich vorgeschoben und die Oder und Weichsel hinaufdringend die Bandkeramik in Ostdeutschland überwunden. Wenn ich in der Bandkeramik die Illyrier sehe wegen ihrer augenfälligen Verwandtschaft mit aller späteren illyrischen Kultur,

VII

so wird auch das hoffentlich bald anerkannt werden. Diese Illyrier haben dann aber stark mitgewirkt bei der ersten Indogermanisierung Griechenlands: ihr Spiralstil herrscht in Mykene, und die Mykenier haben wohl in Folge des starken illyrischen Einschlags sich so rasch in das Altmittelländische eingelebt.

Erst der zweite indogermanische Zug nach Griechenland, die „dorische Wanderung“, hat das eigentlich Nordische dort zur Geltung gebracht, derart, daß wir über manche unserer Verhältnisse uns in Griechenland die deutlichere Auskunft holen können. Denn während wir bei uns nur auf die stummen Denkmäler angewiesen sind, auf ihre Bauart, ihre Verzierung, ihre Beigaben gibt es in Griechenland in der „nordischen Periode“, wie ich sie jetzt genannt habe, schon den Dichter, der die Denkmäler deutet, der die Gefühle der Menschen schildert, die sie geschaffen haben. Manchmal sind das Denkmäler, die dort heute nirgend mehr erhalten sind, weil die Periode, in der sie entstehen konnten, zu kurz war und die großen nachfolgenden Kulturen zu sehr aufgeräumt haben. Aber auch in diesen Fällen erkennen wir unser nordisches Gut und lernen kennen das alte nordische Blut.

So spricht Homer von der Holzversteiften Umwehrung der Burg des Phäakenkönigs und von dem achäischen Schiffslager vor Troja, als ob es eine germanische Volksburg wäre; er läßt das zweigeschossige Floß, das Odysseus sich bei der Kalypso baut, so entstehen, daß uns damit die Schiffszeichnungen auf unsern nordischen Felsbildern erst verständlich werden; er schildert die Bestattung des Patroklos und des Hektor, als wenn es sich um unsre Thüringischen Einzelgräber handelte; er kennt keinen Totenkult am Grabe und führt uns das Jenseits vor als ein Schattenreich, aus dem es keine Rückkehr der Seele an das Sonnenlicht gibt.

Das ist Gewinn genug, um auch für die deutsche Vorgeschichte den gelegentlichen Blick auf das alte Mittelmeer anzuraten.

Am Schluß des Buches konnte auch für die Rassen ein klareres Bild als früher gegeben werden.

Zu danken habe ich wieder Herrn Studienrat Dr. Engelbert Hertel für das Mitlesen der Korrektur und die Anfertigung des Registers, sowie der verehrten Verlagsanstalt für weites Entgegenkommen trotz des niedrigen Verkaufspreises, den das Buch jetzt haben soll.

Berlin-Lichterfelde, 6. Januar 1935.

C. Schuchhardt

Inhalt

	Seite
Einleitung	1
Erstes Buch. Das Paläolithikum	
Klima und Fundplätze	5
Die Periodenfolge	11
Zeitbestimmung	16
Die Menschenrassen	20
Bestattungen	23
Die Kunst	26
Zweites Buch. Übergang zum Neolithikum	
Das Mesolithikum	38
Grundlagen der neolithischen Kulturkreise	45
Der Ursprung der Töpferei	48
Drittes Buch. Westeuropa	
Die Keramik	53
Geräte aus Stein, Ton, Bronze	57
Wohnung: Pfahlbau, Haus, Burg	60
Höhlen- und Kuppelgräber	66
Dolmen	73
Der Menhir	76
Die Steinalleen in der Bretagne	78
Stonehenge	82
Viertes Buch. Das alte Mittelmeer vorindogermanisch	
Der Grabbau	89
Haus und Palast	92
Die Maltabauten	98
Der Säulenkult	101
Menschliche Figuren	104
Die Keramik	107
Die Ornamentik	113
Fünftes Buch. Ägypten und Etrurien	
Die Ägypter	120
Die Etrusker	125
b. Schuchardt, Alturopa. 3. Aufl.	IX

Inhalt

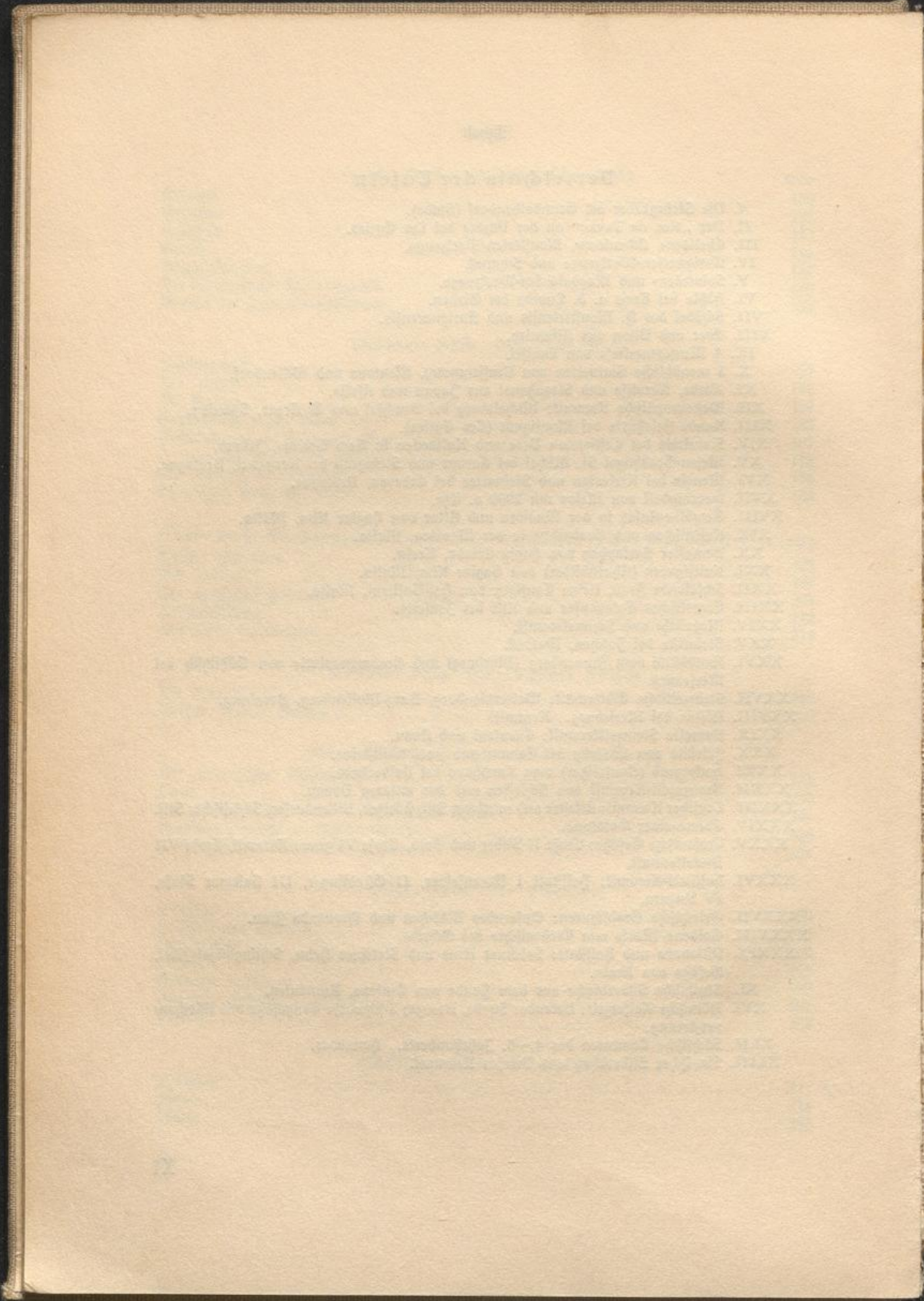
Sechstes Buch. Der nordische Kreis		Seite
Anfänge		135
Grabbau		137
Hausbau		142
Geräte		145
Megalithkeramik		147
Die Thüringische Schnurkeramik		150
Beginn der Indogermanisierung		154
Siebentes Buch. Der Donaufreis		
Bandkeramik		157
Die Häuser		161
Die Gräber		162
Ausbreitung gegen Osten		163
Mischkulturen an Elbe und Oder		167
Der nordische Zug zum Balkan		170
Die bemalte Balkankeramik		176
Thessalien, Anau und Susa		186
Achstes Buch. Die Bronzezeit (etwa 1800—800 v. Chr.) in Nord- und Mitteleuropa		
Kupfer und Zinn		194
Der Norden		197
Die nordischen Felsbilder		207
Süddeutschland		211
Der Osten bis Ungarn		214
Neuntes Buch. Die Lausitzer Kultur		
Die Keramik		219
Gräber, Metall, Burgen		222
Zehntes Buch. Griechenland nebst Troja		
Die „pelasgische“ Unterschicht		233
Troja		237
Die griechische Heldenzeit — Mykenische Kultur		248
Nordische Periode — Dipsylon-Kultur		266
Wiederaufleben des Mittelländischen		274
Elfte Buch. Die Eisenzeit		
Kaukasus		280
Hallstatt und Illyrien		284
Der Norden		290
Latène		293
Römische Kaiserzeit		299
Goten — Franken — Wikingen		301
Slaven		307
Zwölftes Buch. Gesamtbild		
Kulturen		311
Rassen		314
Völker		320

X

Inhalt

Verzeichnis der Tafeln

- I. Die Steingräber bei Grundoldendorf (Stade).
- II. Der „Roc de Tayac“ an der Vézère bei Les Eyzies.
- III. Chelléen-, Acheuléen-, Mousterien-Werkzeuge.
- IV. Aurignacien-Werkzeuge und Schmuck.
- V. Solutréen- und Magdalénien-Werkzeuge.
- VI. Höhle bei Treis a. d. Lumda bei Gießen.
- VII. Schädel des h. Mousteriensis und Aurignacensis.
- VIII. Eber und Bison aus Altamira.
- IX. 4 Menschenreliefs von Laussel.
- X. 3 menschliche Statuetten von Brassempouy, Mentone und Willendorf.
- XI. Körbe, Kürbisse und Straußenei aus Japan und Afrika.
- XII. Westeuropäische Keramik: Michelsberg bei Bruchsal und El Argar, Spanien.
- XIII. Runde Felshöhle bei Montignac (Les Eyzies).
- XIV. Steinkreis bei Castletown Bere und Kultbecken in New Grange, Irland.
- XV. Riesen-Grabhügel St. Michel bei Carnac und Steingrab bei Keryaval, Bretagne.
- XVI. Menhir bei Kerleskan und Steinallee bei Erdeven, Bretagne.
- XVII. Hausmodell von Melos um 2000 v. Chr.
- XVIII. Gewölbe-Ansatz in der Mnaidra und Altar von Hagiar Kim, Malta.
- XIX. Kultnischen und Grabnische in der Mnaidra, Malta.
- XX. Bemalter Sarkophag von Hagia Triada, Kreta.
- XXI. Kultfiguren (Ahnenbilder) von Hagiar Kim, Malta.
- XXII. Schlafende Frau, kleine Figur von Hal Saflieni, Malta.
- XXIII. Etruskisches Totenopfer und Ritt ins Jenseits.
- XXIV. Megalith- und Schnurkeramik.
- XXV. Steinkiste bei Züschen, Waldeck.
- XXVI. Rundhütte vom Frauenberg (Marburg) und Grabwandplatte von Göhlitzsch bei Merseburg.
- XXVII. Steinzeitliche Elbkeramik: Walternienburg, Burg-Molkenberg, Bernburg.
- XXVIII. Rössen bei Merseburg. Keramik.
- XXIX. Bemalte Steinzeitkeramik: Cucuteni und Anau.
- XXX. Felsbild von Litsleby bei Tanum und zwei Kiviksteine.
- XXXI. Höckergrab (Aunjetitzer) vom Landhaus bei Halberstadt.
- XXXII. Bronzezeit-Keramik von Schlesien und der unteren Donau.
- XXXIII. Lausitzer Keramik: Ältester und mittlerer Stil, Görißer, Billendorfer, Schlesijscher Stil.
- XXXIV. Eberswalder Goldfund.
- XXXV. Trojanische Gefäße: Troja II Silber und Gold, Troja VI graue Keramik, Troja VII Buckelkeramik.
- XXXVI. Hallstatt-Keramik: Hallstatt I Urnensfelder, II Gündlinger, III Salemer Stufe, IV Ungarn.
- XXXVII. Griechische Grabfiguren: Opferndes Mädchen und thronende Frau.
- XXXVIII. Goldene Maske von Trebenischtze bei Ohrida.
- XXXIX. Villanova und Hallstatt: Seddiner Urne und Stettiner Helm, Schlingbügel-Sibel, Gefäße von Krain.
- XL. Skythische Silberbleche aus dem Funde von Craiova, Rumänien.
- XVI. Römische Kaiserzeit: Betender Suebe, Bronze; 3 schwarze Tongefäße mit Mädchenverzierung.
- XLII. Sächsishe Tonurnen des 4.—5. Jahrhunderts. Hannover.
- XLIII. Slavischer Silberschatz aus Driesen Neumark.



Einleitung

Die Vorgeschichte arbeitet mit ganz anderem Material und anderen Mitteln als die Geschichte. Sie beschäftigt sich mit den Zeiten, die noch keine schriftliche Überlieferung haben, und muß deshalb versuchen, die scheinbar stummen Denkmäler, die Bodenfunde, zum Reden zu bringen. Dazu gehört nicht bloß Verstand, sondern auch Auge.

Manche Rückschlüsse aus der Überlieferung lassen sich freilich auch für jene frühen Perioden machen. Berg- und Fluß- und Ländernamen, die sich aus ihnen erhalten haben, decken Beziehungen auf, über die die Überlieferung an sich schweigt. Wenn die Nachbarinsel von Ithaka bei Homer Same heißt und weit östlich an der kleinasiatischen Küste eine Insel Samos liegt und nördlich am Thrakischen Gestade ein Samothrake, so läßt diese Gleichnamigkeit eine alte Volksverwandtschaft von der Adria bis nach der östlichen und nördlichen Ägäis hin erkennen. Und wenn gar das alte und das heutige Deutsch mit dem Lateinischen und Griechischen, mit dem Slavischen und Thrakischen und sogar dem entfernten Persischen und Indischen (Sanskrit) die gleiche sprachliche Grundlage hat, während andere alte Sprachen wie das Baskisch-Iberische, das Etruskische, das Kretische fremd und unverständlich bei Seite stehen, so zeigt sich auch darin ganz sicher alter Zusammenhang und alte Trennung.

In der Zeit des Aufblühens der vergleichenden Sprachforschung vor hundert Jahren ist man jenem Zusammenhange eifrig nachgegangen und hat sich auch ein Bild zu machen gesucht, wie er entstanden sei.

Das imposante Alter der vedischen Hymnen, die mehrere hundert Jahre vor Homer liegen und über tausend Jahre vor unseren ersten germanischen Texten, sprach für den Ausgangspunkt im fernen Osten, und hinzu kam wohl, bewußt oder unbewußt, die Kindheitserinnerung an den babylonischen Turm und das Paradies im indischen Vierstromlande. So nahm man die Urheimat dieser sprachverwandten Völker in Zentralasien an; von da sollten sie in Etappen auf schmalen Wege nach Europa gewandert sein, erst die Griechen und Italiker, dann die Kelten und Germanen, schließlich die Thraker und die Slaven. Und man nannte sie insgesamt die Indogermanen, weil ihr Zusammenhang von Indien bis Germanien reichte.

Diese Theorie der Sprachforscher hat das ganze 19. Jahrhundert beherrscht und ist auch heute noch nicht völlig überwunden. Inzwischen ist aber ein ganz

1 Schuchardt, *Altenropa*. 3. Aufl.

neues Gebiet hinzugekommen, um uns über solch alte Zusammenhänge Aufschluß zu geben: das sind die archäologischen Ausgrabungen. In Dänemark und Norddeutschland hat der erste Zweifel an der Einwanderung der Germanen aus einer fernen Urheimat sich geregt, als aus den ältesten Gräbern des Landes, den großen Steingräbern des 3. Jahrtausends v. Chr., immer schon dieselben hohen Langschädel auftraten, wie die Leute sie dort heute noch auf ihren Hälsen tragen. Und auch die Kulturentwicklung ist nach den Etappen der steinzeitlichen Landnahme eine so regelrechte, ohne Sprung und ohne Lücke, daß kein Punkt zu erspähen ist, der etwa einen Wechsel der Bevölkerung verriete. Allmählich ist die Spatenforschung in ganz Europa zu einer tiefgreifenden Wissenschaft geworden. Das in Italien, Griechenland und dem Norden Begonnene ist längst in Frankreich, England, Spanien fortgesetzt worden, ebenso in Mitteleuropa, an der Donau entlang, in den Balkanländern und im Kaukasus; ja auch in Vorderasien sind einige wichtige Stichproben gemacht. Es tritt uns damit in all diesen Ländern die Kultur der Menschen mit ihrem Haus- und Grabbau, ihrem Gerät und Schmuck, in den Gräbern oft auch ihre körperliche Beschaffenheit bis in die frühe Zeit von 2000 und 2500 v. Chr. hinauf in vollem Bilde entgegen. Das gibt uns für die alten Völkerbewegungen ein Erkenntnismittel von viel höherer Zuverlässigkeit in die Hand, als es die Sprachen sein können. Denn in den Bodenfunden liegen die verschiedenen Zeitschichten klar übereinander, wir können sehen, wann eine Bewegung in dieser oder jener Richtung sich abgespielt hat und wie weit sie über die Länder gegangen ist. Zuweilen wird es nur eine Kulturwanderung sein, wenn etwa ein einzelnes Ausstattungsstück, wie ein Helm oder ein Schwert oder eine goldene Schale sich weithin verbreitet, — dann hat der Handel ein solches Stück in Mode gebracht und bei ruhigen sesshaften Völkern ausgestreut. Wenn aber das ganze Inventar eines Volkslebens sich auf die Wanderschaft begibt: Haus- und Grabbau, die Idole, die Tongefäße mit ihren Verzierungen, die Waffen und Schmucksachen und durch Länder ziehen, in denen dies alles bisher ganz anders war, — dann haben wir nicht eine einfache Kultur-, sondern eine Volkswanderung vor uns. Es kann vorkommen, daß für solche archäologische Beobachtungen hinterher noch ein richtiger historischer Beweis auftritt. So hatte sich seit Schliemanns Grabungen in Mykene (1876) der eigenartige Stil der dortigen Altertümer, besonders der Keramik, im ganzen Inselmeere bis an die Küste von Kleinasien und besonders stark nach Rhodos und Kypern hin verfolgen lassen, so daß man daraus schon ein Achäerreich oder einen Achäerbund, wie er bei Homer sich spiegelt, erschließen konnte, — und jetzt sprechen die Bogasköi-Tafeln in der Tat von diesen Achäern, die unter ihren Großkönigen — darunter einmal Atarissias (Atreus) — nach Karien vorstoßen und sich vom Hettiterkönig Pamphylien zu Lehn geben lassen, um von da aus Kypern zu kolonisieren. Und 2000 Jahre später sehen wir in Ostdeutschland plötzlich eine ganz fremde Kultur erscheinen, die nach den Balkanländern zurückweist: es sind die Slaven, die damit auftreten und die wir nun nach

ihrer greifbaren Hinterlassenschaft viel genauer verfolgen können als die sehr dürftigen historischen Quellen es gestatten.

Man darf also der Archäologie nicht das Recht absprechen, aus Kulturbeobachtungen politische und historische Schlüsse zu ziehen, Schlüsse auf Volksgemeinschaft und Volksbewegung.

Sehr erwünscht ist es natürlich, zu einem Kulturinventar auch die Körperbeschaffenheit seiner Inhaber kennen zu lernen. Aber man soll sich von diesem Moment nicht zu viel erhoffen, denn selten wird sich für eine geschlossene Kultur auch ein geschlossener Menschentypus ergeben. Läßt sich für einen solchen einmal die Urheimat erkennen, wie für die extremen Langköpfe Thüringen, für die rundköpfige „alpine Rasse“ die Alpen, so wird man dort noch lange Zeit, vielleicht bis heute ihre Spuren finden können, auch wenn inzwischen andere sich dazwischen geschoben und vielleicht sogar die Herrschaft ergriffen haben. Splintern sich aber von einer solchen Menschenart Teile ab und begeben sich auf die Wanderschaft, um neue Siedlungsgebiete zu suchen, so werden sich, je weiter sie kommen, um so mehr andere Elemente ihnen anschließen, und wo sie sich schließlich niederlassen, wird ein vielstämmiges Gemisch ankommen, in dem die ersten im besten Falle noch die Führung haben. Die nach eigenem Willen und durch gemeinsames Schicksal zusammengeschlossene Gemeinschaft wird aber je länger je mehr zu einer einheitlichen Kultur und einheitlichen Sprache gelangen, und hieran wird man sie am besten erkennen und ihren Weg verfolgen können.

Unter diesem Gesichtspunkte ergibt sich nun, daß die indogermanische Sprachgemeinschaft keineswegs durch eine Bewegung von Indien nach Germanien, sondern umgekehrt durch eine solche von Germanien nach Indien zustande gekommen ist. In einer ganz bestimmten Periode, nämlich gegen Ende der Steinzeit um 2500 v. Chr., beginnt nach heftigen Hin- und Herbewegungen in Deutschland selbst eine Abwanderung in drei Strömungen gegen Osten und Südosten: im Norden der Megalith- und Schnurkeramischen Kultur durch Polen, Galizien nach Südrußland, im Süden der handkeramischen die Donau hinunter und ebenda bald hinterher der pfahlbaukeramischen. Ungarn ist ein Durchzugsland, in dem verschiedene Stile sich mischen, ohne zu klaren Neubildungen zu gelangen. Im Donau-Balkangebiet aber stauen sich die Ströme für längere Zeit, schaffen den ziemlich einheitlichen Charakter der bemalten Keramik und gehen dann der eine nach Griechenland hinein, der andere am Kaspischen Meere vorbei nach Nord- und Südpersien. Von einer Bewegung in entgegengesetzter Richtung ist nichts zu bemerken.

Bei der Ausbreitung der nord- und mitteleuropäischen Kultur gegen Osten wird das erobernde Herrenvolk sich nur dünn über die weiten längst besiedelten Gebiete gelegt haben — etwa wie Alexander der Große mit einem kleinen Eliteheer, mit ein paar tausend Offizieren und Geheimräten das riesige Perserreich beherrscht und verwaltet hat. Wie verkehrt wäre es also, etwa die Spur der indo-

germanischen Wanderung nach dem Leitfossil nordischer Schädel absuchen zu wollen! Nach der Kultur, die das Volk in breitem Strome hinterlassen hat, geht es aber sehr wohl.

Je weiter wir in der Zeit zurückgehen ins graue Altertum, je spärlicher wird das anthropologische Material, das sprachliche versagt ganz, die Herrschaft übernimmt völlig das archäologische. Deshalb ist in diesem Buche wenig von den beiden Nachbargebieten die Rede, wir halten uns an die Kulturhinterlassenschaft der verschiedenen Zeiten und betrachten sie, so oft sich geschlossene Kreise ergeben, als die Ausprägung von Völkern und Staaten, deren Wirksamkeit für die Mitwelt und die Nachwelt sich dann vielfach wird erkennen lassen. Denn die Einwirkung der einen auf die anderen, die Entwicklung auf den Hauptlinien, die zu großen blühenden Kulturgebilden geführt haben und nun im plötzlichen Licht der Geschichte uns mit wohlbekannt Namen wie Germanen, Kelten, Griechen überraschen, sie sind es, die das Knochengerüst einer wirklichen Vorgeschichte bilden. Der bescheidenen, hilflosen Auffassung, daß Vorgeschichte nur die „Aufeinanderfolge von Kulturercheinungen“ sei, huldigen wir nicht. Wie die Geschichte, so soll auch die Vorgeschichte sich um die Entwicklung des einen aus dem andern bemühen, soll in den hunderterlei „Typen“ der einzelnen Kreise den wegweisenden Trieb zu erkennen suchen und letzten Endes ein Bild der großen schaffenden Kräfte und ihres Erfolges darstellen. Es wird sich dann zeigen, daß die europäische Vorgeschichte eine ganz aktuelle Bedeutung hat, daß sie uns die Grundlage bietet zur Beurteilung der ganzen spätern Völkerverteilung und Völkercharaktere bis heute hin.

Erstes Buch

Das Paläolithikum

Klima und Fundplätze

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Kann es auf Zehntausende oder auf Hunderttausende oder gar auf Millionen Jahre zurückblicken?

Für die Antwort muß man sich klar sein, was unter „Mensch“ verstanden werden soll, welche leibliche Gestalt und welche Betätigung im Unterschied gegen die Verhältnisse des voraufliegenden Tierreiches. Das einfachste Kennzeichen der ältesten uns zugänglichen Menschenformen ist das Fehlen der Reißzähne: die menschlichen Eckzähne liegen schon in der gleichen Ebene mit den Schneide- und Backenzähnen. Die Betätigung des Menschen aber verrät sich am ersten in der Herstellung von Werkzeugen und im Gebrauch des Feuers. Von den Werkzeugen sind natürlich nur die steinernen übrig, vom Feuer die Holzfohle.

Die körperlichen Reste des Menschen reichen bisher nur bis in die Mitte der Eiszeiten zurück, die primitivsten Werkzeuge dagegen, die sogenannten Colithen (Steine der Morgenröte), sind, wie namhafte Forscher, die zugleich die Finder waren, versichern, bis in die Schichten der späten Tertiärzeit zu verfolgen. Damit ergeben sich außerordentliche Zeiträume und eigenartige Klima- und Bodenverhältnisse für den ältesten Menschen.

Das Tertiär war eine üppige Wärmeperiode mit Palmen, Laubwäldern und riesigen Säugetieren, in der die Gebirge und Meere im wesentlichen ihre heutige Gestalt gewonnen haben. Max Verworn, der Physiologe, und Robert Bonnet, der Anatom, haben in Frankreich, besonders im Cantal, zahlreiche Colithen aus dem Spättertiär, dem Pliozän, entnommen, und der Widerspruch, der sich gegen ihre Auffassung als menschliche Werkzeuge zunächst erhob, ist heute recht kleinlaut geworden¹⁾. Verworn war nach Frankreich gegangen, weil er dem Gerede vom hohen Alter des Menschengeschlechts nicht glaubte und durch eigene Grabung den Gegenbeweis erbringen wollte, und — er kam vollständig bekehrt zurück, es war aus dem Saulus ein Paulus geworden. Die Colithen sind Steine, die man in der Natur zu Werkzeugen ausgesucht hatte, je nachdem sie an sich schon

¹⁾ H. Obermaier zuerst in „Der Mensch der Vorzeit“, jetzt (1925) in Eberts Reallexikon unter „Colithen“.

eine brauchbare Schneide oder eine Kratzfläche oder eine Bohrspitze boten, welchen Stellen man dann nur wenig nachzuhelfen brauchte. Auffallend oft kehrt dabei eine künstlich hergestellte konkave Kratzfläche wieder, mit der man wohl Knochen



Abb. 1. Colithen aus dem Cozän von Belle Assise C. Clermont (Oise).
Nach Breuil. $\frac{3}{4}$.

oder Stäbe abschaben wollte (Abb. 1). Diese erste Absichtsform ist einer der besten Beweise für den auf den Plan getretenen Menschenwillen.

Gegenüber diesem ersten nur angedeuteten Auftreten des Menschen zeigt ihn die folgende große Erdperiode, das quartäre Diluvium, die Eiszeit, schon in reicher Entwicklung und Betätigung in einer Umwelt, die durch starke Klimaschwankungen wiederholtem Wechsel unterworfen war.

Die Eiszeit ist, wie wir heute längst wissen, nicht eine einheitliche Kältezeit gewesen, sondern sie hat verschiedene Kältehöhepunkte mit dazwischenliegenden Wärmeperioden gehabt. Am klarsten ist diese Gliederung bisher am Nordfuße der Alpen erkannt worden. Dort haben Penck und Brückner vier Kälteperioden festgestellt und sie nach den Flüssen, an denen die einzelnen sich besonders deutlich aussprechen, Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit genannt. An den Bergeshängen läßt sich am besten beobachten, wie weit etwa eine erste Eiszeit mit ihrem Gletscherschutt ins Tal vorgerückt war, wie dann eine zweite sich im oberen Teil über sie gelegt hat, eine dritte über beide hinausgeschritten und eine vierte wieder beträchtlich zurückgeblieben ist.

Auch in der norddeutschen Tiefebene lassen sich die Spuren mehrerer Kälteperioden unterscheiden. Die südschwedischen Gletscher haben ihren Fuß bis hierher erstreckt und sowohl auf ihrem Grunde durch die beständig wirkende Schiebung ein breiiges Material, den Geschiebemergel, als „Grundmoräne“ erzeugt, wie

auch an ihrem Rande den aus ihrem oberen Teil herabgleitenden Schutt als „Endmoräne“ aufgehäuft. Vielfach hat man den Ursprungsort der so abgelagerten Gesteine bestimmt und ist immer auf die Gegend gekommen, die nördlich etwa durch die Linie Oslo—Stockholm begrenzt wird¹⁾. Hier müssen also die Spitzen der Eisberge gewesen sein, und in großem Bogen stand ihr Fuß von Jütland über Hamburg, Berlin bis Warschau oder zu anderer Zeit weiter vorgeschoben bis Leipzig oder weiter zurückgezogen am Rande der heutigen Ostsee. In langen geschwungenen Zügen sind in diesem Gebiete die Endmoränen ihre 100, 200, ja bis 300 m hoch noch heute erhalten, und an ihrer alten Außenseite ziehen sich die breiten Rinnen entlang, in denen das Schmelzwasser sich sammelte und gemäß der allgemeinen Senkung des norddeutschen Bodens nach Nordwesten abfloß. Von diesen „Urstromtälern“ zieht das markanteste und bekannteste von Warschau die Weichsel hinunter bis Thorn, folgt dann der Neße und Warthe bis Küstrin, von hier der Oder bis Oderberg, weiter der Finow über Eberswalde und dem Havelluch bis Havelberg, schließlich der Elbe bis an die Nordsee. Dies selbe Urstromtal geht aber von der Weichsel gegen Nordosten weiter und erklärt die Gestaltung der Flußgebiete, die uns im letzten Kriege so vertraut geworden sind: es zieht von Nowo Georgiewsk den Bug und Narew hinauf, verfolgt von Grodno nach Kowno den Njemen und hat sein letztes Stück in den Peipusseen.

Auf den Linien, die sich so stark abzeichnen, muß der Gletscherfuß längere Zeit gestanden haben. Als er nach Norden zurückschmolz, haben sich Rinnsale gebildet, die in nord-südlicher Richtung in die alten Urstromtäler führen, wie die Drage, Küddow, Brahe, Drewenz, Wkra, und als die Entfernung zwischen altem und neuem Gletscherfuß noch größer wurde, hat das Wasser des Urstromtals hier und da eines der Rinnsale benutzt, um direkt zur Ostsee durchzubrechen. So ist die selbständige Oder bei Oderberg, die Weichsel bei Bromberg, der Njemen bei Kowno entstanden.

Das ganze norddeutsche Flachland mit seinen Erhebungen und seinen Flußläufen hat, wie man sieht, durch die Naturtätigkeit der Eiszeiten sein heutiges Gesicht erhalten. Diese Tätigkeit muß eine gewaltige gewesen sein. Der baltische Höhenrücken mit hausgroßen Blöcken in sich als einfache Endmoräne schwedischer Gletscher, die Verschwemmung riesiger Sandmassen, 20, 30 und noch mehr Meter dick weit in die Ebene hinein, schließlich die mehrere Kilometer breiten Urstromtäler müssen durch viel größere Kräfte, als wir sie heute kennen — und wenn wir sie noch so lange in Wirksamkeit dächten —, gebildet sein. Es muß ein viel stärkerer Wechsel zwischen Kalt und Warm stattgefunden haben, so daß rasch massige Schmelzwasser niedergingen, die Berge von Geröll mit sich nahmen und Riesenfurchen bei ihrem Abfluß rissen. Da dies Spiel sich aber in jeder neuen Eiszeit auf derselben Ebene wiederholt hat, sind die Spuren der früheren von den späteren

¹⁾ Gesteinsproben gesammelt im Museum zu Altona.

ziemlich gründlich zerstört worden. Von den klaren vier Eiszeiten der Alpen haben sich in Norddeutschland bisher mit Mühe die letzten drei erkennen lassen. Die erste liegt anscheinend so tief verschüttet, daß man sie noch nicht sicher fassen konnte.

Das weitaus größte der vereisten Gebiete ist das nordische gewesen. Es hat ganz Skandinavien und Norddeutschland nebst dem größten Teile von Großbritannien und Rußland umfaßt. Seine Südgrenze verläuft etwa von London über den Harz und das Riesengebirge nach Lemberg. Als zweites Gebiet folgen die Alpen. Alle übrigen Vereisungen bilden daneben nur kleine Flecke, so im Westen Vogesen und Cantal, Pyrenäen, Sierra Morena und Sierra Nevada, im Osten Teile der Karpathen, das Rhodope-Gebirge und der Kaukasus. Frei vom Eise war also das südliche England etwa von der Themse ab, fast ganz Frankreich und Spanien, Italien, die Balkanhalbinsel nebst Ungarn, Galizien und Südrußland. In Mitteleuropa engt sich die eisfreie Zone auf das Rhein- und Donaugebiet nebst Thüringen und Böhmen zusammen (Abb. 2).

Zeigen sich die Klimaschwankungen innerhalb der Eiszeit durch die verschiedene Art und die verschiedene Ausdehnung der Ablagerungen deutlich an, so werden sie uns noch lebendiger durch die Reste von Flora und Fauna, die sich in den Ablagerungen eingebettet finden. Und naturgemäß hat sich der Charakter der kälteren Perioden schärfer ausgeprägt in dem von zwei Seiten her gefühlten Mitteldeutschland, der der wärmeren mehr in den weiten, immer eisfrei gebliebenen Westländern. Der Kältehochstand hat eine Tundralandschaft erzeugt mit Zwergbirke, Wollweide, Rosmarinheide, Riedgras, Renntierflechte, Wassermoos. Beim Übergang in eine Wärmeperiode wandelt sich die Tundra anscheinend zur Steppe, in der hohe Fichten oder Föhren wachsen. Die volle Wärme bringt einen Waldcharakter mit grauer Weide, Silberpappel, Hasel, Esche, Efeu, aber auch den südlicheren Bäumen wie Feige, Buchsbaum, Lorbeer¹⁾, kurz ein dalmatisches Klima mit 15—16° Durchschnittstemperatur statt unserer heutigen 11°. Eine besonders ergiebige Fundstelle für die interglaziale Flora ist die Höttinger Breccie bei Innsbruck; dort herrscht die Pontische Alpenrose, die heute nur in Südspanien und am Kaukasus vorkommt, und daneben der Buchsbaum. Ein gutes Bild geben auch die Einschlüsse der Tuffe bei Weimar, die die Blätter bieten von Eichen, Buchen, Pappeln, Linden, Weiden und Schilf.

Die Fauna der Kälteperiode wird charakterisiert durch den Lemming — eine Wühlmaus, die Wärme haßt —, den Eisfuchs, das Renntier, den Moschusochsen, das ist die Tierwelt der heutigen Zirkumpolarregion. Dazu kommt das Mammut (*Elephas primigenius*) und das sibirische wollhaarige Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*). Die Übergangszeit der Steppe hat Pferdespringer, Ziesel, Saiga-Antilope, Wildpferd, also Tiere, die weite Strecken rasch durchmessen können; daneben die

¹⁾ So bei La Celle sous Morel a. d. Seine.

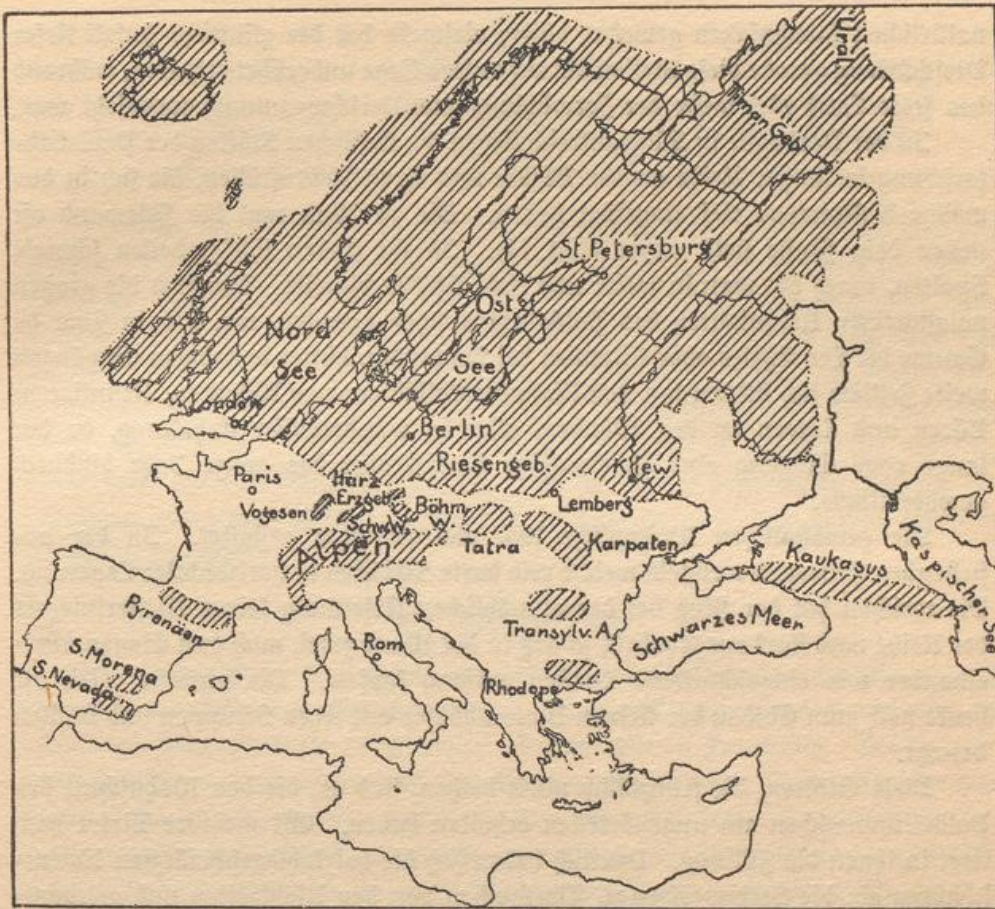


Abb. 2. Die Eiszeit in Europa. Nach Wahnschaffe

in verschiedenen Breiten akklimatisierten: Höhlenbär, Höhlenlöwe, Edelhirsch, Riesenhirsch, Urstier (*Bos primigenius*).

In der warmen Zwischenzeit haben die führende Rolle die afrikanischen Dickhäuter: der Urelfant (*Elephas antiquus*), *Rhinoceros Merdii* und das Flusspferd (*Hippopotamus major*), Tiere des feuchten Waldes. Affen kommen nur in Südfrankreich und Spanien vor.

Die Spuren des Menschen finden sich sowohl in den kalten wie in den warmen Perioden des Diluviums. Sie bestehen hauptsächlich in Feuersteinwerkzeugen, die oft noch am Wohnplätze lagern, oft weithin verschwemmt sind; an den Wohnplätzen sind häufig die Felswände mit Tier- und Menschenfiguren verziert, und in günstigen Fällen haben sich menschliche Knochen, sei es verstreut, sei es als wohlerhaltene Bestattungen, gefunden. Am reichsten ist dies alles zutage getreten in den Höhlen und Grotten (abris) der Kalksteingebiete von Südfrankreich und Spanien; nicht als ob man im Paläolithikum ausschließlich an solchen

natürlichen Schutzplätzen gewohnt hätte; vielmehr hat der glückliche Zufall tiefer Verschüttung gerade diese Stellen bis auf unsere Tage unberührt erhalten, während das freie Land viel mehr der Zerwühlung und Verschwemmung ausgesetzt war.

In der Dordogne in Südfrankreich liegen die klassischen Stätten der Paläolithforschung in langer Reihe an der Dézère und ihren Nebenflüssen, die sich in das weiche Kalkplateau tief eingesägt haben. Bis zu 70 m ragt die Felswand oft neben dem Flusse steil empor (Taf. II). In ihr finden sich zuweilen schmale Spalten, durch die man in weite und tiefe Höhlen eintritt. Das sind die großen palastartigen Wohnstätten des Paläolithmenschen gewesen, wo, wie in Font de Gaume bei Les Eyzies oder Altamira bei Santander, hinter den engen Eingängen weite Festsäle sich öffnen mit den Monumentalbildern von Wisenten, Renntieren, Bären und Löwen an den Wänden, alles in wundervoller Erhaltung, da der lange enge Eingang eine gleichmäßige Temperatur das ganze Jahr hindurch gewährleistete.

Die gewöhnlichen Wohnplätze sind viel einfacher gestaltet. In der anstehenden Felswand wechseln weiche und harte Schichten in horizontaler Lagerung. Die weichen hat der Fluß bei der allmählichen Absenkung seines Wasserspiegels der Reihe nach stark ausgehobelt, so daß in der Wand zwei, auch drei Etagen übereinander wie eingeschnittene Lauben entlang laufen. Die unterste wird oft heute noch zum Einbau der kleinen Bauernhäuser mit ihren Schuppen und Ställen benutzt.

Diese Grotten, die französisch abris heißen, sind es, die den Wohnschutt des Paläolithmenschen am ungestörtesten erhalten haben. Oft mehrere Meter hoch liegt in ihnen die Füllung. Deutlich heben sich die holzkohlegefärbten Kulturschichten ab, die Steinwerkzeuge, Tierknochen von den Mahlzeiten und gelegentlich noch wohlgebaute Feuerherde enthalten. Auf eine solche Kulturschicht folgt oft eine sogenannte sterile Schicht. In der Grotte begann die Felsdecke abzubröckeln, größere und kleinere Stücke fielen herab; die Menschen flohen und allerhand Tiere zogen ein. Das lesen wir aus diesen Zwischenschichten. Holzkohle und Werkzeuge fehlen, wilde Steinbrocken liegen durcheinander und zwischen ihnen Knochen von Raubtieren, wie Höhlenlöwe, Höhlenhyäne und Höhlenbär, die mit menschlicher Wohnung und Nahrung nichts zu tun haben. Dann kann aber eine neue Kulturschicht folgen. Der Mensch ist zurückgekehrt und hat nun wieder lange in der Höhle gehaust. Die Werkzeuge, die er in dieser neueren Zeit gebraucht, die Tiere, die er jetzt gegessen hat, wird man begierig mit denen der früheren vergleichen, ob sie nicht einen Fortschritt im Handwerk, einen Wechsel im Klima anzeigen.

So können an einem Wohnplätze eine ganze Reihe von Kulturschichten übereinander gelagert sein, und gerade, wenn sie durch sterile Schichten getrennt sind, wird die zeitliche Abfolge um so klarer, es haben dann nicht die Reste der verschiedenen Wohnperioden sich durcheinander geschoben.

Die Periodenfolge



Abb. 3. Zeltzeichnungen an Höhlenwänden. Nach Obermaier.

Die Abris scheinen nicht die einzigen Wohnstätten der Paläolithiker gewesen zu sein. Sie müssen vielmehr im Spätpaläolithikum auch gelegentlich im Freien sich Hütten oder Zelte errichtet haben. Gefunden sind solche zwar noch nicht, aber in verschiedenen Höhlen sind sie an die Wand gezeichnet als zeltartige Gebilde mit einem Mittelpfeiler. Die Überdachung steigt entweder gleich vom Boden aus schräg an oder sie hebt sich erst ziemlich steil als Wand empor und knickt dann zum Dache um (Abb. 3). Da die Darstellung immer in dieser gleichen Art auftritt, ist sie wohl als der Durchschnitt durch eine Rundhütte aufzufassen. Wäre ein Langhaus, etwa ein rechteckiges, gemeint, so wäre es wohl auch einmal von der Langseite gezeichnet.

Die Periodenfolge

Die paläolithische Kultur hat am üppigsten in Westeuropa geblüht und ist dort auch am frühesten erforscht worden. Daher können wir nirgends eine so reich- und feingegliederte Stufenfolge erkennen wie in Frankreich. Die Gliederung beruht im wesentlichen auf den Werkzeugen, die aus Stein und Knochen gebildet sich erhalten haben, während, was die primitiven Menschen sonst besaßen, aus Holz, Leder, Strohgeflecht, vergangen ist. Aber sie wird unterstützt durch die Tierknochen, die mit dem Wechsel der Fauna auch einen Wechsel des Klimas anzeigen, einen Hauptregulator menschlicher Lebensweise.

Im großen unterscheiden wir ein Altpaläolithikum und ein Jungpaläolithikum, und diese Unterscheidung gilt für ganz Europa, während die französische Ginesse von je drei Unterabteilungen jener Hauptperioden von dem übrigen Kontinent nirgend ganz erreicht wird. Im Altpaläolithikum herrscht fast bis zum Ende ein warmes Klima, im Jungpaläolithikum durchweg ein kaltes. Dieser grundlegende Gegensatz bestimmt gewiß vieles andere. Das Altpaläolithikum hat als Leitform der Werkzeuge einen Stein von der Gestalt und Größe der menschlichen Hand. Es sieht aus, als ob man die Hand, das natürliche Universalwerkzeug des Menschen, in den leistungsfähigeren Stein habe übersetzen wollen, ausgerüstet mit Stoßspitze und Längsschneide oder auch Kraßkante. Dieser „Saufsteil“, der aber geschäftet ein tüchtiges Beil oder eine Hacke abgibt, ist im ganzen Jungpaläolithikum nicht mehr vorhanden. An seine Stelle sind als Leitformen große kräftige Messer getreten. Die Wärme der älteren Periode hatte einen Waldwuchs hervorgerufen, zu dessen Bändigung das Beil wohl nötig war, für die Steppe der neuen Zeit taugte das Messer. Im Altpaläolithikum gibt es

auch nur Steingeräte, im Jungpaläolithikum ist viel aus Knochen gearbeitet, besonders feine Pflriemen und Nähadeln, die auf Herstellung von Bekleidung deuten, einer Neubeschaffung, die die zunehmende Kühle anriet. Erst in dieser Zeit tritt nun auch allerhand Zierwerk an den Geräten auf — an den Knochengeräten ist es leicht anzubringen, der Feuerstein erlaubte es nicht — und an den Höhlenwänden entfaltet sich ein reicher künstlerischer Schmuck von Tier- und Menschendarstellungen. Diese neue Welt des Jungpaläolithikums ist ganz erst zu verstehen durch den Blick auf die körperlichen Reste des Menschen von vorher und jetzt. Eine neue Rasse ist mit dem Jungpaläolithikum zur Herrschaft gekommen, an die Stelle des Neandertalers, der die alte Zeit repräsentierte, ist der Aurignac-Mensch getreten.

Für die Periodenfolge des ganzen Paläolithikums wird die Entwicklung in Frankreich wohl immer oder doch noch lange das beste Bild geben. Auch in den Ländern, wo französische Perioden übersprungen oder durch andere Formen gefüllt sind, wird man auf die dortigen Stufen zu blicken haben, um sich zeitlich zu vergewissern, abgesehen davon, daß leise Verwandtschafts- oder Freundschaftsfäden auch über weite Landstrecken hinweg eine Verbindung aufrechtzuerhalten pflegen. Die französischen Perioden, drei für das Alt-, drei für das Jungpaläolithikum, werden nach den Fundorten benannt, an denen ihre Merkmale zuerst voll in die Erscheinung getreten sind. Das Altpaläolithikum bilden Chelléen, Acheuléen, Moustérien; das Jungpaläolithikum Aurignacien, Solutréen, Magdalénien¹⁾.

Im Chelléen (Taf. III 1) ist der Faustkeil meist spitz; wenige derbe Schläge haben ihn hergerichtet, so daß an der Basis gewöhnlich die Steinhaut stehengeblieben ist und die Seiten in unregelmäßigen Linien verlaufen. Mehrere Begleitformen wie Krazer, Schaber, Stichel, in ähnlicher Weise behandelt, lassen sich beobachten.

Im Acheuléen (Taf. III 2) bekommt der Faustkeil eine mehr mandelförmige Gestalt und feinere Bearbeitung. Es wird sehr auf die Erzielung der bestimmten Form mit geraden Randlinien und scharfen Schneiden gesehen und der Stein daher über und über und auf beiden Seiten zu gleichmäßiger Wölbung beschlagen. Ist dadurch der Acheulkeil schon von Anfang an dünner und leichter als der des Chelléen, so wird er im jüngeren Abschnitt dieser Periode ganz zart und fein mit haarscharfer Schneide. Die Begleitformen haben sich ebenfalls entsprechend verfeinert. Das Hauptstück unter ihnen ist ein gut in der Hand liegender Krazer, wohl für Fellbearbeitung, von der Form eines Kammes mit rundlichem Rücken.

Das Moustérien (Taf. III 3, 4) gestaltet den Faustkeil beträchtlich kleiner

¹⁾ Chelles liegt östlich von Paris im Dep. Seine et Marne, St. Acheul ist eine Vorstadt von Amiens, Le Moustier ein Dorf im Dézère-Tale, 12 km aufwärts von Les Eyzies. — Aurignac liegt im Dep. Haute Garonne, Solutré im Dep. Saône et Loire, St. Madelène im Dézère-Tale, 6 km oberhalb Les Eyzies.

und ungefähr dreieckig mit scharfer Spitze. Er ist auch nicht mehr auf beiden Seiten gleichmäßig gewölbt, sondern zeigt auf der einen infolge eines einzigen großen Abschlages einen glatten Rücken, auf der andern eine durch wenige Längsschläge gegliederte Hochfläche. Damit entartet die ursprünglich so stolz herrschende Form des Faustkeils, um in der folgenden Periode völlig zu erlöschen. Unter den Begleitformen steht noch der Kraher an erster Stelle; er ist mit gerader Schneide und dickem gebogenen Rücken ein sorgfältig bearbeitetes Instrument geworden. Daneben beginnen Bohrer und Pfriemen aufzutreten, die die zunehmende Lederbearbeitung anzeigen.

Mit dem Moustérien schließt das Altpaläolithikum. Das folgende Jungpaläolithikum kennt keinen Faustkeil mehr, das alte Universalwerkzeug hat sich in eine Reihe von Einzelformen gespalten, unter denen das Messer herrscht, und immer mehr tritt jetzt das Knochenmaterial mit in den Dienst.

Im Aurignacien (Taf. IV) überrascht uns als besonders schöne Neuheit eine große breite Messerflinge, flach auf der einen und in drei Längsschlägen gewölbt auf der anderen Seite. Daneben stehen verschiedene Formen von Krähern und Schabern, besonders charakteristisch der „Hochschaber“ oder „Kielkraher“, von der Form einer halben Wallnuß, aber meist beträchtlich größer, mit steilem Randbeschlag ringsumher (IV 1). Der steile Beschlag ist für das Aurignacien allgemein bezeichnend. Zwischen Messer und Schaber stehen die „geferbten Klingen“ (à encoche), mit einer rundlichen Ausbuchtung an der Seite und steilem Randbeschlag ringsum (Taf. IV 6). Wahrscheinlich sind sie zum Abschälen von Stöcken benutzt. Aus dem feineren Moustérien-Kraher hat sich ein gebogenes Messer mit konvergem Rücken und konkaver Schneide entwickelt (IV 4), das gewöhnlich nach dem Abri Audi in Les Eyzies, wo es zuerst auffiel, benannt wird. Es ist offenbar so benutzt worden, daß der Zeigefinger sich auf den gewölbten Rücken legte, und zeigt sich bald für die rechte, bald für die linke Hand zugerichtet. Ein feineres Messer (IV 5), schmal, lang und spitz, mit plattgeschlagenem Rücken, heißt nach seinem ersten Fundort „Gravette-Spitze“. „Stichel“ (burins) nennt man Klingen, die eine scharfe, aber dicke Spitze haben, so daß sie wie ein scharfes Kap endigen (IV 2). Sie mußten zum Gravieren in hartem Material besonders geeignet sein. Als auffallendste Knochengeräte beginnen in dieser Periode die sogenannten „Kommandostäbe“, große Stücke von Renttierstangen mit einem runden Loch in der Mitte der Verästung. Sie sind häufig schön verziert mit Flechtornamenten oder Tierfiguren und müssen somit besonders geachtete und wohlbewahrte Instrumente gewesen sein. Die Vermutungen über ihren Gebrauch: als Keulen, Pfeilstrecker, Zelthalter, Schleudergriffe, Zeppter oder Kommandostäbe befriedigen alle nicht recht. Am ehesten sind es wohl Tragstöcke gewesen, an denen man eine Last, wie etwa die Jagdbeute, über die Schulter hängte. Daß man auch solche einfachen Gebrauchsgegenstände sich schön verzierte, zeigen die Wurfstangen zum Speerwerfen, die wir noch kennenlernen werden.

Das Solutréen hat als Leitform die „Lorbeerblattspitze“ (Taf. V 1, 3, 4), die offenbar den Wurfspeer gekrönt hat. Sie ist bald derb gedrungen, bald zierlich schlank. Im weiteren Verlaufe der Periode tritt allmählich an ihre Stelle eine andere neue Form, die gestielte Spitze (pointe à cran, Taf. V 2), die einem kurzen Messer mit schmaler Angel gleicht und mit dieser Angel am Speerschaft befestigt war. Diese Stücke sind oft außerordentlich fein gearbeitet. Das Solutréen nimmt die zierliche Oberflächen- und Randbearbeitung wieder auf, die schon das Acheuléen erreicht hatte, die aber im Moustérien und Aurignacien durch eine großzügigere Schlagtechnik verdrängt worden war. Insbesondere steht dem Steilbeschlagn des Aurignacien der Flachbeschlagn des Solutréen gegenüber. Nur dünne Schuppen der Oberfläche werden schließlich abgehoben, so daß eine feingliedrige Ebene entsteht und das Werkzeug oft papierdünn wird. Eine ähnliche Technik ist nachher nur in den besten neolithischen Zeiten wieder erreicht worden, in Ägypten und im Norden.

Die Verarbeitung des Knochens zu Geräten zieht im Solutréen weitere Kreise. Es werden jetzt Pfriemen und Nadeln hergestellt, sogar richtige Näh-nadeln mit Ösen, ferner Harpunen mit Widerhaken für die Fischjagd. Daneben tritt der Bergkristall in die Erscheinung sowohl in Rohstücken als Zierat, wie gelegentlich zu kleineren Lorbeerspitzen verarbeitet. Als Schmucksachen finden sich kleine Steinplättchen und Tierzähne, die als Anhänger getragen sind und deren Verwendung schon im Aurignacien begann (Taf. IV 8).

Im Magdalénien (Taf. V 5—9) flaut die Steinbearbeitung ab, offenbar weil das Knochenmaterial immer mehr in den Vordergrund getreten ist. Es gibt nur noch prismatische Messerflingen mit etwas Randbeschlagn. An Knochen-geräten finden sich nun aber alle die Formen zusammen, die in den letzten Perioden nach und nach aufgetreten waren: der Kommandostab, die Nadeln und Harpunen. Hinzu kommt die Wurfstange, von der der Speer geworfen wurde wie heute noch bei den Neuholländern, und die meist mit Tierfiguren eigenartig geschmückt ist (Abb. 7 Mitte).

Die Werkzeugformen dieser sechs Stufen geben uns den Maßstab und den Rahmen zur Beurteilung aller übrigen Verhältnisse und Geschehnisse im Paläolithikum. Wir erkennen mit ihrer Hilfe, wie weit die Kultur der verschiedenen Perioden sich in Europa ausgedehnt hat, wie diese Perioden sich zu den Kälte- und Wärmezeiten verhalten, in welcher Abfolge Menschenrassen und Tiergattungen aufgetreten sind, wann die feineren Kulturäußerungen des Menschen sich zeigen und wie sie sich fortentwickeln.

Aber, wie schon gesagt, diese sechs Stufen gelten vollständig nur für Frankreich und decken auch hier keineswegs immer das ganze Land.

Der Anfang, das Chelléen, ist bisher hauptsächlich im nördlichen Westeuropa zu erkennen, in Süngland und Belgien, in Frankreich an der Seine und der

Somme, daneben sporadisch an der Charente und Gironde. In der Dordogne vermißt man es noch. In Deutschland sind seine deutlichen Spuren in der Lindentaler Hyänenhöhle bei Gera aufgetreten, in Spanien und Italien an verschiedenen Stellen.

Das Acheuléen ist neben Südengland und Belgien über ganz Frankreich verbreitet, aber auch noch im Norden häufiger, weil dort mehr Feuerstein vorhanden ist. In Deutschland haben manche es für Fundstellen wie Hundisburg bei Neuhalbensleben und Markfleeberg bei Leipzig in Anspruch nehmen wollen. Diese Bestimmung ist aber noch bestritten; nur im oberen Rheintale bei Achenheim scheint ein Spätacheuléen vorzuliegen¹⁾. Das ganze deutsche Paläolithikum hat es nicht zu so ausgeprägten Formen gebracht wie das französische. Es hat sich meist mit einer geringen Zurichtung des Natursteins begnügt, wohl weil es den Feuerstein nicht in so großen Stücken zur Verfügung hatte wie der französische Paläolithiker.

Das Moustérien beherrscht ganz Westeuropa. In der Dordogne bildet es gewöhnlich die Unterschicht der Wohnplätze, die etwa 21—25 m über dem heutigen Flußspiegel liegen (La Micoque 20 m, Le Moustier 24 m und ähnlich La Rochette und La Ferrassie). In den Abris, die sich nur wenige Meter über den Fluß erheben wie Gorges d'Enfer bei Les Eyzies, Laugerie Haute, Intermédiaire und Basse finden sich Artefakte erst vom Aurignacien an. Auch im Rheingebiete kommt das Moustérien vor, in der Eifel (Karsteinhöhle) und im Emschertale bei Essen. In Mitteldeutschland findet es sich in den Tuffbrüchen von Taubach und Ehringsdorf bei Weimar sowie in den Grotten von Treis bei Gießen.

Das jüngere Paläolithikum ist in Frankreich erst nach und nach in seiner feinen Dreiteilung Aurignacien, Solutréen, Magdalénien erkannt worden, deren Formen dann auch in Deutschland, besonders im Sirgenstein bei Schelllingen und der Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn ebenso aufgetreten sind, das Magdalénien am schönsten im Kesslerloch bei Thainingen und dem benachbarten Petersfels b. Schaffhausen. Das Aurignacien als Zwischenstufe zwischen Moustérien und Solutréen haben erst Cartailhac und Breuil in den 1890er Jahren hinzugefügt. Es hat sich aber als besondere Kulturstufe durchaus bewährt, ja, nach verschiedenen Richtungen sogar hervorragend wichtig erwiesen. Gerade in der Periode des Aurignacien scheint der große Kulturherd von Frankreich und Spanien seine stärksten und weitesten Strahlen ausgesandt zu haben, so daß Gegenden davon befruchtet wurden, die nachher noch lange gerade von dieser Kultur gelebt haben. Wie erstaunlich gleichartig im Aurignacien der Stil der künstlerischen Darstellung in Südfrankreich und an der mittleren Donau war, zeigen die Reliefs von Laussel, verglichen mit der sogenannten Venus von Willendorf, die wir nachher kennenlernen werden. Im Mittelmeere hat gerade dieser Stil der Menschendarstellung

¹⁾ Prähist. Ztschr. 1 Taf. XXXVI 2.

sich weit ins Neolithikum und bis in die Bronzezeit fortgepflanzt. In Dänemark (Maglemose) und in der Lüneburger Heide stehen die Feuersteinwerkzeuge aus dem Übergange vom Paläo- zum Neolithikum im wesentlichen noch unter dem Einfluß des Aurignacien. Die breite, mit drei Schlägen hergestellte Klinge, die Nachflänge der Gravette-Spiße, auch der steile Randbeschlag der Schaber zeigen es deutlich.

Das Aurignacien spannt ein großes dichtes Netz von Frankreich bis zu den Balkanländern. Aber von nun an ist es auch mit der Führung, die Frankreich bis dahin hatte, vorbei. Im Süden, in Spanien, Italien und Nordafrika hat schon das Aurignacien eine etwas abweichende Form angenommen, die man Capsien nennt (von Capsa in Süd-Tunis) und die als Früh-, Hoch- und Endcapsien das ganze Jungpaläolithikum erfüllt, also auch ein Solutréen und Magdalénien nicht aufkommen läßt. Das Solutréen tritt anscheinend früher als in Frankreich schon in Ungarn und Mähren auf mit Lanzenspitzen, die an der Basis gerundet sind und damit noch an alte Acheul-Formen erinnern (Szelotahöhle bei Miskolcz)¹⁾. Ob darum, wie manche meinen, das Solutréen nun als eine östliche Fremdkultur in Frankreich zu betrachten ist, steht noch dahin. Jedenfalls hat es sich hier im Westen auch nicht voll verbreitet; es fehlt in Nordfrankreich und in England und nach seinem Ausklingen nimmt das Magdalénien die alte Aurignac-Tradition wieder auf.

Zeitbestimmung

Wie verhalten sich nun die sechs Perioden des Paläolithikums zu den vier Eiszeiten des Diluviums und wie sind sie nach Jahreszahlen ungefähr anzusetzen? Das ist die Frage, die der für seine Abstammung und erste Entwicklung interessierte Mensch immer wieder stellt.

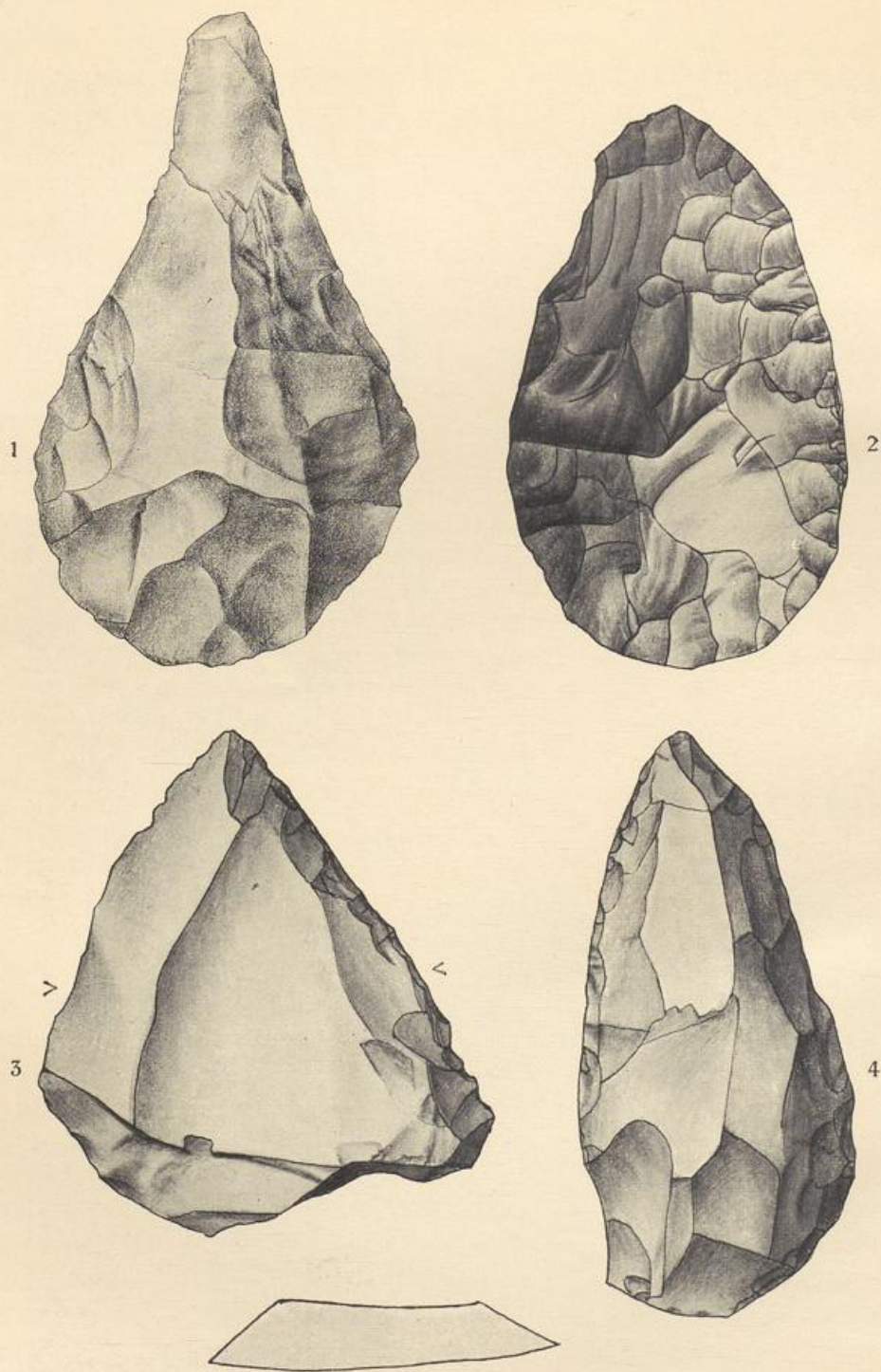
Es ist jahrzehntelang darüber hin und her gestritten worden, denn die Frage liegt sehr schwierig. Frankreich mit seinen ausgesprochenen Kulturformen hat keine Vereisung gehabt und Deutschland mit seinen ausgesprochenen Vereisungsformen hat nicht die französische Kultur gehabt.

In den Alpen kommt das spärliche Paläolithikum mit den Resten der Eiszeiten ganz selten in unmittelbare Berührung. Nur für das Magdalénien hat sich dort eine Beziehung ergeben, nämlich, daß es nach dem Höhepunkt der letzten Eiszeit dem ersten erneuten Kälterückfall, dem sogenannten Bühvorstoß, angehört. Nach Befunden bei Lyon, bei Mentone und bei Weimar hatte Penck ferner das Moustérien in die letzte Zwischeneiszeit verwiesen mit Ausdehnung zurück in die vorletzte, die Rib-Eiszeit. In Frankreich und am Rhein sind Chelléen, Acheuléen und ein Teil des Moustérien begleitet von den Tieren der warmen Zone, dem Urelefanten (*Elephas antiquus*), dem Merdäthen Rhinoceros (*Rhinoceros*

¹⁾ Prähist. Ztschr. 9, 1917, 18 ff. „Das Solutréen Ungarns“ (E. Hillebrand).



Der „Roc de Tayac“ an der Dézère bei Les Eyzies



Chelléen, Acheuléen, Moustérien

1. Chelléen-Beil aus Venosa, Italien, 2. Acheul-Beil des Homo Moustériensis, beide $\frac{1}{2}$.
3. 4. Moustier-Spiße und Kraßer von Lauffel $\frac{1}{4}$. Alle Berl. Mus.

Merckii) und dem Flußpferd (*Hippopotamus major*); vom Moustérien an beginnen die der kälteren, Mammut, Bison, Pferd, Renntier usw. In Nordfrankreich, an der Somme, macht sich die Kälteperiode schon etwas eher, gegen Ende des Acheuléen, bemerkbar; am Südfuß der Pyrenäen dauern die warmen Tiere aus bis ins Aurignacien. Von diesen Zeitpunkten an verschwinden sie aber endgültig. Vom Moustérien durch das Aurignacien und Solutréen bis zum Magdalénien ist in Westeuropa keine wesentliche Klimaschwankung mehr zu erkennen. Daher haben die französischen Forscher (Boule, Breuil, Obermaier) und allmählich auch mehrere süddeutsche (E. Kofen, R. R. Schmidt) die Perioden vom Moustérien bis zum Magdalénien geschlossen in die letzte Eiszeit verlegt, oder zum Teil schon hinter ihren Höhepunkt in die Nacheiszeit, die vorausliegenden des Chelléen und Acheuléen aber in die letzte Zwischeneiszeit. Und dieser Standpunkt scheint sich durch die fortschreitenden neuen Funde in Deutschland jetzt mehr und mehr zu rechtfertigen. In Taubach und Ehringsdorf bei Weimar und in Markkleeberg bei Leipzig kam man nicht ganz zurecht, weil die mitteldeutschen Werkzeugformen so außer Beziehung zu den französischen stehen, daß man sie nicht mit Sicherheit einer bestimmten Periode zuweisen kann. Aber näher dem Rheine liegt das Verhältnis günstiger. Bei Essen sind in den Schottern des Emschertales, die in die letzte Eiszeit gesetzt werden, ausgesprochene schöne Moustier-Formen mit einem Acheulstück dazwischen zutage gekommen¹⁾. In der Nähe von Münster i. Westf. liegen die Beobachtungen ebenso²⁾. Besonders ausgiebig und deutlich aber ist die Aufklärung, die uns aus den neugefundenen Grotten bei Treis a. d. Lunda (nördlich Gießen) zuströmt. Nachdem ein Steinbruch die ersten angeschnitten hatte, lassen sich hier bereits ein Duzend oder mehr tiefe Grotten erkennen, die nach Form und Inhalt sich mit den schönsten französischen messen können. Die geologische Lagerung ist diese: auf dem Buntsandstein liegt eine starke Schicht Sand mit großen Quarzitblöcken durchmischt und darüber folgt die Basaltlava, die sich vom Vogelsberge her ergossen hat. Man nimmt an, daß die Lava den Sand, auf den sie sich legte, zum Teil zu Quarzitblöcken verglüht hat. Zwischen den Blöcken hat nun die letzte Eiszeit vielfach die sandigen Nester ausgewaschen und die so entstandenen Grotten sind alsbald von den Menschen in Anspruch genommen worden. Sie öffnen sich alle gegen Süden. In ihrem Innern lagern zwei Kulturschichten übereinander, durch eine sterile Schicht voneinander geschieden. In der oberen finden sich spärliche Feuersteinwerkzeuge, in der unteren 40 cm starken, die eine nur 11—20 cm dicke weiße Sandschicht vom Felsboden trennt, aber Massen von Tierknochen und Quarzitwerkzeugen. Eben durch die Feststellung dieser Werkzeuge, die man früher nicht als solche erkannt hatte, ist jetzt die Bedeutung der ganzen Fundplätze erkannt worden. Die Knochen zeigen geschlossen eine arktische Fauna: Mammut, wollhaariges Nashorn, Wild-

¹⁾ Dr. Kahrs in der Prähist. Ztschr. 16, 1925.

²⁾ Dr. Jul. Andree in der „Heimat“, Heft 3, Dortmund 1925.

2 Schuchardt, Mitteleuropa. 3. Aufl.

pferd, Bison, Moschusochsen, Hirsch, Braunbär, Höhlenlöwen, Eisfuchs, Halsbandlemming. Die Werkzeuge sind gemäß der Technik, wie das Rohstück vom Quarzitblock abgeschlagen werden muß, nämlich durch Ablösen der muscheligen Schale, auffallend groß und flach; die Kraker messen 20—25 cm. Die Formen stehen infolgedessen vielfach für sich allein, aber zuweilen nähern sie sich doch augenfällig den französischen Typen, und zwar immer des Moustérien und Aurignacien. Gar nicht selten ist das handgroße Beil, auf der einen Seite ganz flach, auf der andern gewölbt, mit zwei oder drei langen Schlägen zugerichtet; ferner die dreieckige Spitze, wie oben Taf. III 3, oder die gebogenen oder schlanken Aurignacmesser, wie Taf. IV 4 und 6.

Nach dem Aufhören der Bewohnung sind die Höhlen durch Löß und Lehm zugeschwemmt. „Diese Einschwemmung hat nach einer längeren milden Zwischenphase der letzten Eiszeit stattgefunden; der untere Löß hatte sich im ersten Abschnitt der letzten Eiszeit gebildet und war in der folgenden milden Zwischenzeit zu Lehm verwittert.“ Die Felserrasse über den Höhlen hatte sich auch erst in der letzten Zwischeneiszeit gebildet, Beweis: die auf ihr erhaltenen zwei Stufen des jüngeren Löß, die durch eine Wohnungszone voneinander getrennt sind. Mit Soergel ist anzunehmen, daß der gesamte jüngere Löß in der letzten Eiszeit entstanden ist „in trockenem Steppenklima mit Staubstürmen“. „Die Quarzitzkultur liegt an der Basis des jüngeren Löß.“ Dem allen entspricht auch die — ebenfalls erst kürzlich gefundene Aurignacstelle bei Mainz, die in der Verlehmungszone zwischen Löß I und II „am Ende der letzten Eiszeit“ liegt¹⁾. Die erste der bei Treis freigelegten Höhlen unter einem großen Quarzitblock zeigt unsere Tafel VI.

Dies alles ist das Urteil des geologischen Instituts der Universität Gießen (unter Prof. Dr. Harrassowitz), dessen Assistent, der Priv.-Doz. Dr. Richter, der glückliche Entdecker und Erforscher der Treiser Höhlen ist²⁾.

Hinzu kommt schließlich als merkwürdig übereinstimmend ein Urteil über den Osten Europas. R. R. Schmidt hat, unterstützt von der Rudolf Virchow-Stiftung, 1912 und 1914 zwei große Reisen durch das zentrale und südwestliche Rußland gemacht und in der Krim und im Kaukasus auch graben können. Sein Ergebnis ist kurz gefaßt: „Alle paläolithischen Kulturstufen vom Spätacheul an bis zur Madelènezzeit, die lückenlos und stellenweise reich vertreten sind, liegen auf dem Gebiete der maximalen Vereisung. Ihr Alter ist damit feststehend und jünger als die Hauptvereisung (Riß-Eiszeit). Nirgendwo tritt dies deutlicher hervor als hier und bei den Funden des zentralen Rußland. Das kulturelle Gepräge der erwähnten paläolithischen Stationen zeigt eine erstaunliche Übereinstimmung mit dem altsteinzeitlichen Westen, nur die Kunst zeitigte eigenartige hochentwickelte Sonderformen³⁾.“

¹⁾ Neeb, Prähist. Ztschr. XV, 1924, 1.

²⁾ Heinr. Richter, Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a. d. Lunda. Frankfurt a. M. 1925.

³⁾ Anthropol. Korrbbl. 50, 1919, 27.

Die Wagschale neigt sich also heute entschieden zugunsten derjenigen Stimmen, die von Frankreich ausgehend immer schon die Kulturen vom Moustérien an in die letzte Eiszeit und ihre Abschmelzperiode legen wollten. Es fallen damit erfreulicherweise die großen Jahreszahlen dahin, die dem auf die bescheidene historische Menschheitsentwicklung eingestellten Sinne unfaßlich waren. Die früher so oft genannten 24000 Jahre, die die letzte Eiszeit gebraucht haben sollte, um ganz zu verschwinden, beruhten auf einem ganz hypothetischen Anschläge von Neesch am Schweizersbild, wo er nach einer 40 cm starken Humusschicht, die sich vom Neolithikum bis jetzt gebildet hatte, die darunterliegende starke paläolithische Schicht hatte berechnen wollen¹⁾.

Demgegenüber hatte der angesehene französische Geologe de Sapparent nach seinen Beobachtungen am Rhonegletscher das Abschmelzen der letzten Eiszeit auf nur 2400 Jahre angenommen. Aber die Zahlenberge türmten sich vor der Höhe der letzten Eiszeit noch viel gewaltiger. Wenn diese Eiszeit 20000 Jahre gebraucht hatte, um abzuschmelzen, so hatte sie auch dieselben 20000 gebraucht, um anzuwachsen, und die vor ihr liegende Zwischeneiszeit hätte gar 100000 Jahre gedauert²⁾. So sollten wir das im Abstieg der Eiszeit liegende Magdalénien auf 10—15000 Jahre vor dem Neolithikum annehmen, das weiter zurückliegende Solutréen und Aurignacien auf 20000 und 30000 Jahre und das in und vor der vorletzten Eiszeit liegende Moustérien auf 150000—200000 Jahre vor unserer Zeitrechnung!

Im Moustérien besteht ja die menschliche Kultur noch in der verhältnismäßig einfachen Feuersteinindustrie, aber wenn das Aurignacien uns Relieffiguren bietet und Grabausstattungen, die mit hundert Säden an die ganze folgende Kultur des Mittelmeeres gefnüpft sind, so können wir uns nicht zehn- oder zwanzigtausend sterile Jahre zwischen die beiden Perioden einschieben lassen.

Es wurden immer schon Beobachtungen ins Feld geführt, um zu zeigen, wie rasch sich manche imposante Erscheinungen der Eiszeiten gebildet haben können, so die 17 m hohe Tuffwand von Ehringsdorf bei Weimar, die einheitlich in der letzten Zwischeneiszeit entstanden sein muß und von dem noch heute fließenden Kalkwasser des Berges in wenigen hundert — statt in 100000! — oder zur Not in ein paar tausend Jahren aufgebaut sein kann. Ähnlich liegt bei Glonn in Oberbayern über dem Neolithikum 5,60 m Tuff und auf ihm steht die mittelalterliche Kultur, so daß auch hier die 5,60 m starke Schicht in höchstens 3500 Jahren entstanden ist³⁾.

Neuerdings haben wir durch den schwedischen Geologen De Geer für einen gewissen Teil der Abschmelzzeit ganz bestimmte Jahresanhalte gewonnen, die

¹⁾ St. Richarz, Die geol. Grundlagen der absoluten Zeitbestimmung vom Böhmerstosß bis jetzt. Anthropol. Korrbibl. 1920, 63—67.

²⁾ Penck, Ztschr. f. Ethn. 1908, 401 ff.

³⁾ Anthropol. Korrbibl. 1921, 67 (Richarz).

nun auch für das Ganze einen leidlichen Überschuß gestatten¹⁾. De Geer hat beobachtet, daß an der Ostküste Schwedens von Schonen bis gegen Upsala hinauf sich an den Wänden der Flußtäler erkennen läßt, was bei der Abschmelzung eines jeden Jahres abgeseht worden ist, und dazu hat er in mehreren Landesteilen an der Erdoberfläche in schwachen Hügelstreifen die jeweiligen Jahresränder der sich zurückziehenden Gletscher aufgefunden. Er konnte damit den Rückzug des Eises wie das Wachstum eines Baumes nach Jahresringen ablesen und kam für die Strecke vom Südrande von Schonen bis zum Verschwinden in Nordschweden auf rund 5000 Jahre. Das Aufhören der Eiszeit nimmt er, wie die meisten, um 5000 v. Chr. an, das Eis hätte also um 10000 v. Chr. am Ostseerande von Schonen gestanden. Um von seiner weitesten Ausdehnung bis nach Schonen abzuschmelzen, hätte es vorher schon 4—5000 Jahre gebraucht, so daß die Höhe der letzten Eiszeit auf 14—15000 v. Chr. kommen würde.

Um diese Zeit hätten wir also das Moustérien und das Aurignacien weiterhin um 13—12000 v. Chr. Vielleicht ist das letzte Aufhören der Eiszeit in Nordschweden nicht um 5000, sondern erst um 4000 oder 3000 v. Chr. erfolgt; dann würden sich die Zahlen noch entsprechend vermindern und das Aurignacien fiel um 12—10000 v. Chr. — was bei den engen Zusammenhängen seiner Kultur und Kunst mit dem späteren Mittelmeere eigentlich immer noch viel zu hoch ist!

Die Menschenrassen

Unser Rückblick auf frühe Menschenformen hat sich in den letzten Jahren erfreulich vertieft. Der Pithecanthropos-Schädel von Java, den manche immer noch für einen Gibbon halten wollten, hat zwei Genossen aus der Nähe von Peking erhalten, die sich nun als deutliche Vorstufe für die bei uns sehr bekannte Neandertrasse darstellen. Der Schädel ist hinten merkwürdig spitz, die Stirn flach und kurz, der Brauenwulst mächtig. Der Unterkiefer ist auch hier in beiden Fällen nicht mitgefunden; H. Weinert hat ihn mit Recht nach dem ältesten europäischen Stück, dem Kiefer von Mauer bei Heidelberg, ergänzt (Abb. 4).

Von dieser alten Rasse ist in Europa bisher kein Exemplar aufgetreten; hier beherrscht das erste Feld immer noch der nach seinem Fundort benannte Neandertaler. Im Jahre 1856 war im Neandertale bei Düsseldorf, und zwar in der kleinen Felsgrotte, das Schädeldach eines Menschenkopfes sowie verschiedene zugehörige Arm-, Bein- und Beckenknochen gefunden²⁾. Der Schädel mit seiner fliehenden Stirn und den starken Augenbrauenwülsten, die ziemlich kurzen und sehr gebogenen Oberschenkelknochen machten erhebliches Aufsehen und riefen lebhaften Streit hervor. Die einen wollten in diesen Skelettresten eine frühe

¹⁾ De Geer, Geochronologie der letzten 12000 Jahre; Geolog. Rundschau 3, 1912, S. 457 bis 471.

²⁾ Die Skelettreste befinden sich im Bonner Provinzialmuseum.

menschliche Rasse erkennen, während andere, besonders R. Virchow, in den Abweichungen vom heutigen Menschen nur individuelle oder pathologische Bildung sahen. Nachher sind in Spy in Belgien die Reste zweier Skelette von ganz den-

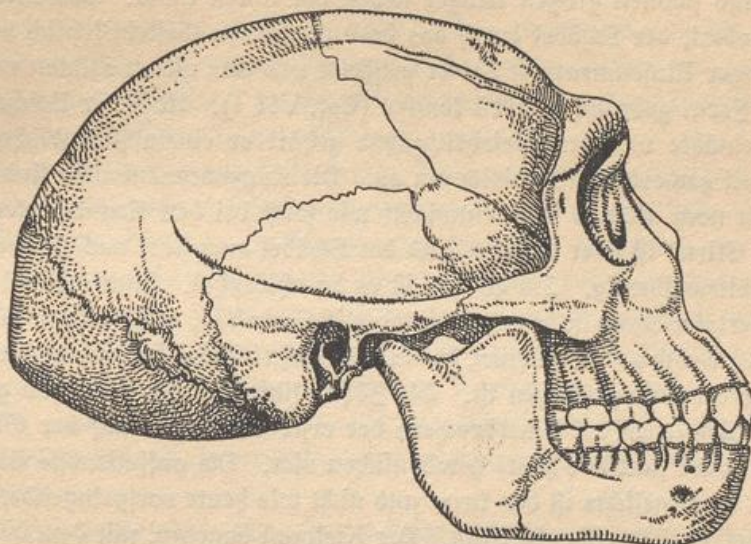


Abb. 4. Peking-Schädel. Nach H. Weinert.

selben Eigentümlichkeiten zutage gekommen und um 1900 in einer Höhle von Krapina bei Agram ein Konglomerat von Menschenknochen, von denen die meisten ebenfalls zu der Neandertalart gehören. Auch ein Kiefer und ein Schädeldach von Ehringsdorf bei Weimar sind neandertalisch.

Durch diese übereinstimmenden Funde an weit auseinanderliegenden Stellen war schon bewiesen, daß es sich nicht um eine einmalige Bildung oder Mißbildung, sondern um eine ausgeprägte und verbreitete Menschenart oder Rasse handle.

Zwischendurch traten aber, ebenfalls in diluvialen Schichten, Reste einer der heutigen weit näherstehenden Menschenrasse auf, so in Cro Magnon (Les Eyzies), in Brunn, in Galley Hill (Südengland). Wie diese beiden sich zeitlich und räumlich zueinander verhielten, blieb vorläufig unklar. Erst die wohlbeobachteten Funde in Südfrankreich und Süddeutschland haben darüber allmählich Licht gebracht. Sie haben uns eine Reihe von Bestattungen geliefert vom Acheuléen an bis zum Ende des Paläolithikums. Nur im Acheuléen und Moustérien findet sich die Neandertalrasse, vom Aurignacien an herrscht die neue, die wir als den Vater des heutigen Europäers betrachten dürfen. Grundlegend sind für diese Erkenntnis die beiden Skelettfunde Otto Hausers in der Dordogne geworden, des sogenannten Homo Moustériensis 1908 und des Homo Aurignacensis 1909. Für jedes war die Schichtlage durch die Begleitfunde genau bestimmbar, und sie traten als Nachbarn auf, beide an der Vézère, nur 40 km voneinander.

Der *H. Mousteriensis* lag in der unteren Höhle von Le Moustier, die sich 24 m über der heutigen Dezère befindet, „in Schlafstellung“, sagt Klaatsch, der ihn gehoben hat, mit einem prachtvollen Acheulbeil (Taf. III 2) neben der rechten und einem ebenso schönen großen Kraher neben der linken Hand. Das Skelett war stark vermodert, der Schädel durch das daraufgefallene Gestein seitlich verdrückt. Erst in langer Museumsarbeit hat er gehärtet und aus vielen Stücken wieder in seine alte Form gebracht werden können (Taf. VII 1). Nach der Beschaffenheit der Schädelnähte und der Weisheitszähne gehört er einem jugendlichen, etwa 15 Jahre alt gewordenen Individuum an. Die Augenbrauenwülste sind deshalb bei weitem noch nicht so stark entwickelt wie sonst bei den Neandertalern. Die „fliehende Stirn“ ist aber dieselbe, und der Schädel auch stark nach hinten ausgebaut, fast birnenförmig. Im ganzen ist er dolichokephal. Zum ersten Male für die Neandertaler Rasse ist hier das Untergesicht erhalten, beide Kiefer mit einem prachtvollen Gebiß von 33 Zähnen, da ein Milchzahn infolge Erkrankung im vordern Unterkiefer erhalten geblieben ist. Die Zähne sind alle sehr stark und groß, die Weisheitszähne eben im Durchbrechen; der erste Molar hat auf der Oberfläche noch fünf Höcker statt der heute gewöhnlichen vier. Die auffallendste Eigentümlichkeit des Untergesichts ist das kurze und nicht wie heute vorspringende, sondern im Gegenteil zurückweichende Kinn. Der Kieferast dagegen, mit dem der Unterkiefer in den oberen einhaft, ist viel breiter und stärker als beim heutigen Menschen. An den übrigen Knochen dieses Skeletts sowie der Reste vom Neandertal und von Spy fällt auf, daß die Oberschenkel stark gebogen sind und fast runden Querschnitt haben, und daß Arme wie Beine sehr kurz sind. Die Körpergröße des Neandertalers wird auf etwa 1,60 m geschätzt.

Die Vertreter der andern Rasse sind im jüngeren Paläolithikum, vom Aurignacien bis zum Magdalénien, gefunden: in den Grimaldi-Höhlen bei Mentone eine Reihe von schlanken Skeletten bis 1,87, ja 1,92 m groß, ein besonders schön erhaltenes 1909 in dem Hauserschen Abri von Combe Capelle bei Montferrand (Dordogne), 40 km südöstlich von Les Eyzies. Dies Skelett ist zugleich mit dem *Homo Mousteriensis* nach Berlin gekommen und bietet uns deshalb den besten Anhalt zum Vergleiche (Taf. VII 2). Der Kopf zeigt einen feinen Langschädel mit ziemlich steiler Stirn, mäßig großen viereckigen Augenhöhlen, ohne Brauenwülste, ein zierliches Gebiß und ziemlich großes, aber weder vor- noch rückspringendes, also „neutrales“ Kinn. Die übrigen Knochen sind schlank und lang, schon ganz wie beim heutigen Europäer. Das Skelett von Combe Capelle ist bis zum letzten Finger- und Fußknöchelchen erhalten, so daß sich alle Einzelheiten genau studieren lassen¹⁾.

Zwischen dem Alt- und Jungpaläolithikum liegt der Schnitt, der die beiden Rassen, den Neandertaler- und den Cromagnon- oder Aurignac-Menschen, voneinander trennt.

¹⁾ Klaatsch-Hausser, Prähist. Ztschr. I, 1909, 273—338.

Bestattungen

Im Altpaläolithikum, dem Acheuléen und Moustérien, sind bisher alle Reste des Neandertalers zutage gekommen, keine der Cromagnon-Rasse; vom Aurignacien an findet sich aber kein reiner Neandertaler mehr, sondern alles ist Cromagnon oder Mischung.

Der Neandertaler verhält sich somit zu den Kulturperioden des Paläolithikums wie die Tiere der warmen Zone, der afrikanische Elefant und das Mercksche Rhinoceros, er verschwindet im Moustérien und macht andern Platz, die die Vorstufe für den heutigen Zustand bilden.

Wie verhalten sich nun diese beiden Menschenrassen zueinander? Man hat den Neandertaler homo primigenius genannt und gemeint, er habe sich aus dem erst halbmenschenförmigen Pithecanthropos von Java entwickelt, um dann selbst der Vater des heutigen Europäers zu werden. Andere haben dagegen eingewandt, der Neandertaler habe schon eine zu hohe Stufe von Eigenartigkeit erreicht (z. B. in bezug auf die Augenbrauenwülste und die fliehende Stirn), als daß die Aurignac-Rasse aus ihm erwachsen wäre. Sie beruhe vielmehr auf ganz anderen Voraussetzungen. Auch bei den Affen gäbe es Arten mit niedriger Stirn und dicken Brauenwülsten und andere mit hoher und glatter Stirn und es sei nicht die eine die Mutter der andern.

Seit sich ergeben hat, wie nahe die beiden Menschenrassen aufeinanderstoßen, ist das Bedenken gegen die Ableitung der einen aus der andern größer geworden. Von neueren Anthropologen und Anatomen haben sich Bonnet, Kollmann, Klaatsch dagegen ausgesprochen. Klaatsch hat in dem Neandertaler Verwandtschaft mit dem afrikanischen Gorilla, in dem Aurignacensis Verwandtschaft mit dem asiatischen Orang Utan sehen wollen. Aber mehr als mit den verschiedenen Affenarten sind diese Menschenrassen doch zunächst unter sich verwandt. Sie werden zu betrachten sein als verschiedene Verzweigungen eines Astes, der an einem Stamme sitzt, aus dem weiter unten auch die Anthropoiden entsprossen waren.

Bestattungen

Als der Homo Mousteriensis 1908 gefunden wurde, konnte es noch zweifelhaft erscheinen, ob er als eine bestattete Leiche anzusehen sei, trotzdem Klaatsch und Hauser sehr lebhaft den Eindruck hatten. Weiter Sunde haben diese Auffassung dann mehr und mehr bestätigt. In der Höhle von La Ferrassie (Dordogne) sind 1909 und 1910 in der Moustérien-Schicht zwei Skelette gefunden, die zwar sehr schlecht erhalten waren, aber doch die Bestattung deutlich erkennen ließen. Bei dem ersten waren Kopf und Schultern sorgfältig mit Steinplatten bedeckt, bei dem zweiten lag neben der rechten Hand eine schöne Steinspiße, bei beiden waren Arme und Beine eingebogen an den Körper gezogen. Über den Gräbern haben schon im Spätmoustérien die Höhlenleute ruhig weitergewohnt, wie zahlreiche Werkzeuge, Speiseabfälle und Brandreste beweisen. Eine nach diesen Er-

fahrungen vorgenommene Nachprüfung der alten Berichte über die Auffindung der Menschenknochen im Neandertale und bei Spy hat wahrscheinlich gemacht, daß es sich auch dort schon um regelrechte Höhlenbestattungen, nicht um zufällige Lagerung Verunglückter handelt.

Daselbe ist der Fall bei den zahlreichen Skelettfunden aus dem Jungpaläolithikum. Zuweilen ist eine Bettung für die Leiche hergerichtet, Steine sind zu ihrem Schutz um sie herumgestellt, mit Werkzeugen sowohl wie Schmucksachen, besonders auch mit Röteln zur Körperfärbung hat man den Toten versehen. Und diese Bestattungen sind immer vorgenommen in Wohnhöhlen, in denen das Leben nachher ohne Anstand weiterging. Der Homo Aurignacensis, dessen Lagerung in vielen Photographien festgehalten ist, lag fast ganz ausgestreckt mit nur wenig geknickten Knien. Auf der Brust und zu den Seiten gab es viele Feuersteinwerkzeuge: die charakteristischen breiten Aurignacien-Messer und schmälere, spitz zulaufende Klingen. Den Kopf umgab ein Kranz von kleinen Muscheln (*Helix nemoralis*, *Litorina litorea* und *Nassa reticulata*); jede einzelne war durchbohrt; sie waren also auf ein Band aufgenäht gewesen und hatten einen Hals- oder Kopfschmuck gebildet. In der „Kindergrotte“ bei Mentone lagen zu unterst eine alte Frau und ein Jüngling als ausgesprochene „Höcker“ mit stark angezogenen Armen und Beinen. Die Frau trug am linken Arme zwei Armbänder aus Muscheln, der Jüngling auf dem Kopfe eine Haube mit vier Reihen Muscheln besetzt. In derselben Höhle lag 70 cm höher das größte aller bisher gefundenen Skelette, ein Mann von 1,94 m Länge. Sein Kopf war durch einen Steinüberbau geschützt; auf der Brust muß er ein großes Gehänge aus Muscheln gehabt haben. In der Grotte du Cavillon fand Rivière schon 1872 ein Männer skelett von 1,79 m Länge in einer Aurignac-Schicht; unter ihm gingen ältere Schichten tief hinab. Das Skelett ruhte auf einer hergerichteten Schicht Röteln; um den Schädel lagen viele Nassamuscheln und 22 Augenzähne vom Edelhirsch. In der Barma Grande fand L. Julien 1884 ein Skelett mit drei Feuersteinklingen; der Schädel war mit Röteln bedeckt. In derselben Höhle hoben Abbo und Verneau 1892 drei Skelette, einen Mann, eine Frau und ein etwa 15jähriges Kind. Alle drei waren in Gruben gebettet, unter ihnen und über sie hin war Röteln gestreut. Der Mann trug Kopf-, Hals- und Brustschmuck aus Hirschzähnen. An jedem Knie lagen zwei große durchbohrte Cypraea-Muscheln, bei der linken Hand eine große Feuersteinklinge. Die Frau hatte ähnlichen Schmuck und in der Hand eine 26 cm lange Klinge, das Kind außer Kopfschmuck ein Halsgehänge aus abwechselnd verteilten Fischwirbeln, Muscheln und Hirschzähnen (Taf. IV 8), in der Hand ein Knochengerät. 1894 fand sich in der Höhle ein fünftes Skelett ähnlich geschmückt, von drei Steinplatten überdeckt, und ein sechstes, das man in eine große, 60 cm dicke Brandschicht gebettet hatte, und zwar als sie noch glühte, denn der Körper zeigte sich stark geröstet. In der Höhle Bausso da Torre schließlich lagen zwei Skelette mit Halsschmuck, Armband und Schmuckbändern über den Knien. Unter den Leichen fanden sich

anscheinende Haarreste von einem Tierfell. Die Knochen waren von Röteln gefärbt¹⁾).

So reiche Beobachtungen wie hier in den Aurignac-Schichten der Grimaldigrotten sind in den folgenden Perioden bisher nicht gemacht, aber sie reichen doch aus, um zu erkennen, daß die Haupteigentümlichkeiten, die Höckerlage, die Beigaben von Schmuck und Röteln, sich halten. In der Cromagnon-Höhle zu Les Eyzies fand Cartailhac im Magdalénien 5 Skelette mit 300 Muscheln und einer zweifach durchbohrten runden Elfenbeinplatte. In der Laugerie Basse und in Raymonden kam je eine ausgesprochene Höckerleiche zutage und in Hoteaux eine Leiche mit Öckerfärbung. Für den Übergang aber vom Paläolithikum zum Neolithikum hat Deutschland neuerdings einige ähnliche Beispiele beigegeben: bei Obercassel nächst Bonn (Verworn) und in Oberbayern (Birkner) mit Rötelnbeigabe, besonders merkwürdig gestaltet in der Ofnet-Höhle bei Nördlingen. Hier stieß R. R. Schmidt bei seiner Untersuchung des ganzen Profils, das sich vom Aurignacien und Solutrén bis zum Magdalénien und Neolithikum hinauf erstreckt, oben zwischen den beiden letzten Schichten auf zwei Nester von Schädeln, die ganz in Röteln gebettet waren. In rundlichen Gruben lagen das eine Mal 27, das andere Mal 6 Schädel dicht aneinander gedrängt. An mehreren konnte man erkennen, daß sie gewaltsam vom Körper abgetrennt waren; an den Wirbeln, die hier und da noch am Schädel haften, waren die derben Schnitte zu sehen. Wir haben hier also eine Teilbestattung vor uns. Nur den Schädel hat man jedesmal in der Wohnhöhle beigegeben, den übrigen Körper draußen begraben oder verbrannt, ein Verfahren, das auch in späteren Perioden des Altertums noch oft geübt worden ist²⁾).

Überhaupt treten uns in den Bestattungen die ersten auffallenden Beziehungen des Paläolithikums zum späteren Altertum entgegen. Hals- und Armbänder, Kopf- und Brustgehänge sind die Hauptschmuckstücke der ersten Metallzeiten; wie lange sie vorher schon bestanden und von welchen Stoffen und Formen sie damals waren, blieb bisher ziemlich im Dunkeln. Die Rötelnbeigabe ist nachher im ganzen südlichen Europa üblich geblieben und in ihrer Bedeutung durch Schillers Nadowessiers Totenklage allgemein bekannt geworden: „Farben, auch den Leib zu malen, steckt ihm in die Hand; daß er rötlich möge strahlen in der Seelen Land.“ Durchs ganze Mittelmeer, auch im Donaukreise, bis nach Südrußland hin bekommen die Toten die Farbe, um sich blühendes Aussehen zu erhalten. Im Völkergedanken ist die Farbe des Blutes immer die Farbe des Lebens gewesen, die in Körperbemalung, Kleidung, Wandschmuck, Fahne feierlich verwendet wird. Die Naturgötter, die strotzendes Leben verkörpern, Pan, die Satyrn, Priapus, Silenus, erscheinen rot. Der römische Triumphator muß sich mit Mennige bemalen, weil er für seinen Ehrentag die Erscheinungsform des höchsten Gottes ist. Den Toten werden ursprünglich Blutopfer gebracht durch Tier- und Menschenopfer —

¹⁾ Obermaier, Mensch der Vorzeit 1912, 183 ff.

²⁾ Obermaier, Mensch der Vorzeit 1912, 286 ff.

auch Odysseus läßt in der Unterwelt die Schatten Blut trinken, damit sie so viel Leben gewinnen, um reden zu können — nachher begnügt man sich, ihnen rotgefärbte Kleider mitzugeben¹⁾. Nicht unwahrscheinlich liegt hier die Wurzel der Sitte, daß die Mächtigen dieser Erde, der König wie der Kardinal, noch heute den Purpur tragen. Ist doch noch bei der Bestattung Leos XIII. über die Leiche eine rotseidene Decke gebreitet und der Sarg mit rotem Samt ausgeschlagen worden²⁾!

Am überraschendsten ist wohl, daß die auffallende Sitte, die Leichen als „liegende Höcker“ zu bestatten, schon weithin im Paläolithikum zu beobachten ist. Sie hat im späteren Altertum keineswegs, wie man vielfach gemeint hat, allgemeine Verbreitung. Sie herrscht in West- und Südeuropa und wiegt vor in Thüringen und an der Donau, fehlt aber völlig im nördlichen Kreise, in den Megalithgräbern Norddeutschlands und Scandinaviens. Die meisten Erklärungsversuche für die Höckerbestattung haben danebengegriffen: wie daß man den Menschen wieder so der Erde habe übergeben wollen, wie er einst im Mutterleibe gelegen habe, oder daß man durch Zusammenschnüren ihn am böswilligen Wiederkommen habe hindern wollen, oder daß man rein zur Arbeitersparnis in Ländern mit felsigem Boden die Grube so klein als möglich gemacht habe. Die Höckerlage ist einfach eine Schlafstellung, wie man sie besonders dann annimmt, wenn der Körper Mühe hat, sich genügend warm zu erhalten. Das wird immer der Fall sein, wenn man auf der Erde schläft, wie es im Süden und Osten noch heute vielfach und im hohen Altertum gewiß allgemein üblich war. Die Stellung ändert sich, sobald man auf einem Gestell, in einem Bette schläft. „In Schlafstellung“ schien Klaatsch und Hauser der Homo Mousteriensis zu liegen. Die Schlafstellung des Südens möchte ich die Höckerlage der Leichen nennen und glaube damit diese vielberedete und viel mißverständene Bestattungsart am natürlichsten zu erklären.

Die Kunst

Die Kunst des Paläolithikums war für die Altertumsforscher eine große Überraschung. Noch 1871 hatte Alexander Conze seinen, man darf wohl sagen, berühmten Aufsatz „über die Anfänge der Kunst“ geschrieben in dem Sinne, daß das Erste nur eine verzierende Anwendung technischer Motive des Wickelns, Flechtens, Webens gewesen sei, die man auf Tongefäße und dann auch auf Metalle übertragen habe, und daß erst auf einer fortgeschrittenen Stufe die Darstellung des Lebendigen aus der Tier- und Pflanzenwelt begonnen habe. Die paläolithischen Funde haben Conze nachher veranlaßt, seine These zu rektifizieren und zuzugeben, daß hier die älteste Kunst nahezu ausschließlich die lebendige, gewachsene Natur darstellt.

Aber heute sehen wir erst klar, warum sie es tut. Wenn im Paläolithikum

¹⁾ v. Duhn, „Rot und Tot“, Archiv für Religionswissenschaft 1906.

²⁾ Archiv für Religionswissenschaft 1906, 528.

aus Kürbisschalen gegessen und getrunken wird, Renttierstangen als Wurf- und Tragstäbe dienen, Muscheln, Fischwirbel und Hirschzähne zum Schmuckbehang verwendet werden, ist keine Veranlassung, diese Gegenstände so zu behandeln,

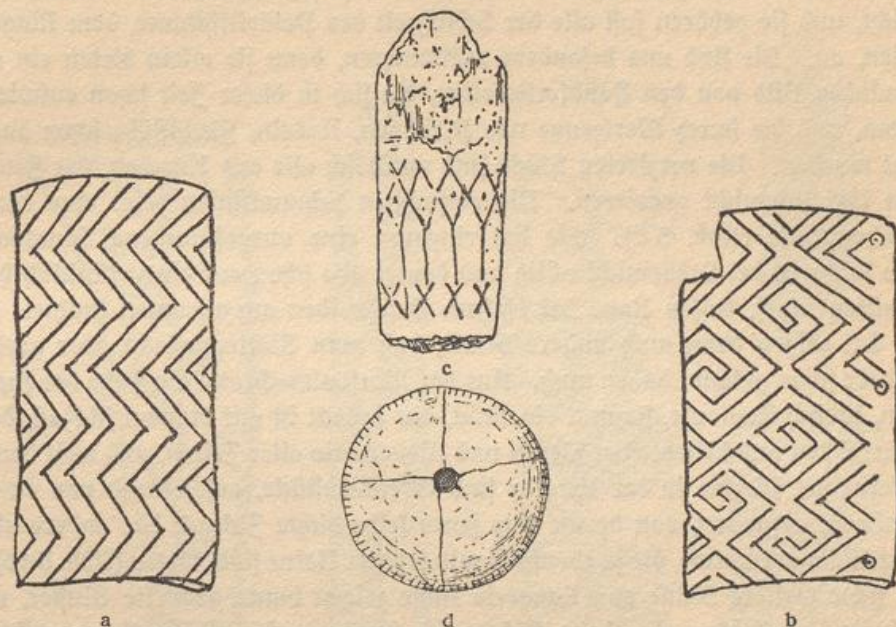


Abb. 5. Technische Ornamente aus dem Aurignacien und Magdalénien
a, b Ukraine, nach Hoernes $\frac{1}{1}$, c Laugerie Basse, nach Déchelette $\frac{1}{1}$, d Brünn,
nach Obermaier $\frac{3}{5}$.

als ob sie in Korb- oder Mattenflechtere hergestellt oder durch Umwickelung und Schäftung zusammengesetzt oder aus buntgewirkten Zeugstücken geschnitten wären. Denn in solchen Techniken hat man dergleichen Werkzeuge nie geschaffen. In späterer Zeit aber und speziell in der „geometrischen“ Periode, die den archäologischen Horizont von 1871 begrenzte, gab es die Naturformen der Kürbisschale, der Renttierstange, der Muscheln und Wirbelknochen im Hausgebrauch schon lange nicht mehr. An ihre Stelle waren künstliche Gebilde, Surrogate getreten aus Leder, Korbflechtere, Weberei, weil man von dem Bezug aus der Ferne unabhängig sein wollte. Die Muster, die diese Techniken naturgemäß ergaben, erbten sich dann auch fort, als man für die Herstellung der Gebrauchsware die noch bequemeren Stoffe des Tons und der Metalle kennengelernt hatte. Erst dieses Stadium der Entwicklung erschien für Conze als der Anfang: Tongefäße mit aufgemalten und bronzene Schmucksachen mit eingravierten Flecht- und Webe- und Aufnähermustern. Er verfolgte sie eingehend am griechischen Material und erkannte ihre Verwandtschaft mit dem nordischen; und in diesem nordischen Material bedeutet der geometrische Stil in der Tat den Anfang der Kunst, denn hier hat die paläolithische Kultur kaum Fuß gefaßt, geschweige denn künstlerische Blüten getrieben.

Im südlichen Paläolithikum setzt die Kunst mit dem Aurignacien kraftvoll ein

und betätigt sich weiter bis zum Ende. Sie zeigt sich zierlich schmückend auf den Knochenwerkzeugen und großartig darstellend an den Höhlenwänden.

Selten sind die Stücke, in denen sich ein technisches Ornament deutlich ausspricht, und sie gehören fast alle der Schlußzeit des Paläolithikums, dem Magdalénien, an. Sie sind uns besonders willkommen, denn sie allein bieten ein anschauliches Bild von den Handfertigkeiten, die sich in dieser Zeit schon entwickelt hatten, und die durch Werkzeuge wie Pfriemen, Nadeln, Flechtstäbe schon angezeigt wurden. Die verzierten Stücke sind natürlich alle aus Knochen, der Feuerstein läßt sich nicht gravieren. Die einfachsten Schmudlinien zeigt eine runde Knochenplatte (Abb. 5 d). Sie hat ringsum eine ausgesprochene Saumnaht. Eine solche ist bei Leder nicht nötig und deutet also schon auf einen künstlich hergestellten Stoff, dessen Rand bei bloßem Beschneiden auszufransen drohte. In der Tat zeigen denn auch andere Stücke, daß man Mattengeflecht oder grobes Gewebe schon gekannt haben muß. Aus der Marsoulas-Grotte am Fuße der Pyrenäen, südlich Toulouse, stammt ein Stück, das bedeckt ist mit dichtem Zickzack, dem natürlichsten und beliebtesten Flecht- und Webemotiv aller Zeiten, und weit davon entfernt bei Mezine in der Ukraine sind Elfenbeinstücke, anscheinend von einem Armband, gefunden, von denen eins jenes selbe dicke Zickzack, das andere aber sogar Mäandermotive, die ja ebenfalls rein textiler Natur sind, bieten (Abb. 5 a b)¹⁾. Ein paar weitere Stücke von Laugerie Basse zeigen bunte gewirkte Muster, wie sie beim Netzstricken oder beim Häkeln sich ergeben: eine Abwechslung zwischen langgezogenen und kurzgehaltenen oder zwischen gekreuzten und gerade fortlaufenden Säden (Abb. 5 c).

Neben diesen wenigen Beispielen, die sicher eine Technik veranschaulichen, stehen einige, die anscheinend phantastische, nach Ursprung und Bedeutung nicht ganz klare Verzierungen tragen: eine geschlossene Reihe von Punktkreisen, die an die Buckelreihe auf einigen Knochenstücken von Troja und Sizilien erinnert; eine Mittellinie mit seitlich abzweigenden Spiralen; auch lose hingestreute Spiralen u. dgl. (Abb. 6 c d e).

Schließlich folgen, ebenfalls in ganz geringer Zahl, Darstellungen von Pflanzen: an einem langen Stengel sitzen gegenständig oder wechselständig ganz schmale oder rundliche oder lanzettförmige Blätter, besonders bei der wechselständigen Staude von überraschend natürlicher Bildung (Abb. 6 a b).

Sehr viel häufiger als mit den bisher besprochenen Ornamenten sind die Knochengeräte mit Tierfiguren oder auf kleinem Raume auch nur mit Tierköpfen geschmückt. Und eigentlich immer ist die Darstellung eine ganz naturalistische. Ein paar Pferdeköpfe sind vorhanden, bei denen die Gliederung und die Behaarung durch rahmenhafte Wulstlinien und bestimmte Strichmuster zum Ausdruck gebracht ist. Sonst herrscht überall völlige Freiheit. Die Tiergestalten sind zwanglos in

¹⁾ M. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst², S. 135 nach Th. Dollov.

den gegebenen Raum hineingesetzt. Meist stehen oder gehen sie ruhig eins hinter dem andern. Es sind durchweg Pferde, Bisons, Renntiere, Hirsche, gewöhnlich in Umrißlinien eingeritzt, zuweilen auch im Relief herausgearbeitet. Berühmt



Abb. 6. Verzierungen auf Knochen. Frankreich. Nach Déchelette: a, b $\frac{1}{2}$, c, d, e $\frac{4}{5}$.

ist das sprechend lebendige grasende Renntier aus der Höhle von Thäingen am Oberrhein. Bei einer solchen Leistung hat die sichere Beobachtung des Jägerauges einem wohlgeübten Zeichner die Hand geführt. Man fühlt noch ganz frisch die künstlerische Freude mit, die so etwas geschaffen hat.

Einen ganz eigenartig geschmückten Stab, wahrscheinlich Wurffstab, zeigt unsere Abb. 7 in drei Ansichten. Es ist ein Stück aus der Sammlung de Lastic im Berliner Museum. Da ist ein Pferd in Vorderansicht von oben bis unten dargestellt. Man erkennt deutlich den Kopf mit der hohen Mähne, den Ohren, Augen und dem Maul. Dann folgt weiter unten der große Brustmuskel und nun die Beine mit deutlichen Knien und Hufen. Welch glänzende und kühne Phantasie gehört dazu, um solch eine Darstellung überhaupt zu wagen!

Es wächst aber unser Staunen über die Darstellungskraft dieser Urmenschen, wenn wir in Südfrankreich und Nordspanien ihre großen Wohnhöhlen betreten und die weiten Wände mit monumentalen Malereien bedeckt sehen. Combarelles und Font de Gaume bei Les Eyzies und Altamira bei Santander sind die klassischen Stätten. Es handelt sich in diesem Falle nicht um bloße Abriss, offene Plätze unter

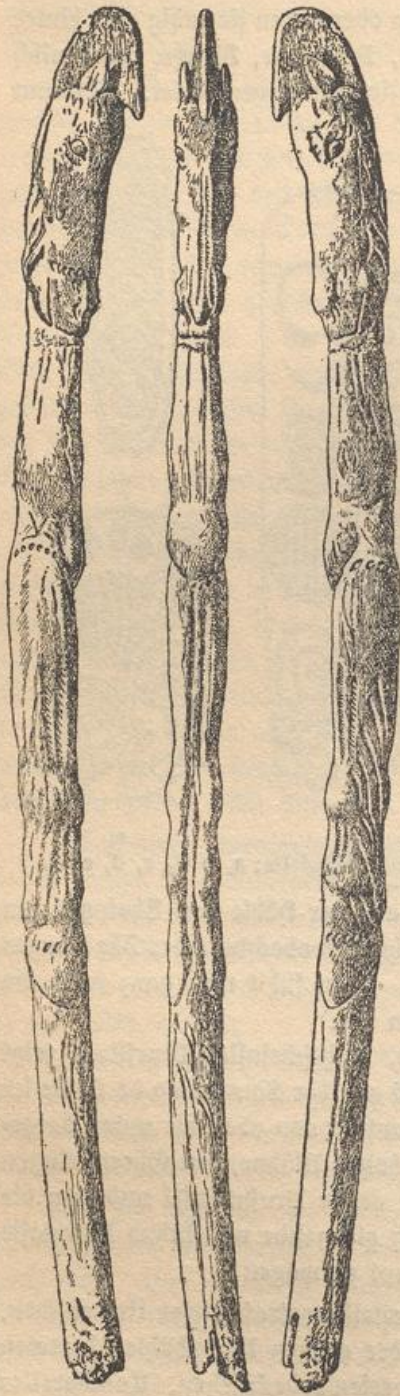


Abb. 7.
Wurfstock mit Pferd. Bruniquel. $\frac{2}{3}$.

Selbenschuß, sondern um wirkliche tiefe Höhlen. In Combarelles geht man in schmalen Gänge sehr lange vorwärts, bis die Wandzeichnungen auftreten. Öfter muß man kriechen, weil der Fußboden noch nicht so tief wieder ausgehoben ist, wie er ursprünglich lag. Nur selten weitet sich der Raum zu wirklicher Wohnlichkeit. Schon in der Enge aber, wie besonders dann in der Weite, stellen die Wandzeichnungen sich ein, Bilder von Tieren aller Art. Combarelles zeichnet sich dadurch aus, daß hier Tiere, denen man sonst selten begegnet in prächtigster Form dargestellt sind.

Sehr bemerkenswert sind einige Bilder in den von Grafen Begouen und seinen drei Söhnen bei Toulouse neu entdeckten Höhlen. Ein von vielen Pfeilen getroffener Bison zeigt den Jagdzauber der primitiven Paläolithiker (Abb. 8). Wenn sie das Tier im Bilde mit Pfeilen spießen, sollte es ihnen damit durch magische Gewalt in Wirklichkeit verfallen sein.

Eine männliche Figur mit aufgesetztem Hirschgeweih — Begouen's „Zauberer“ — scheint entweder ein Beschleichen des Wildes oder einen kultischen Tanz darzustellen.

Allgemein bekannt, ja geradezu volkstümlich ist das Mammut geworden, wie es in seiner eigenartigen Langhaarigkeit, den großen Rüssel schlenkernd, daherstapft. Nicht minder lebendig ist der Bär in seinem Trotten mit schwerem Körper und hängendem Kopfe. Professor Verworn hat den guten Gedanken gehabt, von mehreren Zeichnungen in Combarelles Papierabklatsche zu machen, die nachher in Gips ausgegossen sind. Damit erhalten wir ganz zuverlässige Abbilder von einigen der schönsten Darstellungen, so von dem Kopf einer Höhlenlöwin, deren Gesichtsprofil und Auge den Charakter des Tieres

aufs Lebendigste veranschaulicht, und von einem Pferdekopf, der in der Treffsicherheit seiner Linien wie mit einer Rembrandtschen Rohrfeder gezeichnet erscheint.



Abb. 8. Angeschossener Bison. Nach Begouen.

In Font de Gaume kommt man ebenfalls eng hinein und muß noch über eine hohe Steinbarre sich mühsam weiterzwängen. Dann öffnet sich aber der Raum wie ein weiter Festsaal, und an den Wänden wandeln nun geradezu herdenweise, eins hinter dem andern, die großen Tiere, Bisons von 1—1½ m Länge. Diese Räume sind so weit vom Eingang und durch die Sperre dazwischen so abgeschlossen, daß das draußen wechselnde Wetter hier keinen Einfluß übt. Sommer und Winter herrscht die gleiche Temperatur und ziemlich der gleiche Feuchtigkeitsgrad. Daher sind die Bilder an den Wänden nicht bloß als Zeichnungen, sondern als farbige Malereien erhalten. Ihre Kontur ist eingeritzt und dann mit einer fingerbreiten schwarzen Linie nachgezogen, der ganze Körper aber mit Röteln gefärbt. Die Farben sind, wie Untersuchungen ergeben haben, offenbar mit Renntierfett angemengt. Die schönsten Bilder solcher Art sind in der Höhle von Altamira erhalten. Da sehen wir Bisons in den verschiedensten Betätigungen wundervoll beobachtet, wie sie stehen, wandeln, grasen oder auch liegen, den Kopf zwischen die Vorderbeine geneigt, so daß die Hörner weit nach vorn wegstehen, und die Hinterbeine unter den Leib gezogen: bei der verzwickten Stellung doch alles aufs natürlichste wiedergegeben. Als Beispiele zeigt unsere Tafel VIII einen springenden Eber und einen stehenden Bison aus der Altamira-Höhle.

Eine merkwürdig vorgeschrittene Gattung von Felsbildern ist seit kurzem in immer größerer Zahl im östlichen Spanien in der Capsien-Kultur, die dort das ganze Jungpaläolithikum ausfüllt, zutage getreten. Während die Tiere von Nordwestspanien und Südfrankreich fast immer einzeln und meist in ruhiger Behaglichkeit dargestellt sind, bekommen wir bei den Capsien-Leuten ganze Bilder voll lebhaftester Handlung vor Augen: eine Kampfszene, wo bogenschießende Männer in wildem Laufe gegen eine am Boden hockende Gruppe heranstürmen

(Abb. 9), oder Jagden, bei denen die Männer auf Schweine oder Renntiere schießen (Abb. 10). Auch Szenen mit Frauen gibt es, die dann eigenartige, an spätere kretische Tracht erinnernde Zipfelröcke anhaben. Einmal ist ein Mann



Abb. 9. Männerkampf. Capcien. Nach Pericot.

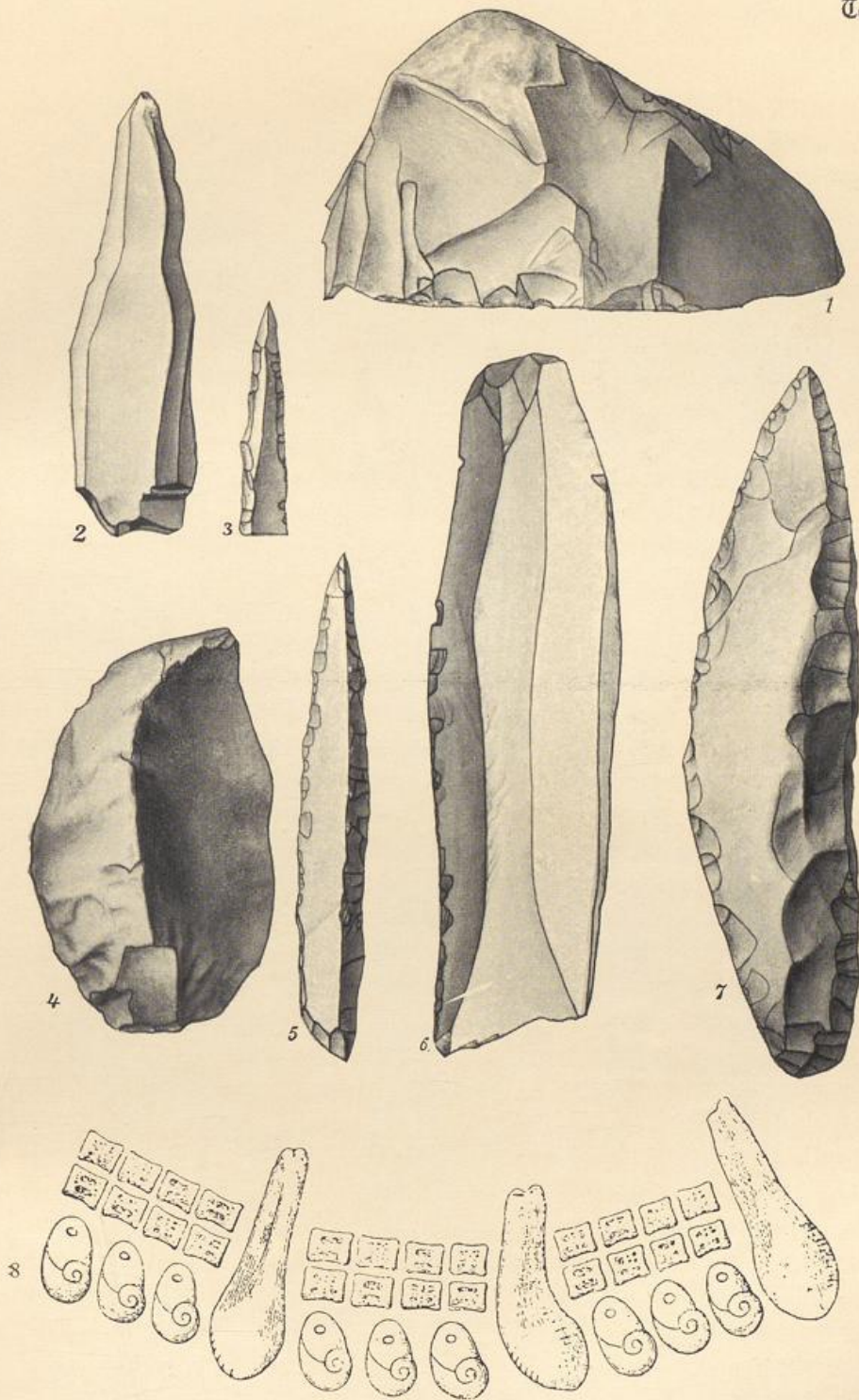


Abb. 10. Schweinsjagd. Capcien. Nach Obermaier.

an Seilen hoch hinaufgeklettert, um den Honig aus einem Bienenneste zu nehmen. Die Capcianer erscheinen in diesen Bildern als sehr sympathische Leute von beweglichem Geiste und fühner Unternehmungs- und Wagemut.

Am bedeutungsvollsten aber im ganzen Paläolithikum sind wohl die menschlichen Flach- und Rundbilder aus verschiedenen Gegenden, besonders Südfrankreichs, die Gestalten in gleichmäßig feierlicher Haltung darstellen und offenbar sehr ernst gemeint sind. Die Reliefs stammen alle aus dem großen und überaus reichen Abri von Laussel, 10 km östlich von Les Eyzies, die Statuetten haben die verschiedensten Fundorte: Brassempouy (Landes), Laugerie Basse bei Les Eyzies, Mas d'Azil (Ariège), Mentone, Willendorf bei Krems an der Donau und Brünn in Mähren. Nur zwei von allen diesen Figuren sind männlich, alle anderen weiblich.

Die Grotte von Laussel hat vier Reliefs geliefert, drei weibliche und ein männliches. Sie befanden sich an abgebrochenen und heruntergefallenen Dach-



Aurignacien

1. 6. Saussel, 2. 4. Abri Audi, 3. 5. 7. Gorges d'Enfer; alles bei Les Eyzies.
8. Barma grande bei Mentone. 1—7. Berl. Mus., 8. Mentone. Alle $\frac{1}{4}$.



Solutréen (1—4) und Magdalénien (5—9)

1. 3. 4. Saugerie Intermédiaire, 2. Combe Capelle, 5—9. (außer 7 aus Knochen) Bruniquel.
Alle $\frac{1}{2}$.

blöcken am Nordende der Grotte in einer ausgesprochenen Aurignac-Schicht, über die sich die Solutré-Besiedlung fortsetzt. Das erste Relief saß an einem sehr großen Block, von dem es abgemeißelt wurde, um in die Sammlung des Dr. Salanne-Bordeaux gebracht zu werden. Das zweite befindet sich auf einem kleinen Kalkstein mit lauter alten Brüchen ringsum; es ist in das Berliner Museum gelangt. Das dritte und vierte habe ich nicht selbst gesehen, sie sind wie das erste bei Dr. Salanne. Unsere Taf. IX zeigt alle zusammen.

Die Frauen auf diesen Reliefs sind ganz gleichartig: völlig nackt, außerordentlich forpulent mit großen Hängebrüsten und Fettentwöcklung besonders an den Hüften und Oberschenkeln. Auch ihre Haltung stimmt im wesentlichen überein. Sie stehen von vorn gesehen. Die erste (IX 4) hält in der halberhobenen Rechten ein Bisonhorn, offenbar als Trinkgefäß, und wendet den Kopf nach ihm hin, so daß er sich von der Seite zeigt und ein dick in den Nacken fallender Haarschopf eine einheitliche Linie vom Scheitel bis zum Rücken hervorrufft. Die linke Hand legt sie auf den Bauch. Das zweite Relief (IX 1, Berlin) ist nicht ganz erhalten, sondern von den Knien abwärts weggebrochen. Der runde Kopf ist nach vorn gerichtet, der rechte Arm lang ausgestreckt mit einem stark gebogenen Gegenstande, vielleicht einem Steinbockshorn in der Hand. Der linke Arm war, wie die erhaltene Konturlinie anzeigt, im Ellenbogen scharf geknickt, so daß die Hand ungefähr in Gesichtshöhe erhoben war. Leib und Hüften sind außerordentlich gut modelliert, der Nabel durch eine trichterförmige Einbohrung bezeichnet. Dieser Stein ist vorn und zum Teil auf der Seite rot gefärbt; er ist beim Abbrechen oder Umfallen in eine dicke Rötelschicht gefallen, von der uns auch ein Kistchen voll mitgeschickt wurde. Das dritte Relief (IX 2), nur ein kleines Bruchstück, bietet doch wichtige Ergänzungen zu den beiden ersten. Der Kopf ist zur Linken gewendet, wo der Arm bis fast zur Gesichtshöhe erhoben ist. Das Haar ist in konzentrischen Kreisen geordnet, ganz wie bei der Willendorfer Figur und wie in altägyptischen Darstellungen. Das vierte und letzte Relief von Laussel (IX 3), eigentlich nur eine Umrißzeichnung, stellt einen ganz schlanken Mann dar, aufrecht stehend, die Arme erhoben, um den Leib mit einem breiten Bande gegürtet. Auch hier ergibt sich gleich eine Beziehung zu Ägypten: der breite Gürtel als einziges Bekleidungsstück kehrt dort auf ältesten Reliefs wieder (unten Abb. 63).

Die Rundfiguren, Statuetten von 4—11 cm Höhe, bald aus Stein, bald aus Elfenbein oder Roßzahn, sind ebenfalls fast alle weiblich. Die ersten wurden in Brassempouy gefunden. Es waren nur Bruchstücke und die damals auffallendsten unter ihnen, forpulente Weiber à la Laussel, sind nachher durch die Willendorferin glänzend überholt worden. Aber ein paar andere sind einzig und wichtig geblieben, so ein Frauenskopf mit reichem Haar, über der Stirn abgeschnitten, aber bei den Ohren lang und breit herunterhängend (Abb. 11), ganz wie im ältesten Ägypten und eine Männergestalt, von der oben gerade soviel erhalten ist, daß der Gürtel dicht unter der Brust unzweifelhaft wird (Taf. X 1).



Abb. 11.
Elfenbeinkopf
aus Brassempouy. Nach
Obermaier. $\frac{1}{2}$.

Die wichtigste von allen paläolithischen Figuren ist die von Willendorf (X 3). Sie ist bis auf die abgebrochenen Füße vollständig erhalten und aufs realistischste durchgeführt. Sie wurde 1909 in einer sicheren Aurignac-Schicht gefunden. In Kalkstein gearbeitet und mit Röteln überzogen, sehen wir ganz dieselbe Gestalt wie in den Reliefs von Laussel vor uns, mit den großen Hängebrüsten, den feisten Hüften und Schenkeln; nur wirkt das alles hier noch drastischer, weil es rundplastisch auftritt. Das Haar ist ebenso in konzentrische Kreise gelegt wie bei Relief IX 2 von Laussel, der Kopf ebenso geneigt wie bei Relief IX 4 von da, und die Linie über den Haarschopf zum Rücken infolgedessen auch dieselbe. Das Haar tritt so weit in die Stirn und der Kopf ist so stark geneigt, daß das Gesicht gar nicht angegeben ist. Die beiden Arme sind hoch auf die Brust gelegt. Sie sind an den Handgelenken von mehreren Ringen umgeben, bei denen wir an die Muschelfunde von Grimaldi denken dürfen. Diese Armringe bilden die einzige Bekleidung der Willendorferin, wie der Gürtel die einzige der Männer dieser Periode.

Von Mentone ist eine kleine, nicht ganz 4 cm hohe Figur vorhanden, aus Steatit geschnitten und daher summarischer behandelt als die Willendorferin, aber in wesentlichen Eigenschaften mit ihr übereinstimmend (Taf. X 2). Sie hat dieselben starken Brüste, Bauch, Hüften wie jene und dieselbe auffallende Kopfneigung. Die Arme gehen seitwärts nieder und verschwinden bei den Hüften.

Man hat in diesen Figuren eine betonte und gesteigerte Darstellung der Geschlechtseigentümlichkeiten des Weibes sehen wollen, das Streben eines primitiven Sinnlichkeitsstandpunktes, sich ein allgemeines Idealbild der Weiblichkeit zu schaffen. Demgegenüber versichern erfahrene Ärzte, daß nur die getreue Wiedergabe einer Körpergestalt vorliegt, wie sie bei starker Fettbildung sich naturgemäß entwickelt. Nur die Frauen des Paläolithikums haben diese auffallende Fettleibigkeit, die Männer sind schlank; vielleicht haben jene ihre Tage bequem auf den Fellagern der Grotten verbracht, während die Männer durch gewohnheitsmäßige Jagdzüge ihren Körper geschmeidig hielten.

Auch aus der völligen Nacktheit der Gestalten hat man Schlüsse auf ihre Bedeutung ziehen wollen. „La Vénus impudique“ nannten die Franzosen die erste größere Figur von Brassempouy, und die „Venus von Willendorf“ heißt bei uns das Hauptstück aus dem deutschen Kreise. Wie aber, wenn im Aurignacien das Nacktgehen, wenigstens im Hause, noch allgemeine Sitte gewesen wäre? Felltraher gab es schon im Acheuléen und Moustérien. Leder wurde also damals schon bearbeitet. Aber die feineren Instrumente zum Zusammenfügen der Stücke, Pfriemen und Nadeln, und die Ornamentmotive, die auf die Techniken des Nähens, Flechtens und Häkelns schließen lassen, finden sich allgemein erst vom

Aurignacien ab. Hier werden wir an eine beginnende Kleidung denken dürfen, mit der man dem kühler gewordenen Klima Rechnung trug. Aber von wirklichem Eise blieb ja das gesegnete Frankreich fast ganz verschont, und selbst in kalten Strichen pflegten primitive Völker, wie heute noch die Eskimos, zu Hause halb oder ganz nackt zu bleiben.

Einzelne betrachtet könnte nun die eine oder andere Figur erscheinen, als ob man sie wie die prächtigen Bisons und Rentiere rein zur Augenweide sich an die Wand gemeißelt habe. Überblickt man aber mehrere, so tritt alsbald hervor, daß sie keineswegs in einer einfachen alltäglichen Handlung begriffen sind, wie die schreitenden, grasenden, ruhenden Tiere, sondern daß sie in einem gehaltenen Wesen, in einer gewissen Feierlichkeit sich darstellen. Das gilt sowohl für die Reliefs an den Wänden wie für die kleinen Rundbilder. Die Empfindung für dies Besondere, Gehobene der Darstellung hat wohl auch mitgewirkt zu ihrer Auffassung als höhere Wesen. Aber was drückt diese besondere Haltung aus? Über die beiden Männer ist kaum zu urteilen, da ihre Arme fehlen. Die Frauen aber bieten in ihrer Gesamtheit ein um so vollständigeres Bild. Sie stehen mit geschlossenen Füßen, neigen tief den Kopf, legen ergeben die Hände auf die Brust oder erheben die eine bis vors Gesicht und halten in der andern ein Trinkhorn. Das alles sind Züge, die im ganzen späteren Altertum die Betenden und Opfernden charakterisieren. Die demütige Neigung des Kopfes und das Hände-auf-die-Brust-Legen hat sich in vielen Gegenden bis heute als Zeichen der Unterwürfigkeit erhalten. Das Erheben der Hand vors Gesicht, wie es im ägyptischen, kretischen, hettitischen Kultus gebräuchlich ist, wird ein abgekürztes Sichverhüllen-wollen bedeuten; vielleicht ist der letzte Rest davon in der heutigen türkischen Grußform zu erkennen, bei der die Hand in Etappen zur Brust, zum Kinn, zur Stirn heraufgeführt wird. All diese Gesten besagen ursprünglich, daß der bittend Auftretende sich klein und unwürdig fühlt, daß er sich verhüllen möchte, um nicht zu scharf angesehen und beurteilt zu werden, daß er um Nachsicht und Schonung wirbt. Das ist die Demut, die jede Religion vom Menschen verlangt, wenn er vor der Gottheit erscheinen soll. Noch Tacitus sagt (*Germania* 39), in den heiligen Hain der Semnonen dürfe niemand anders als gefesselt eintreten, zum Zeichen, wie klein er sich der Macht der Gottheit gegenüber fühle). Das Horn aber, das als gegebenes Trinkgefäß die Natur dem primitiven Menschen geboten hatte, und das damit auch das älteste Opfergefäß geworden ist, es ist, durch die Kulturüberlieferung geheiligt, auch später immer noch das bevorzugte Gefäß zum Gießen der Götterspende geblieben: im kretischen Kulte sind große spitze Kannen, die aus dem Horn hervorgegangen sind, üblich, bei den Griechen, Etruskern, Römern ist das Rhyton das feierliche Trink- und Gießgerät. Auf slavischen Grabsteinen hat der Verstorbene das Trinkhorn in der Hand und noch im deutschen Mittelalter ist es für den Minnetrunk vorgeschrieben.

Wende mir nicht ein, freundlicher Leser, ob es denn überhaupt gestattet

sei, Verknüpfungspunkte zu finden zwischen dem so weit entlegenen Paläolithikum und dem historischen Altertum. Wir haben sie schon unabweisbar erkannt in der Bestattungsform der Höckerlage mit Rötelsbeigabe, in verschiedenen Schmucksachen, in den ältesten technischen Ornamenten, in der Haartracht der Frauen und dem bloßen Gürtel der Männer. Wenn die Übereinstimmungen in so vielen Dingen tatsächlich vorhanden sind, hat man die Pflicht, sie aufzuzeigen; wie sie sich erklären, mag die Zukunft so oder so entscheiden.

Der tatsächliche Befund führt uns noch weiter. Der nach Berlin gelangte Stein mit dem Frauenrelief IX 1 von Laussel ist, wie ich schon sagte, in einer Rötelschicht gefunden, die seine ganze Oberseite gefärbt hat. In der Grotte kommt, wie auch sonst in den Wohnstätten, Rötel von Natur nicht vor. Er ist aber die ständige reichliche Beigabe von paläolithischen Bestattungen und besonders im Aurignacien ganz an der Tagesordnung. In den Grimaldi-Grotten tritt er immerfort auf; es ist eine Ausnahme, wenn er einmal fehlt. So wird in Laussel unser Frauenbild, und damit auch seine benachbarten, über einer Bestattungsstelle angebracht gewesen sein, und es liegt dann nahe, anzunehmen, daß diese Bilder die Verstorbenen dargestellt haben, die hier beigesezt waren. Regelrecht ausgegraben ist Laussel noch nicht; gerade, wo die Reliefs gefunden sind, ist seitdem nicht weitergegangen. Vielleicht bringt eine künftige Untersuchung noch wirkliche Skelette zutage.

Die kleinen Rundfiguren aber, die ganz dieselbe zeremonielle Haltung zeigen, werden wir uns in der Grotte, etwa in Wandnischen, aufgestellt denken dürfen, so wie die Ahnenbilder in den späteren Kulturen. Eine von ihnen, eine stehende Figur aus Elfenbein, ist in Brünn in einem Aurignacien-Grabe gefunden, das Rötel und allerhand Schmucksachen enthielt ¹⁾.

Wo man an ein Leben nach dem Tode glaubte — und das macht die sorgfältige Ausstattung der Gräber mit Schmucksachen und Geräten doch zweifellos —, da ist es natürlich, daß man einen Verstorbenen, der nun an die Pforten der Unterwelt pocht, in seiner ganzen Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit darzustellen sucht. So ist es auch im späteren Altertum immerfort geschehen. In Ägypten kommt oft ein sogenanntes „Totenbuch“ mit ins Grab, das in Schrift und Bild alle die Disiten aufführt, die der neue Ankömmling im Jenseits den verschiedenen Gottheiten abzustatten hat; und noch auf griechischen Grabstelen ist sehr häufig das Opfer dargestellt, das der Verstorbene bringen will; nur ist hier der Sachverhalt bis heute immer dahin verstanden, daß die so beschäftigten Personen berufsmäßige Priester und Priesterinnen gewesen seien.

Es ist eine erstaunliche ethische und religiöse Auffassung, die wir dem Paläolithikum zutrauen, aber die zweite Hälfte dieser merkwürdigen Periode verträgt wohl solche Belastung. Ein scharfer Schnitt trennt das ältere vom jüngeren

¹⁾ Mitt. Anthr. Ges. Wien 1892 S. 73ff. (Małowsky).

Paläolithikum, äußerlich wie innerlich. Dort herrscht ein warmes Klima mit afrikanischen Tieren und der Neandertalrasse. Der Faustkeil ist das Universalinstrument; Knochenwerkzeuge, Schmucksachen, Ornamente gibt es noch nicht. Dem Aurignacien an steht in kühlerer Luft eine neue Tier- und Menschenwelt vor uns. Für die Werkzeuge kommen neue Stoffe und vielfältige neue Formen auf. Die Ornamentik zeigt, wie sie zum Nähen, Flechten, Häkeln verwendet werden. Mit Mützen, Brustgehängen, Kniebändern schmücken sich die Leute und nehmen Muscheln, Fischwirbel, Tierzähne zu ihrem Besatz. Wohlausgebaute Grotten sind die Wohnungen, ihre Wände mit Bildern anschaulich belebt. In den Grotten werden auch die Verstorbenen sorgsam als Schlafende gebettet und mit allem, was sie im Leben gebraucht haben, für das Jenseits ausgestattet. Reliefs oder Statuetten wahren ihr Gedächtnis in einer Haltung, die schon auf Beten und Opfern schließen läßt.

Dies Kulturbild des jüngeren Paläolithikums wirkt keineswegs wie eine weitentfernte weltfremde Insel. Nicht wenige starke Brücken führen von ihm zu dem Festlande der neolithischen und späteren Kulturen in Nord- und besonders Südeuropa. Vieles, was in den durcheinandergeschobenen Verhältnissen der späteren Zeiten unklar geworden ist, kann aus dem einfachen ersten Entstehen im Paläolithikum seine Entwirrung und Deutung erwarten. Wie die körperliche Beschaffenheit des Menschen der Aurignac- und Cromagnon-Rasse nach der einheitlichen Ansicht der Anthropologen die Vorstufe zu dem Europäer der späteren Perioden ist bis heute hin, so bildet auch seine Betätigung auf den wichtigsten Gebieten: in der Herrichtung und Verzierung von Stoffen, in der Darstellung von Tieren und Menschen, in der Bestattung, im Glauben an ein Jenseits und damit an höhere Mächte, nur den Anfang einer organischen Sortenentwicklung. Wir werden bei vielen Erscheinungen der folgenden Zeiten an diese jüngere Phase des Paläolithikums zurückdenken müssen und sie immer mehr als eine Vorstufe zu der großen Kultur des Mittelmeeres empfinden.

Zweites Buch

Übergang zum Neolithikum

Das Mesolithikum

Die jüngere Steinzeit, das Neolithikum, rechnet man vom völligen Aufhören der letzten Eiszeit und dem Beginn des gleichmäßigeren Klimas an, das heute noch fort dauert. Markiert wird dieser Zeitpunkt hauptsächlich dadurch, daß das kälteliebende Renntier Süd- und Mitteleuropa verläßt und nach dem Norden abwandert. In Ägypten gewinnen wir einigen Anhalt zur zahlenmäßigen Bestimmung der neuen Periode. Sie liegt dort in der vordynastischen Zeit, im 4. und 5. Jahrtausend v. Chr. In Europa und besonders im nördlichen treten die ersten Metalle, Kupfer und Gold, erst erheblich später auf, so daß hier die Steinzeit noch das halbe oder ganze 3. Jahrtausend v. Chr. erfüllt. In Gegenden, die weit vom Weltverkehr abliegen, setzen sich, wie immer, die altertümlichen Zustände länger fort.

Die letzte Eiszeit hat aber von ihrem Höhepunkt bis zu ihrem Ende nicht einen einheitlichen Abstieg genommen. Während des allgemeinen Zurückweichens des Eises sind mehrere Kälterückfälle erfolgt, die Penck und Brückner nach ihren Alpenbeobachtungen als Bühl-, Gschnitz- und Daun-Stadium bezeichnen. Im Bühl-Stadium liegt, nach allgemeiner Annahme, die Magdalénien-Kultur. In Norddeutschland haben die Schwankungen der weichenden Eiszeit sich hauptsächlich in den wechselnden Verhältnissen der Ostsee markiert. Sie ist erst weit offen gewesen, so daß auch der Bottnische Meerbusen im Norden in den Ozean ausmündete. Diese Frühzeit wird nach einer Muschel, die sich in ihren Ablagerungen findet, die Yoldia-Zeit genannt. Dann hat das Land sich gehoben und die Ostsee ist ein völliger Binnensee geworden. Dänemark war damals feste Landbrücke zwischen Deutschland und Schweden. Diese Periode heißt nach einer zweiten Muschel die Ancyclus-Periode. Schließlich hat das Land sich wieder gesenkt und ist der heutige Zustand eingetreten, eingeleitet durch einen Abschnitt, den eine dritte Muschel die Litorina-Zeit getauft hat.

Montelius hat vor einigen Jahren erkannt, daß die typischen Lorbeerblatt-

¹⁾ Antivarisk Tidstrift för Sverige 20. 1918. S. a. Anthropol. Korrbil. 1920. 19 (N. Nilsson).

Das Mesolithikum

spitzen des Solutréen, zwar kleine aber gutgeformte Stücke mit feinem Randbeschlag, auch im Norden vorkommen, aber nur im südwestlichen Norwegen, im westlichen und südlichen Schweden und in Dänemark¹⁾. Er erklärte sie für echte Solutré-Werkzeuge, gleichaltrig mit dieser Periode in Frankreich, und schloß, daß damals die südwestlichen Ränder von Norwegen und Schweden bereits eisfrei und für menschliche Siedlung zugänglich gewesen seien. Man traute dieser kühnen Neuheit zuerst nicht recht, weil man noch befangen war in der Auffassung der deutschen Geologen vom Solutréen mitten in der letzten Eiszeit und dem Mousterien in der vorletzten. Heute aber begrüßen wir die Feststellung als eine nordische Noachtaube und das erste bestätigende Licht auf unsere neue Zeitrechnung. Wenn nach de Geer das Eis um 10000 v. Chr. am Südrande von Schweden stand, so muß das dortige Solutréen also um 9000 oder 8000 v. Chr. fallen. Die Übereinstimmung der Werkzeugform mit Frankreich zeigt zugleich, wie von dorther offenbar die ersten Kolonisten in den eisfrei werdenden Norden gekommen sind. In der Tat stehen im Mesolithikum der Norden und der Westen miteinander in andauernder engster Beziehung, und der Ablauf der Kultur an beiden Stellen geht völlig parallel. Das möge hier eine kleine Tabelle gleich vorweg veranschaulichen.

Westen	Norden	Klima	Zeit
Solutréen	Lorbeerblattspitzen	Abtmelzeit	9000—8000 v. Chr. <i>Lang paläol.</i>
Magdalénien	Knochenharpunen	Yoldia-Zeit	8000—7000 „ <i>5</i>
Azilien u. Tardenoisien	Maglemose-Kultur	Ancylus-Zeit	7000—5000 „ <i>Mesolithikum</i>
Campignien	Köfenmööddinger	Litorina-Zeit	5000—4000 „
Neolithikum	Neolithikum	Nacheiszeit	4000—2000 „

Wenn schon in Skandinavien, so dürfen wir noch mehr in Norddeutschland Überreste aus den letzten Perioden des Paläolithikums erwarten.

Die Jütische Halbinsel verdankt ihre Gestalt der letzten Eiszeit. Durch ihre Mitte zieht deren Endmoräne und bildet das Rückgrat des Landes. Die Gegenden weiter westlich, ganz Hannover und Westfalen, sind also damals schon offenes Land gewesen und sind schon während der letzten Eiszeit allmählich besiedelt worden. Die Westfälischen Höhlen beginnen mit dem Mousterien und etwas entartete Aurignacien- und Magdalénien-Werkzeuge finden sich weithin.

Die Harpunen, Speerspitzen, Messer und Glätter, vielfach aus Renntierknochen, haben sich zahlreich in den Mooren zwischen Potsdam und Brandenburg gefunden und stammen anscheinend noch aus dem Magdalénien. Bei Sernewerder sind, als zu ihnen gehörig, Reihen von tiefen Gruben aufgetreten, die man als Tierfanggruben anspricht¹⁾. Die Harpunen mit ihren bald einz-, bald zweireihigen Widerhaken zeigen auf den ersten Blick ihre Verwandtschaft mit den französischen aus dem Magdalénien. Originell sind Speerspitzen, bei denen seitlich scharfschneidige Feuersteinstücke eingelegt sind (Abb.

¹⁾ Nachr. üb. deutsche Alt.-Sunde 1902, 28 ff. (E. Krause).

12 d). Gelegentlich findet sich auch ein sauberes Flechtmuster auf einem Messer oder Glätter angebracht (Abb. 12 f.), auch das an alte französische Übung erinnernd.

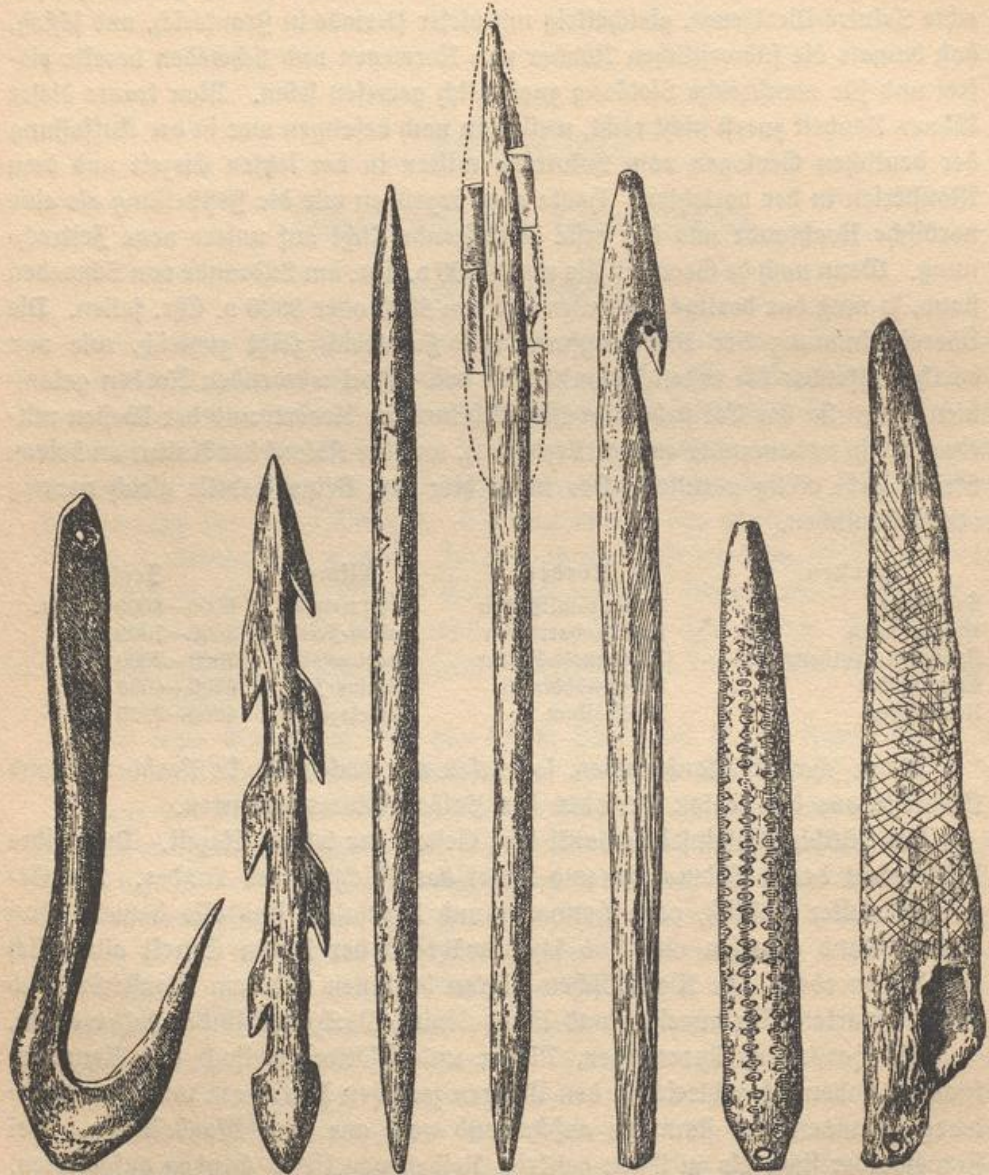


Abb. 12. Geräte aus Rentierknochen von Fernerwerder. Berliner Museum. $\frac{1}{2}$.

Das eigentliche Mesolithikum, die „mittlere Steinzeit“, beginnt dann mit dem Azilien und Tardenoisien, ersteres nach Mas d'Azil im Département Ariège, letzteres nach Sère en Tardenois (Département Aisne) benannt. Beiden entspricht im Norden die Stufe von Maglemose auf Seeland und alle drei zusammen,

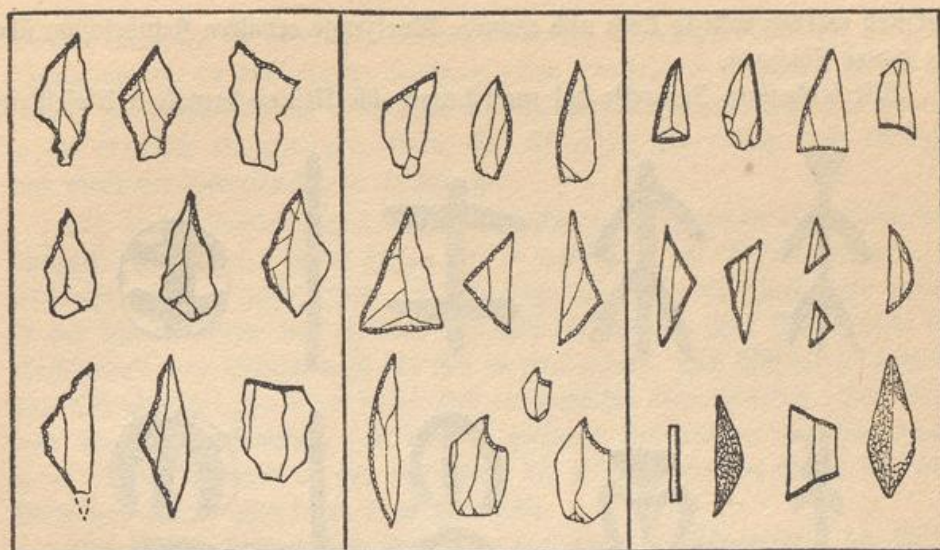


Abb. 13. Tardenoisien Werkzeuge. 3 Perioden, aus Belgien. Nach Berju. $\frac{1}{2}$.

das Azilien, Tardenoisien und Maglemose, nennen manche auswärtige Forscher Epipaläolithikum, weil sich in ihnen die paläolithische Tradition noch stark fortsetzt.

Im Westen sind Siedlungen dieser Stufe noch kaum näher untersucht, man hat von ihr nur die Kleinfunde, aber die sind von großem Interesse, weil sie einmal zeigen, wie stark die Aurignac-Tradition immer noch nachwirkt: mit Steilretusche und auch Hochschabern, und zum anderen, weil sie in gleicher Form sich sehr weithin verbreiten und besonders die Eroberungskraft der westlichen Kultur — und wohl auch ihrer Träger — in das nordische Neuland hinein aufs klarste zeigen.

Die Mikrolithik, der Gebrauch ganz kleiner Geräte kommt in dieser Periode auf die Höhe. Die Hauptformen sind die in Abb. 13 dargestellten verschiedenen Spitzen, die in einen Schaft gesteckt zu Pfeilen oder auch Pfriemen benutzt sein müssen. Diese kleinen Formen gehen von Nordspanien, wo die Heimat der Azil-Kultur anzunehmen ist, durch ganz Frankreich hindurch bis an die Ostsee und in das deutsche Binnenland. Sie waren immer schon bekannt aus der Ofnet bei Nördlingen, der Wüsten Scheuer bei Meiningen, dem Dove-See bei Braunschweig und sind neuerdings besonders gut gesammelt in Prerow auf Darss, an der Mecklenburgischen Küste und im Griesacker Moore¹⁾. Unsere Abb. 13 stellt Stücke aus Belgien dar, in drei Stufen eingeteilt: im älteren Tardenoisien (a) herrschen plumpe geometrische (meist dreieckige) Formen und die ersten Kleinstichel tauchen auf; in der mittleren Stufe (b) kommen die geometrischen Werkzeuge auf die Höhe ihrer Entwicklung und die Kleinstichel sind häufig; im jüngeren Tardenoisien (c) verschwinden die Kleinstichel, die geometrischen

¹⁾ Prähist. Ztschr. 15, 1924 (M. Schneider); ebenda 16, 1925 (Dr. Janssen).

Formen werden winzig klein und manche Werkzeuge erhalten Feinbeschlag über die ganze Fläche ¹⁾).

Mit lebhaftem Interesse hat man immer die kleinen bemalten Kieselsteine



Abb. 14. Zeichen aus spanischen Höhlen (a—c) und Steine von Mas d'Azil (d).
Nach Obermaier.

von Mas d'Azil betrachtet; schienen sie doch die ersten Versuche einer beginnenden Schrift darzustellen. Ein M und ein E glaubte man schon deutlich vorgebildet zu sehen. Ein Überblick über die ähnlichen Zeichen, die des öfteren an spanischen Höhlenwänden erscheinen, zeigt aber, daß es sich immer um die Menschenfigur handelt in dieser oder jener Verkümmernng (Abb. 14). Gewiß hat das auf den Steinchen eine gewisse Bedeutung gehabt, ist nicht einfache Spielerei gewesen. Vielleicht sind in diesen aufs Magische eingestellten Zeiten die Steine Amulette gewesen, die ihrem Träger irgend eine Gunst des Schicksals verschaffen sollten. An Schrift ist noch Jahrtausende nicht zu denken.

Sehr wichtige Aufklärungen verdanken wir in Dänemark dem Fundplatz Maglemose, der von Sarauw nach allen Richtungen hin vortrefflich untersucht und beschrieben ist ²⁾. Maglemose, das „Große Moor“, liegt am Westrande von Seeland bei Mullerup. Der Wohnplatz war ein flacher See. Auf seinem Boden über einer Schicht Schneckenmudde, in der beginnenden Vertorfung, finden sich die Kulturreste in einer bis zu 1 m dicken Schicht. Ein eigentlicher Pfahlbau kann aber die Wohnstätte nicht gewesen sein, denn keinerlei Pfahlreste haben sich im Boden gefunden. Es muß vielmehr ein Floß als Unterlage der Behausung angenommen werden, wie es auch an einigen anderen Stellen als älteste Form der Seewohnung zu erschließen ist, so bei dem interglazialen Taubach bei Weimar,

¹⁾ G. Bersu XV. Bericht d. Röm.-Germ. Kom., Frankfurt a. M. 1923/24, 60.

²⁾ Prähist. Ztschr. III 1911. S. 52—104; VI, 1914, S. 1—28.

wo der Kalktuff, in dem die Artefakte lagern, Characeen-Sand ist, d. h. den Characeen, die in dem Teiche wuchsen, seine Entstehung verdankt; so bei dem reichen Sundpläze Kunda in Estland, den Harpunen als mesolithisch bestimmen, so bei manchen Anlagen am Meer, wie Abbeville, Glensburg, Kiel (Ellerbek) und einer im Kowattensee in Ostpreußen.

Mit diesen Seesiedlungen wollte man sich natürlich gegen die wilden Tiere schützen. Der Mensch ist in diesen Zeiten noch ganz von ihnen umgeben. Er lebt rein von der Jagd. Das einzige zahme Tier, das in Maglemose auftritt, ist der Hund. Unter den anderen Knochen überwiegen stark Reh, Hirsch, Elch, Wildschwein und Urstier, auch der Bär ist vorhanden. Der Elch wird nachher in den Köfenmöödingern schon selten und verschwindet dann gänzlich. Von Fischen war der Hecht erkennbar, von Vögeln mehrere Entenarten, der Höferschwan u. a. Von Holzarten ist am häufigsten die Kiefer, daneben findet sich Hasel, Birke und Ulme, aber keine Spur der Eiche.

Aus dem schwimmenden Floß von Maglemose hat sich zunächst der Pfahlbau entwickelt, indem man Holzwerk mit Reisig, Erde und Steinen auf den Seeboden gründete. Von dieser Bauart sind die Wasserwohnungen bei Wanwyl (Kanton Luzern) und bei Schussenried in Württemberg. Erst gegen Ende der jüngeren Steinzeit ist der eigentliche Pfahlbau aufgekommen, die ganz auf Pfählen ruhende Wohnung, wie die Masse der Siedlungen in den Seen am Nordfuße der Alpen und ebensolche im Norden: Pommern, Polen, sie zeigen.

Die Feuersteinwerkzeuge von Maglemose haben das Inventar von Mas d'Azil. Der kleine Rundscharer, der häufig auftritt, und die „längsschneidige Pfeilspitze“ stechen daraus besonders hervor. Es ist merkwürdig, wie diese Geräte auch hier im Norden die alte Eigenart der Aurignac-Technik immer noch zur Schau tragen.

Mit der jüngeren Periode des Mesolithikums steht es nämlich wie mit der älteren: wir lernen ihre Leitformen in ihrer französischen Heimat in klassischer Ausprägung und Größe kennen, die mächtigen mottes de beurre von Campigny, 20 und 30 cm lang, gehören zu den größten Stücken, die es aus der Steinzeit gibt; aber die ganze Wohn- und Lebensweise der Menschen dieser Zeit und die wichtige neue Errungenschaft ihrer häuslichen Ausrüstung, die Erfindung von unermesslicher Tragweite: die Töpferei tritt uns doch erst in unserem nordischen Kreise entgegen.

Aus dem Campignien, der Litorina-Zeit der Ostsee, stammen die berühmten Muschelhaufen, dänisch gewöhnlich Köfenmööddinger, „Küchenabfälle“, genannt. Man hat sie ursprünglich für Strandbildungen gehalten und ihren wahren Charakter erst um 1850 erkannt. Es sind massenhafte Ansammlungen von ehbaren Muscheln und Schnecken, besonders Aустern (*Ostrea edulis*) und Herzmuscheln (*Cardium edule*), daneben auch Miesmuscheln (*Mytilus edulis*) und zwei Arten Strandschnecken (*Litorina litorea* und *Nassa reticulata*), durchmischt

mit Fischgräten und Knochen von Vögeln und Säugetieren. Unter diesen wiegen vor Hirsch, Reh, Wildschwein; es kommen auch Urochs, Bär, Wolf, Biber, Wildfaze vor. Sehr selten ist der Elch und ganz fehlt das Renntier. All diese Knochen sind von Menschenhand aufgeschlagen und öfter vom Hunde angenagt, der als einziges Haustier sich vielfach bemerkbar macht. In den Haufen liegen auch zahlreiche menschliche Werkzeuge aus Feuerstein, Knochen und Hirschhorn, sowie Scherben von Tongefäßen. Es ist also klar, daß sie nicht natürliche Bildungen, sondern eine menschliche Hinterlassenschaft darstellen. Sie sind oft sehr ausgedehnt, mehrere hundert Meter lang und 20—30 m breit. Ihre Dicke beträgt 1—2 m. So ziehen sie in der Nähe des Strandes entlang, oft in einer Bucht, wie am Kolind Sund, ihrer fünf oder sechs nicht weit voneinander. Sie machen ganz den Eindruck von Fischerlagern, an denen die Reste der oft wiederholten Mahlzeiten zurückgeblieben sind. Ursprünglich haben sie offenbar alle am Strande gelegen. Im nördlichen Dänemark sind sie jetzt stark von ihm abgerückt, bis zu 1½ Meilen (Lille Vildemose in Nordost-Jütland), so sehr hat das Land sich hier seitdem gehoben. Weiter südlich aber liegen sie umgekehrt unter Wasser, denn hier hat das Land sich gesenkt. Von Holzfohle sind die Muschelhaufen gewöhnlich stark gefärbt. Zuweilen ist auch noch eine Steinpackung als Herdstelle erhalten. Von Wohnbau hat sich aber in Dänemark bisher nichts beobachten lassen. Dagegen sind ein paar Bestattungen gefunden, in Ertebölle und in Aamölle, jede mit gestrecktem Skelett, nicht etwa Hofer. In Aamölle war die Leiche auch von Steinen umstellt, es war also ein Hohlraum für sie gebildet worden¹⁾.

Von besonderem Interesse sind die Werkzeuge und die hier zum erstenmal in Europa auftretende Keramik. Die Feuersteingeräte zeigen immer noch stark paläolithische Tradition. Der Spanschaber hat Steilbeschlagn am Ende, ein schmales Messer hat flach geschlagenen Rücken (dos rebattu), der Bohrer ganz die alte Zuspizung. Als neue und für die Muschelhaufen charakteristischste Form tritt ein kleines Beil auf, am Kopf schmal und an der Schneide breit, es wird „Spalter“ genannt (Abb. 15 c); und daneben steht ein „Kernbeil“ mit rundlichem Querschnitt (Abb. 15 a). Von Schleifen oder Glätten des Steins ist auch hier noch keine Rede. Es scheint, daß diese beiden Werkzeuge hier im Norden entstanden sind. Unter den Knochengewerten findet sich schon ein kleiner Kamm.

Die Tonscherben, wo sie sich zu größeren Flächen zusammensetzen ließen, haben immer hauptsächlich ein großes Gefäß ergeben, einen Kochtopf mit geschweiften Wandungen, verdicktem Rande, unten in eine Spitze endigend (Abb. 15 b). Dazu kam gelegentlich ein halbfugeliger Napf. Die Gefäße sind ganz ohne Verzierung, außer daß der dicke Rand zuweilen außen einige Singereindrücke hat. Auch Durchbohrungen zur Anbringung von Henkeln fehlen noch.

¹⁾ Madsen, S. Müller usw., *Affaldsdynger fra Stenalderen*, 1900, S. 78, 100.

Grundlagen der neolithischen Kulturkreise

Daß diese Gefäße die ersten Beispiele sind für einen im Neolithikum über weite Länderstrecken verbreiteten keramischen Stil, werden wir später sehen.



Abb. 15. Kernbeil (Pide), Spalter und Topf aus den Köfenmöddingern.
Nach Soph. Müller. Beile $\frac{1}{4}$, Topf $\frac{1}{6}$.

Auch die Muschelhaufen selbst sind keineswegs auf Dänemark und Schleswig-Holstein beschränkt. Sie haben sich ebenso an der Küste von Irland, Frankreich und Portugal gefunden, und bei Lissabon sind in ihnen eine Reihe von Bestattungen beobachtet, so tief angelegt, daß sie sicher zugehören. Die Leichen sind dort als „Hocker“ gebettet mit gekrümmten Knien und gehobenen Armen. Beigaben haben sie nicht. Die Beerdigung der Leichen am Wohnplatze und ihre Hockerlage setzt wieder eine Tradition aus dem Paläolithikum fort und führt hinüber zu gewissen späteren Kulturen.

Grundlagen der Neolithischen Kulturkreise

Im Paläolithikum ist eine der erstaunlichsten Tatsachen die völlige Übereinstimmung des Stils der Willendorferin mit den Frauengestalten von Laussel. Von der Dordogne über Lyon am Nordfuße der Alpengletscher entlang bis ungefähr nach Wien haben bereits im Aurignacien sehr rege Beziehungen bestanden. Sie wurden durch die Elfenbeinfigur von Brünn auch bis dorthin weitergeführt und im Solutréen noch mehr donauabwärts bis nach Ungarn (Mikolcz) ausgesponnen. Im Mittelmeere fällt es auf, daß Länder, die später bedeutungsvoll hervortreten, sich an der paläolithischen Kultur noch gar nicht beteiligt haben. Italien und Sizilien haben es zwar getan, schon vom Chelléen an, aber die Balearen bleiben auch im ganzen Neolithikum noch stumm, ebenso Sardinien und Korsika und vor allem ganz Griechenland, sowohl das Festland wie die Inseln. Man fragt lebhaft, wie ist das zu erklären? Gewiß nur dadurch, daß diese gebirgigen Inseln und Länder in jener Zeit, die ihnen ja keinerlei Vereisung brachte, noch dicht mit Urwald bedeckt gewesen sein müssen. Und an den Urwald ging

der Mensch mit seinen unvollkommenen Werkzeugen ungern heran. In Mitteleuropa hat man mannigfach beobachtet, wie noch im Neolithikum und der Bronzezeit die Besiedlung den in Trockenzeiten entstehenden Waldblößen nachgegangen ist.

Und doch haben die westeuropäischen Formen des Paläolithikums Ägypten und Syrien erreicht. Schweinfurth hat schon vor 30 Jahren die schönsten Moustier-Formen bei Theben gesammelt und ebenso Jos. Bayer während des letzten Krieges in Syrien. Es sind das Oberflächenfunde, nicht durch geologische Lagerung bestimmt, und die Finder hatten den Eindruck, daß sie erheblich jünger sein können als die gleichgeformten Stücke in Spanien und Frankreich. Die Ausbreitung dieser gleichartigen Kultur vom Westen nach dem Osten ist offenbar nicht im Inselmeere, sondern an der Nordküste von Afrika entlang erfolgt. Kurz vor dem Kriege brachte ein junger Reisender, Fromholz-Eberswalde, dieselben Steinwerkzeuge, auch Oberflächenfunde, aus dem Wüstenhinterlande von Tripolis.

Nordafrika ist noch im Mesolithikum ein wasserreiches, fruchtbares Land gewesen, und die von Leo Frobenius im Hinterlande von Algier, Marokko, Tripolis bis in die Libysche Wüste seit 1914 immer zahlreicher gefundenen Selszeichnungen erweitern das Kulturbild, das die Feuersteinwerkzeuge immer schon andeuteten ¹⁾.

Wir erhalten somit einen großen südlichen Kulturkreis, der von Frankreich und Spanien einerseits nördlich der Alpen die Donau hinunter bis nach Ungarn und Südrußland reicht, andererseits das Mittelmeer einschließt bis nach Ägypten und Syrien hin. Beruht seine Feststellung auch noch auf lückenhafter Überlieferung, so stimmt sie doch zu dem, was nachher im Neolithikum und den frühen Metallzeiten sich reich und voll beobachten läßt.

Im Norden, wo erst mit dem Abschmelzen des Eises eine menschliche Besiedlung eintreten konnte, beginnt schon im Solutréen eine westeuropäische Einwirkung, die sich im Magdalénien fortsetzt und im Azilien sehr verstärkt. In mannigfachen Erscheinungen: den Formen der Werkzeuge und Tongefäße, Anflängen im Haus- und Grabbau, der Bildfreudigkeit des Westens werden wir sie auch im ersten Neolithikum weiterwirken sehen. Aber dann hört dieser weiche Westwind auf, an die Stelle der sanft geschwungenen Formen treten harte, straffe, die Häuser und Gräber werden rechteckig, keine Menschen- oder Tierfigur begegnet mehr, keine animalische oder pflanzliche Anspielung zeigt sich in der rein auf technische Motive gestellten Ornamentik.

Fragt man, wie diese Erscheinung, die längst allgemein aufgefallen ist, sich erklärt, so muß man den starken Unterschied ins Auge fassen, den das thüringische Paläolithikum gegen das westliche und südliche darstellt. In den allmählich doch zu stattlicher Menge gewachsenen Funden von Ehringsdorf bei Weimar ist keine

¹⁾ Forschungen und Fortschritte 10, 1934 S. 139 f. und 161 f.

Moustier-, keine Aurignac-, keine Solutrée-Form und ebenso steht es mit den noch viel reicheren Sunden von Lichtenfels in Oberfranken¹⁾. Diese Kultur ist etwas für sich, ganz auf sich selbst gestellt, tantum sui similis. Und es ist bisher kein Stüchchen einer Menschen- oder Tierfigur in ihr zutage gekommen, auch keinerlei Zeichnung oder Gravierung, die eine westeuropäische Phantasie verriete.

Das wäre merkwürdig, wenn die ganze Besiedlung des nordischen Neulandes vom Westen gekommen wäre, wenn nicht auch das so viel näherliegende mitteldeutsche Paläolithikum sich an der Kolonisation beteiligt hätte. Hat dieses aber mitgewirkt, so wird man annehmen dürfen, daß seine nüchterne Geradheit dem neuen Stil im Norden zugrunde liegt. Ein enger Zusammenhang zwischen der neolithischen Kultur im Norden und in Thüringen ist immer schon erkannt und gewöhnlich durch eine Einwirkung des Nordens auf Thüringen erklärt worden. Damit bringt man aber die ins Paläolithikum zurückgehende Thüringer Kultur um ihr Erstgeburtsrecht.

Ob die besondere Kultur Thüringens auch auf einer besonderen Rasse beruht, steht noch ganz dahin. Wir haben hier von Menschenresten noch nichts als ein Schädeldach und zwei Kiefer aus Ehringsdorf, und die gehören zur Neandertalrasse.

Auf jeden Fall sehen wir später, im Neolithikum, die nordische und die Thüringer Kultur teils verbündet, teils verschmolzen weit gegen Süden und Südosten ausgreifen, erobernd bis nach Kiew und auf die Balkanhalbinsel vordringen und so im Norden ein Gegenstück darstellen zu dem großen südlichen Westostrome.

Der Dualismus, der in der ganzen Folgezeit Europa in Nord und Süd spaltet, hat sich, wenn wir das thüringische Paläolithikum richtig verstehen, schon in der Eiszeit angebahnt.

Diejenige Gattung von Kulturrelikten, aus der sich all diese Verhältnisse am deutlichsten ablesen lassen, ist, so bald sie auftritt — die Keramik. Seine Töpfe macht sich das Volk jederzeit selbst. In diesem Alltagsgerät drückt es seine Eigenart unverhohlen aus, zeigt es sich gewissermaßen in Schlaftrock und Pantoffeln, während es Schmuck und Waffen vielfach von auswärts bezieht und mit ihnen in fremdem Prunkgewande erscheint. Die Töpferei spricht die heimische Sprache der vorgeschichtlichen Völker, wie es in gleicher Reinheit sonst nur Hausbau und Grabbau tun. Aber sie geht uns weit hilfreicher zur Hand als diese Schöpfungen, weil sie immer da ist, uns überall begegnet, uns auf Schritt und Tritt verfolgt, während die anderen weit seltener auftreten, oft nur unter besonders günstigen Umständen sich finden lassen.

¹⁾ Eine unveröffentlichte Privatsammlung in Lichtenfels enthält Tausende von Werkzeugen.

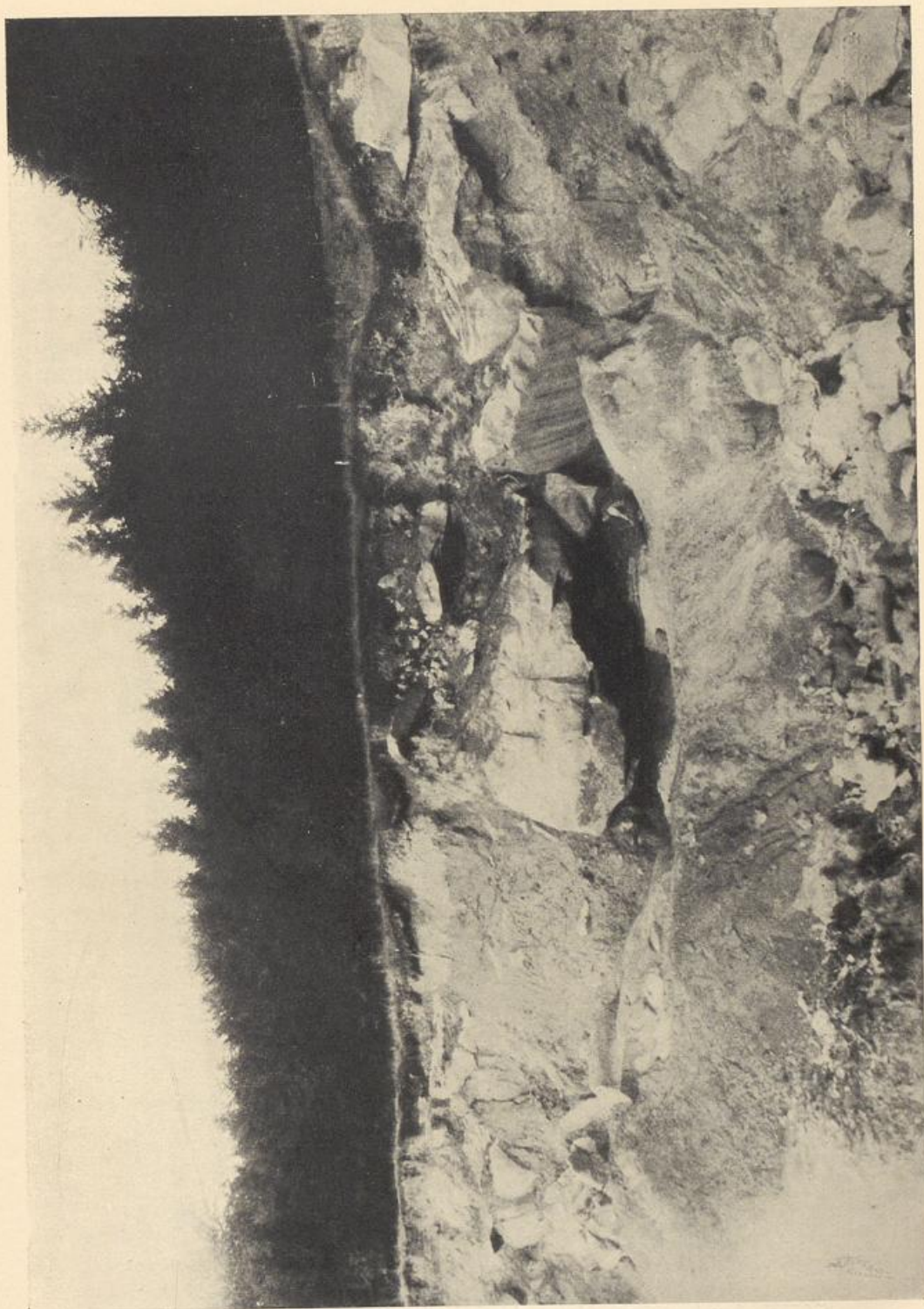
Der Ursprung der Töpferei

Die Kunst, Gefäße aus Ton herzustellen, ist, wie wir gesehen haben, dem Paläolithikum noch fremd gewesen. Noch in Maglemose fehlt sie. Erst in den Muschelhaufen, also in der Etorina-Zeit, dem französischen Campignien, tritt sie auf. Trotzdem muß das Paläolithikum schon Gefäße besessen haben: zum Trinken, zum Aufbewahren von Eßwaren oder von kleinen Geräten. Diese Gefäße müssen somit aus einem andern, aus einem vergänglichen Stoffe bestanden haben. Es läßt sich denken, daß nach der hohlen Hand die Muschel das älteste Trinkgerät war, als Pilgermuschel tritt es im Mittelalter wieder auf; daß die Kürbisflasche, bald so, bald so beschnitten, sich zur Aufbewahrung von Speise und Trank darbot, daß man allmählich auch dazu überging, aus Holz oder Leder oder Geflecht Gefäße herzustellen. In der Tat hat man dies alles getan. Wir wissen es weniger aus etwaigen tatsächlichen Überresten solch vergänglichen Materials als vielmehr daraus, daß die ältesten Tongefäße in ihrer Form und äußeren Behandlung, in Glättung oder Verzierung Gefäße aus anderem Material darzustellen suchten, also offenbar die vorausgegangenen als erstrebenswerte Muster nachahmten. Das ist etwas sehr Natürliches. Wir sehen es noch heute. Als das Leuchtgas erfunden war, verwandte man dafür zunächst Kronen mit dem alten Kerzenmotiv, als dann das elektrische Licht kam, trat es in den Formen der hergebrachten Gas-kronen auf. Erst langsam reifte die Einsicht, daß man eine elektrische Birne einfach an einen Faden zu hängen brauche, sie als Blume gestalten, ein ganzes Buffet zusammenstellen könne usw. Es dauert immer eine Zeit, bis man für den neuen Stoff auch die für ihn geeignetsten neuen Formen findet.

Besonders wird man aber beim Übergang zu einem so billigen und gemeinen Ersatz wie dem Tongefäß immer gern den Anschein erwecken wollen, als ob das neue gebrechliche Stück das alte feste wäre.

Das Neolithikum an der Donau hat halbkugelige Tonschalen, verziert mit spielenden Linien, die weiß eingelassen sind — als ob man die gelbe Haut des Kürbis durchrissen hätte bis auf die weiße Unterlage. Am Rhein herrschen beutelige Gefäße, oben stärker oder schwächer zusammengeschnürt, gelblich oder braun gefärbt und glänzend poliert — wie aus Leder; im Norden finden wir Schalen und Näpfe von straffer Form und mit einer derben Verzierung, die nur auf Korbflechterei gedeutet werden kann.

Im ganzen liegt als erstes formgebendes Element überall der Flaschen-kürbis zugrunde, der hartschalige, weißblühende (*Lagenaria vulgaris*), denn der heute allgemein verbreitete weiche gelbblühende ist erst von Amerika eingeführt. Aus dem Flaschenkürbis lassen sich ohne weiteres verschiedene nützliche Formen gewinnen. Schneidet man seinen unteren Teil ab, so erhält man ein flache gewölbte Schale, macht man den Schnitt bei der Schulter, so entsteht ein eiförmiger oder birnförmiger Napf, teilt man den Kürbis senkrecht, so ergibt sich links und



Höhle bei Treis a. d. Lumba bei Gießen. Nach H. Richter.



Schädel oben des Homo Mousteriensis, unten des Homo Aurignacensis.
Berliner Museum.

rechts eine gestielte Kelle; benutzt man ihn gar ganz, so hat man die schönste Flasche. Aber gerade diese volle Form ist — wenigstens in Ton überseht — am wenigsten benutzt worden, nur die Krugflasche des nördlichen Kreises spiegelt sie wieder.

Aus Holz wird man gewiß auch manches Eß- und Trinkgeschirr gehöhlt haben, Löffel, Schalen, Näpfe. Aber das Stück Holz, aus dem das Gefäß geschnitten werden soll, beeinflusst in weit geringerem Maße die Form als der Kürbis. Nur in einem Falle hat das Holz eine Ewigkeitsleistung vollbracht, in dem Schoppen: seine zylindrische Gestalt ist direkt aus dem Baumstamm erwachsen, und zwar im nördlichen Kreise, und hat sich eben dort fortgeerbt.

Auch Steingefäße, hat man gelegentlich gemeint, hätten Einfluß auf die Keramik geübt. Sehr alte ägyptische Steinnäpfe und Tonkrüge, die in Malerei Granit imitieren, haben auf den Gedanken geführt. In Wirklichkeit kann aber ein Steinblock noch weniger als ein Baumstück auf eine bestimmte aus ihm zu gewinnende Form hinwirken. Höchstens wird er bei seiner schwierigen Bearbeitung veranlassen, daß das Gefäß recht flach bleibt; und das ist denn auch geschehen. Wirklich originelle Formen, die dem Stein eigentümlich wären, gibt es nicht.

Soll ich noch sprechen von einer Auffassung, die von aller Materie absieht und die Erfindung der Formen rein der gottgegebenen Phantasie des Menschen zuschreibt? Der Mensch, meint sie, habe die Kugelgestalt als die idealste empfunden und sie deshalb auch seinen ersten Gebrauchsgeräten zugrunde gelegt. Die Verzierung der Gefäße sei dann ebenfalls nach dem eingeborenen feinfühligem Sinn des Menschen für Gleichmaß und Gleichgewicht erfolgt. Reifen und Leisten, Zickzacklinien, Dreiecke, Rauten habe er je nach Stimmung so oder so auf der Fläche verteilt. Diese ästhetische Auffassung gibt sich nicht die Mühe zu fragen: was war zuerst und was wurde weiter? Sie hat auch nicht den Anspruch, originell zu sein, von heute oder gestern. Es war schon pythagoräische Lehre, daß die Kugelgestalt die vollendete, göttliche sei. Sonne und Mond führten auf solche Gedanken, und älteste Geräte und Bauanlagen brachte man damit in Beziehung. Aber das ist Phantasie, die auftritt, wo Tatsachenkenntnis fehlt. Das „Kunstwollen“, meint man oft, habe alle Werke der Phantasie frei hervorgerufen, — als ob das Wollen und die Phantasie nicht auch immer von Erfahrung und Anschauung — wenn auch zehnmal unbewußt — bedingt und geleitet wäre! In aller rhythmischen Gliederung liegt architektonische Erfahrung, und man kann zweifelhaft sein, ob nicht auch der Rhythmus in der Musik, der dem Vogelgesange fehlt, erst aufgefunden ist, als der Mensch zu taktmäßiger Arbeit sang — „mahle, Mühle, mahle!“ — und zum Schreiten und Tanzen spielte ¹⁾.

Die ältesten Tongefäße sind nicht deshalb kugelig, weil man die Kugelgestalt für gottgewollt schön hielt, sondern weil der Flaschenkürbis als Vorbild vorhanden war, den man in natura immer schon als Gefäß benutzt hatte.

¹⁾ Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. 1902.

4 Schuchardt, Alteuropa. 3. Aufl.

Der Flaschenkürbis ist gerade deshalb, weil seine Früchte schöne Gefäße abgeben, so reichlich angebaut worden; denn eßbar sind nur einzelne Arten von ihm. Er ist heimisch in den Tropen der alten Welt und kommt in Ägypten heute noch wild vor. In Kleinasien und dem Kaukasus wird er gezogen, ebenso in Süd- und Mittelspanien, in Südfrankreich und in Dalmatien. In der Flora Deutschlands und der Schweiz wird er nicht mehr aufgeführt. „Die Früchte reifen zwar noch in Deutschland, erlangen aber nicht die Härte, die zu ihrer Verarbeitung erforderlich ist“ (Engler und Prantl). Damit ist die nördliche Grenze für das Vorkommen der Pflanze gegeben.

Der Flaschenkürbis wird noch heute in Südeuropa vielfach zu Gefäßen benutzt. Noch mehr in Afrika (Taf. XI), wo auch die Tongefäße noch direkt nach seinem Vorbilde hergestellt werden. Seine Gestalt wechselt vielfach und dementsprechend auch seine Verwendung als Gefäß, von der schönfugeligen Flasche mit langem Halse zur Birnen- und bis zur hängenden Gurkenform. Selten werden in das Gefäß verzierende Einrichtungen gemacht, viel häufiger bestrebt sich die Umschnürung, die es tragbar machen will, zugleich Verzierung zu werden. Das Einfachste zur Henkelschaffung ist, daß man ein paar Löcher am oberen Rande des Gefäßes durchbohrt und eine Schnur einknüpft. Oft hängt man das ganze Gefäß in ein Netz oder man befestigt durch horizontale Umschnürung am Fuß und an der Schulter einen geschwungenen Korbhenkel. Die Gestaltung des Henkels in der späteren Keramik spiegelt vielfach noch die Verhältnisse dieser Kürbis-Früchzeit. Die Keramik hat lange gebraucht, bis sie einen haltbaren Tonhenkel an ihre Krüge zu kleben verstand. Auch sie hat zuerst Schnüre durch Randlöcher gezogen und die Schnüre dann mit zylindrischen oder auch anker- oder halbmondförmigen Traggriffen versehen.

Ähnliches ist geschehen, um das fugelige Gefäß standfest zu machen. Das spitze Ende des Köfenmöddinger-Topfes sollte gewiß in den Sand oder in die Asche des Herdes eingepreßt werden. Auch das große Vorratsgefäß späterer Zeiten, der Pithos, ist mit seiner unteren Zuspitzung immer noch darauf gerichtet, fest eingegraben an seinem Platze zu bleiben. Die beweglichen Näpfe und Krüge aber brauchen für ihren runden Boden einen Untersatz. Er wird, wie noch heute für die Kürbisgefäße (Taf. XI 4), zumeist aus einem strohgeflochtenen Ring oder Zylinder bestanden haben, und wie bei den Henkeln geschah es, daß das ursprünglich freie Stück nach und nach mit dem Gefäße verwuchs. Auch die Geschichte der Untersätze bildet in der Keramik ein besonderes und lehrreiches Kapitel. Es ist vieles in diesen niederen Dienst zu stellen, was sich immer noch als „Becher“, „Dase“, „Trommel“ in höheren Regionen aufspielt.

Die Flechtumhüllung und Ergänzung des Gefäßes wird dazu geführt haben, es gelegentlich ganz in Flechtereie herzustellen. Wie alt diese Technik ist, haben uns die paläolithischen Ziermotive gezeigt. Es sind auch einige wirkliche Körbe in frühbronzezeitlichen Gräbern Spaniens gefunden worden und ein paar Boden-

stücke mit dem Muster der gekreuzten Weidenruten in italischen Pfahlbauten ¹⁾. Man muß einige gute, das heißt in natürlicher Technik zu gefälligem Ansehen gebrachte Korbslechtereien sich vor Augen stellen, um die große Abhängigkeit der keramischen Ornamentik mancher Kreise von jener uralten und durch alle Zeiten fortgeführten Hausindustrie zu erkennen. Arbeiten der primitiven Völker von Afrika und Amerika und auch die gehobeneren der Japaner geben gute Beispiele dafür (XI 1—3). Schon die einfache Schrägkreuzung aller Säden zeigt, wie die verschiedenen Zickzack- und Fischgrätenmuster entstehen, bald horizontal, bald vertikal, je nachdem man den Überschlag der Säden am Rande etwas anders handhabt als in der Mitte des Stückes. Bei ganzen Körben wird jedesmal oben ein tragender Ring angebracht aus einer Rute oder mehreren umeinander gedrehten. Von ihm aus gehen die starken Rippen nach unten zum Boden und werden in wechselnder Weise von den seitlichen Säden übersponnen, so daß sie bald stark hervortreten und dann eine Vertikalstreifung der Fläche bewirken, bald zwischen großen Zickzack- oder Treppenmustern nur als Untergrund durchschimmern. In besonderer Weise wird für Henkel und Boden gesorgt. Der Henkel, hoch im Bogen den Korb überspannend, wird an oder in dessen Wandung weit hinuntergeführt, oft noch unter dem Boden durch; manchmal ist er von einem Saden dicht umsponnen. Der Boden erhält immer irgendeine Verstärkung. Entweder läßt man 4 oder 6 oder auch 8 starke Rippen, die schon in der Wandung herunterlaufen, sich hier kreuzen, oder man legt einen Standring oder auch einen ganzen Holzboden unter und näht ihn fest.

Schließlich kommt noch das Leder als Ersatzmaterial für Kürbisgefäße in Betracht. Lederne Schläuche zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten oder von Käse sind dem südlichen Kreise bis heute sehr vertraut. Aber auch lederne Gefäße werden schon bei den alten Ägyptern und Juden erwähnt. Hebräisch bedeutet nebel sowohl den Lederschlauch wie den Tonkrug ²⁾. In den bemalten griechischen Holz Sarkophagen in Ägypten sind die Reste von ledernen Lekythen gefunden. Die Athener haben einmal bei einer schweren Belagerung ihre Sandalen und Lederkannen gefressen ³⁾. Später erfahren wir von den irischen Missionaren, daß sie mit ledernen Gefäßen nach dem Kontinent gekommen sind. Behälter, die besonders viel aushalten sollen, werden heute noch aus Leder hergestellt, so Feldflaschen und Würfelbecher. Erhalten ist aus früher Zeit wenig dergleichen. Aber aus Ägyptens römischer Periode besitzt das Berliner Museum eine Kanne, die aus einem Stück Leder getrieben ist. Sie ist 34 cm hoch, von geschweiffter Form, vorn mit einem Flechtmuster aus aufgelebten dünnen Holzscheibchen verziert. Der Henkel ist eingezapft und mit Harz gedichtet. Wenn auch aus dem späteren Altertum stammend, bietet diese Kanne doch den wertvollen Beweis,

¹⁾ Cartailhac, L'Espagne usw. S. 77, Bull. Paletn. Ital. VII, Taf. 5.

²⁾ Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. 1914, 82 Anm. 1.

³⁾ Plutarch, Sulla 13: ὑποδήματα καὶ ληκύθους ἐφθάζ.

Übergang zum Neolithikum

daß man ein solches Gefäß aus einem Stück Leder herzustellen verstand. Ein hervorragender Berliner Ledertechniker hat mir gesagt, daß es gar nicht schwer sei, ein Gefäß aus Leder zu machen und daß die rundlichen oder geschweiften Becher und Kannen dafür das Gegebene seien. Man müsse das Werkstück aus den Hinterbacken des Pferdes oder der Kuh schneiden, wo das Leder am geschmeidigsten sei. Dann „schlage“ man es über einen runden Stein, mache es naß und knete und ziehe es so lange, bis die gewünschte Form erreicht sei.

Drittes Buch

Westeuropa

Die neolithische Kultur von Westeuropa steht naturgemäß auf den Schultern der paläolithischen, und viele von deren Eigentümlichkeiten setzen sich in der Tat ohne weiteres fort. Die Leichen werden in Höhlen bestattet, und zwar in Hockerlage, und mit Muschelfetten geschmückt. Die Häuser sind rund und haben einen Mittelpfeiler, und nach ihrem Muster werden dann auch runde Grabanlagen geschaffen. Die Ornamentik bewegt sich ganz in den zierlichen Formsystemen der paläolithischen Textilkunst. Die Tongefäße erscheinen wie aus Leder hergestellt, dem Stoffe, den schon die vorausgegangene Zeit sehr wohl zu behandeln wußte.

Die Keramik

Es sieht fast so aus, als ob die Keramik im nordischen Kreise erfunden wäre, denn hier allein tritt sie schon im Mesolithikum auf, überall sonst erst im Neolithikum. Im begnadeten Westen und Süden spendete die Natur die fertigen Gefäßformen, die der Norden, durch seine Dürftigkeit erfinderisch gemacht, aus dem Erdenloß nachzuschaffen suchte. Aber als Vorbild hat er dabei das im Westen schon Gängige benutzt, und das war außer der Naturform selbst offenbar ihre Übersetzung in Leder.

Die spärlichen Stücke, die wir als älteste Tongefäße in den nordischen Muschelhaufen kennenlernten, erhalten bald darauf im Westen eine zahlreiche gleichartige Gesellschaft, verschieden an Größe und Gestalt, aber doch so einheitlich in der Anlage, daß wir zu sehen glauben, wie immer aus der einen Form die andere geworden ist und so eine geschlossene Reihe sich entwickelt hat. Das beste Material dazu bieten die reichen Funde aus Höckergräbern der neolithischen Burg auf dem Michelsberge bei Untergrombach (nächst Bruchsal); hinzu kommt die französische Dolmenkeramik und einiges Frühmetallzeitliche in Spanien.

Die Michelsberger (Taf. XII 1—7 und Abb. 16) gehören noch der reinen Steinzeit an und sind aus anderm Kulturkreise noch kaum beeinflusst. Die Formen sind rundlich und schmiegsam, wie aus einem weichen dehnbaren Stoff, etwa Leder, hergestellt, der hier ausgezogen, dort eingeschnürt, und gelegentlich durch Einlagen versteift werden kann. Auch die Ornamentlosigkeit spricht für die Nach-

ahmung eines solchen Naturstoffes, der eben keine Strukturlinien bot. Die Grundform bildet ein beuteliger Napf, bald flacher, bald tiefer gehalten (Abb. 16a, b), zuweilen durch eine emporstehende Leiste als Kelle eingerichtet (Taf. XII 3).

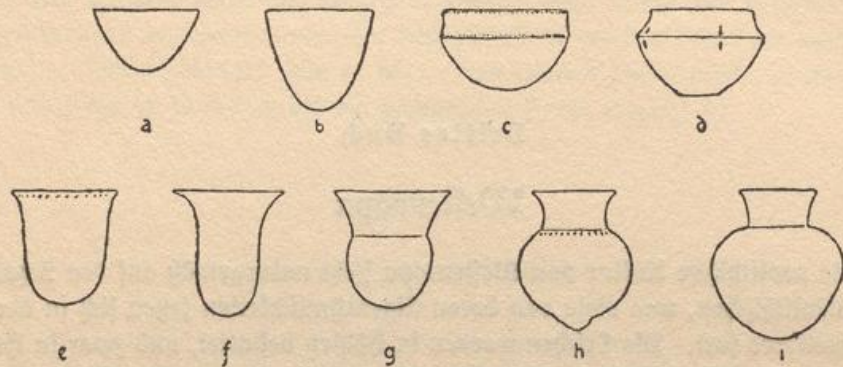


Abb. 16. Formenreihe der Michelsberger Keramik. Nach den Originalen im Karlsruher Museum.

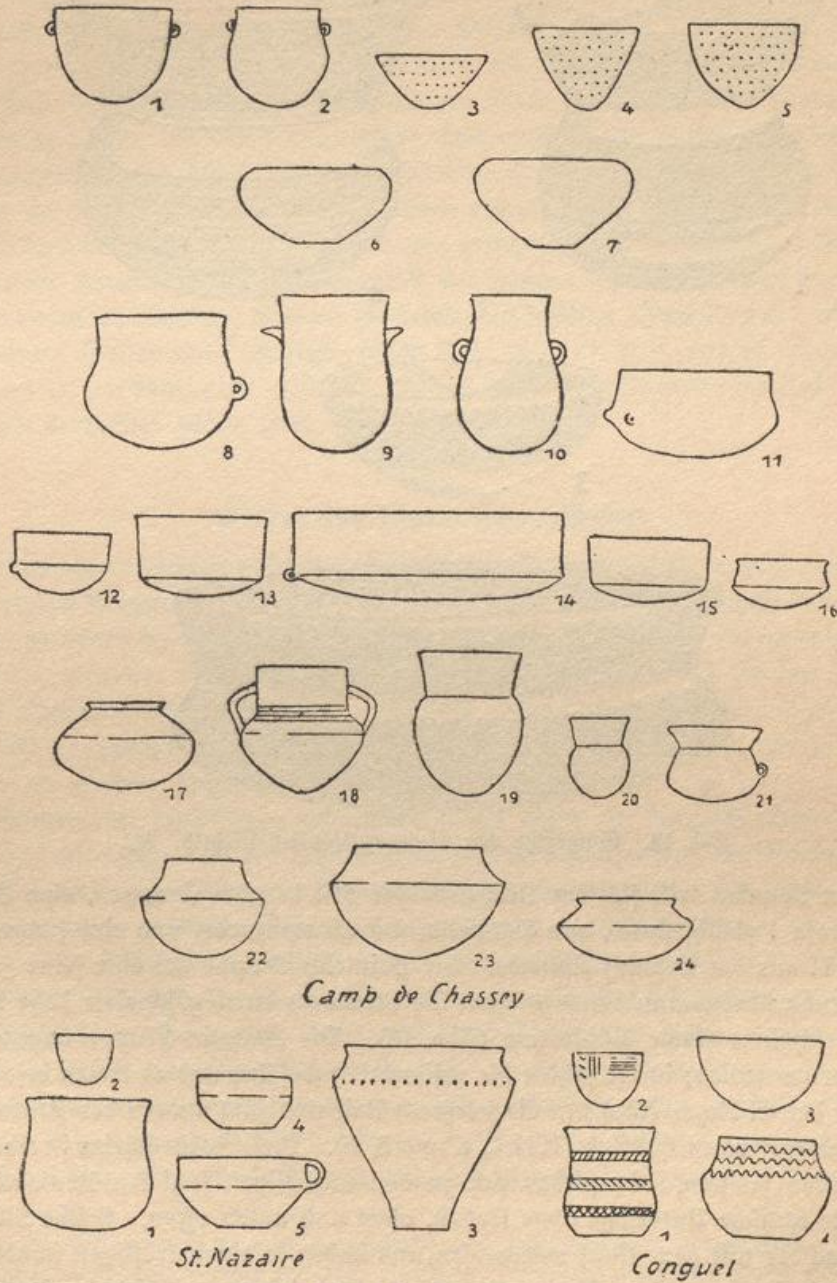
Bei 16c (= XII b) ist eine breite Leiste um den oberen Rand gelegt und festgenäht; d hat einen Ring etwas tiefer sitzend erhalten, so daß der oberste Rand sich wieder enger zusammenzieht, um das Überschwappen der Flüssigkeit zu verhindern. e und f (= XII e, a) sind tiefe Becher oder Töpfe mit geschweiftem ausgezogenem Rande; bei e scheint ein Ring im umgeschlagenen Saume zu liegen. g, h, i sind an der Schulter eingeschnürt, g nur erst wenig, so daß die Mündung des Gefäßes weiter ist als der Bauch, h und i dann mit zunehmender Stärke. Bei h liegt ein Kranz kurzer Vertikalstriche an der Einschnürungsstelle, wie wenn es ein Hängezierat des Schnürbandes wäre. Zu beachten ist, daß noch keine dieser Gefäßformen einen Henkel oder einen Fuß und nur d eine Standfläche hat. Diese Eigentümlichkeiten verbleiben auch der Keramik der nächstfolgenden Zeit in Westeuropa.

Aus der reinen Steinzeit sind den Rhein hinunter bis Belgien Gefäße vorhanden, die sich ganz in die Formenreihe der Michelsberger einfügen. In Frankreich hat das steinzeitliche Camp de Chasse eine Fülle von Keramik geliefert, deren Haupttypen ich mir 1912 im Museum zu Autun skizziert habe (Abb. 17). Die Reihe beginnt mit dem einfachen Napf (1—7), es folgt der geschweifte Becher und Napf (8—11), dann der Napf oder die Schale mit breiter Randversteifung (12—16) oder dem Ring an der Schulter (17, 22—24), schließlich die geschnürten Gefäße (18—21). Diese Keramik findet sich in ganz Frankreich in der Stein- und ersten Metallzeit, nur daß allmählich der Glockenbecher als beliebteste Form sich in den Vordergrund schiebt, die Standfläche sich mehr und mehr einbürgert und hier und da, besonders vom Glockenbecher eine in Zonen angeordnete feine Flechtverzierung aufgenommen wird. Eine Form erscheint neu gebildet, nämlich der Eimer (Situla), St. Nazaire (Abb. 17a, 3). Genau betrachtet ist aber auch er

Die Keramik

nur aus dem Napf mit Schulterring entstanden durch Erweiterung nach unten und Schaffung der Standfläche.

Die steinzeitlichen Pfahlbauten der Westschweiz liefern eine ganz verwandte



Sog. Dolmenteramif in Frankreich.
 Abb. 17. Camp de Chassey, 17 a St. Nazaire, 17 b. Conguel. Etwa $\frac{1}{9}$.

Keramik. Wir sehen die flachen und tiefen Beutelnäpfe, die geschweiften Becher, die Näpfe mit Schültereinlage und den tiefen Eimer.



Abb. 18. Tongefäße von Ciempozuelos bei Madrid. $\frac{1}{4}$.

In Spanien teilt sich der Michelsberger Stil in zwei Gruppen, eine ältere, mit Troja I gleichstehend, von Palmella und Ciempozuelos und eine jüngere = Troja II aus der Provinz Almeria. Die Palmella-Gruppe hat eine feine Flechtverzierung übernommen und zeichnet sich besonders durch geschnürte hohe Vasen und geschnürte flache Näpfe aus (Abb. 18). Die Almeria-Gruppe dagegen ist ganz ornamentlos; in ihr fehlen die geschnürten Gefäße, und es treten besonders hervor der El Argar-Napf mit eingelegtem Reif und zum andern der Beutelnapf mit untergesetztem Hohlfuß (XII 1, 6 und 3, 5). Diese Form scheint in Spanien entstanden zu sein. Es finden sich zu den unzähligen fußlosen Beutelnäpfen isolierte ionische Untersätze ohne Boden, oben und unten offen. Solche Ständer sind nachher mit dem Napf verwachsen und haben so einen kräftigen standfesten Pokal aus ihm gemacht. Hinzu tritt dann noch als selteneres Stück eine henkellose Tasse (Abb. 52 G 1). Diese drei Formen, der El Argar-Napf, wie ich ihn

nennen möchte, der Pokal und die Tasse, haben im Mittelmeere starke Nachfolge gefunden.

Vielfach kommen in Spanien auch ganz große Vorratsgefäße vor. In der Steinzeit sind sie fast kugelförmig, offenbar durch den Flaschenkürbis beeinflusst, und haben gern ein breites Zierband aus Zickzacklinien um den Bauch. In der ersten Bronzezeit (Almeria-Kultur) gleichen sie einem oben geschnürten eiförmigen Saß (Taf. XII 4, Abb. 52 E 1); im obersten Teile pflegen sie kleine hornartige Zapfen zu haben, die einen umgelegten Tragestrich halten sollen. Vielfach sind diese großen Gefäße, die Vorbilder der späteren Pithoi, zur Bestattung von Höckerleichen verwendet worden. Sie erscheinen charakteristisch für Spanien, aber es ist doch auch in Urmitz bei Neuwied ein ganz gleichartiges Stück gefunden (Museum Bonn) als Beweis für die Homogenität der ganzen westeuropäischen Keramik.

In dieselbe Richtung gehören die bekannten schönen „Zonenbecher“, die eine Hauptform Westeuropas fortsetzen (oben Abb. 16 e, 17. 8. 9. und St. Nazaire 1, Conguel 1), sich dabei aber weit über Mittel- und Süddeutschland bis nach Budapest hin verbreitet haben (Abb. 19).

Geräte aus Stein, Ton, Bronze

Unter den scheinbar nichtsagenden kleinen Geräten aus Feuerstein verlangen doch einige Beachtung, die zum festen Bestande der westeuropäischen Kultur gehören, während sie anderswo selten sind oder ganz fehlen. So die querschneidige Pfeilspitze, deren Schneide so meißelartig breit ist, daß sie den Namen Spitze eigentlich mit Unrecht führt. Sie steht neben der üblichen dreieckigen Form und läßt sich zurückverfolgen bis in die Periode der Muschelhaufen, wo sie an die Stelle der älteren längsschneidigen Pfeilspitze getreten ist.

Gerade mit Pfeilspitzen zusammen pflegt dann ein langrechteckiges Steinplättchen mit Löchern an den Schmalseiten gefunden zu werden. Es ist eine Arm- oder Daumenschußplatte der Bogenschützen, ein Gerät, das die lange Erfahrung des alten westlichen Jägervolkes gezeitigt hatte (Abb 19b).

Das Steinbeil des Westens ist ein schön geschliffenes dreieckiges Stück, das mit seinem spitzen Nacken im Schaft steckte. Es zeigt sich fast immer aus feinem grünlichen Stein: Serpentin, Jadeit oder gar Nephrit hergestellt. Das Schleifen der Steingeräte, das erst mit dem Neolithikum einsetzt, ist wohl auch kaum am Feuerstein erfunden, der mit seiner glasartigen Schärfe es am wenigsten braucht und mit seiner harten Muschelstruktur gar nicht dazu einlädt¹⁾. Auffallend erinnert das spitznackige Beil an die Formen des Altpaläolithikums, aber eine direkte

¹⁾ Das spitznackige Beil herrscht im Westen so sehr, daß es sich z. B. in dem reichen Museum zu Rennes zu anderen Formen wie 100:1 verhält. Besonders große und schöne solche Beile sind im Museum von Dannes. In Nantes (Musée Dobré) liegen zwei mit noch leidlich erhaltenem Schaftstabe. Der Stab ist im ganzen 53 cm lang; bei 43 cm ist das Beil eingelassen.

Beziehung ist ausgeschlossen, da in den dazwischenliegenden beträchtlichen Perioden des Aurignacien, Solutréen, Magdalénien nichts dergleichen vorhanden ist.

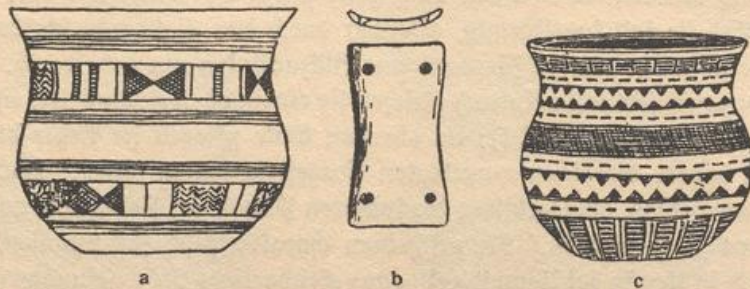


Abb. 19. Zonenbecher aus Mittel- und Süddeutschland.

In ein paar seltenen Fällen ist der ganze Schaft des Steinbeils mit erhalten. Es ist jedesmal ein etwa armlanger Holzstiel (Abb. 20 a). In dieser Gestalt ist das Gerät das Vorbild geworden für eines der markantesten Stücke der frühest metallzeitlichen westeuropäischen Kultur, nämlich den Dolchstab (Abb. 20g). Eine breite, langsam zur Spitze auslaufende Kupfer- oder Bronze Klinge ist mit drei Nieten in einem Kopfstück, wie einem Futteral, aus demselben Metall befestigt, das zugleich auf der rechtwinklig anstoßenden Seite den Holzstiel aufnimmt. Zuweilen ist statt des Holzstiels gleich ein Metallstiel angegossen. Dies Gerät, oder gleich besser gesagt, diese Waffe, ist in der Almeria-Kultur massenhaft gefunden, zuweilen mit so unverkennbarem spanischen Ursprungszeugnis wie silbernen Nieten an der Klinge. Silber ist in keinem Lande des Altertums so wohlfeil gewesen wie in Spanien. Aber auch für den großen und früherkannten Kupferreichtum des Landes legen die Dolchstäbe ein Zeugnis ab dadurch, daß gerade hier die Übersetzung des Steinbeils in Metall erfolgte. Es gibt in Spanien und Portugal flache dreieckige Feuersteinbeile — wie große Moustier-Spitzen geformt —, die ebenso geschäftet waren wie nachher die kupfernen Dolchstäbe und offenbar deren Vorbild gewesen sind¹⁾. Nach andern Ländern, wie Frankreich, Süd- und Norddeutschland, sind zunächst die spanischen Dolchstäbe exportiert. Dann sind sie dort nachgeahmt worden. Originale und Nachahmungen unterscheiden sich dadurch, daß in Spanien die Klinge als besonderes Stück in den Schaft eingezapft ist, während sie in der Fremde gleich mit dem Schaft zusammengegossen wurde²⁾. Der Dolchstab stammt aus der allerersten Metallzeit. Damals dachte man noch nicht an ein Schwert. Das hatte kein Vorbild in der Steinzeit, da sich seine lange und schmale Form in Stein nicht herstellen läßt. Die einzige Handwaffe — abgesehen von Speer und Pfeil —, mit der man weiterreichen konnte als mit dem Dolche, war das langgestielte Beil, und dieses hat man in den metallenen Dolchstab

¹⁾ Hubert Schmidt in der Montelius-Festschrift 1913.

²⁾ Hubert Schmidt, Prähist. Ztschr. I, 1909, „Der Bronzefund von Canena“.

übersezt. Als bald darauf das Schwert aufkam, erst kürzer, dann länger geformt, verschwand der Dolchstab.

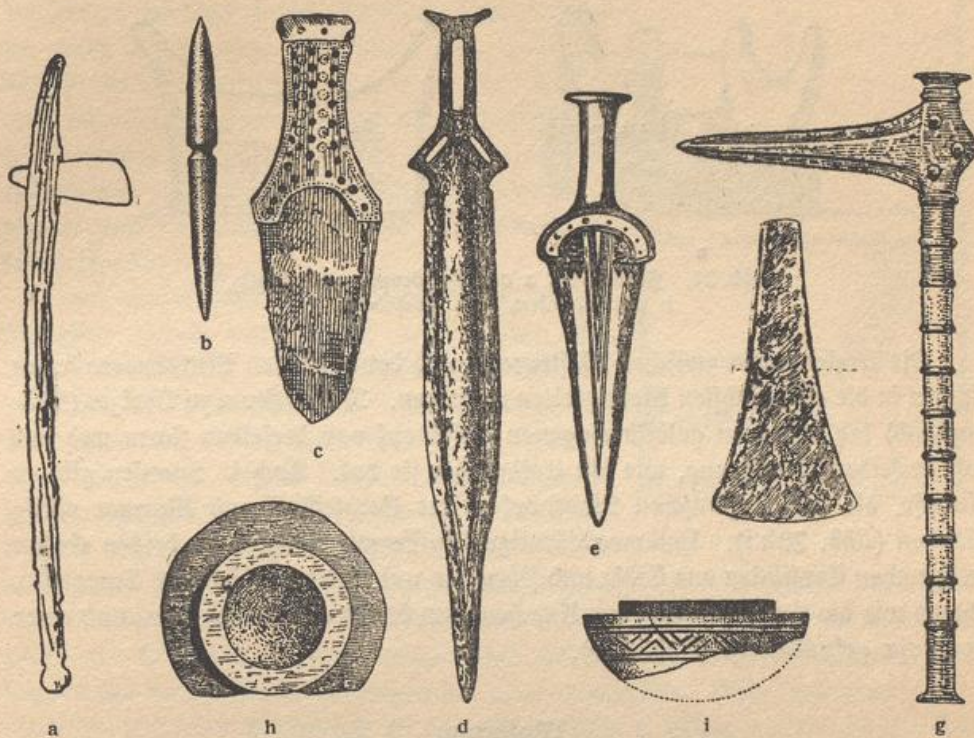


Abb. 20. Westeuropäische Waffen und Geräte.
a Steinbeil (St. Nazaire), b Knebel, c Dolch (England; Devizes), d e f Schwert,
Dolch, Beil (Spanien), g Dolchstab (Schmödtwih), h i Knopf (Spanien).

Die Dolche des Westens haben wie der Dolchstab eine auffällig breite Klinge, ganz im Gegensatz zu der schmalen, schlanken des Nordens. „Trianguläre Dolche“ pflegt man sie zu nennen, weil sie oft geradezu dreieckig sind (Abb. 20c, e). Auch diese breite Klinge hat sich fortgeerbt in den kretischen und mykenischen Kreis. In Kreta hat man die Dolchklingen im Funde von Kumasa mit Recht immer schon als spanischen Import angesehen, weil er auch ein paar silberne Klingen enthält¹⁾.

In Westeuropa, und zwar in den Schweizer Pfahlbauten, kommen auch schon vor die vielfach als „Mondidole“ bezeichneten Herdaufsätze aus Stein oder Ton: flachliegende dicke Stäbe mit hornartig aufgebogenen Enden. Sie sind in Wirklichkeit Feuerböcke, bestimmt, eine Hohlagerung des Brennholzes zu bewirken, und wurden als solche an profanen Wohnplätzen gebraucht, auch den Toten ins Grab mitgegeben. Eine Herdstelle mit tönernen Feuerböcken, die Schliß bei Heilbronn fand, gibt ein deutliches Bild (Abb. 21a). Da sie dann auch auf den Altar gestellt werden, wie besonders in Kreta, hat man ihnen eine symbolisch-religiöse

¹⁾ Mosso, Escursioni 1910, 214.

Bedeutung zuschreiben wollen. In der Lausitz und in Schlesien finden sich in der späteren Bronzezeit noch ähnliche Gebilde auf runde Tontafeln aufgefleht ¹⁾.

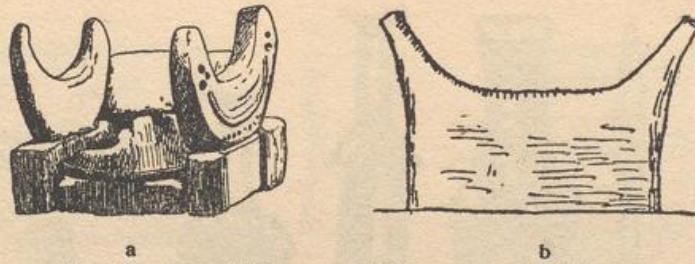


Abb. 21. Feuerböde, a von Heilbronn, nach Schütz,
b aus Spanien, nach Déchelette.

Die Beziehungen zwischen Westeuropa und dem östlichen Mittelmeere lassen sich bis in die alltäglichsten Kleinigkeiten verfolgen. Im Museum zu Devizes (Südengland) sah ich einen goldüberzogenen Holzknopf von derselben Form und mit fast derselben Verzierung, wie ein trojanischer sie hat. Auch in Spanien gibt es Knöpfe, die den trojanischen Stabknöpfen aus Bergkristall und Marmor völlig gleichen (Abb. 20h i). Halbmondförmige Wulste mit Löchern an beiden Enden entsprechen Tonstücken aus Troja und Phrygien und sind wahrscheinlich Traggriffe, ebenso wie die kleinen Knebel aus Knochen, von denen einer in Spanien und einer in Troja gefunden ist (Abb. 20b).

Wohnung Pfahlbau, Haus, Burg

Was sich im ersten Beginn der Neolithzeit, gewissermaßen noch am Fuße der Gletscher, im nordischen Maglemose entwickelt hatte, das Wohnen im See, ist keineswegs wie die in jenen selben nordischen Gegenden uns zuerst entgegentretende Keramik Gemeingut des westeuropäischen Kreises geworden: aus dem einfachen Grunde, weil in dem Hauptgebiet dieses Kreises, in Frankreich, Spanien und Südengland, die Seen fehlen. Nur der Nordwestfuß der Alpen, der nach seiner Keramik noch zu Westeuropa gehört, hat die Vorbedingungen für jene Wohnart, und hier finden wir sie denn auch stark entwickelt. Besonders im Bodensee, im Neuenburger-, Bieler-, Züricher- und Genfersee liegen viele und reiche Siedlungen. In den letzten 15 Jahren sind erst bei Schussenried am Rande des Federsees und dann am Bodensee bei Sipplingen durch ausgezeichnete Grabungen des Tübinger Urgeschichtsinstituts umfassende Bilder der Pfahlbausiedlungen gewonnen worden. Die Häuser haben gar nicht im Wasser, sondern am Ufer auf dem Lande gestanden. Der Bodenseespiegel hat sich seitdem sehr gehoben, der Federsee dagegen ist im 19. Jh. stark gesenkt worden, so daß hier die Grabungen

¹⁾ H. Seger in der Zeitschrift für Montelius 1913.

jetzt alle auf dem Lande vorgenommen werden konnten. Die älteste der erforschten Siedlungen ist Dullenried bei Buchau am Federsee. Nur hier sind die alten Rund- oder Ovalhütten der westlichen Kultur noch angetroffen, nur 3:4 oder 4:5 m weit mit Flechtwerkwänden und einem Schilfdache. Sonst herrscht überall schon das vom Norden her eingedrungene Haus langrechteckig mit Vorraum, wie es uns von Schussenried seit Jahrzehnten bekannt ist (Abb. 22).

Den ganzen Bebauungsplan und zwar in zwei Perioden haben wir kennen gelernt von der Wasserburg Buchau, die ursprünglich eine Insel, jetzt verlandet ist (Abb. 23). Die Insel lag dicht am Südwestufer des Sees, so hatte man sie nur im Nord-

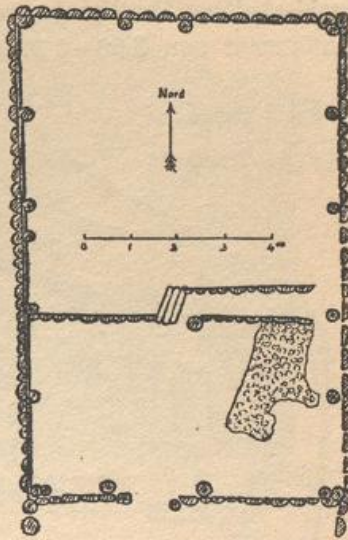


Abb. 22. Haus von Schussenried.
1:175.

osten gegen das offene Wasser durch eine starke Pallisade geschützt. Die zahlreichen Häuser der ersten Periode waren einfache Rechtecke, die der zweiten aber, deren man neun zählen konnte, waren Flügelbauten in Hufeisenform, wie unsre Schlösser des 18. Jh. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß die Bewohner zuerst nur Viehzucht trieben, nachher aber Ackerbau und nun mehr Raum zum Lagern des Kornes und Beherbergen der Leute brauchten. Diese Inselburg gehört schon der jüngeren Bronzezeit an (ca. 1100—1000 v. Chr.), die Holzhäuser sind aber noch ganz in der Technik der Steinzeit gebaut. Lange Stämme liegen dicht als Fußboden, die Wände bildeten Pfosten mit Flechtwerk, das Dach war aus Schilf.

Es ist nur natürlich, daß bei einem Floß oder einem Pfahlbau sich viereckige Formen entwickeln. Wie soll es bei der Verwendung von Langholz anders sein? Überall, wo Bauholz zur Verfügung steht, sehen wir dieselbe Erscheinung, im Orient wie im Okzident, in alter wie in neuer Zeit. Die wichtigsten Teile von Westeuropa waren aber für den Hausbau weit mehr auf Stein- als auf Holzmaterial angewiesen. So ist hier der rechteckige Hausgrundriß nicht zur Herrschaft gelangt; vielmehr tritt eine Vorliebe für die runde Anlage im Haus- wie im Grabbau auffällig hervor. Der Hausbau ist freilich in diesen wie in andern Ländern bisher von der grabenden Forschung stiefmütterlich behandelt. Überall, wo man rasch und bequem Kunde machen will, wendet man sich an die Gräber. Nur durch einige Stichproben selbstloser Forschung haben wir Häuser kennengelernt. In Spanien, wo die Gebrüder Siret auf verschiedenen steinzeitlichen Burgen gegraben haben, zeigt sich, daß das viereckige Haus dem westlichen Kreise durchaus nicht fremd ist ¹⁾. Auf der erheblich späteren Burg Sabroso in Portugal aber haben sich

¹⁾ Siret, Les premiers âges du bronze en Espagne, 1887, Taf. 3, 6, 13, 19, 57, 60, 64.

wohlerhaltene Rundhäuser gefunden. Die Grundrisse bestehen in einem Steinfundament von 3,50—5,27 m Durchmesser und haben in ihrem Mittelpunkt

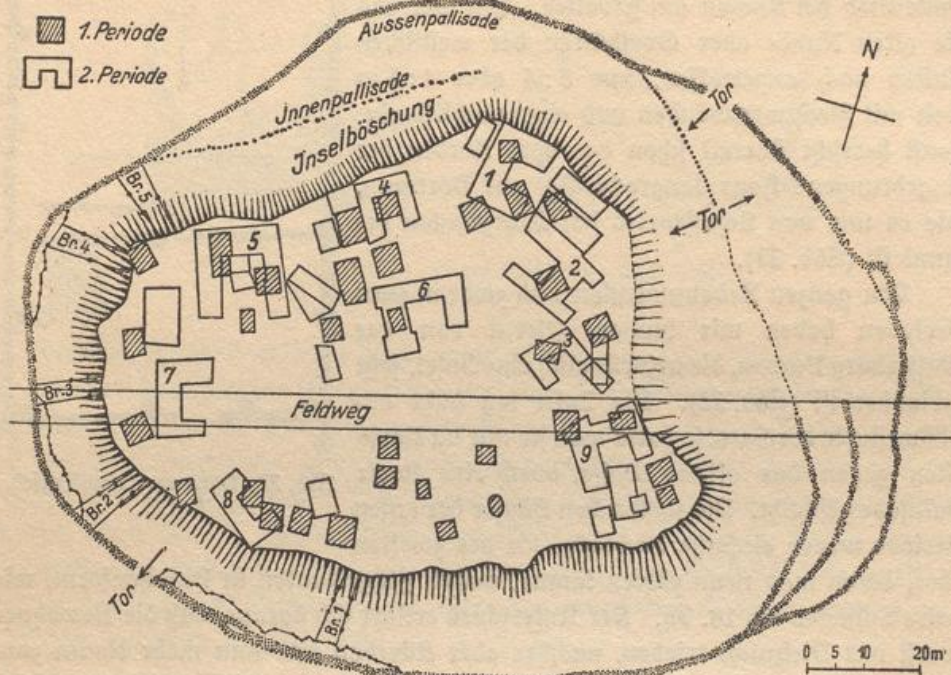


Abb. 23. Wasserburg Buchau. Nach Reinert. 1:1250.

einen Soßelstein für einen Holzpfeiler (Abb. 24). Auf der benachbarten Burg von Biteiros herrschen dieselben Häuser, aber ohne Mittelpfeiler. In Frankreich finden sich auf allen neolithischen Befestigungen, wie St. Loup bei Dij (Jfere), Camp de Chasse, Neu Richard usw. runde Häuser ¹⁾, und in England ist es auf den britischen Burgen ebenso: auf dem Worlebury Camp bei Weston super Mare (bei Bristol) habe ich sie selber zu Duzenden gesehen (1902); von Dartmoor bildet schon Montelius (1895) sie ab ²⁾.

Die Neigung für den Rundbau ist dem Westen bis auf den heutigen Tag verblieben. In entlegenen Gebirgsgegenden Frankreichs, wie in den Cevennen, bei Limogne, im Dezèretale, sieht man vielfach runde steinerne Schutzhütten in den Feldern, die in ganz prähistorischer Art gebaut sind (Taf. XIII). Sie haben einen lichten Durchmesser von etwa 2 m, eine fast 1 m dicke Wand und als Hauptsache ein kegelförmiges, ganz ohne Holzwerk hergestelltes Steindach. Dies Dach ist ein sogenanntes „falsches Gewölbe“. Es ist nicht wie ein echtes durch Bogenspannung hergestellt, sondern durch Horizontalringe von aufeinandergelegten Steinplatten. Die Ringe werden nach oben zu enger, indem jeder über den unteren überragt.

¹⁾ Déchelette, Manuel I S. 348.

²⁾ Archiv f. Anthr. 23 (1885) S. 460.



Abb. 24. Rundhaus mit Mittelstütze. Sabroso, Portugal. Nach Cartailhac.

Den letzten deckt eine große Platte ab und schließt damit die Öffnung. Das ist derselbe Kuppelbau, der durch die Tholen der mykenischen Kultur so sehr bekannt geworden ist. Im Westen sehen wir ihn bei Grabbauten der Stein- und Bronzezeit noch vielfach erhalten. Aber auch für die runden Häuser haben wir ihn voraussetzen, ja mir scheint, daß der runde Grundriß gerade mit dem Wölbdach in ursächlichem Zusammenhange steht. Vorausgegangen ist gewiß das runde Zelt mit einer Stange in der Mitte, das bis ins Paläolithikum zurückzugehen scheint (oben Abb. 3), oder eine Schilfhütte, bei der die zusammengebogenen Rohre Wand und Dach zugleich abgeben¹⁾. Übersetzte man die flüchtigen Gebilde in Stein, so mußte man an dem runden Grundriß so lange festhalten, als man das Dach aus Ringen wölbte. Sobald man aber den oberen Abschluß änderte, Balken auflegte, um ein Obergeschosß oder ein Holzdach zu bauen, wurde der runde Grundriß lästig und hinderlich und wich alsbald einem viereckigen. So ist's nachher in Kreta geschehen.

Die Burg, der befestigte Wohnsitz oder wenigstens der Schutzplatz für Zeiten der Not, scheint im westeuropäischen Kreise aufgekommen zu sein. Im nördlichen fehlt sie in alter Zeit jedenfalls ganz, und der Donaufreis dürfte sie vom Westen übernommen und dann weiter verbreitet haben. In Spanien sind durch die Gebrüder Siret einige Burgen bekannt geworden, die, ihren Nekropolen benachbart, von ihnen mit aufgenommen und zum Teil auch ein wenig untersucht worden sind. Sie liegen wie die uns vertrauten Volksburgen späterer Zeit hoch auf isolierten Hügeln oder auf Berggipfeln, wo die Natur schon das Beste für den Schutz getan hat. Der Mensch hat dann durch Mauern aus großen Steinen nachgeholfen (Abb. 25).

¹⁾ Solche Schilfhütten kann man noch heute in Oberitalien vielfach auf den Feldern sehen, bei Vicenza, Padua, Ferrara.

Die Burgen sind nicht groß, die ummauerten von Campos und Zapata sind 20 und 40 m lang, die Höhenfiedlungen von Gatos und El Oficio, die keine Mauer haben, messen 60 und 80 m. Die Form wechselt, da die Mauer sich nach dem Rande

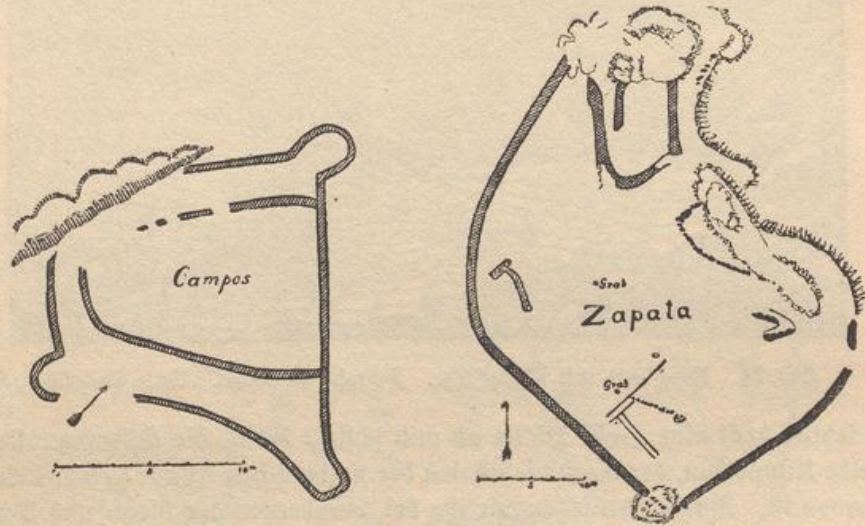
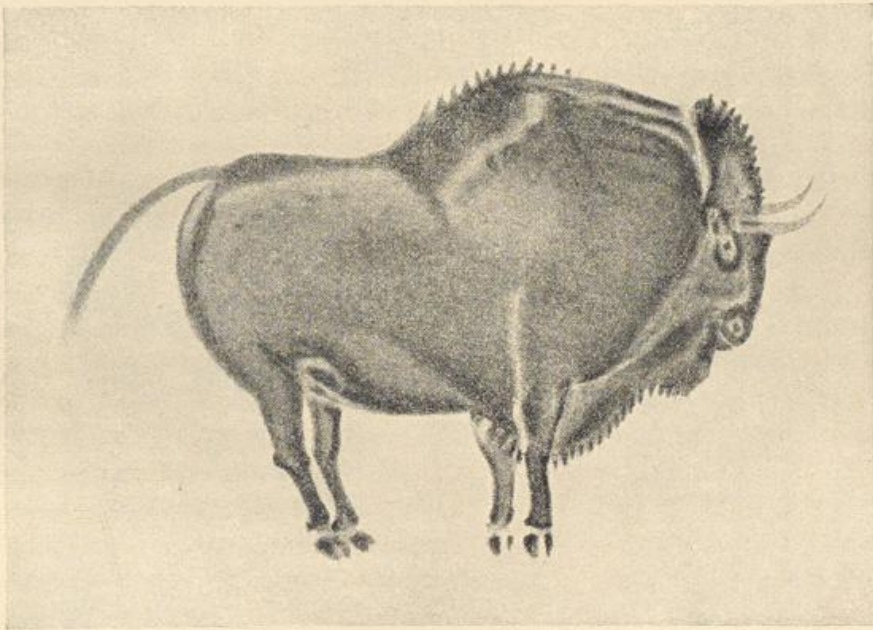
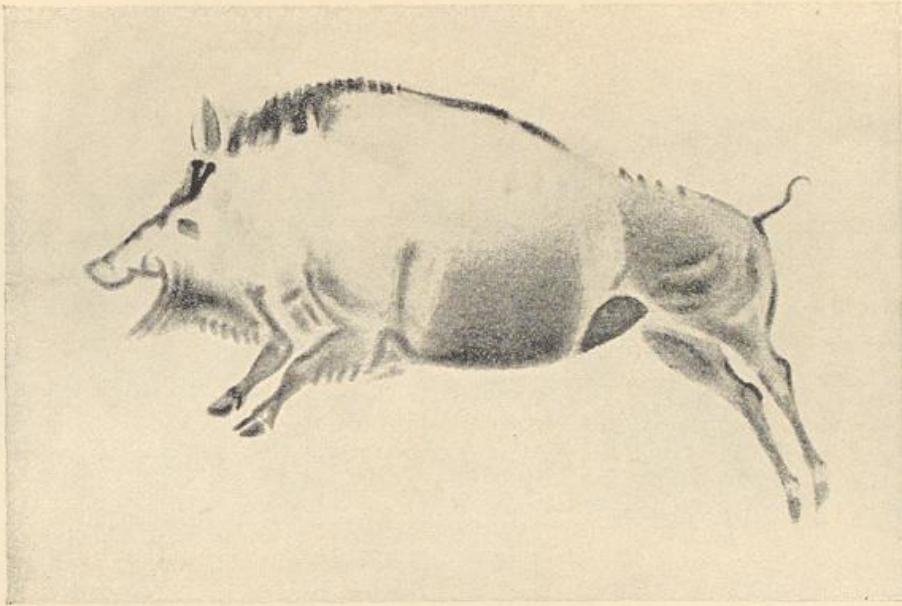


Abb. 25. Spanische Burgen der frühen Bronzezeit. Nach Siret. Ungefähr 1:450 und 1:750

der Hochfläche richtet. Der Grundriß von Campos aber (25 a) mit den zu runden Bastionen auspringenden Ecken gemahnt schon völlig an die Nuragenburgen von Sardinien (Abb. 44). Gebaut ist die Mauer aus kaum behauenen Steinblöcken mit Lehmverband. Die Häuser haben ebenfalls keine feste Form, sie stehen als verschobene Vierecke oder Ovale zumeist an der Burgmauer. Fast regelmäßig findet man Bestattungen in der Burg, so bei Ifre, bei Zapata, bei El Oficio¹⁾, und zwar lagen sie, wie sich mehrfach beobachten läßt, offenbar in den Kellern der Häuser.

In Frankreich sind eine Reihe von Burgen schon als steinzeitlich erkannt, aber ebenfalls noch nicht näher untersucht worden. Sie liegen, wie die spanischen, auf hohen, von der Natur geschützten Plätzen. Viele und große finden sich in der Franche Comté; sie haben dort 15, 25, 30 Hektar Fläche. Im benachbarten Jura-gebiet sind sie viel kleiner, oft unter 1 Hektar. Die Burgen in Frankreich haben nicht die Mauern aus großen Steinen wie die spanischen, sondern einfache Wälle, die aber auch zusammengefallene Mauern aus Steinen und Erde sein werden. Das Camp de Chasse, das so reiche Funde in das Museum von Autun geliefert hat, habe ich 1912 von Chaulney, südlich Dijon, aus besucht. Es bildet den Abschnitt einer breiten Höhenzunge; der Querwall sieht nicht anders aus als etwa bei den Burgen aus Cäsars Zeit in Bibracte oder Gergovia. Die Burg Peu Richard

¹⁾ Siret, Les premiers âges du bronze en Espagne pl. 17, 19, 57, 60.



Eber und Bison

Wandmalereien in der Höhle von Altamira bei Santander.
Nach Breuil-Cartailhac.



1



2



3



4

Menschenreliefs von Laussel

1. in Berlin $\frac{1}{5}$, 2. 3. 4. bei Dr. Salanne in Bordeaux $\frac{2}{5}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$.

(Charente Inférieure) hat aber zwei stattliche Gräben und dazwischen eine 9—10 m breite Fläche, auf der der Grabenaushub aufgehäuft ist ¹⁾ (vgl. Mayen und Urmitz); und die Burg Catenoy (Oise) hat einen 8 m hohen Wall mit großem Graben davor.

Am besten sind uns einige Burgen im Rheingebiete bekannt, das ja in neolithischer Zeit ganz zum Westeuropäischen Kreise gehört: auf dem Michelsberge bei Bruchsal, bei Mayen, Plaidt und Urmitz. Fast alle haben sie rein westeuropäische Keramik geliefert. Die vom Michelsberge bildet ja sogar das Muster für den ganzen Kreis. Nur in Plaidt herrscht donauländische Bandkeramik. Der Michelsberg ist eine richtige Höhenburg. Mayen und Plaidt liegen auf Schwellungen in welligem Gelände, Urmitz ganz niedrig dicht am Rhein. Dabei stimmen aber Michelsberg, Mayen und Plaidt in der Grundrißform auffällig und auch in der

Größe ziemlich überein. Es sind Ovale, Michelsberg und Mayen von 360 m und 400 m, Plaidt nur von 140 m Länge. Urmitz dagegen ist ein enormer Halbkreis von 1275 m Länge und 840 m Breite. (S. Mayen in Abb. 26.)

Die Gestalt von Wall und Graben ist bei diesen Burgen verschieden. Auf dem Michelsberge ist bisher nur ein Graben festgestellt, der eine obere Breite von 3,50 m und eine Sohlbreite von 2 m hat. Bei Mayen stand 25 m hinter dem Sohlgraben eine Pallisade, kenntlich an der Einsatzspur der Hölzer im Boden, einem Einschnitt von 0,60—1,30 m Breite. Der Graben ist sehr verschieden breit, oben von 3,50 bis 6,30 m, auf der Sohle von 1,40—3,40 m. Der Aushub aus dem Graben war nach beiden Seiten geworfen, so daß der Graben links und rechts von einem Walle flankiert war. Die zahlreichen Unterbrechungen des Grabens zeigen Tore an, die nach den Einsatzspuren im Boden durch Hölzer verrammelt werden konnten.

Bei Urmitz tritt eine Pallisade auf mit zwei Sohlgräben davor (Abb. 27). Zwischen ihr und dem ersten Graben liegen 6 m, zwischen den beiden Gräben 12 m Zwischenraum. Diese große Urmitzer Burg hat noch weit mehr Tore als die Mayener. Mit dem hunderttorigen Theben pflegte Löschke sie zu vergleichen. Auf rund alle 100 m ist der äußere Graben unterbrochen, und der innere dazwischen noch ein- oder zweimal. Dieser Unterschied erklärt sich so: nur die Unterbrechungen im äußeren Graben bezeichnen ein wirkliches Tor; ihnen entspricht

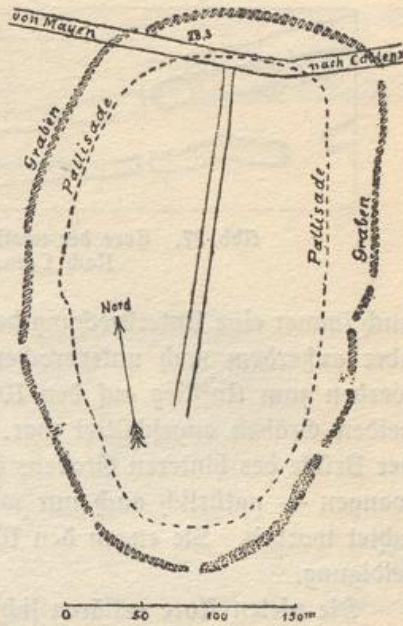


Abb. 26. Plan d. neolithischen Festung bei Mayen i. d. Eifel. Nach Lehner. 1:5000.

¹⁾ Déchelette, Manuel I S. 370.

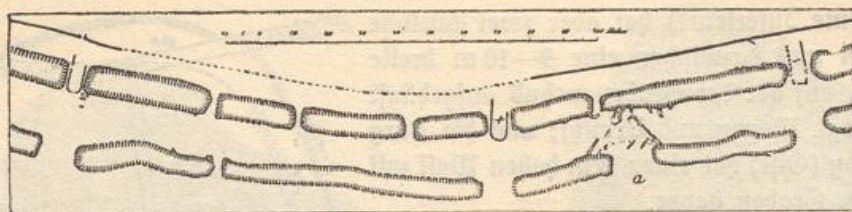


Abb. 27. Tore der neolithischen Festung bei Urmitz am Rhein.
Nach Lehner. Ungefähr 1:2500.

auch immer eine Unterbrechung des inneren Grabens. Wo dieser innere Graben aber außerdem noch unterbrochen ist, soll damit nur ein Zugang geschaffen werden zum Aufstieg auf den Wall, der auf dem breiten Stege zwischen den beiden Gräben angeschüttet war. Bei den wirklichen Tordurchlässen sind auf der Brücke des hinteren Grabens in einer Reihe von Säulen lange hölzerne Torwangen — natürlich auch nur wieder nach den Einlässen im Boden — beobachtet worden. Sie engen den Weg stark ein und erleichtern damit seine Verteidigung.

Die vielen Tore erklären sich offenbar daraus, das diese alten Volks- und Fluchtburgen in erster Linie zur Bergung des Viehs, des wertvollsten Besitzes der Landbevölkerung, dienen sollten. Wenn der Feind plötzlich herannahte, mußte das Vieh rasch eingetrieben werden. Bei kleinen Burgen der späteren Zeit, die nur ein Tor hatten, hat man aus demselben Grunde dies eine Tor oft fünf mal so weit gemacht als sonst Tore zu sein pflegen. (Gehrdener Burg bei Hannover).

Der Befund innerhalb dieser Burgen war nicht der gleiche. Der Michelsberg wies viele runde tiefe Gruben auf, in denen Hausgerät und öfter auch Hoderleichen lagen. Nach der Analogie von andern Steinzeitplätzen können wir heute sagen, daß es sich um Kellergruben unter den Häusern handeln wird, in denen gleichzeitig auch bestattet wurde. Ähnliches haben wir schon in Spanien kennen gelernt und werden wir weiter sehen bei Frankfurt, an der Donau, in der Troas. Die Häuser selbst standen auf dem Michelsberge über flachen Mulden von 1,50 bis 5 m Durchmesser. Bei den Burgen von Mayen und Urmitz hat der Innenraum außerordentlich wenig Material geliefert. Sie sind also nie längere Zeit bewohnt gewesen, sondern nur als Refugien benutzt worden. Die kleinste der Befestigungen, Plaidt, hat einen einfachen Gutshof enthalten und bietet damit das Beispiel eines befestigten Herrensitzes, wie ihn auch die kleinen spanischen Burgen von Campos, Ifre, Zapata darstellen.

Höhlen- und Kuppelgräber

Die Höhlenbestattung des Paläolithikums setzt sich im Neolithikum unmittelbar fort. Ein schönes kugelförmiges Gefäß stammt von einer Bestattung in

der Cueva de los Tayos, einer natürlichen Höhle in der spanischen Provinz Almeria; als Beigaben waren noch einige Steingeräte und Schmußmuscheln vorhanden; von der Leiche war wenig übriggeblieben. Besser war der Befund in

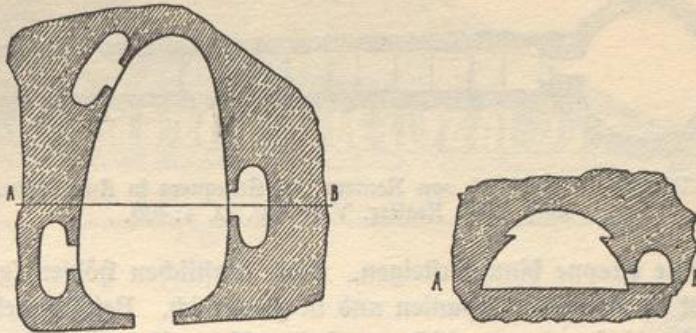


Abb. 28. Felsgrab von St. Vincent, Minorca.
Grundriß und Durchschnitt. Nach Cartailhac. 1:140.

einer kleinen, nur 1,25 m langen Höhle bei Zapata in derselben Gegend. Sie enthielt zwei Höckerleichen, deren eine einen Kupferdolch mit vier silbernen Nieten bei sich hatte.

In Frankreich kannte G. de Mortillet 1885 schon 117 Höhlen mit neolithischen Bestattungen, und seitdem sollen sie sich noch stark vermehrt haben. Sie sind seltener im Norden, häufiger in der Mitte und im Süden des Landes. Oft sind die Höhlen durch eine rohe Steinmauer geschlossen worden, vor der dann Herde mit reichlichen Speiseabfällen sich finden. Ob sie von Totenopfern stammen oder von den Wohnungen der Lebenden, bleibt zweifelhaft, denn vielfach ist in den Höhlen gewohnt und bestattet worden, bald eins nach dem andern, bald beides gleichzeitig, ganz wie im Paläolithikum. In der Höhle von Aurignac (Haute Garonne) lagen die neolithischen Skelette über den paläolithischen Wohnschichten. In der Höhle Homme Mort bei St. Pierre des Tripiers (Lozère) lagen sieben Herde mit vielem Gerät, Tonscherben und Tierknochen und gegen 50 Bestattungen mit einheitlich dolichokephalen Schädeln. In der Höhle Baumes Chaudes (bei St. Georges de Lévêjac, Lozère) hat man über 300 Skelette gezählt. Dicht bei Belfort enthielten die Höhlen von Cravanche zahlreiche neolithische Höckerleichen. Im Departement Gard ließ sich beobachten, daß die Art dieser Höhlenbestattung ohne wesentliche Änderung auch noch in die Bronzezeit hineinreicht.

Neben den natürlichen Höhlen hat man dann aber vielfach im Lande künstliche in dem weichen Kalkstein zu Bestattungszwecken ausgehauen. Was die Natur versagt oder nicht ausreichend geliefert hatte, schuf sich die Menschenhand. Und zwar in zweierlei Form. In hügeligem Gelände wurde ein Gang in den Berghang geschlagen, so weit, bis sich ein unterirdischer Raum oder mehrere aushöhlen ließen. In ebenem Gelände ging man auf einer Rampe in die Tiefe,

wiederum so weit, bis manns hohe Räume mit natürlichen Felsdecken erzielt werden konnten. Im Prinzip sind beide Anlagen gleich, nur geht man das eine Mal einen ebenen Gang entlang zu der Grabkammer hin, das andere Mal

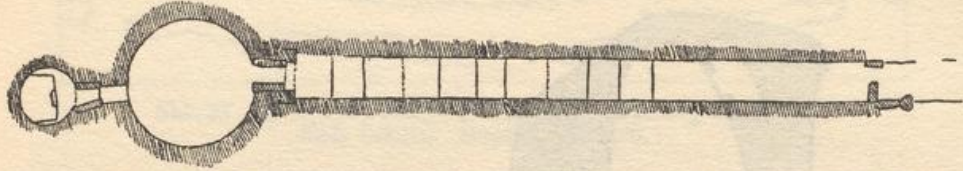


Abb. 29. Kuppelgrab von Romeral bei Antequera in Andalusien.
Nach Ebert Realleg. VIII Taf. 22. 1:400.

muß man eine Treppe hinuntersteigen. Diese künstlichen Höhlen (grottes artificielles) gibt es vielfach in Spanien und in Frankreich. Bei Palmella, das zur Stufe der schon besprochenen, schön verzierten Keramik gehört, liegt ein durch Treppe zugängliches geräumiges Felsgrab; ähnliche, nur langgestreckt, sind bei Arles, ein rundes bei Primelin (Sinisterre)¹⁾.

Unsere Abb. 28 zeigt ein auf ebenem Boden zugängliches Felsgrab bei St. Vincent auf Minorka. Der Hauptraum ist oval und hat ein paar kleine Nebenräume mit engem Zugang, die Decke ist gewölbt aus dem Felsen gehauen.

Ihre höchste Blüte hat die Kultur des Westens erreicht, als die Metalle entdeckt waren und nun Spanien als die Besitzerin der reichsten Kupfer- und Silbergruben begann die benachbarten Länder bis Mitteleuropa hinein mit Rohmaterial und Fertigfabrikaten zu versorgen. Drei Dinge sind es vor allem gewesen, die sich damals von Spanien aus weithin verbreitet haben: die großen Kuppelgräber, der Dolchstab und der Glockenbecher²⁾. Die Kuppelgräber haben die Spanier schon zu einer Höhe gebracht, die nahe an die schönsten mykenischen herankommt. Und dabei lassen die Begleitfunde an Ciempozuelos-Keramik und schönen Kupferdolchen keinen Zweifel, daß es sich um die Zeit von 2000 bis 1800 v. Chr. handelt, daß sie also um Jahrhunderte den mykenischen Bauten vorausliegen. Das Grab von Romeral hat schon denselben langen Zugang in den Berg hinein, dasselbe tadelose Rund für den Kultraum und die feingeschnittene Grabkammer daneben (Abb. 29).

Wie diese Kultur sich zur See gegen Norden hin verbreitet hat, ist heute am deutlichsten noch in Irland zu erkennen, das sich als urtümliches Weideland erhalten und damit viel Altem und Ältestem Schutz geboten hat. Hier sind die einfachen Steinkreise von 10, 20 oder auch 30 m Durchmesser, die Vorläufer des monumentalen Stonehenge, noch überall anzutreffen (Taf. XIV 1), zuweilen ist auch das Steingrab in seiner Mitte zu erkennen und gelegentlich steht neben diesem auch noch hochragend der Menhir: so auf dem Gute Surneß bei Naes in

¹⁾ Matériaux XXII 1888, S. 162.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnologie 1913 (Hubert Schmidt).

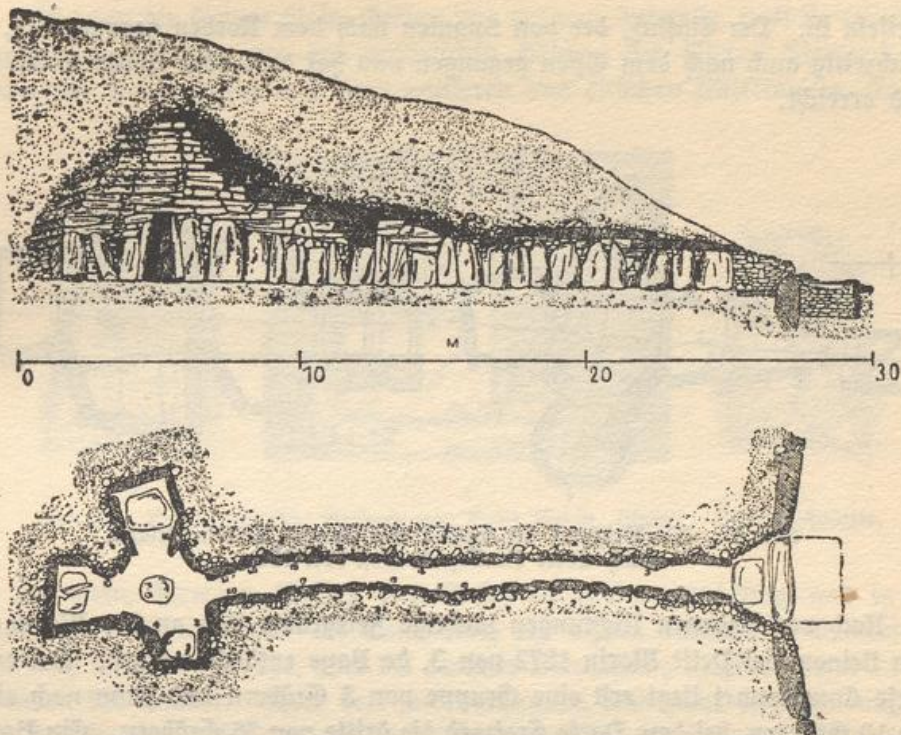


Abb. 30. Kuppelgrab mit langem Zugang. New Grange, Irland.
Nach S. Müller. Ungefähr 1:300.

Kilarne (südlich Dublin) ¹⁾. Aber auch das Kuppelgrab ist in Irland vielfältig wohl erhalten, so in ganzen Gruppen bei Loch Crew in der Mitte des Landes und bei Carrow Keel unweit Sligo an der Nordwestküste. Das bekannteste und meistbesuchte ist das von New Grange nördlich Dublin (Abb. 30). Von den vollendeten Formen, die in Spanien erreicht waren, weichen diese provinziellen Nachahmungen erheblich ab, sie sind auch nach den Begleitfunden später als jene, erstrecken sich wohl bis in die Zeit von 1500 v. Chr. Aber durch ihre Urwüchsigkeit und auch Unberührtheit bis in unsere Tage bieten sie manche wertvolle Einzelheit. Bei New Grange führt der Gang lang und eng und niedrig in den Berg. Der Kultraum ist klein und unförmig, aber in seiner Mitte steht noch das große Steinbecken, in das der Opferguß fließen sollte (Taf. XIV 2), und daneben hat auch der Menhir noch gestanden, den man dann leider entfernt hat. Drei Grabnischen legen sich in Kleeblattform um diesen Raum, auch sie unförmig und niedrig zugewölbt. Diese Kleeblattform begegnet in Irland mehrfach; bei Carrow Keel ist sie sorgfältiger gestaltet (Abb. 31) und erinnert nun so sehr an die Formen der Maltabauten (unten Abb. 47), daß an einem Zusammenhang nicht zu

¹⁾ Plan bei Ebert Realleg. unter „Diskusgrab“.

zweifeln ist. Der Einfluß, der von Spanien nach dem Norden gegangen ist, ist gleichzeitig auch nach dem Osten gegangen und hat dort über Malta Griechenland erreicht.

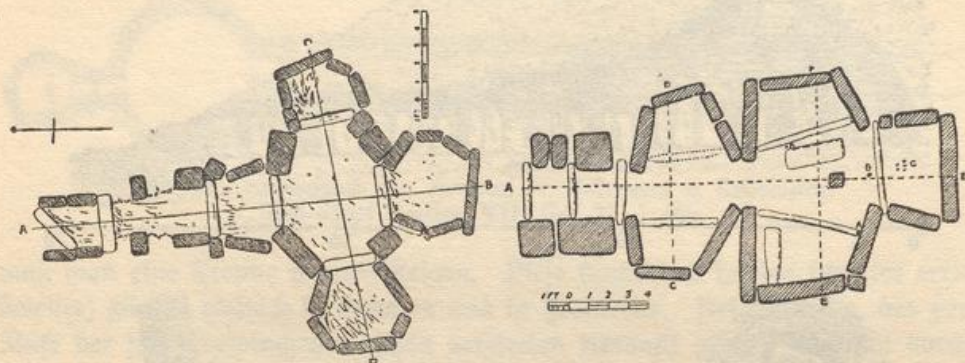


Abb. 31. Kleeblattform der Gräber von Carrow Keel in Irland.
Nach Ebert Realleg. II Taf. 134. 136.

Nach verschiedenen Richtungen wichtige Felsgräber sind an der Marne in dem kleinen Tal Petit Morin 1872 von J. de Baye entdeckt worden. Bei dem Dorfe Courjeonnet liegt erst eine Gruppe von 3 Gräbern und dann noch eine von 10 Gräbern, bei dem Dorfe Croizard die dritte von 35 Gräbern. Ein Berg-
hang ist jedesmal für die Anlagen ausgesucht. Ein offener ebener Gang führt hinein, dann folgt entweder erst ein Vorraum und dahinter die Grabkammer oder gleich die Grabkammer. Der Vorraum ist häufig; von den 3 Gräbern der ersten Gruppe haben ihn 2, von den 10 der zweiten 6. Vom Gang tritt man in den Vorraum durch eine ziemlich weite Tür, vom Vorraum in die Kammer durch eine engere, auch steigt man nun gewöhnlich einige Stufen hinunter, da der Fußboden der Kammer gegen 50 cm tiefer zu liegen pflegt als der des Vorraums und des Ganges. Von den Grabkammern mißt die kleinste 1,90: 2 m, die größte 3,60: 3,92 m. Ihre Höhe bewegt sich zwischen 1,10 und 1,70 m. Von den Gräbern hat de Baye eine ganze Anzahl unberührt vorgefunden. In den Kammern lagen dann die Leichen regelrecht in mehreren Lagen geschichtet, oft war auch die Vorkammer und zuweilen noch der Gang zu Bestattungen in Anspruch genommen. Sie lagen fast alle gestreckt, nur ein sicherer Hoder ist beobachtet. Die Beigaben an Muscheln, Pfeilspitzen — darunter viele längs- und querscheidige — und Beilen wiesen alle auf die Steinzeit. Kein Stück Metall hat sich irgendwo gezeigt. Toncherben waren häufig, aber nur ein einziges ganzes Gefäß ist gefunden, ein roh gearbeiteter Eimer von geschweifeter Form¹⁾. Der Fußboden und die Schwellen der Gräber sind stark abgenutzt; es muß hier lange Zeit viel Besuch zum Totenkult gekommen sein.

¹⁾ de Baye, L'Archéologie préhistorique 1880, S. 401.

Ist schon die Anlage dieser Gräber von großem Interesse, weil sie ersichtlich hervorgegangen sind aus den natürlichen Höhlen der älteren Steinzeit und anderseits hinüberleiten nach dem mittleren und östlichen Mittelmeere, wo sich



Abb. 32. Reliefs vor den Gräbern von Petit Morin, Marne. Nach Déchelette.

in Sardinien, Etrurien, Sizilien und Malta die Weiterentwicklung und in den mykenischen Tholosbauten die Vollendung des Typus darstellt, so überraschen uns noch mehr einige rohe, aber bei genauer Betrachtung beredete Bilder an den Wänden der Gräber. Ihrer drei sind vorhanden, und zwar jedesmal nicht in der Grabkammer selbst, sondern an einer Außenwand: zwei befinden sich neben der Tür der Kammer, das dritte neben der Tür der Vorkammer. Es sind wunderliche Gebilde, die unser Gefühl sich heftig sträubt als menschliche Gestalten anzuerkennen, und bei denen wir immer wieder fragen, wie man dazu gekommen sein soll, die Menschenfigur in solch einen Klumpen zu verwandeln. Aber die allgemeine Meinung der Gelehrten geht sogar dahin, daß hier noch etwas Höheres als ein Mensch dargestellt sei, nämlich eine Göttin, die „geschmückte weibliche Grabgöttheit“, die „Herrscherin im Totenreiche“¹⁾. So müssen wir der Frage doch ernsthaft nähertreten (Abb. 32).

Für die Darstellung ist jedesmal eine flache Nische, oben rundlich abschließend, in die Wand gehauen. Die Höhe beträgt nur 44—49 cm. Die Andeutungen des Menschlichen sind auf dem vertieften Grunde im Relief stehengelassen. Als Hauptstück davon zieht sich oben von der Mitte ein Zapfen herunter, der die Nase bedeuten soll, denn einmal sind zwei Augen neben ihn eingebohrt, und ein andermal ist ein kleiner Mund daruntergesetzt. Von der Schulter der Rundnische ziehen sich sodann halbkreisförmige Bänder herab, offenbar Halsbänder. Zweimal sind sie einfach und haben in der Mitte eine dicke längliche Perle, die bei 32 b gelbbraun angemalt ist, also vielleicht Bernstein bedeuten soll; das dritte Mal liegen die Bänder vierfach. Bei der Hauptdarstellung a hängt von der Mitte

¹⁾ Nach Broca, Bellucci, Déchelette: *Hoernes, Urgesch. d. bild. Kst.* 1915, S. 220 ff.

ein T-förmiger Gegenstand herab, der sicher ein geschäftetes Steinbeil ist. Oben rechts ist das Beil durch scharfe Trennungslinie und schwarze Bemalung deutlich vom Stiele abgehoben. Bei der zweiten Skulptur b sind unter der Halskette

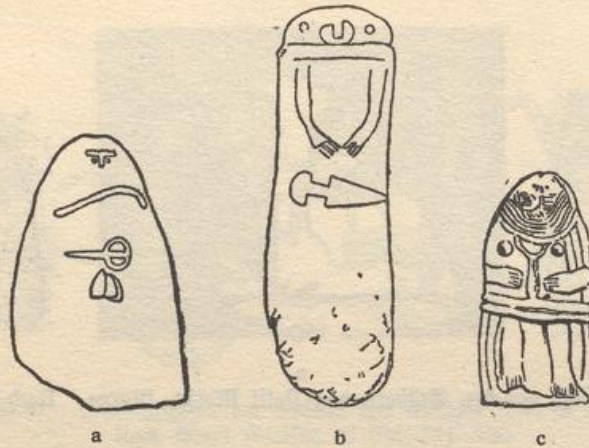


Abb. 33. Menhirfiguren. a Collorgues (Gard), b Sivizzano b. Genua, c St. Sernin (Aveyron).

zwei Brüste dargestellt. Damit ist diese Figur und nur sie als weiblich charakterisiert. Das Beil bei der ersten Figur ist so angebracht, als ob es am Gürtel hänge. An derselben Stelle sitzen (Abb. 33 b) bei zwei ganz ähnlichen Figuren aus Sivizzano bei Genua Dolche, und diese Figuren haben keine Brüste; ihre an derselben Stelle gefundene Schwesterfigur aber hat Brüste und keinen Dolch¹⁾. Und ebenso ist es in Südfrankreich. Eine männliche Figur aus Collorgues ist mit einem Bumerang gerüstet (Abb. 33 a), eine weibliche von St. Sernin nur in einen weiten Mantel gehüllt, (Abb. 33 c).

Die weiblichen Figuren in diesen Darstellungen sind also unbewaffnet, und die Bewaffnung deutet auf Männer. Folglich haben wir in der ersten Darstellung von Petit Morin, der mit dem Steinbeil, einen Mann zu erkennen, in der zweiten mit den Brüsten eine Frau, in der dritten mit den vier Halsketten, ohne Brüste und ohne Waffe, wieder eher einen Mann als eine Frau. Die einheitliche Deutung der Darstellungen auf eine weibliche Gottheit wird damit hinfällig, und das Natürliche, an das man vorurteilsfrei wohl auch zuerst denken würde, tritt in seine Rechte: daß nämlich vor der Tür des Grabes der oder die Verstorbene dargestellt sei, den die Besucher der Stätte hier verehren wollten. Wir sahen, daß schon in dem paläolithischen Abri von Laussel die menschlichen Darstellungen wahrscheinlich die Bilder der Verstorbenen an der Bestattungsstelle sind, wir werden weiterhin sehen, wie es im südlichen Kreise, in Malta, in Kreta, in Ägypten, in Griechenland alte und bleibende Sitte gewesen ist,

¹⁾ Hoernes, Urgesch. d. bild. Kst. 1915, S. 219, 1—3.

Dolmen

einen Seelensitz oder ein Bild des Toten bei seinem Grabe anzubringen, und wie gerade die Vorkammer des Grabes zu seiner Verehrung bestimmt ist. Damit werden wir auch in Petit Morin die Reliefs als Darstellungen von Verstorbenen und nicht als Gottheiten auffassen. Warum sie aber in so merkwürdiger kompakter Form gebildet sind, läßt sich nur verstehen aus der Entwicklung des Grabkultus im Neolithikum. Es hat zuerst ein hoher Stein, Menhir genannt, am Grabe gestanden, nicht als rohes Abbild des Verstorbenen, sondern nur als Seelenthron, auf dem die im Luftraum sich bewegende Seele einen Ruhesitz finden sollte. Dann hat man angefangen, in dem Steine selbst das Abbild des Verstorbenen zu sehen und ihm einige menschliche Züge gegeben, und dieses Symbol des Verstorbenen, wie es am Menhir sich entwickelt hatte, ist dann auch im Relief vor den Gräbern angebracht worden. Eine ganz ähnliche Entwicklung vom Sündlingsstein auf dem Grabhügel zur rohen Menschenfigur ist noch 3000 Jahre später bei den Slaven und alten Preußen in Osteuropa zu beobachten.

Dolmen

Waren die künstlichen Höhlen, wie bei Petit Morin, ersichtlich aus den natürlichen erwachsen und damit in direkter Abfolge mit dem Paläolithikum verbunden, so erscheinen die großen Steingräber, bei uns gewöhnlich „Megalithgräber“ oder „Hünenbetten“, in Frankreich mit feltischem Ausdruck „Dolmen“ genannt, auf den ersten Blick als etwas Neues und Fremdes. In der Tat hat man sie zumeist als anderswo erfunden und nach Frankreich eingeführt betrachtet. Als eine der bezeichnendsten Ausprägungen nordischer Kultur, meinten die einen, seien die Dolmen über den Westen in das Mittelmeer gewandert. An der afrikanischen Küste entlang hätten sie Syrien und von da aus Indien, ja schließlich Ostasien erreicht. An diesem Dolmenwege könne man die Ausbreitung der Indogermanen von ihrer nordischen Heimat aus verfolgen. Andere aber wollten umgekehrt die Dolmen von Ägypten ausgehen lassen und sie über Tunis und Algier, Portugal und Frankreich nach dem Norden führen, und sie sahen in dem so angenommenen Wege den starken Beweis dafür, daß schon die erste nordische Betätigung von den alten Hochkulturen Ägyptens und Nordasiens aus angeregt worden sei (Montelius).

Die Megalithgräber sind im nordischen Kreise vielfach besser und reicher erhalten als sonst. Wir werden sie deshalb dort hauptsächlich zu behandeln haben. Das Wichtigste über ihre Art und ihre vermutliche Entstehung soll aber innerhalb des Rahmens der französischen Denkmäler hier schon gesagt werden.

Die Lehrmeinung, die man aufgestellt hat, die ältesten Dolmen seien kleine frei stehende Steinkammern gewesen, in einer zweiten Periode habe man sie bis zu den Deckplatten mit Erde überschüttet und erst in einer dritten die inzwischen stark gewachsene Kammer ganz unter einem Hügel verborgen, in den nun ein

langer Gang zu ihr hineinführte („große Ganggräber“) — diese Lehrmeinung ist falsch. Sie ist im Studierzimmer erdacht und findet in einer umfassenden Beobachtung an den draußen stehenden Denkmälern keine Stütze. Die Kammern haben vielmehr alle von Anfang an unter einem völlig deckenden Hügel gelegen. Bei der oft wiederholten Behauptung, ein kleiner Dolmen finde sich auf einem Hügel errichtet, in den seine Steine jetzt stark eingesunken seien, hat man übersehen, daß der Hügel eine künstliche Aufschüttung ist, die ursprünglich die Kammer verhüllte, um dann im Laufe der Zeiten allmählich auseinanderzufließen. Beweise dafür lassen sich bei jeder ordentlichen Ausgrabung erbringen. Wo immer eine bestimmte Landschaft bis auf die letzten Spuren ihrer Steingräber abgesucht wurde, hat sich ergeben, daß die Kammern ursprünglich alle von einem Hügel überdeckt gewesen sind ¹⁾.

Dies Hügelmoment ist ausschlaggebend für die Bedeutung und Herkunft der Megalithgräber. Sie sind nichts anderes als die Nachahmung der „künstlichen Höhlen“, und könnten somit „überkünstliche“ genannt werden. In Gegenden, wo sowohl der leicht zu schneidende südfranzösische Kalkstein wie der leicht zu stechende norddeutsche Sand fehlte: in der granitene Bretagne, ließ sich weder in den aufsteigenden Berg, noch in den flachen Boden ein Grab einschachten. Wollte man an der vorhandenen Tradition festhalten, so blieb nichts übrig, als einen künstlichen Hügel zu errichten und ihn in die hergebrachte Grabkammer einzubauen. So erklären sich die kleinen Dolmen wie die großen Ganggräber und was für Arten man etwa sonst noch unterscheiden will. Es sind oft ganz riesige Hügel aufgeworfen, bald aus Erde, bald aus Steinbrocken, wie das Gelände es herab, nur um Grabkammern mit ihren Nebenräumen und Gängen darin anzulegen. So bildet bei Carnac in der Bretagne das Wahrzeichen der Gegend der Mont St. Michel, auf dem schon ein römisches Tempel stand und heute eine Kapelle mit allerhand Nebengebäuden thronet. Er ist ein aus Steinmaterial aufgeworfener Hügel von etwa 50 m Länge und 10 m Höhe (Taf. XV 1). In seinem Innern ist ein großes Mittelgrab mit vielen kleinen Gräbern umher festgestellt. Die Wände der Gräber sind aus Steinen aufgemauert und die Decke ist in „falschem Gewölbe“ durch Vorfragen von Steinplatten hergestellt. Die ganzen Grabungen sind unterirdisch, bergmännisch ausgeführt, und zu ihrer Besichtigung ist ein schleifenförmiger Stollen im Berge offen gehalten worden ²⁾.

Ähnliche Berge, die man nur mit Widerstreben als künstlich anerkennt, begegnen im westlichen Kreise öfter. In der Salisbury Plain, südlich von Stone-

¹⁾ Le Rouzic, Direktor des Museums in Carnac, Les monuments megalitiques de Carnac etc. p. 25: „Tous ces monuments, dolmens, allées couvertes, étaient incontestablement recouverts de tumulus, et ne sont aujourd'hui que les charpentes de monuments détruits.“ Für Norddeutschland H. Müller-Brauel, Prähist. Ztschr. II, S. 214, für Nordafrika Leo Stobbenius, Prähist. Ztschr. VIII, S. 29.

²⁾ Le Rouzic a. a. O.

henge, liegt der Tilbury Hill von ähnlichen Abmessungen wie der St. Michel bei Carnac, nur kegelförmiger gestaltet, auch entschieden ein Grabhügel. Das sehr bekannte Ganggrab bei New Grange in Irland hat einen Hügel von 115 m Durchmesser über sich, das auf der Insel Gavrinis an der Bretagneküste einen Hügel von 60 m Durchmesser und 9 m Höhe.

Die Megalithgräber, große und kleine, zeigen im wesentlichen eine einheitliche Bauart. Große Steine oder Steinplatten, hochkant gestellt, bilden die Wände (XV 2). Kleine Steine mit Lehm füllen die verbleibenden Lücken. Ein starker Unterschied liegt nur darin, daß die Kammer einmal rundlich gehalten und dann von einem falschen Gewölbe geschlossen ist, das andere Mal viereckig und von einer oder mehreren großen Platten flach überdeckt. Welcher von diesen beiden Typen der ältere sei, ist in Frankreich nicht auszumachen. Im Norden hat Montelius nach den Grabfunden beobachtet, daß die rundliche Form mit Zuwölbung der andern vorausgeht. Ist das richtig, so zeigt es wohl, daß man zuerst die westeuropäische Rundhütte — der auch die künstliche Höhle entspricht — dann das nord- und mitteleuropäische Rechteckhaus als Vorbild vor Augen hatte.

In Frankreich knüpfen die Dolmen noch in anderer Weise mannigfach an die alten Höhlen an. Des öftern findet sich vor der Grabkammer ein Vorraum, und es tragen die Wand- und wohl auch die Deckensteine der Gräber figürliche oder geometrische Darstellungen. Außer an den Eingangspfosten der Kammer ist einmal die Andeutung einer weiblichen Gestalt mit Augen, Nase, Brüsten und einer vierfachen großen Brustkette ganz in dem Stile der Menhirfiguren von Petit Morin angebracht. Ein paarmal ist an Wandsteinen im Grabe ein gestieltes Beil eingemeißelt, wohl als symbolische Beigabe für den dort bestatteten Toten. Sehr häufig ist ein ganzer Stein oder auch mehrere nebeneinander mit geometrischen Mustern überzogen. Man hat in ihnen zuweilen verzerrte menschliche Gestalten, zuweilen auch Schriftzeichen erkennen wollen. Beides ist müßig. Die Muster bestehen fast immer aus Motiven des Flechtens oder Webens oder des Benähens mit Schnüren. Sie sollen also Teppiche vorstellen, die man an der Wand hinter diesem oder jenem Toten aufgehängt hatte, in derselben Weise, wie die schönste steinzeitliche Grabkammer Thüringens, die von Göhlißsch bei Merseburg, ihre Wände dicht mit farbigen Teppichmustern bedeckt und an einer Stelle auch den Bogen und Köcher des bestatteten Mannes angebracht hatte (Taf. XXVI. 2). In Irland sind dieselben Verhältnisse zu beobachten und auch in Spanien hat kürzlich (1934) Dr. G. Leisner die Teppichmuster festgestellt.

Bei manchen Steinkammern zeigt sich ein merkwürdiges, etwa kopfgroßes Loch rund und sauber durch den unteren Teil einer Wandplatte gemeißelt (XXV). Das „Seelenloch“ hat man es genannt nach der im alten Volksglauben weitverbreiteten Anschauung, daß die Seele zuzeiten das Grab verlassen wolle, um sich in der Luft frei zu bewegen, um als Vogel in der Sonne zu sitzen und von den Früchten des Feldes zu picken. Besonders in Ägypten tritt uns dieser Glaube

lebendig entgegen. Während das Loch im nördlichen Kreise selten ist, ist es im westlichen häufig. In Frankreich hat man es in der Oise-Gegend unter 30 Steingräbern 13 mal beobachtet. Da das Rheinland zur westeuropäischen Kultur gehört, ist es von da auch in angrenzende deutsche Teile gedungen, ebenso wie der Menhir.

Der Menhir

In denselben Kreis des Seelenglaubens führt eine andere Eigentümlichkeit von Westeuropa, der Menhir. Es ist ein hochragender einzelner Stein, gewöhnlich 4—5 m hoch, oft aber beträchtlich höher. Er steht heute meist ganz allein oder liegt umgefallen am Boden. Die einzige Beziehung, die sich hier und da erkennen läßt, ist die zu den Dolmen. Besonders in der Bretagne zeigt sich das. Ausgrabungen, die Paul du Chatellier hier um viele Menhirs herum gemacht hat, haben jedesmal Asche mit Tierknochen, kleinen Geräten und Topfscherben geliefert. Er rechnet deshalb die Menhirs zu den Gräbern und besonders zum Totenkult. Andere möchten vielmehr religiöse Symbole, primitive Idole in ihnen sehen. Speziell an eine älteste Verkörperung des Merkur, des späteren gallischen Hauptgottes, hat man gedacht. Vorsichtige Leute wie Déchelette¹⁾ sagen: „la véritable destination des menhirs demeure problématique.“

Einige Wanderungen in der Bretagne im Herbst 1912 haben mich zu Menhirverhältnissen geführt, die noch unbeachtet waren. Beim Dorfe Kerleskan, eine Stunde nordöstlich von Carnac, mündet eine der schönsten Steinalleen in einen großen Cromlech (Abb. 34). Neben dem Cromlech erstreckt sich, seine ganze rechte Seite deckend, ein langes Hünenbett, und am Kopfende dieses Hünenbettes steht ein 4½ m hoher Menhir (XVI 1). Er steht genau in der Längsachse des Grabes und nur wenige Meter von seinem Fuße entfernt. Bei einem kleineren Grabe im Weichbilde von St. Pierre de Quiberon fand ich dasselbe Verhältnis. Im Garten eines kleinen Landhauses am Meere liegt ein ovales Hügelgrab, anscheinend unberührt, 15 m lang und 8 m breit; an seinem westlichen Ende, 12 m vom Grabfuße entfernt, steht ein derber Menhir von 3 m Höhe. Ein drittes und viertes Beispiel sah ich in Locmariaquer, dem Brennpunkt der schönsten Megalithdenkmäler von ganz Frankreich. Nordwestlich vom Orte birgt sich in hochgewachsenem Ginster ein 110 m langes Hünenbett, und an seinem südlichen Kopfende liegt, vom Blitze einst in fünf Stücke zerschmettert, der größte Menhir, den es überhaupt gibt. Er war 20½ m lang. Seine Stücke liegen, wie sie gefallen sind. So läßt sich der alte Standpunkt des Riesen noch genau erkennen. Er befindet sich wieder in der Achse des Langgrabes, unmittelbar an dessen Fuße. Das Grab ist zum Teil ausgegraben. In seinem Innern haben sich zwei Kammern gefunden. Bei der vorderen war zu erkennen, daß ihr Eingang nach dem Menhir

¹⁾ Manuel I S. 438.

zu gerichtet ist. Südwestlich von Locmariaquer ragt der Grabhügel Mane er Broek als weithin sichtbarer Kegelberg von 85 m Durchmesser und 9 m Höhe auf. Auch hier hat die Grabung die Kammer in der Mitte des Hügels auf dem alten ebenen Boden freigelegt. Man kann zu ihr hinuntersteigen und sieht, daß ihr Eingang gegen Südwesten gerichtet ist. In dieser Richtung liegt auch, 10 m vom Hügel entfernt, an der heutigen Straße hingestreckt, ein 9 m langer Menhir, der sicher zu dem Hügel gehört hat.

Diese Fälle zeigen wohl klar, um was es sich handelt. Der Menhir gehört schon ebenso zum Grabe, wie später in Griechenland die Stele. Wo die Tür des Grabes zu erkennen ist, richtet sie sich gegen den Menhir. Sollen wir ihm, nach der Erfahrung mit dem „Seelenloch“, nicht dieselbe Bedeutung zutrauen, die die spätere Grabstele hat als ἔδος τῆς ψυχῆς, als Ruheſitz der im Luftraum sich bewegenden Seele? ¹⁾ Man denke an die ragenden Steine des bemalten kretischen Sarkophages, auf denen Vögel sitzen, während vor ihnen geopfert wird (XX). Hier ist dem bloßen Steine das ursprünglich unsichtbar Gedachte schon lebendig hinzugefügt. Die Menge der Menschen wird auf die Dauer von einer rein geistigen Vorstellung nicht befriedigt, und je mehr ein Volk mit Phantasie begabt ist, gestaltend denkt und empfindet, um so mehr verlangt sein Auge nach dem Bilde. Ist es da verwunderlich, wenn man im Westen schon früh begann, dem Steine, vor dem man opferte, einige Züge des Verstorbenen zu verleihen? In Frankreich haben sich aus der Steinzeit etwa ein Duzend „Menhirstatuen“ gefunden, ungefähr mannsgroße Steine von abgerundeter Kegelform, die Augen und Nase, Halsbänder und zuweilen auch unbeholfene, in Relief angedeutete Arme und Beine haben. Ohne Zweifel sind diese Figuren die Vorbilder gewesen für die ganz gleichförmigen Reliefs in den Gräbern von Petit Morin (oben Abb. 32. 33), deren Umriß schon gar nicht anders zu erklären ist. Die Roheit solcher Darstellungen steht weit ab von der glänzenden Naturbeobachtung der kleinen Menschengestalten in den paläolithischen Höhlen. Sie ist verschuldet durch die Gebundenheit an die Form des Menhirsteines, den die fromme Überlieferung lange nicht aufgeben wollte.

Aristoteles berichtet von den Iberern, sie hätten die Gewohnheit, um die Gräber ihrer Edlen so viele „Obeliskten“ aufzustellen, als der Betreffende Feinde erlegt habe. Mit solchem Verfahren soll dem Verstorbenen offenbar derselbe Dienst erwiesen werden, den Achill dem Patroklos durch das Schlachten von zwölf Trojanern leistet. Die aufgestellten Steine sollen die Seelen der toten Feinde heranziehen und sie ihrem Überwinder für die Unterwelt dienstbar machen. Da die Iberer das Hauptvolk des europäischen Westens sind, dürfen wir die Notiz direkt zur Erklärung unserer Menhirs benutzen.

¹⁾ Vgl. Weidner, Der Seelenvogel S. 6 ff.

Die Steinalleen in der Bretagne

Eine scheinbar massenhafte Menhirverwendung zeigen die großen Steinalleen in der Bretagne um das Dorf Carnac herum. Fünf, sieben, neun, ja dreizehn parallele Reihen von Steinen, die Steine nur wenige Meter voneinander gestellt, ziehen sich langhin, gelegentlich über einen Kilometer weit. Ob die Steine hier auch einzeln eine Bedeutung haben, mag noch offene Frage bleiben, zunächst handelt es sich darum, was das Ganze vorstellt. Nach der verbreitetsten Meinung sollen es astronomische Linien sein, mit denen man die verschiedenen Merkpunkte der Zeitrechnung hätte festlegen wollen. Die einen sollen den Sonnenaufgang zum Sommer- oder Wintersolstitium bezeichnen, andere den Sonnenuntergang zu diesen Zeitpunkten; weitere Sonnenauf- oder Untergang zu den Tag- und Nachtgleichen. Wo das noch nicht ausreicht, darf man Zwischenpunkte zwischen den Solstitien und den Tag- und Nachtgleichen annehmen, so daß das ganze Jahr in acht gleiche Teile geteilt wäre, und schließlich könne noch mit dem Auf- und Untergang gewisser Sterne gerechnet werden, wie besonders dem des Arkturus. Geringe Abweichungen von 1—4° von der theoretischen Richtung seien dabei der Unbehilflichkeit der alten Zeit überall zugute zu halten, — kurz, es kann kaum eine Linie geben, die sich nach diesem schmiegsamen System nicht irgendwie astronomisch deuten ließe¹⁾.

Bei meinem Aufenthalt in der Bretagne 1912 sah ich, wie diese wunderlich kühne Ausdeutung der Steinlinien sich erklärt. Es war von keiner einzigen ein genauer Plan vorhanden. Man hatte immer nur Teile von ihnen gesehen und diese nach dem flüchtigen Augenschein für schnurgerade gehalten. Man hatte auch nicht erkannt, daß die Steinalleen gar nicht für sich selbst dastehen, gar nicht die Hauptsache der ganzen Anlage sind, sondern daß sie nur dienende Glieder sind, indem eine jede hinführt zu einem Cromlech, einem großen rundlichen Plaze, neben dem mehrfach noch stattliche und offenbar zu ihm gehörige Gräber liegen. Ich habe deshalb damals 14 Tage darangesetzt, um von den wichtigsten Anlagen um Carnac: bei Menec, Kermario, Kerleskan, Plouharnel, Erdeven, St. Barbe, St. Pierre Planaufnahmen zu machen, und kann auf dieser Grundlage nunmehr folgendes sagen. Die Alleen haben sich jedesmal ein sanft ansteigendes Gelände ausgesucht, das sie hinaufziehen. Sie beginnen unten mit kleinen, kaum 1 m hohen Steinen und verwenden nach oben zu immer größere, bis zu 3 und 3½ m hohen Blöcken. Die Steine einer Linie stehen immer ziemlich gleichmäßig 2—3 m, die größeren auch mehr Meter voneinander. Die Steinreihen haben unter sich einen Zwischenraum von 4—5 m, kommen oft aber näher zusammen oder gehen weiter auseinander. Es sind ihrer zwischen 7 und 13. Die Alleen sind sehr verschieden lang. Kermario I mißt nur 200 m und ähnlich

¹⁾ Am kräftigsten vertreten in dem Buche von Sir Norman Lockyer, *Stonehenge and other British stone monuments astronomically considered*. London 1909.

St. Barbe und St. Pierre, während Menec auf etwa 1 km und Kermario II und Kerleskan mit dem zugehörigen Petit Menec sogar auf mehr als 1½ km kommen. Je länger die Anlagen sind, um so deutlicher tritt hervor, wie die Linien bald in erkennbarer Absicht, bald launenhaft sich verziehen. Bei Kermario II machen sie von dem Gehöft La petite Métairie an eine leise Schwenkung, um den Windmühlenhügel bequemer zu ersteigen. Bei Menec liegt im ersten Teile ein starker Bogen, als ob man von der Straße, die hier in der Senke nicht weit von der heutigen gelaufen sein muß, nicht in allzu spitzem Winkel abzweigen wollte; und aus demselben Grunde, mit Rücksicht auf einen besseren Straßenanschluß, scheint die Allee von Kerleskan in ihrem Beginn den starken Bogen zu machen. An ihrem Ende scheidet diese Allee ihre bis dahin näher zusammengehaltenen Linien strahlenförmig auseinander, damit sie die breite Front des Cromlechs voll erreichen (Abb. 34). Neben diesen Richtungsänderungen, die alle Reihen der Allee vornehmen, stehen andere, die bald diese, bald jene Reihe allein sich erlaubt, indem sie ohne ersichtlichen Grund sich der rechten oder linken Nachbarin anzuschmiegen sucht. Grabungen, die vielfach an einzelnen Steinen der Reihen gemacht sind und bei denen man Bestattungen oder Opfer zu finden gedachte, haben kaum je zu irgendwelchem Ergebnis geführt.

Der Cromlech (keltisch = krummer Stein, Rundstein) ist nur bei Menec, Kermario I, Kerleskan und St. Barbe deutlich oder in Teilen erhalten. Er hat jedesmal eine gerade Frontwand mit etwa halbkreisförmiger Fläche dahinter. Die Steine seiner Einhegung schließen immer dicht zusammen. Die Front des kleinsten Cromlechs Kermario I mißt 72 m, die der größten Kerleskan und Menec 90 und 150 m, so daß hier die Flächen ½ und 2½ Hektar groß sind. Bei Menec stehen mehrere Gehöfte in dem Cromlech.

Bei Kerleskan liegt rechts neben dem Cromlech, seine Schmalseite ganz begleitend, ein schönes, langes Hünenbett mit einem 4½ m hohen kräftigen Menhir an seinem westlichen Kopfende. Unsere Abb. 34 gibt den Plan und Taf. (XVI 1) den Menhir. Ob an der andern Schmalseite des Cromlechs sich etwa auch ein solches Grab befand, ist nicht erkennbar, da hier heute ein großer Bauernhof unmittelbar anschließt. Bei Kermario II, wo der Cromlech zwar nicht erhalten, aber aus dem gleichzeitigen Aufhören aller Steinreihen mit sehr großen Blöcken sicher zu erschließen ist, liegt links neben ihm ein wohlerhaltenes Steingrab, und rechts im Felde soll ein anderes noch vor wenigen Jahrzehnten in Teilen vorhanden gewesen sein. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß diese Gräber zu dem Cromlech gehören. In den Cromlechs selbst soll, wie Le Rouzic versichert, nie eine Bestattung gefunden sein, wohl aber häufig Holzkohle, auch hier und da ein Steingerät.

Die langen Steinalleen laufen durch ein Gelände, in dem schon Gräber vorhanden waren. Sie schreiten mehrfach über solche Gräber hinweg. Am deutlichsten ist das im Beginn der Allee von Kermario II. Hier liegt ein flacher ovaler

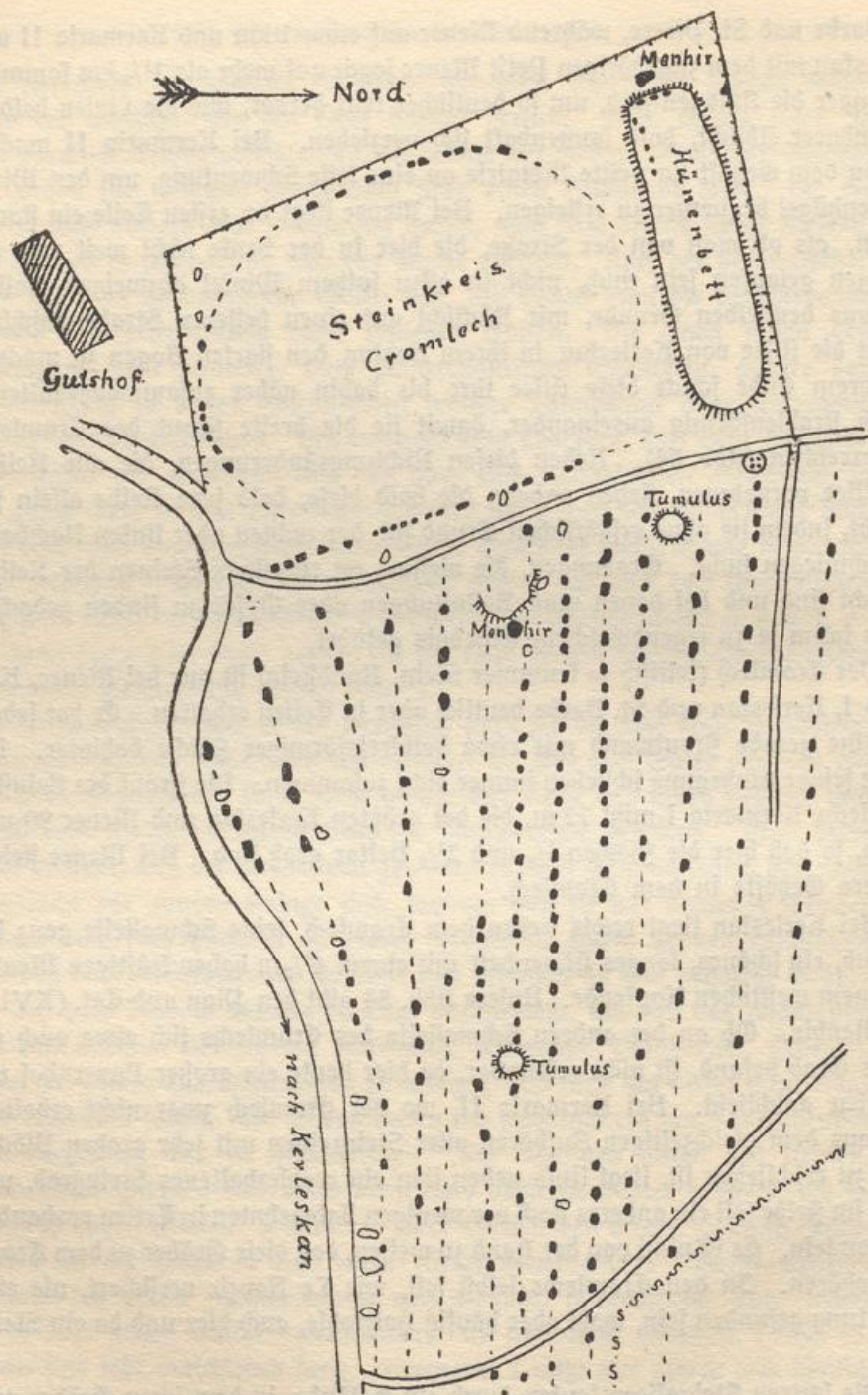


Abb. 34. Steinallee mit Cromlech und Langgrab bei Kerleskan, Bretagne.
1:1600.



Menschliche Statuetten.

1. von Brassempouy $\frac{1}{1}$, 2. von Mentone $\frac{1}{1}$, 3. von Willendorf $\frac{2}{3}$.



1



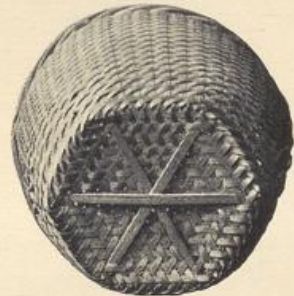
2



3



2a



3a



4



5



6



7

Körbe, Kürbisse und Straußenei

1—3. Japan, Kestner-Museum, Hannover, 4—7. Afrika, Berl. Museum.

Hügel von 36 m Länge und 27 m Breite, und an seinem östlichen Kopfende steht noch der 3 m hohe schlanke Menhir. Er ist in eine Steinreihe einbezogen, aber seine Größe hebt ihn völlig aus ihr heraus, denn seine Genossen, die im übrigen

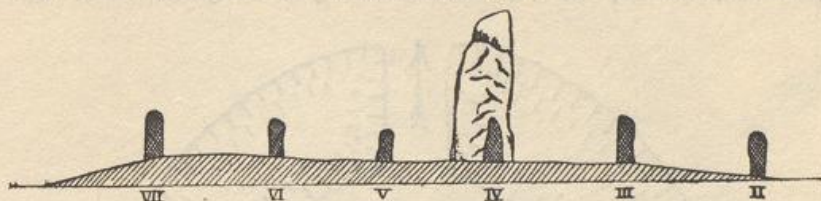


Abb. 35. Die Steinallee von Kermario II überschreitet einen alten Grabhügel mit Menhir. Querschnitt 1:200.

die Linie bilden, ragen kaum über 1 m hoch auf (Abb. 35). Ähnlich sind im letzten Teile der Kerleskan-Allee kurz vor dem Cromlech ein paar flache Rundhügel zu erkennen und neben einem, zwischen Reihe VII und VIII, 27 m vor der Front des Cromlechs, steht noch der dicke Menhir. An seiner Gestalt würde man ihn hier kaum erkennen, weil die Reihensteine so dicht am Ziele fast ebenso groß sind wie er; aber er steht außer der Reihe (Abb. 34).

Das Gesamtbild, das diese Beobachtungen ergeben, ist das einer großartigen Anlage für den Totenkult. Neben den Gräbern, die stattliche Megalithbauten sind, liegt ein Festplatz, der Tausende von Menschen zu fassen vermag, und zu ihm führt eine breite Steinallee, die ersichtlich von der Landstraße ausgeht. Es ist, als wollte sie die Festbesucher an der Straße aufgreifen und ihnen den Weg weisen zu dem Festplatze. In Ägypten führen ähnliche Straßen vom Nil zu den abseits liegenden Grabpyramiden, um die zu Schiff Ankommenden in einer Empfangshalle aufzunehmen und dann auf gedecktem Wege zu geleiten. An der kleinasiatischen Küste wird in Nauchochos der Ankömmling ähnlich empfangen und durch eine Statuenallee zum Apollotempel von Didyma geführt.

Ob bei den Alleen des Westens die einzelnen Steine etwa schon eine ähnliche individuelle Bedeutung gehabt haben wie die späteren Statuen, so daß entsprechend den „Obelisten“, die die Iberer um die Gräber ihrer Vornehmen setzten, etwa ein Zurverfügungstellen von Scharen Toter oder Lebender ausgedrückt werden sollte, oder ob nur eine nüchterne Bezeichnung des Weges vorliegt, wobei etwa von Stein zu Stein noch Holzwerk lief oder Pflanzenwerk sich rankte, ist die lebhaft sich meldende Frage. Die gleichartigen „Geisterstraßen“ der Chinesen haben den ausgesprochenen Zweck, daß ein großes Aufgebot hilfreicher Freunde die Widersacher von der geweihten Stätte fernhalten soll. Groß und mächtig tritt uns auf jeden Fall die allgemeine Bedeutung der Anlagen entgegen. Wo mit solchem Aufwand, in so monumentaler Form für das Gedächtnis der Toten gesorgt wird, da muß der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode schon sehr tief gewurzelt sein, muß die Überzeugung von der wohlthätigen Freude, die man dem Verklärten bereitet, alle Mühe und alle Opfer der riesigen Arbeit überragen.

Stonehenge

Einfachere Steinalleen, die zu rundlichen Plätzen mit Gräbern führen, gibt es auch in Südfrankreich und besonders zahlreich in Großbritannien. Bei ihnen

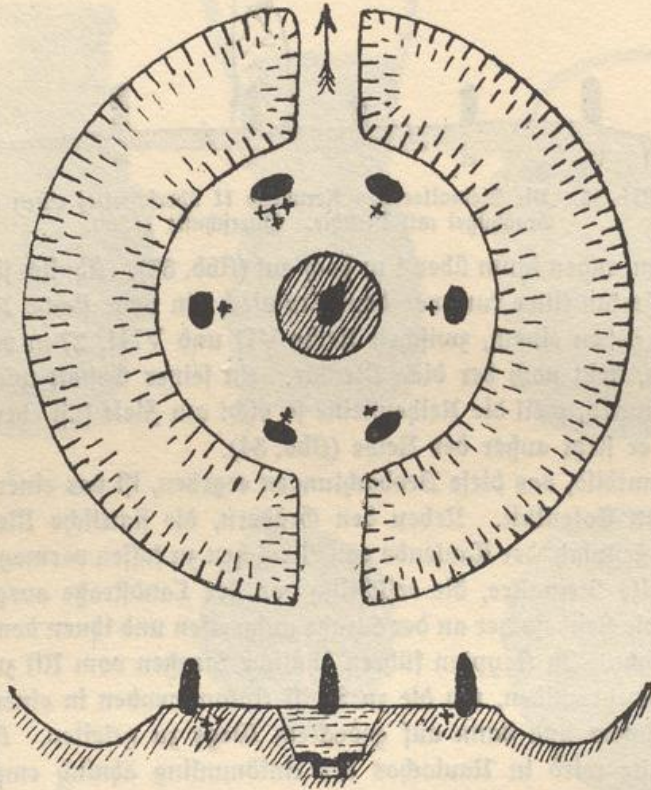


Abb. 36. Rundgrab von Crichie, Aberdeenshire. In der Mitte ein Schachtgrab, bei den Menhirs Brandgräber. 1:370.

ist aber fast immer auf dem runden Platz selbst bestattet worden. Von den Anlagen im Departement Gard am Nordfuße der Pyrenäen wird das ausdrücklich berichtet, in England und Schottland ist es durch vielfache Ausgrabungen erwiesen. Typisch ist das Gräberrund bei Crichie nahe Aberdeen (Abb. 36): in der Mitte liegt in tiefem Schachtgrabe eine Hockerleiche, umher ist an jedem der sechs Steine, die die runde Einhegung bilden, der Rest einer Brandbestattung gefunden. Große, von Wall und Graben eingehegte Runde, jedesmal mit Skelettbestattung in der Mitte, sind aus Cornwall und aus Mittelengland (Arbor Low in Derbyshire) veröffentlicht. Die beiden bekanntesten und markantesten liegen aber bei Salisbury: Stonehenge und Avebury, beide immer noch überall als unanfechtbare Sonnenheiligtümer angesehen. Stonehenge ist die schönst gebaute und besterhaltene Rundanlage, die es überhaupt gibt. Die äußerste Umhegung bildet

Stonehenge

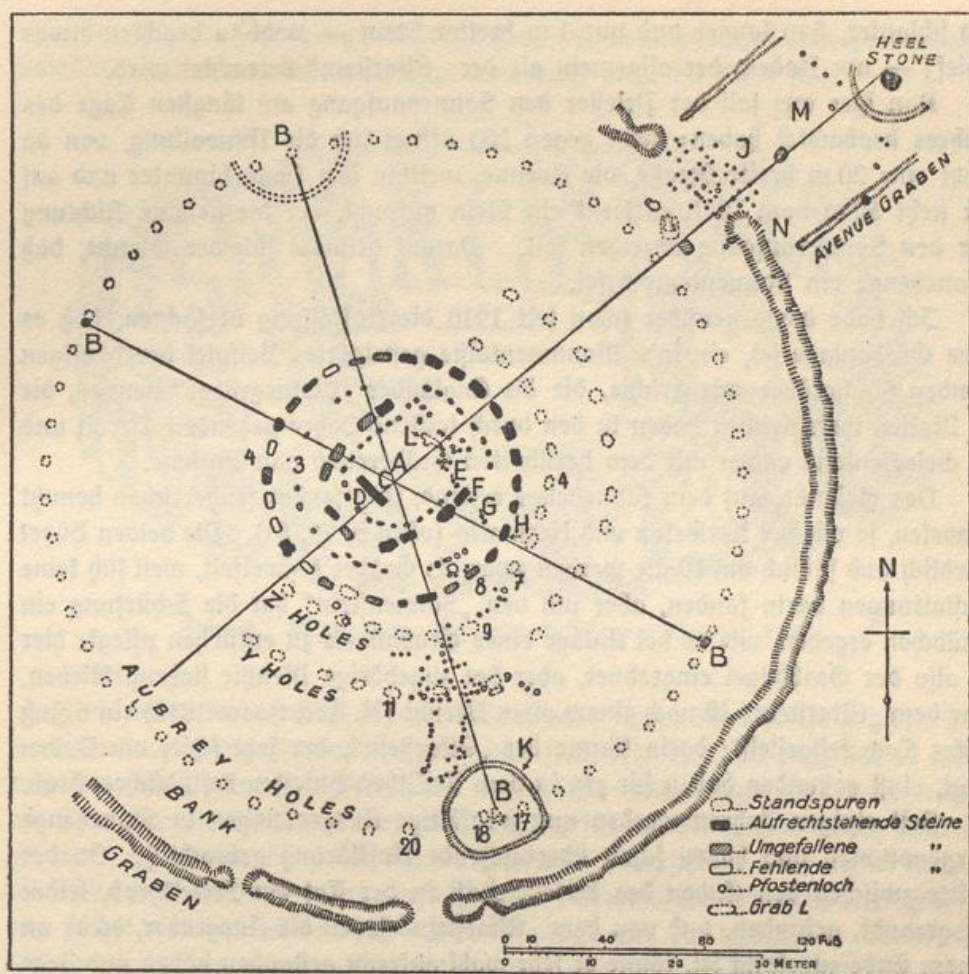


Abb. 37. Stonehenge bei Amesbury. Grundriß 1: 1175.

ein einfacher Wall mit Außengraben. Er umschließt einen Kreis von etwas über 90 m Durchmesser. Der erste Steinring folgt 30 m vom Wall entfernt und hat selbst also einen Durchmesser von 30 m = 100 Fuß (Abb. 37, 38). Er besteht aus 30 dicken Pfeilern, die mit Zwischenräumen von etwa 1 m gestellt sind und einen fortlaufenden Architrav tragen. Ihre wohlbehauene glatte Seite kehren sie nach dem Mittelpunkte des Kreises. Vor diesen Pfeilern entwickelt sich in 3 m Abstand ein Kreis von freistehenden, gleichmäßig nach oben sich verjüngenden Steinen. Ihrer mögen 45—50 gewesen sein. Nun folgen in Hufeisenform gestellt fünf riesige Trilithen, d. h. Gruppen von je zwei durch ein Auflager verbundenen großen Tragsteinen. Auch sie kehren wieder ihre glattbehauene Front nach der Mitte, und an dieser Front zieht sich nun noch eine Linie der kleineren kegelförmigen Steine ebenfalls in Hufeisenform entlang. Innerhalb des Hufeisens liegt

6*

ein schlanker, 5 m langer und nur 1 m breiter Stein — wohl zu beachten etwas schief! — am Boden, der allgemein als der „Altarstein“ betrachtet wird.

Von hier aus soll der Priester den Sonnenaufgang am längsten Tage des Jahres beobachtet haben; denn gegen NO öffnet sich die Umwallung, von da zieht eine 20 m breite Straße, die Avenue, weithin den Hang hinunter und auf ihr steht 30 m vom Wall entfernt ein Stein aufrecht, der die genaue Richtung für den Sonnenaufgang anzeigen soll. Darauf gründet sich der Glaube, daß Stonehenge ein Sonnentempel sei.

Ich habe demgegenüber schon seit 1910 die Auffassung verfochten, daß es eine Grabanlage sei, ein in's Monumentalste gesteigertes Beispiel der häufigen runden Flachgräber wie Crichie, die die Engländer „Diskusgräber“ nennen, die in Italien ihresgleichen haben in den durch tausend Jahre gehenden Circoli und in Griechenland enden mit dem berühmten Gräberrund von Mykene.

Das Gelände, auf dem Stonehenge erstand, ist offenbar früher schon benutzt gewesen, so wie bei Kerleslan und Kermario (oben S. 79, 81). Die beiden Hügel nördlich und südlich am Walle werden zwar als Gräber bezweifelt, weil sich keine Bestattungen darin fanden, aber um den „Sonnenstein“ hat die Schürfung ein Gräbchen ergeben, wie es bei Anlage eines Grabhügels zu entstehen pflegt: hier ist also der Grabhügel eingeebnet, aber der zugehörige Menhir stehen geblieben. Vor dem „Altarstein“ ist nach einem alten Bericht (R. Colt Hoare 1812) ein 6 Fuß tiefes Loch festgestellt: darin könnte der „Altarstein“, der jetzt schief am Boden liegt, einst gestanden haben für ein in dem Trilithehufeisen befindliches Grab.

Seit einigen Jahren werden nun sorgfältige Ausgrabungen in Stonehenge vorgenommen und haben schon überraschende Aufklärung gebracht¹⁾. In der Mitte zwischen den Enden des Hufeisens ist in der Tat ein Skelettgrab, leider ausgeraubt, gefunden, und von dem „Altarstein“ sagen die Ausgräber, da er an einem Ende zugespitzt sei, könne er sehr wohl aufrecht gestanden haben und liege nun über seine Fundamentgrube hingestreckt.

Diese ganzen Mittelbauten sind aber erst in einer zweiten Periode von Stonehenge entstanden. Als Ältestes hat sich ein dicht am Walle entlanglaufender Pfostenkreis herausgestellt, die Aubrey Holes, von dem nur noch die Pfostenlöcher im Boden erhalten sind. Darin haben Holzpfeiler gestanden und 23 von den 32 ausgegrabenen Löchern enthielten verbrannte Menschenknochen, die ursprünglich gegen die Pfeiler gelegt waren und nach deren Verfaulen allmählich in die Gruben gerutscht sind.

Zwei weitere Kreise von Pfostenlöchern, Y und Z, die sich um die Mittelbauten ziehen, gehören einer dritten wahrscheinlich erst eisenzeitlichen Periode an und sind nie zur Ausführung gekommen, die Pfeiler sind gar nicht in sie eingesetzt worden; hier und da sind die Löcher dann aber auch zu Bestattungen benutzt.

¹⁾ Kendrick im 21. Jahresbericht der Frankfurter Komm. des dtsh. Arch. Inst. 1931 S. 60—68.

Stonehenge

Damit ist für Stonehenge die große Frage, ob Sonnentempel oder Grabanlage, endgültig gelöst: von einem Tempel kann nicht mehr die Rede sein.

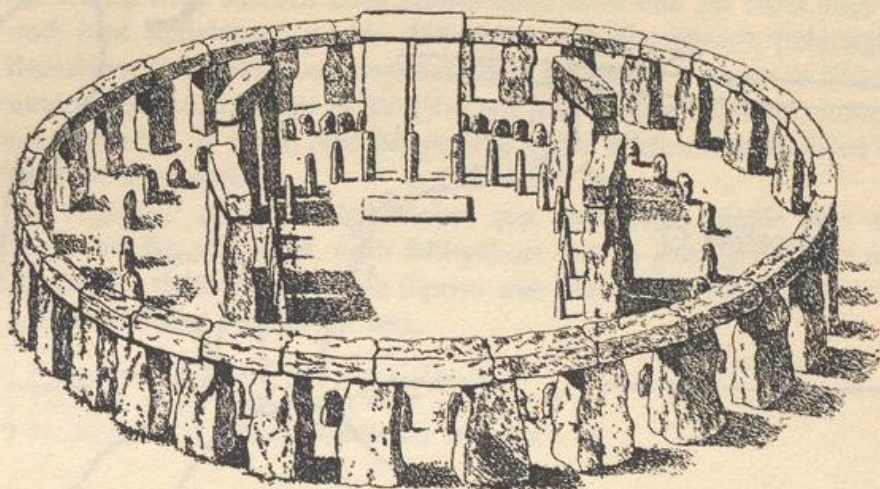


Abb. 38. Stonehenge. Ergänzte Ansicht von Browne 1834.

Sehr bemerkenswert ist aber, was draußen noch zu Stonehenge gehört. Die vom Denkmal gegen Nordosten abführende Fessstraße ist heute noch 400 m weit erhalten. Nach alten Nachrichten soll sie sich bald darauf gegabelt haben, indem ein Zweig gegen Osten offenbar zur Siedlung führte, der andere gegen Norden zu einer Rennbahn, die dort, etwa 700 m von Stonehenge entfernt, in langer ostwestlicher Erstreckung zu erkennen ist. Sie ist von Wall und Graben eingezogen und bildet ein Rechteck von rund 3000 m Länge und 100 m Breite. An ihrem östlichen Ende liegt außen vor ihr ein großes Hünenbett, an ihrem westlichen Ende umgeht sie zwei runde Tumuli, von denen einer so liegt, als ob er die meta wäre. Die ganze Bahn ist sehr geschickt so angelegt, daß ihr Mittelteil durch eine schwache Senke zieht und die beiden Enden hoch liegen. Auf diese Weise kann man von allen Teilen der Bahn aus ihren ganzen Verlauf schön übersehen.

Wie der andere Arm der Fessstraße gegen Osten hin weitergelaufen ist, hat sich vor ein paar Jahren erst durch Fliegeraufnahmen erkennen lassen und ist dann von englischen Gelehrten durch Grabungen erwiesen worden: er läuft in der Tat zu einer Siedlung mit Ringwall am Avon und hat somit, wie man in England jetzt selbst betont, keinen astronomischen, sondern einen rein profanen Zweck gehabt. Mit dem großen Bogen aber, den die alte Fahrstraße macht, um West-Amesbury zu erreichen, bestätigt sie nur, was wir schon in der Bretagne beobachtet hatten: sie sucht einen bequemen Weg! Die gerade Linie von Stonehenge nach West-Amesbury, die die heutige Fahrstraße läuft, führt von 340 Fuß Höhe zunächst in eine Senke von 274 Fuß, den Stonehenge Bottom, dann über eine Höhe von

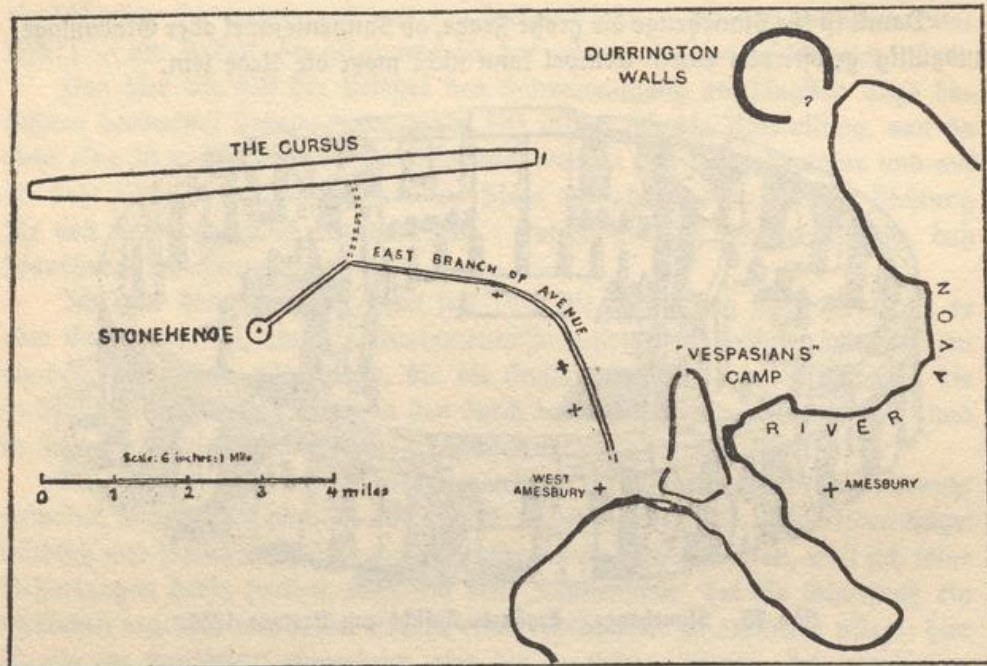


Abb. 39. Stonehenge mit Rennbahn und Siedlung. Nach Crawford. 1 : 18000.

360 Fuß nach West-Amesbury, das 340 Fuß hoch liegt. Mit dem nördlichen Bogen braucht die Avenue nicht so tief hinunter und nicht so hoch hinauf.

Zu welcher Periode der langbenutzten berühmten Grabanlage die Rennbahn gehört, sollte man nun auch durch eine Ausgrabung einmal feststellen. Man müßte ihren jetzt stark verschwemmten Graben streckenweise bis zu seiner alten Tiefe ausheben und auf die Funde achten, die der unterste Teil liefert. Fest- und Wettspiele dürfen wir nach Ausweis der Cromlechs in der Bretagne dem Grabkult der Bronzezeit durchaus zutrauen, und unter ihnen kann sich das Wagenrennen sehr wohl schon befunden haben. Der Streit- und Rennwagen kommt auf den nordischen Felszeichnungen vor, weiterhin auf den frühmykenischen Stelen; in Ägypten und Vorderasien geht er noch beträchtlich weiter zurück. Im Skythenlande erwähnt auch Herodot (IV 76) schon eine Rennbahn des Achilles.

Avebury, nach Anlage und Berühmtheit Stonehenge am nächsten stehend, hat in einem starken Ringwall zwei Steinkreise aus riesigen, hochgestellten Klöben nebeneinander. Einen besonderen Mittelbau haben die Steinkreise nicht. Von dem Avebury-Rund geht eine Feststraße, gebildet aus zwei Reihen weitgestellter Steine, gegen Südosten zu der alten Siedlung von Kennett und Overton Hill.

Südwestlich von Avebury liegt bei Bechampton der Rest eines weiten Kreises, bestehend aus zwei großen Steinen, die Long Stones genannt. Es sollen früher

drei Steine gewesen sein, und als der jetzt fehlende umfiel, soll ein fossiles Skelett zutage gekommen sein ¹⁾. Am 2. Dezember 1911 ist bei einer intensiven Schneeschmelze wieder einer von den Long Stones umgefallen und hat dabei dicht vor sich, nach dem Kreisinnern zu, ein Skelettgrab mit Zonenbecher freigelegt ²⁾.

Neuerdings sind zwei Stonehenge besonders verwandte Anlagen in Südengland ausgegraben: Woodhenge in Wiltshire mit sechs Pfostenkreisen und Overton Hill mit fünfem ³⁾. In jedem fand sich ziemlich in der Mitte ein Höckerstelet aus der frühesten Bronzezeit.

Die Engländer nennen diese Anlagen nun nicht mehr temple aber doch sanctuary, und das mit Recht, denn Heiligtümer sind es ganz gewiß, nur nicht für den Götterkult, sondern für den Ahnen- und Totenkult. Sie sind dasselbe, was bei den Griechen ein Heroon war.

¹⁾ Prähist. Ztschr. II 1910, S. 316 (Schuchhardt).

²⁾ Zeitschrift „Man“ 1912, S. 200.

³⁾ 21. Jahresbericht d. Stankfurter Komm. 1931 S. 68—72.

Diertes Buch

Das alte Mittelmeer vorindogermanisch

Die dem Mittelmeere zugekehrte Seite von Spanien ist das Sprungbrett für die längere kulturelle Weltmeisterschaft der Iberer gewesen. Sie scheinen aus Afrika zu stammen, wo die mauretanschen Nekt-iberes sie verraten und wohl auch der Name der Berber, der „durch die bezeichnende libysche Reduplikation und die Abtrennung des hamitischen Artikels i“ leicht aus dem Iberernamen werden konnte¹⁾. Sie dürften somit die Nachkommen der alten, beweglichen, kunstfreudigen Capsien-Leute gewesen sein, von denen die Felsbilder mit Jagd- und Kampfszenen stammen. In Spanien ist der Iberus-Fluß, der Ebro, nach ihnen benannt. Ihr Gebiet umfaßte aber rasch die ganze Ostküste, so daß auch die El-Argar-Kultur mit ihrem typisch westeuropäischen Lederstil und der ganze große Aufschwung Spaniens in der frühesten Metallzeit ihnen zuzuschreiben ist. Das innere Spanien scheinen die Iberer erst spät gewonnen zu haben, manche Teile erst nach den von Frankreich hereingeschlüpften Kelten. Wer vorher dort gewohnt hat, wissen wir nicht, auch nicht, wie weit etwa die Ligurer nach Spanien hinein anzunehmen sind. Sie hatten jedenfalls die Westalpen und Oberitalien inne und waren den Iberern nächstverwandt. Überhaupt lagert über den großen und kleinen Ländern des westlichen Mittelmeeres: den Balearen, Sardinien, Italien, Sizilien, Malta eine so auffallend gleichartige Kultur, daß man kaum ein Verlangen empfindet, die so eng verbundenen Völker durch zweifelhafte Namen voneinander zu unterscheiden. Alle die Eigentümlichkeiten, die wir in Frankreich und Spanien kennengelernt haben, setzen sich hier fort: der Haus- und Grabbau und der Kult, die Bildnerei und die Gerät- und Gefäßformen.

Etwas anders wird es dann jenseit des großen Wassers, das Sizilien von Kreta trennt. Hier fehlen zwar auch die starken Verbindungsfäden mit dem Westen nicht; in Kreta, in Thessalien, in Südrußland, in Troja zeigen sie sich in diesen und jenen Einzelheiten; auf den Kykladen erscheint die Westkultur sogar weithin als dicke Unterschicht ausgebreitet, aber zwischen dem allen klingt doch ein neuer andersgefärbter Ton: die trojanische Keramik steht auf einem wohl verwandten, aber doch etwas verschiedenen Boden und die von Ägypten eben-

¹⁾ Pokorny bei Ebert Realleg. VI S. 5.

falls. Alles weist darauf, daß hier im Osten ein besonderer alter Kulturherd bestanden haben muß, offenbar auf größerem Festlande, — denn in Griechenland und auf seinen Inseln liegen die menschlichen Kulturschichten zu dünn — also wohl in Ägypten oder Mesopotamien; aber genauer zu sagen, wo er seinen Brennpunkt gehabt hat, ist uns heute noch nicht möglich, geschweige denn etwa seinen Urzusammenhang mit dem in Westeuropa zu ermitteln. Was man von paläolithischen Wanderungen etwa der Aurignac-Rasse aus Asien nach Europa oder der heute noch erkennbaren alpinen Rasse von Armenien her vorgebracht hat, steht alles völlig in der Luft, weil wir aus dem ganzen Osten noch nicht mehr menschliche Knochenfunde haben als die Schädel von Java und Peking, die freilich an Primitivität allen bisher vorhandenen europäischen Resten überlegen sind.

Der Grabbau

Am einfachsten vollzieht sich im Mittelmeere die Sortentwicklung aus der westlichen Wurzel im Grabbau.

Wir sahen, wie sich im Westen aus den natürlichen Felshöhlen der Diluvialzeit, die zum Wohnen wie zum Bestatten benutzt wurden, die künstlichen Grotten entwickelt haben, einmal in das weiche Gestein geschnittene Rundgräber mit flachgewölbter Decke, zum andern aufgebaute solche Räume mit einer in „falschem Gewölbe“ errichteten Kuppel, das Ganze von einem Hügel überdeckt. Von diesen Formen finden sich die in das Gestein geschnittenen Rundgräber mit einem als Rampe oder Treppe hinabsteigenden Zugang häufig in Italien — besonders Etrurien — und Sizilien. Es ist dies die Grabform, in der Orsi seine reichen Funde aus der frühesten Metallzeit gemacht hat (Castelluccio, Plemmirio, Pantalica usw.). Aber viel weiter östlich, auf Euböa, ist auch noch ein solches Grab gefunden¹⁾.

Ebenso sind die ähnlichen Rundgräber mit einem ebenen langen Zugange, dem Dromos, in Beispielen erhalten in Etrurien. Rundgräber mit falscher Gewölbedecke bieten ebenfalls Etrurien, weiterhin die Kykladen²⁾, und ihre monumentale Form mit hoher Spitzdecke und von Quadermauern flankiertem Zugang sind die Tholosbauten in Mykene.

Es werden dann aber aus der einfachen einräumigen Form, wenn diese nicht mehr reicht, kompliziertere. Man legt mehrere rundliche Kammern in einer Achse hintereinander und die vorderen werden dabei zu Ovalen, weil nun ein Mittelgang in ihnen freibleiben mußte, durch den man zu den hinteren gelangen konnte. Nur die letzte Kammer behält ihre alte kreisförmige Gestalt. Gräber dieser Art sind zahlreich auf Sardinien ausgegraben³⁾ (Abb. 40 a), und man wird ihnen die großen Bauten auf Malta zurechnen müssen, die meist noch „Tempel“ genannt

¹⁾ Dussaud, *Les civilisations préhelléniques*² (1914) S. 89.

²⁾ Dussaud a. a. O. S. 86.

³⁾ *Mon. dei Lincei* 11 1901, 39—75 (Pinza).

werden und die ich nach der ersten Bekanntschaft mit ihnen für Paläste gehalten habe (Abb. 40c).

Außerordentlich häufig ist aber die Weiterbildung, bei der das alte einfache

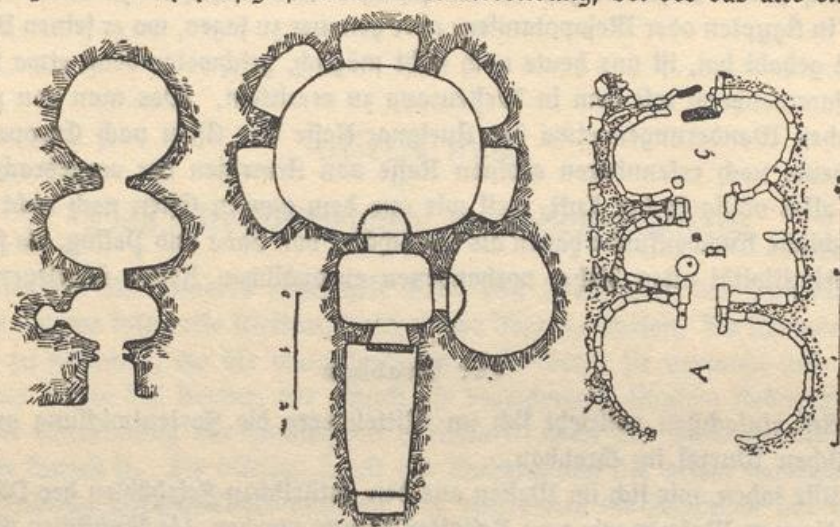


Abb. 40. Gräber und Häuser der frühen Bronzezeit.
a Sardinien, 1: 133, b Plemmirio bei Syrakus, 1: 150,
c Corradino auf Malta, 1: 500.

Rund nur der Hauptraum ist und an ihn sich kleinere, erst nur nischenartige, dann als besondere Zimmer gestaltete, jedes mit eigenem Zugange anhängen. Auch diese Art der Fortbildung sehen wir ja schon in Westeuropa beginnen. Das Minorca-Grab, oben Abb. 28, hat drei ovale Nischen, die große Gangtholos in Irland, Abb. 30 drei viereckige Nebenkammern. Unsere Abb. 40 b zeigt den sehr schön gestalteten Grundriß eines sizilischen Grabes (Plemmirio bei Syrakus), bei dem aus dem ovalen Hauptraume 5 Nischen symmetrisch wie Sprossen herauswachsen. Neben dem Vorraum hat sich rechts eine runde Kammer mit engem Eingang gelegt, zu dem Gegenstück links ist es nicht gekommen.

Am beliebtesten ist der Grabtypus geworden, den die Italiener „con atrio“ nennen. Der Zugang führt in einen größeren viereckigen Raum, von dem kleine Eingänge zu ringsherum gelegten viereckigen Gräbern führen. Der Grundriß kann die verschiedensten Formen annehmen. Oft sind sehr unsymmetrisch da kleinere, dort größere Anhängsel entstanden, oder auch nur auf der einen Seite welche und auf der anderen keine. Oft ist hübsch planmäßig mit der Anlage gleichmäßiger Räume vorgegangen, zu denen man durch die Seiten und auch aus den Ecken des Hauptraumes gelangt; oft ist man dem Zufallsbedürfnis nachgegangen und hat da, wo noch voller Felsen anstand, an eine Grabkammer eine zweite gehängt und an diese womöglich noch eine dritte (Abb. 41). Immer aber ist deutlich das Prinzip zu erkennen, daß, wie beim Atriumhause, um den Mittelraum als

Versammlungshalle sich einzelne Gebrauchsräume im Kranze herumlegen. Die starke Übereinstimmung ist sehr wichtig, denn das Atrium-Wohnhaus läßt sich bei weitem nicht in so hohes Altertum zurückverfolgen wie das Atriumgrab.

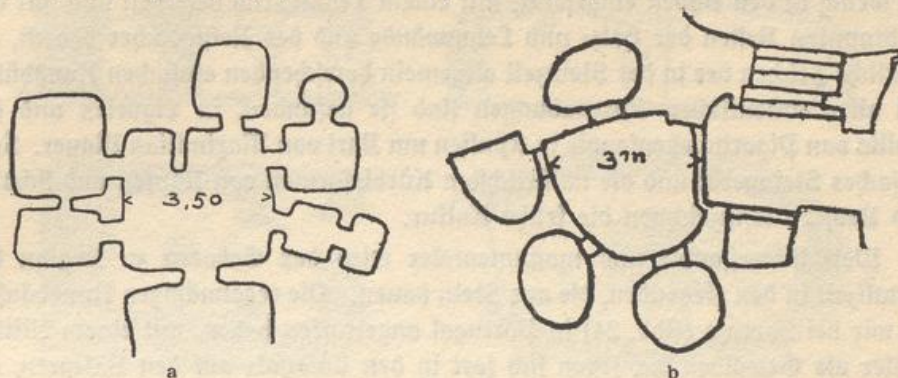


Abb. 41. Felsgräber mit Halle (con atrio). a S. Andrea Prin, Sardinien; b ħal Saġġieni, Malta.

An der Hand dieses originellen und im westlichen Mittelmeere verbreitetsten Typus können wir die kulturelle Zusammengehörigkeit der einzelnen Länder leicht erkennen. Auf Sardinien haben sich bei Anghelu Ruju über ein Duzend Gräber dieser Art gefunden mit einer El Argar sehr nahestehenden Keramik ¹⁾. Auf Sizilien geben die Nekropolen mit der aus derselben Zeit stammenden bemalten Keramik der sogenannten 1. Sikulischen Periode, wie Pantalica, Cassibile, Plemmirio, eine Fülle von Beispielen ²⁾. Auf Malta bietet das große zweigeschossige „hypogäum“ von ħal Saġġieni im ersten Geschos eine Wirrnis von meist großen Räumen, im zweiten unteren eine regelrechte Gruppierung der Grabkammern um einen größeren Mittelraum (Abb. 41 b). Der Raumschmuck und die Funde aus dieser wichtigen Nekropole werden uns weiterhin noch beschäftigen. Auf dem italischen Festlande hat sich die Grabform bei den Etruskern am längsten gehalten, überall begegnet sie dort noch, und das berühmte Grab der Volumnier bei Perugia zeigt sie ebenfalls. Sehr bemerkenswert! Denn über Malta östlich hinaus ist sie nicht mehr anzutreffen, weder auf Kreta, noch auf den griechischen Inseln oder an der kleinasiatischen Küste. Und die Etrusker sollen doch nach allgemeiner Meinung im 9. Jahrhundert von Lydien her eingewandert sein! —

Die Nuragen auf Sardinien und die Talayots auf den Balearen, die früher für Gräber angesprochen wurden, sind keine solchen, sondern Wohnungen, in denen zugleich zuweilen bestattet wurde. Dagegen sind die Navetas auf den Balearen, genannt nach ihrer schifförmigen Gestalt mit geradem Abschnitt an einer Schmalseite, in der Tat die zu den Talayots gehörigen Gräber.

¹⁾ Mon. dei Lincei 21, 1911, 301 ff.

²⁾ Mon. dei Lincei 9, 1899: Pantalica u. Cassibile; 11, 1901: Plemmirio.

Haus und Palast

Durch ganz Italien finden sich die runden „Hüttenböden“ (fondi de capanne), ein wenig in den Boden eingesenkt, mit einem Lehmestrich versehen und mit den verbrannten Resten der Holz- und Lehmwände und des Reijgdaches bedeckt, als deutliche Zeichen der in der Steinzeit allgemein herrschenden einfachen Rundhütte. Bei allen ordentlichen Ausgrabungen sind sie gefunden, in Ligurien und der Emilia von Pigorini ebenso wie in Apulien um Bari von Maximilian Mayer. Sehr einfaches Steingerät und die natürlichsten Kürbisformen von Näpfen und Schalen und Bechern kennzeichnen die frühe Kultur.

Weit interessanter und monumentaler wird das Gebaren zu Beginn der Metallzeit in den Gegenden, die aus Stein bauen. Die regelmäßigen Rundhäuser, die wir bei Sabroso (Abb. 24) in Portugal angetroffen haben, mit einem Mittelpfeiler als Gewölbstütze, setzen sich fort in den Talayots auf den Balearen, die mehr oval geworden sind, aber die Mittelstütze oft vortrefflich erhalten zeigen, und zwar in recht eigener Art. Da nämlich das Dach gebildet wird durch Platten, die radial gelegt von den Wänden her alle auf die Mittelstütze greifen wollen, so strebte man dieser Stütze oben ein möglichst umfangreiches Auflager zu verschaffen. Man ließ die Stütze selbst schon nach oben anschwellen und legte dann eine große und dicke Steinplatte darauf. So konnten alle Wünsche der Dachsteine erfüllt werden. Damit erledigt sich aber auch die landesübliche Auffassung, die in dem häufig allein noch stehenden Pfeiler mit seiner aufliegenden Platte einen Opfertisch sehen will. Sie entspricht ganz den vielen Mißdeutungen der Dolmenreste, wo auch so häufig ein letztes Überbleibsel für das Ganze genommen und dann falsch verstanden wird ¹⁾.

Ein Wichtiges lehren uns diese westeuropäischen Pfeiler gleich für den späteren kretisch-mykenischen Kreis, nämlich, wie sich die merkwürdige und vielumratene Form der dortigen Säule erklärt, die allem griechischen Verhältnis entgegen oben dicker ist als unten. Sehr einfach: sie ist eben aus jenen Pfeilern erwachsen, die sich, um ihr Gewölbe oder ihr Plattendach besser zu tragen, nach oben möglichst breit zu machen suchten. Man sehe nur, wie die Blöcke, aus denen man solche Pfeiler aufbaut, nach oben immer dicker werden, wie ein Monolith auf Majorka schon ganz die nach oben anschwellende Säule ist und auch ein Kuchenkapitell wie eine Vorstufe des kretisch-mykenischen trägt (Abb. 42a, b, c), und wie mykenische Darstellungen in dem kurzen Pfeiler mit mehreren Auflagern noch deutlich die Entstehung aus dem alten Blockaufbau erkennen lassen (Abb. 42d, e). Auch im

¹⁾ Bezzenberger, dem wir die beste Beschreibung dieser Balearenbauten verdanken (Ztschr. f. Ethn. 1907, 567—634), hatte an Ort und Stelle die Funktion des Pfeilers mit Auflagern ganz richtig erkannt, als er aber nachher zu Hause sich in die Literatur darüber vertiefte, ließ er sich durch die einseitig gegenteilige Auffassung irremachen und beugte sein Haupt vor dem Opfertisch.

Haus und Palast

nördlichen Afrika kommt bei bronzezeitlichen Anlagen diese alte Mittelmeerform des Baugliedes gelegentlich vor ¹⁾).

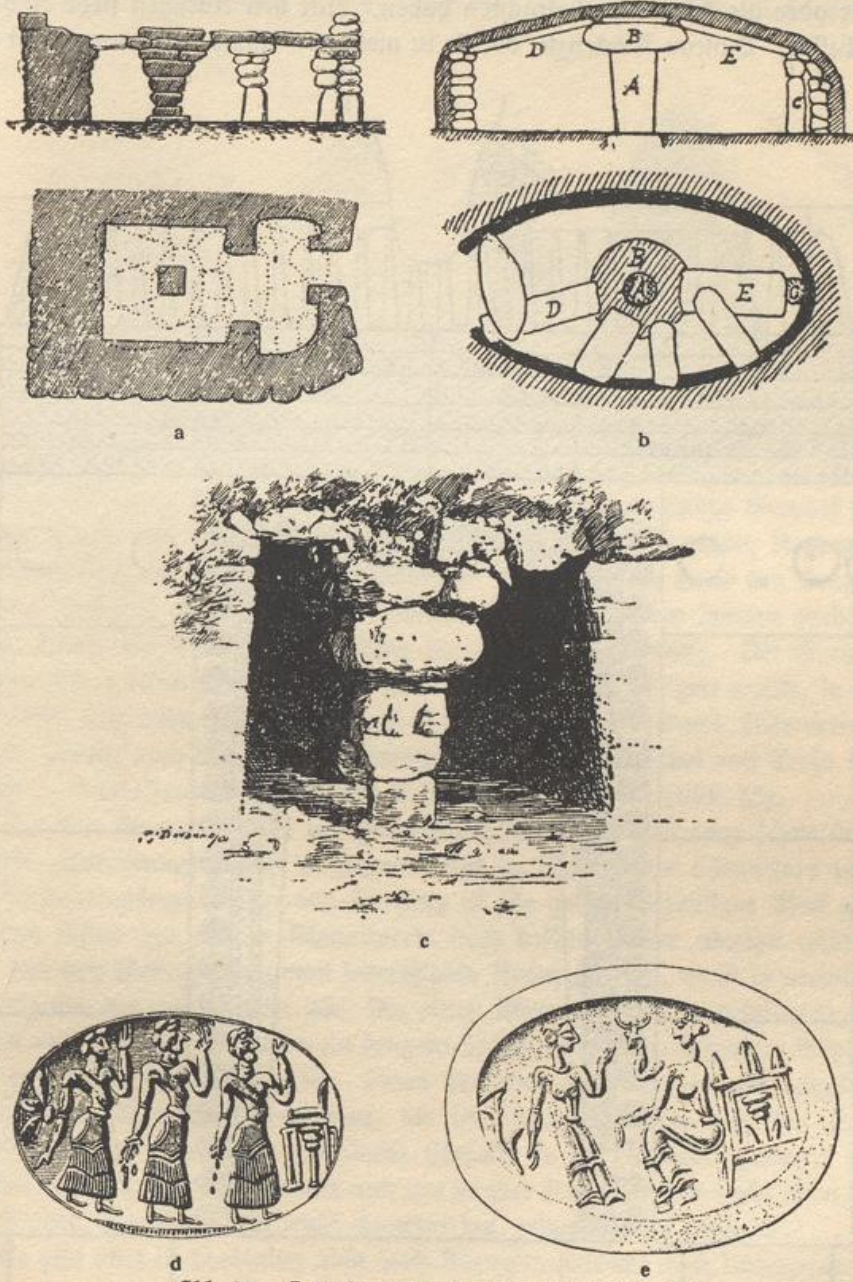


Abb. 42. Entstehung der kretisch-mykenischen Säule.
a, b, c Bauten auf den Balearen. Nach Evans JhSt. 1901 und (b) Bezzzenberger, Ztschr. f. Ethn. 1907; d, e Goldringe aus Mykene. Nach Evans a. a. O.

¹⁾ L. Frobenius, Der kleinafrikanische Grabbau, Prähist. Ztschr. VIII, 1916, Taf. 18 b und 19 a.

In diesen Balearenbauten ist noch nie regelrecht gegraben worden; es sind deshalb keine Funde vorhanden, die Aufschluß geben könnten, ob wir sie als Gräber oder als Häuser zu betrachten haben. Mit den Nuragen steht es heute schon besser. Duncan MacKenzie, der sie in mehreren Kampagnen untersucht hat,

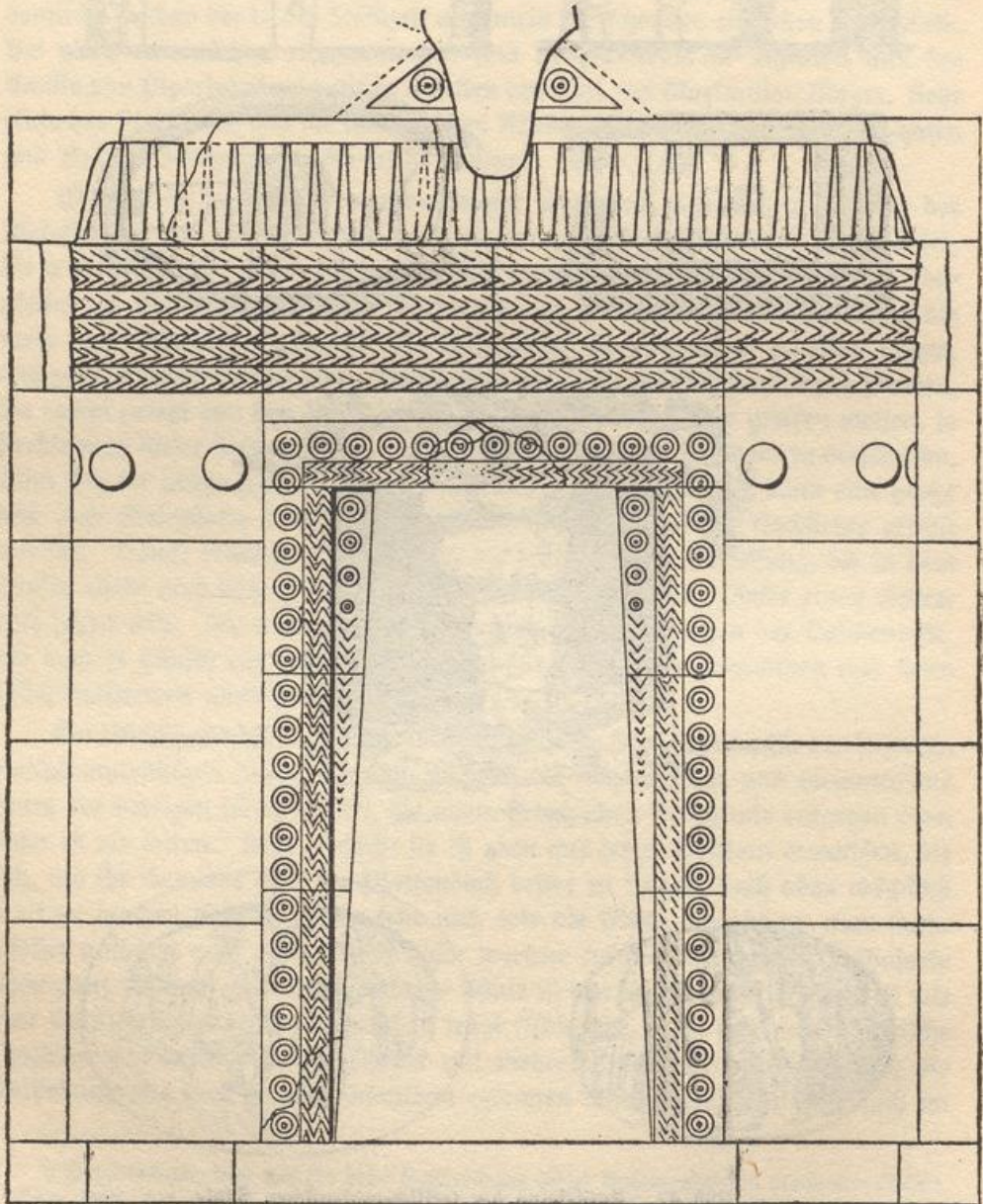


Abb. 43. Portal des Sardinischen Nuragenbaus S. Vittoria di Serri. Rekonstruiert.
Nach Caramelli.

ist zu dem bestimmten Ergebnis gekommen, daß sie Wohntürme darstellen ¹⁾. Häufig lassen sich Gruppen von Felsgräbern als zu ihnen gehörig erkennen, öfter ist auch in den Nuragen selbst bestattet worden. Sie sind in solcher Masse auf Sar-

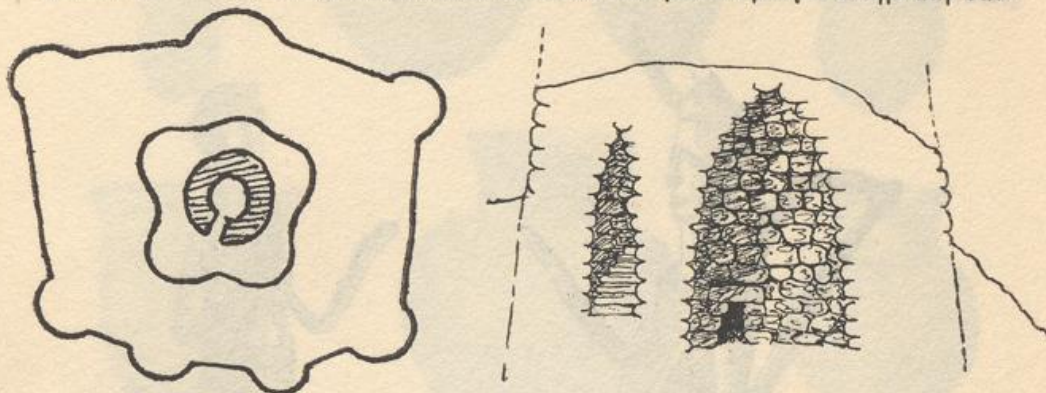


Abb. 44. a Nuragenburg Melas; b Durchschnitt durch einen Nurage. Nach Taramelli.

dinien vorhanden — über 2000! — daß offenbar jeder ordentliche Gutshof seinen Nurage gehabt hat, so wie mittelalterliche Städte (S. Gimignano, Regensburg) und westfälische Gutshöfe ihren Fluchtturm. Er spielte die Rolle des Bergfrieds auf den Burgen. Der Nurage hat kolossale Mauern und im Innern verhältnismäßig kleine und sehr spitz zugewölbte Rundräume (Abb. 44b). Der Nurage ist auf Sardinien dann aber für alles, was man besonders schützen wollte, so üblich geworden, daß man gelegentlich auch Brunnenhäuser in seinem Stile errichtete. So das schöne, auch in seiner Ornamentik — die an die Pithoi von Troja II anknüpft — interessante Bauwerk von S. Vittoria di Serri ²⁾ (Abb. 43).

Bei den Nuragen findet sich gelegentlich über dem Eingange schon das berühmte „Entlastungsdreieck“ angewandt wie in Mykene am Löwentore und an den Tholoseingängen; über den Türsturz ist ein großer dreieckiger Block gelegt, der den Schub des oberen Mauerwerks nach beiden Seiten ableitet (Abb. 46). Und aus den Nuragen stammen interessante Bronzefiguren, meist in anbetender Haltung wie die zwei in Abb. 45. Der einen Mann trägt einen gehörnten Helm, Bogen und Köcher, der andere an langem Strickhenkel einen kugelförmigen Topf, aus dem er ein Opfer gießen will. Einen ähnlichen Helm tragen auf ägyptischen Denkmälern die Schardana-Krieger, die im 13. Jahrhundert mit den Turscha (Etruskern) und Schekelisch (Sikulern) Einfälle in das Nilland gemacht haben und die nach den Nuragenfiguren nun um so eher Sardinier und nicht etwa Leute von Sardes, wie man auch wohl gemeint hat, gewesen sein müssen.

Es gibt aber in Sardinien nicht bloß Nuragen, sondern auch Nuragenburgen,

¹⁾ Papers of the British School at Rome 1910, 89—137.

²⁾ Mon. dei Lincei 23, 1914, 313 ff. Der Bau überdeckt eine Heilquelle, bei der auch geopfert wurde.

Anlagen auf den Bergen, wo um den Wohnturm herum eine viereckige oder ovale dicke Ringmauer gezogen ist mit auspringenden runden Bastionen an den Ecken (Abb. 44a). Das erinnert dann einerseits an eine spanische Burg, wie Abb. 25a,

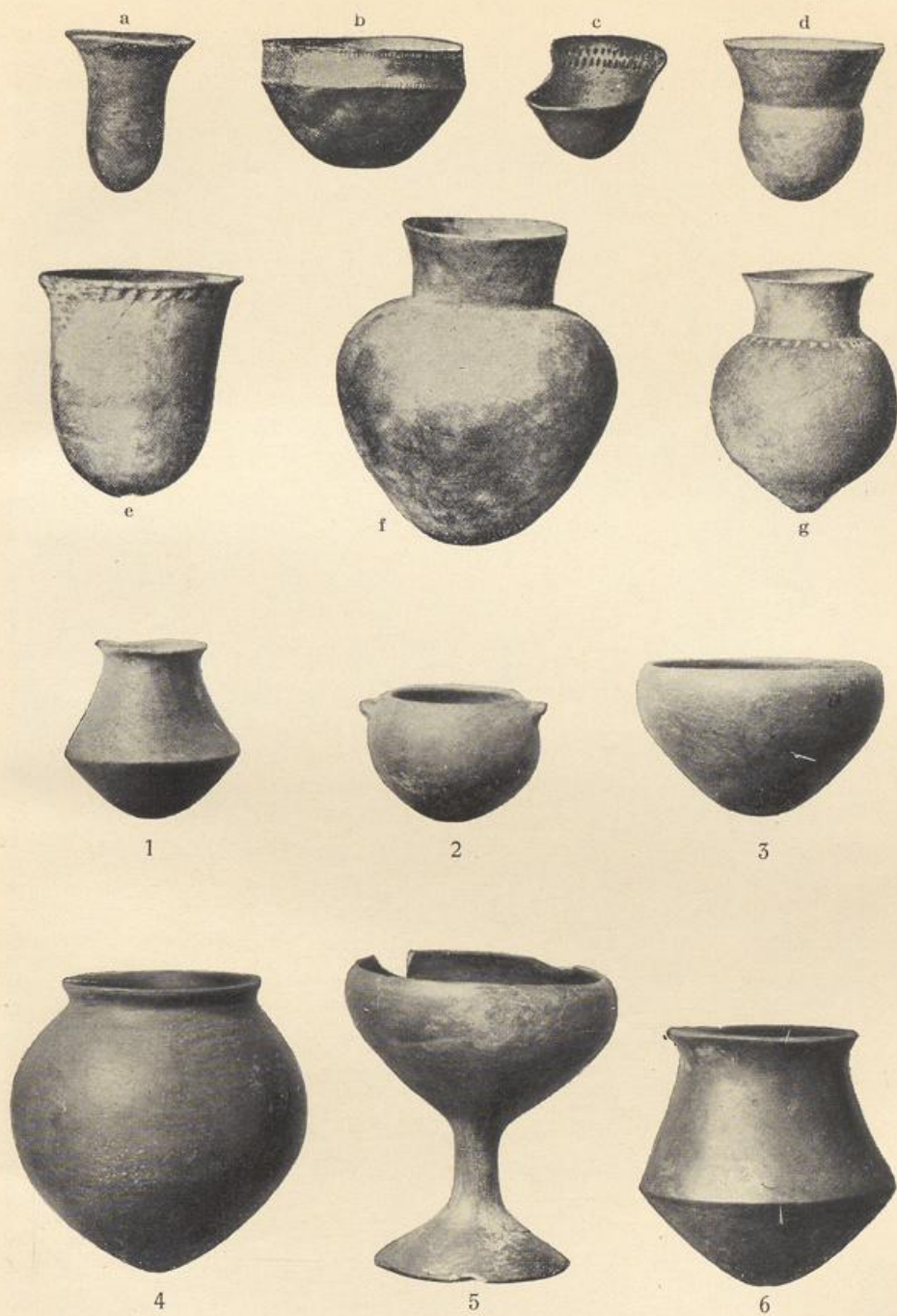


Abb. 45. Sarderfiguren, anbetend. Bronze. Nach Taramelli, $\frac{1}{2}$.

andererseits an Tiryns mit seinem alten großen Rundturm in der Unterschicht (Abb. 134). In solchem Falle pflegt in der Mitte der Burg nicht ein einzelner Rundbau zu stehen, sondern eine geballte Masse von ihnen, in verschiedener Weise, bald so, bald so gruppiert. Offenbar suchte man ein bestimmtes System für die Zusammenordnung zu finden, wenn für einen größeren Zweck einer, zwei oder drei dieser Rundbauten nicht mehr genügten.

Ein solches glücklich gefundenes System tritt uns in einem Hausmodell von Melos aus frühester Metallzeit entgegen (Taf. XVII). Kleinen Steinbüchsen, wohl zur Aufbewahrung von Schmuck bestimmt, hat man mehrfach auf den Kykladen die Form von Rundhütten mit Kegeldach gegeben. Hier ist einmal eine geschaffen, die ein ganzes Konglomerat von Rundhütten darstellt. Der Deckel ist leider verloren; er wird die spitzwölbigen Dächer der einzelnen Rundlinge ausgeprägt haben. Ihrer sieben zeigt die Dose in Hufeisenform um einen offenen Hof geordnet, je drei zur Linken und zur Rechten und den letzten im Hintergrund. Vorn ist die offene Seite des Hofes durch eine gerade Wand mit einer überdachten Pforte darin abgeschlossen.

Dies kleine Hausmodell ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Ent-



Westeuropäische Keramik

a—g. Michelsberg bei Bruchsal $\frac{1}{9}$, 1—6. El Argar, Spanien $\frac{1}{4}$.



Runde Feldhütte bei Montignac (Les Eyzies). Phot. Hilsheimer. 1912.

stehung des vornehmen Hauses, des Palaſtes im Mittelmeere. Die alte einfache Rundhütte hat man vervielfacht und in größerer Zahl ſymmetriſch um einen rechteckigen Hof gelegt. Im Laufe der Zeit ſind dann die einzelnen Räume rechteckig



Abb. 46. Entlastungsdreieck über einem Nymphaeum-Eingang. Nach E. Hoffmann.

geworden, und das Kegeldach iſt einem flachen Dache gewichen, aber immer iſt der Binnenhof geblieben, in dem gekocht und gewirtſchaftet wurde, ſo daß man ihn noch im Atrium des Pompejanischen Hauses wiedererkennt. Das Melosmodell und die „Atriumgräber“, die wir vorhin beſprachen, wirken zuſammen, um uns den älteſten Palattypus im Mittelmeere ſicherzuſtellen.

Wie in anderer Weiſe die Rundhütte ſich fortentwickelt hat, haben uns beſonders die Grabungen von Orchomenos gelehrt. Dort enthält die unterſte Schicht noch reine Rundhäuser, von 5—6 m lichter Weiſe, auf einem Steinſockel mit Lehmziegeln aufgebaut und zugewölbt. In der folgenden Schicht herrſchen aber Ovalbauten mit Höckergräbern, und erſt die dritte Schicht bringt mit frühmykeniſcher Kultur rechteckige Häuser. Es iſt die Frage, wie das Ovalhaus, das meiſt eine richtige Ellipse darſtellt, entſtanden iſt, ob einfach durch Ausweitung des Rundhauses oder durch Kuppelung zweier Rundhäuser, die man dann durch Tangenten verband. Bei den älteſten und ſtatlichſten Beiſpielen wird rechts wie links noch der beſondere Raum betont, und ich neige deſhalb mehr dazu, an eine Kuppelung zweier Rundräume zu denken. Aber im Grunde iſt es ein Streit um Kaiſers Bart,

7 Schuchardt, *Altgriechenland*. 3. Aufl.

ob man in eine Rundhütte einen Vierecksraum hineingeschoben oder bei Verbindung zweier ihn in der Mitte von selbst entstanden denken will. Die Hauptsache ist, daß der Rundbau den ovalen gezeitigt hat ohne Einwirkung von östlichen oder nördlichen Rechtecksbauten (vgl. Abb. 40a und c).

Ein einfaches Ovalhaus ist bei Rini in Thessalien zutage getreten mit einer Innenteilung, die die beiden Apsiden abschneidet; ein Höckergrab liegt unmittelbar vor der Tür. Solche Ovalbauten haben sich in der letzten Zeit öfter in den Unterschichten griechischer Kultstätten gefunden, so in Olympia das „Haus des Oinomaos“ in dem stattlichen Ausmaß von 10 : 18,5 m und daneben die Reste von weiteren Ovalhäusern; eines auch in Eretria unter dem Apollotempel.

Die Maltabauten

Die schönsten Oval- oder Apsidenbauten, die es gibt, sind auf der Insel Malta und ihrer kleinen Nachbarin Gozo erwachsen, und hoch über dem Streit, was sie gewesen sind, ob Gräber, Heiligtümer oder Paläste steht ihre Bedeutung als Bauten an sich, als architektonische Hochleistungen inmitten der bunten technischen Bemühungen des frühen Altertums. Bei der Ausgrabung der ersten vor fast hundert Jahren hielt man sie für Gräber, heute geht die allgemeine Meinung auf Heiligtümer; ich selbst habe eine Zeitlang an Paläste gedacht, möchte aber jetzt die alte Gräberdeutung wieder aufnehmen.

Noch mit aufrechten Wänden stehen die ältest bekannten: Gigantia auf Gozo, Hagiar Kim und Mnaidra auf Malta. Von den inzwischen hinzugefundenen: Corrodino bei Valetta und Hal Targien auf Gozo sind nur die Grundrisse erhalten. Allen gemeinsam ist aber ein und derselbe große Plan: die Hintereinanderordnung von zwei oder drei Ovalen mit einem Halbrund als Apsis am Schluß. Bei der Gigantia ist dieser Plan gleich zweimal nebeneinander ausgeführt, und die beiden Baugruppen werden vorn durch eine gemeinsame mächtige Frontmauer zusammengeschlossen (Abb. 47). Die ganze Anlage ist in den sanften Abhang eines Kalksteinhügels hineingearbeitet, so daß ihre hinteren Teile 3—4 m tief in ihm liegen. Dieses Einschließen in den Berghang, das man, soviel ich sehe, bisher kaum beachtet hat, ist für die Zweckbestimmung der Bauten höchst bemerkenswert.

Hagiar Kim und Mnaidra liegen auf ebener Fläche, nahe der Südküste von Malta, im Angesichte der kleinen Insel Siltola. Bei ihnen bilden die Front riesige hochkant gestellte Steinplatten, je drei rechts und links vom Tore; weiter umher ist die Mauer ebenfalls wohl erhalten und weist Blöcke bis zu 6 m Länge auf.

Die großen Ovalräume, 15—28 m lang und 6—10 m breit, machen den Eindruck, als ob sie im Grundriß nicht durch seitliches Auseinanderziehen aus einem Runde aufgebläht, sondern vielmehr aus zwei Runden zusammengekoppelt seien, unter Einfügung eines Zwischenstücks. Dadurch würden sie dem Melosmodell außerordentlich nahe kommen, und für diese Verwandtschaft spricht noch

dazu, daß die Mitte der langen Ovale, das Zwischenstück, als besonderer quadratischer Raum hofartig eingesenkt ist: eine Stufe höher liegen links und rechts die

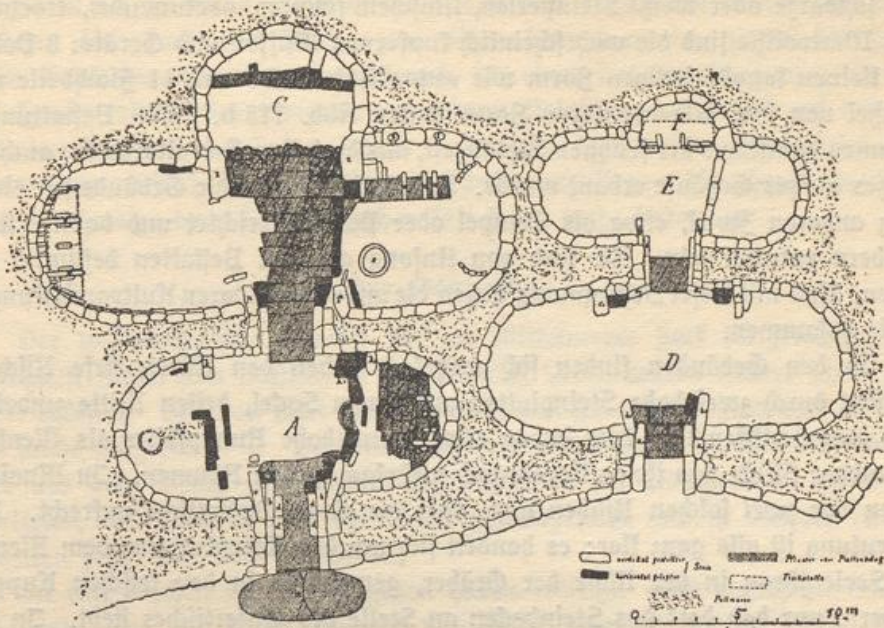


Abb. 47. Grundriß der Gigantia auf Gozo bei Malta, 1:400.

rundlichen Teile. Diese Form könnte aus einer Vorstufe, wie sie im Melosmodell vorliegt, entstanden sein.

Die Räume sind alle, ohne Frage zugewölbt gewesen. Auch das hat man früher vollständig verkannt, man hat sie für offene Einbegungen von heiligen Plätzen gehalten. Die vielfach bis zu fünf Schichten erhaltene Vorfrangung beweist aber das Gewölbe aufs bestimmteste (Taf. XVIII 1).

In der Ausstattung der Räume fallen zunächst ins Auge die Stücke, die auf Bestattung und Verehrung deuten. In der Gigantia ist in Raum B links und in C jedesmal das hintere Stück der Rundung gradlinig abgeschnitten und in Grabnischen aufgeteilt, und in Raum B sind in die Wandquadern selbst Hohlräume eingetieft, die Urnen aufnehmen konnten (Abb. 47). In der Mnaidra ist eine Nische genau so gestaltet (Taf. XVIII 2), wie sie in der großen unterirdischen Grabanlage von Hal Saffieni in den Felsen geschnitten sind. Wir haben nur sehr mangelhafte Nachrichten über die schon 1840 und 1841 erfolgten Ausgrabungen der großen Apsidenbauten, aber einmal wird doch der Fund von Menschenknochen erwähnt¹⁾. Dafür sind nun 1916 bei Aufdeckung der neuen großen Gebäudegruppe von Hal Tarxien südlich Valetta eine große Menge von Bestattungen in den Räumen gefunden und von dem Entdecker, dem hochverdienten Verwalter

¹⁾ Caruana: Report Malta 1882 S. 17.

der Malta-Altertümer Themistokles Zammit eingehend beschrieben. Es sind Brandgräber 3. T. mit Urnen, von spärlichen Beigaben begleitet: ein wenig Schmutz wie schwarze oder weiße Steinperlen, Muscheln (*cyprea*, *pectunculus*, *trochus*). Das Wertvollste sind die wahrscheinlich kupfernen Waffen und Geräte: 8 Dolche der kleinen langdreieckigen Form wie unten Abb. 113 e und 11 Flachbeile und Meißel von der allverbreiteten Form unten Abb. 113 b. Die Bestattungen stammen damit aus der frühesten Metallzeit, aus derselben Zeit also, in der auch ihr ganzes großes Gehäuse erbaut wurde. Unmöglich können die Gebäude für einen ganz anderen Zweck, etwa als Tempel oder Paläste errichtet und dann erst zu Gräbern entartet sein. Sie sind von Anfang an zum Bestatten bestimmt gewesen. Und mit dieser Bestimmung gehen die unbezweifelbaren Kultvorrichtungen völlig zusammen.

In den Gebäuden finden sich mehrfach neben den Türen tiefe Nischen, gebildet durch zwei hohe Steinplatten auf einem Sockel, dessen Mitte zuweilen stark ausgeschliffen ist. Hier haben etwa mannshohe Rundpfeiler als Menhire gestanden; Stücke von ihnen liegen noch mehrfach in den Räumen. In Mnaidra stehen vor zwei solchen Nischen auch noch die alten Opfertische aufrecht. Die Bedeutung ist also ganz klar: es handelt sich um den Totenkult vor dem Menhir als Seelenthron in der Nähe der Gräber, genau wie in den irischen Kuppelgräbern, nur daß dort das Steinbeden an Stelle des Opfertisches steht. In Irland findet sich ja auch schon auffällig oft die Kleeblattform des Grundrisses am Ende der Anlage (oben Abb. 31).

Die Zeitstellung der Maltabauten verschiebt sich stark gegen die frühere Annahme. Weil auf einem Fußboden sich eine phönizische Inschrift fand, sprach man immer von phönizischen Tempeln des 7. Jahrh. v. Chr. Die Keramik, die vor 25 Jahren bei einer Nachlese aus den alten Ruinen gehoben wurde, und die weitere, die inzwischen neuaufgegrabene geliefert haben, entspricht durchaus der von Hal Saflieni, und zwar der einfachen sog. Bahria-Art mit geometrischen Mustern und weißer Inkrustierung. Sie ist rund 2000 Jahre älter als jene phönizischer Zeit.

Nach alledem gehören die Maltabauten nach Bauart, Bestimmung und Zeit zusammen mit den Kuppelgräbern von Spanien und Irland. Sie dienen der Bestattung und dem Totenkult, aber nicht dem Gottesdienst. Man hat durch die Kultureinrichtungen in den Anlagen sich ebenso wie bei Stonehenge verleiten lassen sie für Tempel zu halten.

Für die Entwicklung der Architektur jener Frühzeit geben sie uns aber einige begrüßenswerte Fingerzeige. Der Orthostatenbau der Wände, den wir in Malta sich aus roheren Anfängen entwickeln sehen, steht in Kreta für die Paläste schon am Beginn der dortigen Entwicklung. Die Umfassungsmauer von Knossos entspricht den letzten Formen von Malta. Und ein anderes schlägt eine Brücke von Malta zu Homer. Die Außenmauer ist bei dem Mauerbau besonders ge-

sichert. Schwere Blöcke sind vor ihren Fuß gelegt, um Ausweichen und Wegrutschen der vom Gewölbedache stark gedrückten Wand zu verhindern. Die vorgelagerten Steine bilden mit ihrer Oberfläche eine einheitliche Ebene, eine Bank gradezu, die gewiß auch häufig zum Sitzen benutzt wurde, zumal die Front dieses Gebäudeneubaus gebogen ist, wie für einen Versammlungsplatz vor ihr. Bei Homer tritt Nestor morgens aus seinem Palaste und setzt sich auf den geglätteten Stein vor der hohen Pforte nieder (Od. 3. 406 ff.). Hier scheint eine Erinnerung an frühe mittelländische Zustände vorzuliegen, die schon in mykenischer, geschweige denn in homerischer Zeit kaum mehr bestanden.

Der Säulenkult

Der westeuropäische Menhir hat im Mittelmeere stark fortgewirkt. Im südlichsten Zipfel von Italien, in der Provinz Lecce, waren immer schon Beispiele bekannt. Seit von Bari aus ordentlich beobachtet wird, sind auch in Apulien solche aufgetreten¹⁾. Bei seiner weiteren Verbreitung hat sich der Menhir aber aus dem wenig zugerichteten Naturstein zu der zivilisierteren Form des Obeliskens, des Pfeilers oder der Säule herausgeputzt und ist vielfach kleiner, zuweilen sogar sehr klein geworden.

In den Nischen der Maltabauten haben kräftige, oben zugespitzte Säulen gestanden; eine von ihnen, die nur umgefallen war, ist jetzt an ihrem Platze wieder aufgerichtet, mit dem kleinen Altar davor. Ein verzierter Altarblock stand auch in Hagiar Kim vor der linken Nische im ersten Raume, neben der die sieben Kalksteinfiguren gefunden sind (Taf. XVIII 2).

Wie der Kult an solchen Stellen sich abspielte, zeigen anschaulich die Bilder auf dem bemalten Sarkophage von Triada. Auf zwei nebeneinander stehenden Obeliskens sitzen Vögel, die Seelen der Verstorbenen; davor steht auf einem Sockel eine große Amphora. Es erscheint ein Zug von mehreren Personen, die teils in die Amphora gießen, teils weitere Eimer zu solchem Trankopfer tragen, teils Musik machen (Taf. XX).

Ein etruskisches Grabgemälde zeigt noch um 500 v. Chr. Ähnliches. Vor einem Altar erscheinen Männer und Frauen zum Teil mit verehrend erhobenen Händen. Auf dem Altar loht vorn das Opferfeuer, hinten steht eine Säule. Hinter der Säule steigt ein Bärtiger und ein Flügelwesen mit einer menschlichen Gestalt in die Luft empor; sie entführt die Seele der Verstorbenen (Taf. XXIII 1).

Die Säulen, die des öfteren von Tieren flankiert werden, wie die über dem Löwentore von Mykene, stehen an Stelle einer Gottheit. Die Tiere sind deren Begleittiere, und die Säule steht genau so zwischen ihnen, wie nachher die menschengestaltige Gottheit (Abb. 152 b)²⁾.

¹⁾ M. Mayer, Molfetta und Matera 1924, S. 243.

²⁾ Beispiele in Fülle bei Evans, Mycenaean tree and pillar cult, Journ. of Hellen. Studies 1901, S. 154—169.

Bei Homer tritt auch einmal ein Götterstein auf. Als die Trojaner das Schiffslager der Griechen bestürmen, packt Hektor einen großen Stein, der am Tore steht, unten breit und oben spitz, den sonst zwei Männer nur eben

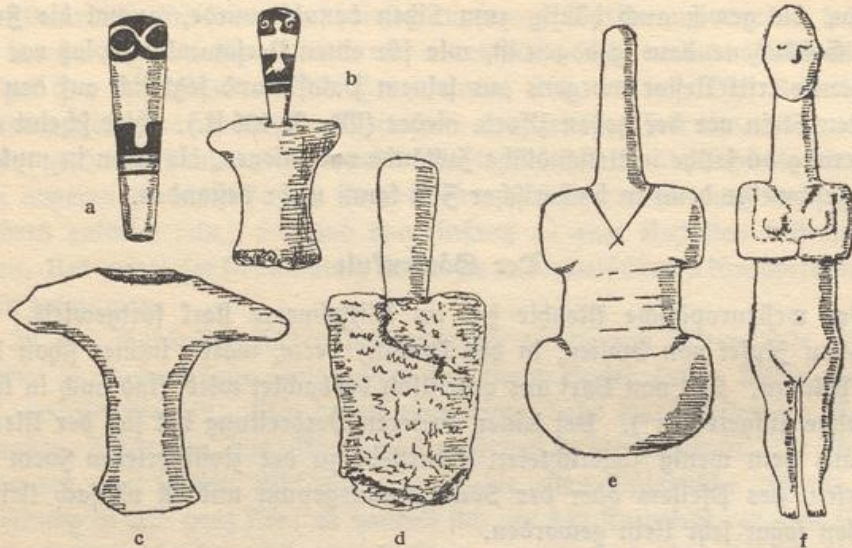


Abb. 48. a—d Thessalische Idole: Steinstifte mit Tonsodeln. Nach Wace-Thompson $\frac{1}{4}$, e, f Kykladen-Idole aus Marmor, ca. $\frac{1}{3}$.

tragen können, schwingt ihn gegen die Holzflügel und zerschmettert sie mit Gerste (Ilias 12, 445 ff.). An Wegen und Toren haben sich bis späthin solche Steine erhalten, die dem Hermes oder Apollon heilig waren.

Sehr interessant ist nun aber zu sehen, wie Miniaturdarstellungen dieser Pfeiler als ganz kleine Seelenthronen entstehen. In Thessalien sind bei den englischen Ausgrabungen in der Kultur der steinzeitlichen bemalten Keramik kleine Steinstifte gefunden, 8—13 cm lang, schön geglättet und mit einigen Zieraten bemalt. Mit ihrem spitzeren unteren Teile stecken sie in einem Tonsodell (Abb. 48 a, d). Diese Stücke erklären das ganz ähnliche Gebilde auf einem „Inselstein“ des thrakischen Kreises. Da gießt eine Frau aus einer großen Muschel ein Trankopfer auf einen Altar und neben dem Altar steht links ein Sockel mit einem Stift darauf, rechts ein Stern (Abb. 49). Und eine Erlösung bieten diese Dinge ferner für die Hunderte von Schliemannschen „Idolen“ aus Troja, an deren Idolcharakter man früher immer nicht recht glauben mochte. Die meisten sind einfache nach oben sich etwas verjüngende Steine, die also auf einem Sockel standen, einige zeigen die Form des Steins auf dem Sockel, und allmählich kommen dann Andeutungen von Menschengestalt: Augen und Nase und vielleicht auch Armstümpfe (Abb. 50). Diese kleinen Stücke sind vermutlich im Hause in Kultnischen aufgestellt gewesen. Von ihnen aus erklärt sich die nur langsam fortschreitende Vermenschlichung der Idole im Ägäischen Kreise. Es ist gegangen

wie mit den Menhirfiguren in Frankreich, der rohe Stein hat zunächst nur einige menschliche Andeutungen erhalten und ist in manchen Einzelheiten bis spät hin zu spüren. So verstehen wir die Kykladenweiber mit ihrem langen Halse (Abb. 48 e, f) und die kyprischen Brettidole. Auch die kleinen Tonbüsten mit erhobenen oder gekreuzten Armen auf einem Trommelsockel, wie sie z. B. in der Kulnische zu Knossos gefunden sind, stammen entschieden von den Sockelpfeilerchen ab (Abb. 51 rechts)¹⁾.

Ganz monumental tritt uns die Kultform im Osten, in Ägypten und Babylonien wieder vor Augen. Bei den deutschen Ausgrabungen in Abusir hat sich erst vor wenigen Jahren die älteste Gestalt des ägyptischen Tempels ergeben; es ist eine im Freien stehende große Pyramide, zu der ein Zugang mit Empfangstor hinführt (Abb. 64). Bezeichnenderweise ist es ein Sonnenkult, der an dieser Stelle herrschte.

Denn die Sonnenverehrung hat den Menhirgedanken, den Höhenpfeiler- und Säulenkultus gezeitigt. Die Bergguppe, die am Morgen den ersten und am Abend den letzten Sonnenstrahl empfängt, erscheint als die Wohnung der Gottheit auf Erden. In Mesopotamien findet sich schon auf der Siegesstele Naram Sins die Darstellung eines Kegelberges mit der Sonnenscheibe darauf²⁾, ein deutliches Zeichen, wie der Berg, der Kegel, als der Träger der Gottheit betrachtet wird. So bezeugen es auch die Worterklärungen späterer Zeit. Die babylonischen Sikkurats heißen e-kur „Berghaus“, ein Haus, das einen Berg bedeutet. Herodot sagt in seiner Beschreibung des babylonischen Turmes, daß ganz oben ein leeres Ruhebett für die Gottheit stehe, ein Götterbild sei aber nicht da. Man rechnete also mit dem unsichtbaren Erscheinen der Gottheit auf diesem Gebäude. Die Irmenkul der Sachsen schließlich ist die universalis columna quasi sustinens omnia³⁾, die „Weltsäule, die das All trägt“. In allen Fällen ist die natürliche oder künstliche Erhöhung nur der Thron der Gottheit, nicht ihr Sinnbild. Wer will sich aber verwundern, wenn im Laufe der Zeiten solch ein Steinkegel oder eine Säule beim Volke mißverstanden



Abb. 49. Gemme aus der Idäischen Grotte auf Kreta.
Nach Evans. Dreifache Vergrößerung.

¹⁾ S. A. van Scheltema (bei Ebert Reallex. VI, S. 29 f. unter „Idol“ bringt es fertig, diese ganz klare Entwicklung auf den Kopf zu stellen, indem er meint, die thessalischen Stifte hätten „ihre Vorstufen“ unter den Kykladenfiguren und es habe „eine Rückbildung zu geometrischen, anikonischen Formen“ stattgefunden!

²⁾ Springer-Wolters¹², 1923, S. 56.

³⁾ Rudolf v. Fulda (um 850), Translatio S. Alexandri. Mon. Germ. II, S. 676.

wurde, wenn aus dem Sitze der Gottheit ihr Inbegriff, ihre Erscheinungsform wurde. Die Berührung der Gottheit heiligt das rohe Material, und gerade, weil sie daneben nicht besonders erscheint, wird sie darin vermutet.

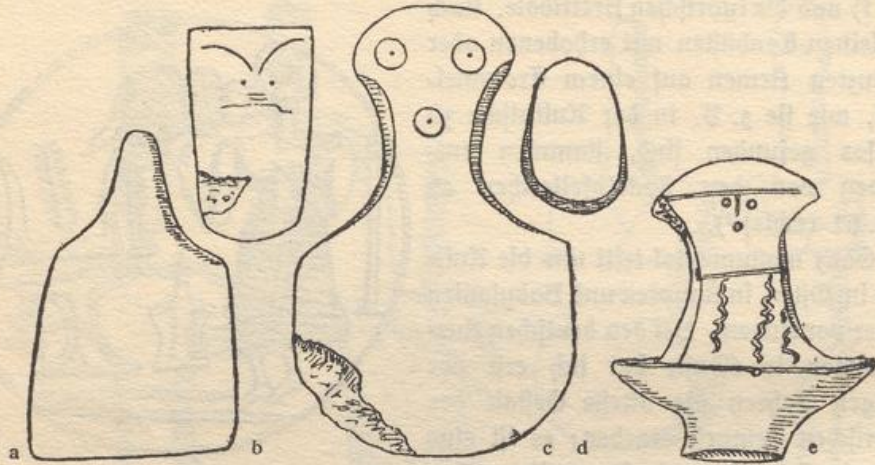


Abb. 50. Trojanische Idole aus Marmor (a—d) und Ton (e), $\frac{1}{2}$.

Am sprechendsten zeigt sich das bei den Juden. Als sie aus Ägypten auszogen, „zog der Herr vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule . . . und des Nachts in einer Feuersäule“¹⁾, und nachher, als Moses die Stiftshütte errichtet hatte, kam, wenn er in die Hütte trat, „die Wolkensäule hernieder und stand in der Hütte Tür und redete mit Mose“.

In Griechenland sind bis späthin in manchen Götterkulten die alten Steine erhalten geblieben, hier und da mit menschlichen Zügen versehen. Es dürfte das immer ein Zeichen sein, daß der betreffende Kult im alten Mittelmeere wurzelt, denn in Mittel- und Nordeuropa ist das Menhirwesen ursprünglich nicht zu Hause. In Betracht kommen die schon erwähnten Hermes und Apollo und weiter Artemis, Athena, Aphrodite, Hera, aber z. B. nicht Poseidon, Ares, Hephaistos und selten Zeus. Die lange Erhaltung der alten Form findet sich hauptsächlich am Rande der klassischen Kultur: in Sardes und Julia Gordus (Lydien), in Iasos (Karien), Tarsos (Kilikien), Perge (Pamphylien), Emesa (Syrien)²⁾. Im eigentlichen Griechenland hat die Hochkultur des 5. und 4. Jahrhunderts den bildlichen Kult allgemein gemacht, nur hier und da ist ein alter Rest erkennbar, wie im Omphalos des Apollo oder den Hermenpfeilern.

Menschliche Figuren

Eigenartig verhalten sich zum Säulenkulte die Menschenfiguren im Mittelmeerkreise. Einmal findet eine Verschmelzung statt, indem Säule, Pfeiler oder

¹⁾ 2. Mose 13, 21.

²⁾ Baumeister, Denkmäler unter „Etrurien“.

Stele (Brett) halbwegs menschliche Züge annehmen, das anderemal kommen die Figuren ganz frei, in höchst realistischer Bildung neben den Säulen vor, die ihrerseits völlig ihre unorganische Gestalt wahren.

Für beide Arten hat Malta die schönsten Beispiele geliefert. In den Kultnischen der Paläste (oben Taf. XIX 1) standen regelmäßig die mannshohen Säulen. In dem Gebäude von Ħagiar Kim aber sind neben einer Kultnische sieben Kalksteinfiguren gefunden in ungefähr ein Drittel Lebensgröße. Die meisten sind nackt und sitzen flach auf dem Boden, von den bekleideten sitzen zwei auf einem höheren Block, eine steht. Am interessantesten sind die nackten. Sie haben enorm starke Hüften und Oberschenkel, so daß der unterste Teil des Beines mit dem Fuße spitz zuzulaufen scheint. Sie sind in dieser Bildung einzig verwandt den paläolithischen Frauenfiguren von Laussel. Das Sitzen auf der flachen Erde oder auf einer niedrigen Platte entspricht offenbar einer Gewohnheit der Zeit. Im Knossos-Palaste sind solche Sitzplatten gefunden mit zweiteiliger Aushöhlung zur Anpassung des Körpers¹⁾. Ein Wandgemälde aus demselben Palaste zeigt auch eine Schar von Damen, alle in derselben Weise sitzend, als Zuschauer irgendeiner Vorführung, und verschiedene Personen auf geschnittenen Steinen oder Ringen sitzen so, z. B. die Hauptperson auf dem großen Goldringe aus Mykene (Abb. 152 a). Da es daneben, in einem anderen Saale, der offenbar der Männerversammlung dienen soll, auch einen Thron und Wandbänke gibt, so pflegt man das Höcker für die Weiber, das Hochsitzen für die Männer in Anspruch zu nehmen. Wenn das richtig ist, würden wir in den hochsitzen Figuren von Malta Männer zu erkennen haben, und da sie bekleidet sind, hätten in dieser Zeit, wenigstens im Hause, nur die Weiber sich nackt bewegt. Leider läßt sich von den Maltafiguren nach ihrer Körperbeschaffenheit nicht mit Sicherheit sagen, welche überhaupt männlich und welche weiblich sind (Taf. XXI).

Aus der großen Grabanlage von Ħal Saflieni stammt der Torso einer kleinen Figur mit starkem Leib und großen Hängebrüsten, wiederum eine Erinnerung an die Bildungen des längst vorausgegangenen Aurignacien. Aus demselben Grabe sind aber auch zwei fast ganz erhaltene kleine weibliche Figuren vorhanden, die beide auf einem hohlen Brettgestell, einer Pritsche oder Molle, liegen und schlafen. Sie sind beide nur mit einem Rock bekleidet, während der Oberkörper nackt ist. Die eine liegt auf der rechten Seite und hat die rechte Hand unter den Kopf gelegt und die Knie etwas in die Höhe gezogen (Taf. XXII). Die andere liegt flach und gerade ausgestreckt auf dem Bauche, so daß man sie völlig vom Rücken sieht; die Arme hat sie seitwärts ausgestreckt und dann im Ellenbogen rechtwinklig nach oben gebogen²⁾.

War bei den lässig hockenden Personen von Ħagiar Kim schon nicht daran zu denken, daß sie Göttergestalten darstellen sollen, so gewiß noch weniger bei

¹⁾ Evans, Brit. School Athens 1901, S. 33; Mosso, Escursioni, S. 115.

²⁾ Hoernes, Urgesch. der bild. Kunst², S. 211.

den so ungeniert gelagerten von Hal Saflieni. Sie schlafen offenbar in höchst natürlicher, selbstgewählter Lage. Die auf der Seite Ruhende liegt auffallend ganz so, wie die vielen als „liegende Höcker“ Bestatteten. Von Rössen bei Merseburg besitzt das Berliner Museum 26 solcher Skelette, die, ohne auseinandergenommen zu werden, mitsamt der Lehmschicht, in die sie gebettet waren, gehoben worden sind, sich also bis heute völlig in ihrer Grablage befinden. Von diesen 26 Toten liegen 20 genau wie die Frau von Hal Saflieni auf der rechten Seite, oft mit der rechten Hand unter dem Kopfe, die Knie hochgezogen. Aus dieser Übereinstimmung dürfen wir unbedingt folgern, daß die Rössener Skelette sich in einer natürlichen Schlafstellung befinden. Ob aber die kleinen Malteser-Configuren im Todesschlaf befindliche Personen sein sollen, steht noch dahin. Die auf dem Bauche liegende wäre nicht gerade eine würdige Darstellung einer verklärten Verstorbenen. H. Thiersch möchte deshalb in ihnen Gestalten sehen, die an geweihtem Orte die Nacht im Inkubationschlaf verbringen, um über sorgenvolle Fragen Aufklärung zu erhalten. Der Gedanke ist fein und ansprechend, nur braucht, meine ich, das unterirdische Kammergewirr von Hal Saflieni deshalb nicht ein „Heiligtum“, eine Götterstätte zu sein: an den Ahnengräbern woben die Geister, von denen der Lebende Hilfe hofft.

Die völlige Nacktheit der Hagiar-Kim-Figuren entspricht ebenso wie ihre Fettleibigkeit noch dem Zustande derer von Laussel. Die Hal-Saflieni-Figuren sind bekleidet, aber nur mit einem Rocke, der ganze Oberkörper ist nackt geblieben. Diese Tracht begegnet auch im kretischen Kreise noch häufig, so auf dem großen Goldring aus Mykene (Abb. 149 a) und auf Inselsteinen. In Rundfiguren, wie den Schlangensfrauen, und in Wandgemälden herrscht dagegen ein Nieder, das in einer uns höchst raffiniert erscheinenden Weise die Brust frei läßt. Schon damals brachte, wie heute, die Mode es mit sich, daß bald mit diesem, bald mit jenem Teile weiblicher Schönheit geprunkt werden sollte.

Auch diese Entwicklung sehen wir vom Westen nach dem Osten laufen: vom paläolithischen Südfrankreich über Malta und Kreta nach Mykene; und wir sehen sie verbunden mit einer zweiten Eigentümlichkeit, die auch ihre Wurzel in jenem Paläolithikum hat: der großen Fettleibigkeit der weiblichen Gestalten. Die starken Hüften und Oberschenkel haben auch die liegenden kleinen Maltafiguren, und es haben sie diese und jene weitere Figur von Kreta, von Sparta, von Thessalien. Mit Kreta und Mykene aber hört sie schon auf. Das Nieder mit seiner engen Schnürung bringt den Geschmack an einer anderen Linie auf; mit dem Schönheitsideal der gemästeten Frau ist es nun vorbei.

Bei all diesen Figuren, sowohl den aus Pfeilern erwachsenen wie den frei gestalteten, sehe ich keine Notwendigkeit, an Götter zu denken. Jedenfalls sollte man das immer erst tun, wenn die Auffassung als Bilder von Verstorbenen oder Ahnen nicht mehr möglich ist. Die kleinen Sockelbüsten z. B. (Abb. 51) sind in den kretischen Palästen in kleinen Hausnischen gefunden, und diese Nischen haben

Die Keramik

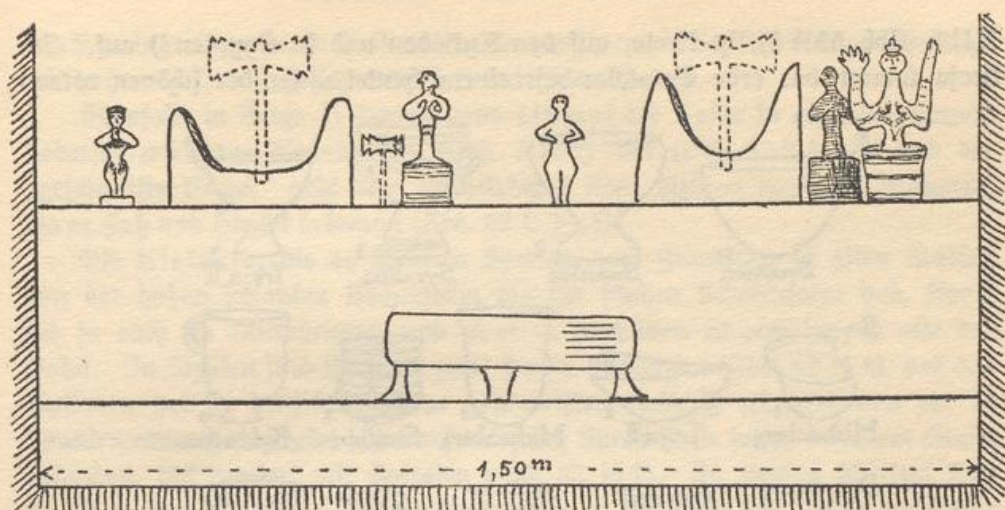


Abb. 51. Kultnische. Knossos.

sicher vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, dem Ahnenkult gedient. Die alte Sitte des Bestattens im Hause gibt dafür die ausreichende Erklärung, dieselbe, die auch schon der alte Römer Varro gegeben hat wenn er sagt, der Ahnenkult im Hause erkläre sich daraus, daß man früher im Hause bestattet habe. Es fragt sich aber überhaupt, ob nicht aller Kult im Hause nur ein Ahnenkult war und der Götterkult sich im Freien abspielte.

Die Keramik

Die Keramik des alten Mittelmeeres zeigt ein überraschend starkes Fortwirken der westeuropäischen Formen. Weitaus im Vordergrund steht dabei die „Kielvase“ (caréné, carenata), die diesen mangelhaft bezeichnenden Namen nun einmal trägt. Sie zeigt sich überall von der Steinzeit oder beginnenden Metallzeit an und hält sich vielfach durch sehr lange Zeit, in Italien bis weit in die Eisenzeit, in deutlich erkennbarer Form. Die anderen Stücke treten weit weniger häufig auf, aber zur Stelle sind sie alle: der geschweifte Becher und der Tulpenbecher, der Pokal und die kleine konische Tasse und der große eiförmige Pithos.

Je weiter nach Osten wir all diese Formen antreffen, um so mehr sehen wir sie fortentwickelt, mit allerhand praktischen neuen Zutaten ausgestattet. Zuerst ist es ein Standring oder ein höherer Hohlfuß, den sie sich zulegen, und dann ein Henkel oder auch zwei Henkel. Gerade diese kleinen Verbesserungen zeigen unwiderleglich, daß die Kultur vom Westen nach dem Osten geschritten ist, nicht umgekehrt. Im Donaukreise werden wir nachher ganz dieselbe Eigentümlichkeit der Fortentwicklung sehen und auch in derselben Richtung.

Der Pokal tritt genau in der Form, die er schon in Spanien hatte (Taf.

XII 5, Abb. 52 A 2), in Kreta, auf den Kykladen und in Ägypten¹⁾ auf. In Troja kommt das erste Exemplar mit einem Henkel unter der schönen roten,

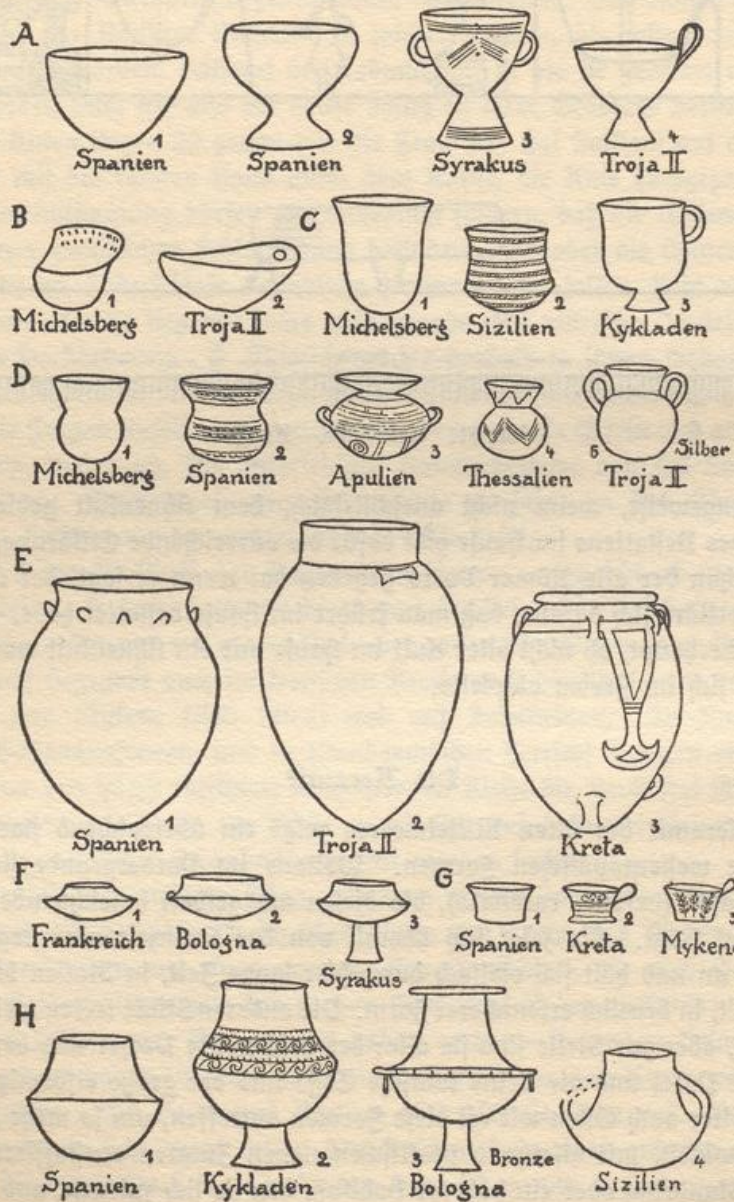


Abb. 52. Übersicht über die keramische Entwicklung im Mittelmeere.

geglätteten Ware der II. Schicht vor (Abb. 52 A 4). In mannigfachster Art, steifer oder geschmeidiger, herrscht die Form dann im mykenischen Kreise, von

¹⁾ Evans, Brit. School Athens 1904, S. 24.

den Schachtgräbern an, in Gold und in Ton, während in Sizilien eine zweihenflige mit hohem steifen Fuß sich entwickelt hat (Abb. 52 A 3).

Ebenfalls in Troja II kommt dann einmal die Kelle in ausgesprochenem Lederstil wie vom Michelsberge (Taf. XII c) vor (Abb. 52 B 1, 2), und der „geschweifte Becher“ geht vom Michelsberge über Sizilien nach den Kykladen, wo er Fuß und Henkel bekommt (Abb. 52 C 1—3).

Die Kielvase, die es schon in Spanien und Frankreich in allen Stadien von der hohen schlanken Becherform bis zur flachen Schalenform gab, findet sich so auch im Mittelmeere, und zwar in denselben Abwandlungen wie der Pokal. In Sizilien sind ihr schon zwei Henkel gewachsen (Abb. 52 H 4), auf den Kykladen hat sie denselben etwas geschweiften Hohlfuß erhalten, den der in Spanien erwachsene Pokal schon aufwies; auf Syros ist sie so fast in jedem Grabe gefunden, dick verziert mit Spiralen (Abb. 52 H 2). In Bronze überseht tritt sie als großes schlankes Stück, amphorenartig in der italischen Villanova-Kultur auf (Abb. 52 H 3). Die flachere Form des Gefäßes kommt schon in Frankreich und Oberitalien vor, in Sizilien erhält sie einen hohen schlanken Fuß (Abb. 52 F 1—3).

Weiter begegnen in Troja und als dortige Sonderform die spanischen „Tulpenbecher“, nun in Silber ausgeprägt, wohl als Mischkrüge auf der königlichen Tafel dienend (Taf. XXXIV 1, Abb. 52 D 5). Die Zwischenglieder zwischen Spanien und Troja sind für diese Form spärlich. In Thessalien ist ein bemaltes Gefäß ihrer Art gefunden (Abb. 52 D 4), nach seiner Verzierung zu der vom Norden gekommenen neuen Kultur gehörig, nach seiner Form aber aus der alten mittelländischen Unterschicht stammend, und in Apulien haben sehr viel später die Canosa-Vasen noch dieselbe geschnürte Form mit weitabsperrendem Halsragen (Abb. 52 D 3).

Der Pithos, der an den Siretschen Ausgrabungsstätten so oft zur Bestattung benutzt war (Abb. 52 E 1) und in gleicher Form steinzeitlich auch am Rheine vorkommt, nur hier noch ohne die Knubben auf der Schulter, die einen umgelegten Tragestrick halten sollen, ist der Vater der vielen Vorratsgefäße in den Magazinen von Knossos und Troja, denen auch die ältesten ägyptischen ganz entsprechen¹⁾. Ein besonders schönes Stück mit Kamares-Malerei von Phaiistos (Abb. 52 E 3) zeigt die Knubben oben in derbe Schnurhenkel umgewandelt und ebensolche Henkel auch im untersten Teile angebracht, genau da, wo schon bei Michelsberger Gefäßen zuweilen Schnurösen sitzen. Die Malerei macht, wie nirgend sonst, die Bestimmung der Henkel klar. Ein breites Band zieht sich durch die oberen und fällt auf beiden Seiten zwischen zweien von ihnen herab. Hier ist es zusammengedreht und trägt an seinem Ende einen halbmondförmigen Griff. Damit ist deutlich gemacht, wie solch ein Pithos von zwei Leuten getragen

¹⁾ Mosso, Origini, S. 14.

werden konnte. Es gibt auch aus verschiedenen Funden halbmondförmige Gegenstände aus Ton und Stein und Knochen, an ihren Enden durchbohrt, die man nach jener kretischen Pithosmalerei nun als Traggriffe bestimmen kann.

Die Carenata-Vase hat wie keine andere Form des Altertums gewuchert. Auch nördlich der Alpen tritt sie auf: in den Pfahlbauten der Westschweiz, in der Aunjetitzer Kultur, und wo man ihr immer begegnet, kann man sicher sein, südlichen Einfluß vor sich zu haben. Auf dem gallischen oppidum Bibracte findet sie sich noch, und mit ganz gleicher „eingeläuteter“ Verzierung sogar in den weimariischen Fürstengräbern der merowingischen Zeit.

Schließlich ist ein in der El Argar-Kultur nur spärlich auftretender kleiner Becher (Abb. 52 G 1), unten zylindrisch, aber oben ausschweifend, im Osten sehr zu Ehren gekommen. Er begegnet uns wieder unter dem Silbergerät in Troja, sodann in Kreta im Kamares-Stile, wo er schon, wie die vielen anderen Formen, einen Henkel erhalten hat (Abb. 52 G 2); schließlich wird er ganz gewöhnlich, in Gold wie in Ton, in Mykene (Abb. 52 G 3). Auch unter dem mykenischen Geschirr auf ägyptischen Darstellungen befindet er sich.

In diese Mittelmeerwelt von geschlossen westlichem Charakter bricht nun auf einmal wie eine Flutwelle ein ganz anderer Stil und überschwemmt den südöstlichen Teil von Italien: Apulien, Kalabrien und Sizilien mit einer hellgründigen, braunrot bemalten Keramik. Es herrscht heute Einigkeit darüber, daß sie bei der Valona-Enge über die Adria gekommen ist aus den Balkan- und Donauländern. Die Formen erinnern an die dortige Bandkeramik und nordische Ausläufer (Schulteramphoren). Die Verzierung verwendet teils die von dort bekannte Spirale, teils die großzügigen Korbflechtmotive, wie sie Böhmen, Mähren und Laibach haben und die sich durchaus unterscheiden von den zierlichen feinmaschigen Streifen und Bändern, die oft um die spanischen, sardinischen, Altmalteser Töpfe gelegt sind (s. Abb. 18). Die Kultur der besterforschten Stätten von Molfetta und Matera bei Bari sind noch rein steinzeitlich, in Sizilien geht die „1. Sikulische Periode“ dieser Vasenmalerei schon in die Metallzeit hinüber, sie entspricht Troja II. In Sizilien hat sich mit dieser Keramik ein rechteckiges Haus gefunden, das ganz herausfällt aus dem sonst herrschenden Kreise der Rundhütten. Es ist von Orsi schon 1907 bei Girgenti ausgegraben, mißt rund 6:4 m und hat nicht bloß an seinen vier äußeren Ecken Pfostenlöcher, sondern eine Reihe von solchen zur Abtrennung eines Vorraumes in etwa ein Drittel der Größe des Ganzen. Es ist das Haus, das wir als Typus des Nordens kennenlernen werden. (Haus bei Ebert unter „Cannatello“; Keramik unten Abb. 102).

In Malta sind nur einige Splitter dieser bemalten Keramik zu erkennen, nach Westitalien oder Sardinien ist sie gar nicht gelangt. In anderer Technik aber, nämlich der alten Ritzart, hat die neue Spiral- und Bogenbandverzierung auf Malta sehr stark Fuß gefaßt und zu eigenartiger Entwicklung geführt, und

dazu findet sich auch eine Amphorenform, die es bis dahin im ganzen Mittelmeere noch nicht gab. Es ist die Form mit stark ausladender gewölbter Schulter und abgesetztem hohen, nach oben konisch zulaufenden Halse. Auch nach unten

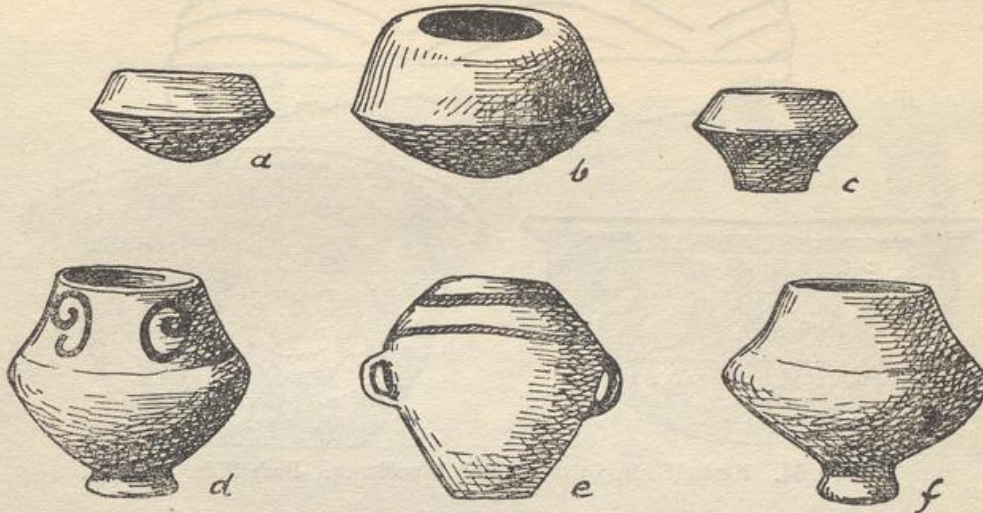


Abb. 53. Malta-Keramik. Mittelländische (a b c) und nordische Formen (d e f).
Nach Jammit.

verjüngt sich das Gefäß stark nach der schmalen Standfläche hin. Diese „Schulteramphore“, wie ich sie nennen möchte, die jedem Prähistoriker als eine Hauptform der Hallstattzeit vertraut ist, hat sich schon in der Steinzeit aus dem nordischen Kreise heraus entwickelt und ist dann besonders an der unteren Donau in Serbien, Bulgarien, der Dobrudscha heimisch geworden. Im Mittelmeere zeigt sich ihre Form kaum je so klar wie in den wohlerhaltenen Malta-Exemplaren. M. Mayer hat sie aber auch aus einem großen Scherben für Matera erkennen können (Abb. 53) ¹⁾.

Die Schultervase spielt als nordisches Element eine ähnliche Rolle wie die Kielvase als west- und südeuropäisches. Sie zieht sich durch viele Perioden, und wo sie auftritt, zuweilen wie nach langem unterirdischen Laufe, kann man immer mit nordischem Einschlage rechnen. Als sie mir 1917 in Cernavoda in den Häusern mit bemalter Steinzeitkeramik entgegentrat, habe ich tagelang geglaubt, eine neue Gattung von Hallstattscherben vor mir zu haben, bis sich dann die volle Zusammengehörigkeit des Häuserinventars ergab.

Die besagte Ritzkeramik, in der auch Mäander sich zeigen — ganz wie an der Donau! — ist etwas später über die Adria gekommen als die bemalte Keramik, erst in der beginnenden Bronzezeit. Mehrfach konnten ihre Hütten nachgewiesen werden, die wieder im Gegensatz zu den altitalischen viereckig sind, kleine Räume

¹⁾ M. Mayer, Molfetta und Matera 1924, S. 271, Abb. 72.



Abb. 54. Keramik von Latronico und Ripabianca. Nach Mon. Enc. 24.

von 4:3 m, aus Holz und Lehm errichtet. Das Wichtigste an dem Auftreten dieser Spiralkeramik in Italien ist nun die Art ihrer Verbreitung. Sie ist zuerst beobachtet worden bei Matera in Apulien, dann kamen die Pertosa- und Zuchito-Grotte am Golf von Salerno hinzu, nicht weit davon die Grotte von Latronico bei Lagonegro (Abb. 54). Zurück ging's östlich nach Coppa Nevigata und dem Dibrata-Tal (Abruzzen). „Allmählich hat sich der Fundbereich so ziemlich über das ganze östliche Küstengebiet, soweit es erforscht worden, ausgedehnt und scheint erst, den Rändern des Gebirges folgend, landeinwärts bei Bologna und Crespellano seine Grenze zu erreichen“¹⁾. Mit dem Bogen von Salerno südwestlich Neapel über die Abruzzen nach Bologna umkreist die Grenze gerade das etruskische Gebiet, das also von der neuen aus den Donauländern gekommenen Kultur nicht behelligt wird. Wieder ein Moment, wie mir scheint, das helfen kann, die spätere isolierte Stellung der Tusci in Italien zu erklären!

Daß im östlichen Mittelmeere aus demselben Donau-Balkangebiets eine oder mehrere große Zuströme gekommen sind, die man als die Indogermanisierung Griechenlands betrachten darf, ist eine oft behandelte und heute bereits im wesentlichen geklärte Sache. Der nordische Hausgrundriß mit dem Herdosaal und der Vorhalle tritt schon in Troja II auf. Er erklärt sich dort inmitten einer ganz mittelländischen, und zwar im wesentlichen ost-mitteländischen Keramik durch den starken thrakischen Charakter, den die Keramik von Troja I aufweist, und der im Verlaufe von Troja II offenbar von den einheimischen Elementen

¹⁾ M. Mayer, Molfetta und Matera 1924, S. 272 f.



a

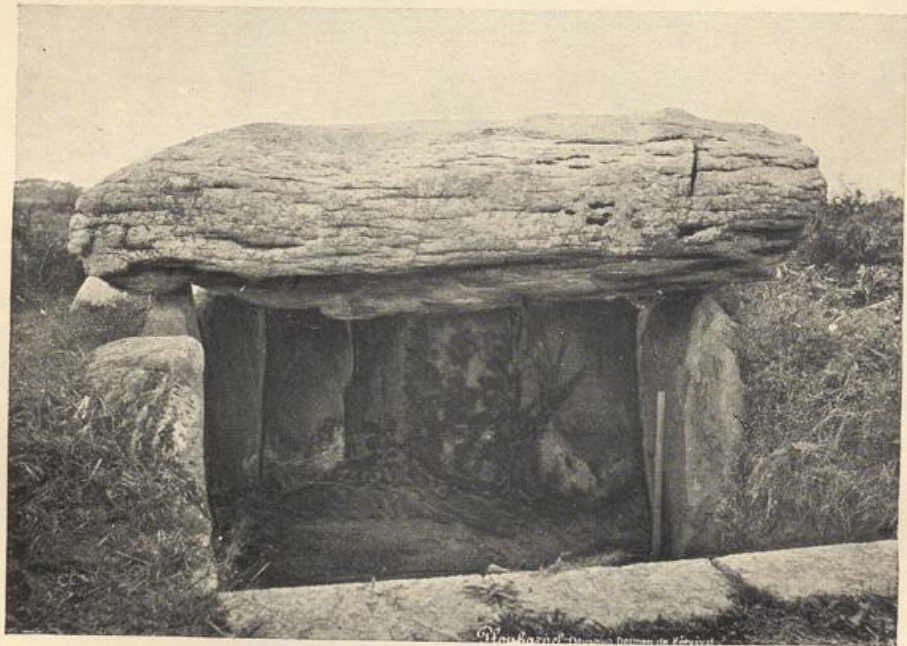


b

- a. Steinkreis bei Castletown Bere, Co. Cork Irland
b. Steinbecken im Kultraum von New Grange bei Dublin



Riesengrabhügel St. Michel bei Carnac, Bretagne



Steingrab bei Keryaval, Bretagne

Die Ornamentik

wieder aufgesogen wurde. Über Thessalien, Orchomenos=Chaeronea läßt sich dann aber die Malerei der Tripolje-Keramik bis ins Mykenische verfolgen. Diese trojanisch-mykenisch-homerischen Verhältnisse werden wir fruchtbringend erst erörtern können, wenn wir den nord- und mitteleuropäischen Kreis behandelt haben.

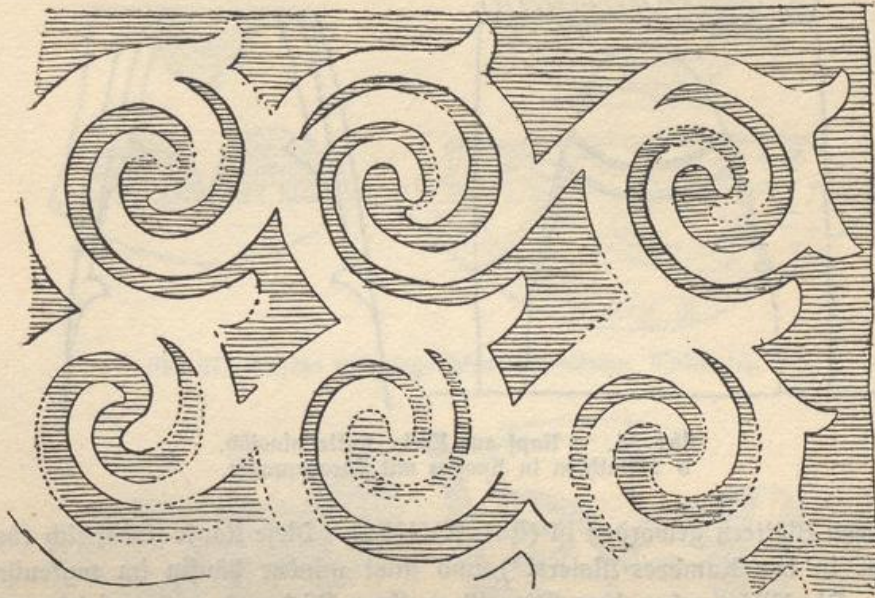


Abb. 55. Mit Spiralkanten verzierter Sofelstein, rechte Hälfte. Gigantia auf Gozo. Nach Abklatzsch ca. $\frac{1}{5}$.

Die Ornamentik

Was wir aus der Steinzeit und dem Übergange zur Bronzezeit im Mittelmeere kennen lernen, ist noch rein technisches Ornament, d. h. es ist aus Motiven des Flechtens, Webens, Benähens, Umschnürens hervorgegangen und denkt noch an keinerlei Pflanzen oder Tiere. So war ja schon die Verzierung der spanischen Ciempozuelos-Gefäße eine Nachahmung kleinmotiviger Weberei oder Mattenflechtereier. Ihr sehr nahe steht die Ornamentik der Kykladen und die Bahria-Keramik von Malta, ebenso wie die steinzeitliche von Kreta. Dann folgt aber ein Umschwung. Wir sehen ihn in Malta sachte beginnen und auf Kreta in kräftiger Auswirkung eine neue Einheit schaffen, den Kamares-Stil. Die Spirale und das Bogenband sind es einerseits, das Zickzack- und Fischgrätenmuster andererseits, die von der Umwandlung betroffen werden.

An der Stelle, wo in Hagiar Kim auf Malta die sieben Kalksteinfiguren gefunden sind, stand ein Altar neben einer Nische. An dem Altar steigt vorn in der Mitte ein Zierband auf, das aus der Fischgräte zu einer Ranke mit gegen-

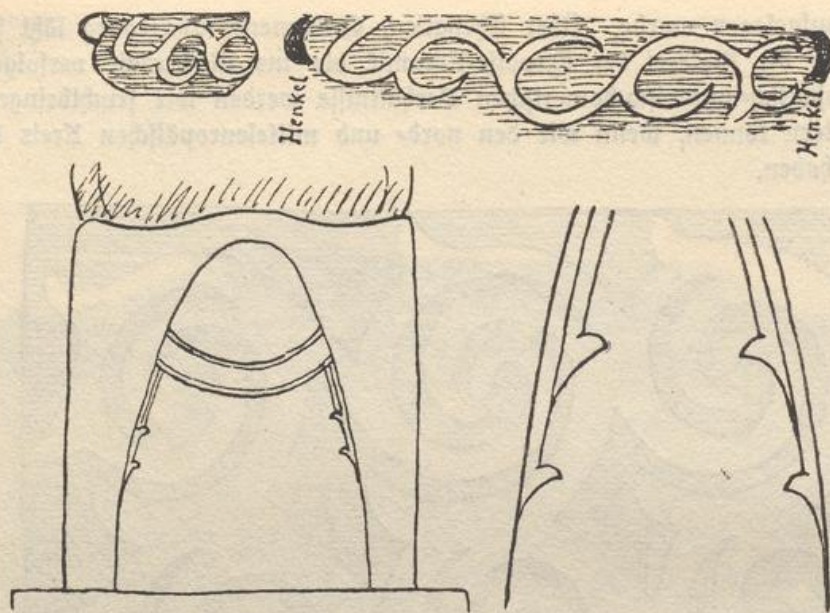


Abb. 56. a Napf aus Kreta, mittelminoisch.
b Steinthron in Knossos mit Sprossenranke.

ständigen Blättern geworden ist (Taf. XVIII 2). Diese Ranke findet sich ebenso wieder in der Kamares-Malerei¹⁾ und nicht minder häufig im mykenischen Stile. Die Nische neben dem Altar ist an ihrer Rückwand mit zwei hängenden Spiralen geschmückt, die symmetrisch gegeneinander stehen. Sie sind in reiner Linie geführt, zwischen ihren Ausgangspunkten befindet sich aber ein eiförmiges Gebilde wie ein Tannen- oder Palmzapfen. Es scheint, daß sie aus ihm hervorstwachsend gedacht sind und daß also doch schon eine vegetabilische Anknüpfung im Spiele war²⁾.

In der Gigantia auf Gozo finden sich auf einem Sockelsteine zwei Reihen fortlaufender Spiralen übereinander (Fig. 55). Bei ihnen ist jedesmal in den zwischen den Rundteilen verbleibenden Zwickeln ein kleiner hafenförmiger Sproß angebracht, ein Zeichen, daß man mit dem Gedanken an eine feimende Ranke spielte. Auch hierfür gibt es auf Kreta ein Beispiel: an dem Throne im Knossospalaste, und zwar an der Front des Sitzes, haben die zum Spitzbogen aufsteigenden Relieffstäbe beiderseits zwei ganz ebenso geformte Sprossen wie jene Spiralen (Abb. 56).

Ofter und weit deutlicher findet sich solches Ausblühen der alten Spiralen in den eingeritzten oder auch einfarbig (rot auf gelb) aufgemalten Verzierungen der Tongefäße. Abb. 57 zeigt Gefäße, die noch mit einfachen Bogenlinien ver-

¹⁾ Dussaud, *Civilisations préhelléniques*²⁾, S. 207.

²⁾ Evans, *Brit. School Athens* 1903, 125.

ziert sind. In ihrer Form spricht sich die alte „Kielvase“ aus mit scharfem Knick in der Wandung, die herrschende Form der Malta-Keramik. Bei den Gefäßen a und b sehen wir noch rein geometrische Bogen- und Gittermuster, bei c zweigt aber von dem Bogen schon ein Ast ab: wir haben den Übergang zur Ranke.

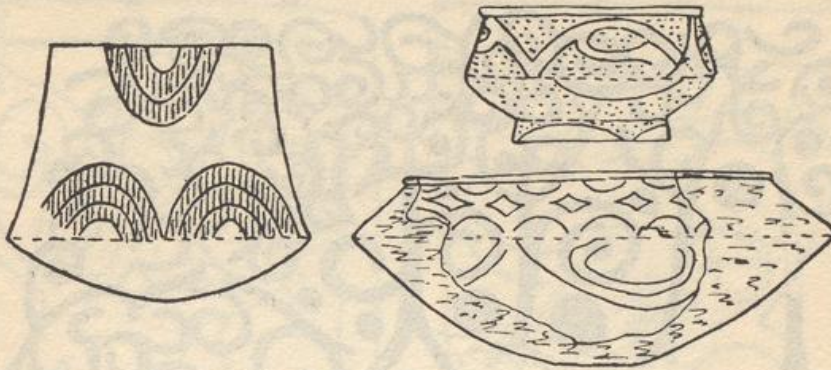


Abb. 57. Gefäße mit eingeritzten Bogenlinien, Malta, $\frac{1}{5}$.

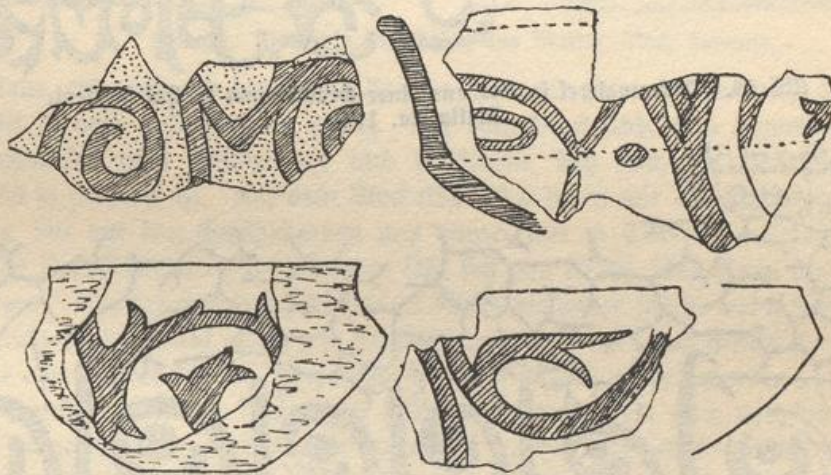


Abb. 58. Gefäße mit sprossenden Ranken. Malta. $\frac{2}{3}$.

In Abb. 58 gehen die Bogen- oder Spirallinien stark ins Pflanzliche über. Die Bänder lassen öfter die Bahn der Spirale nur noch schwach erkennen, sie endigen dünn und senden an verschiedenen Stellen lange Triebe aus ¹⁾. Ganz eigenartig ist die Spiralverzierung angeordnet in dem Deckenmuster einer rechteckigen Grabkammer von Hal Saflieni, das ich 1913 dort kopiert habe (Abb. 59). Derbe Linien wachsen wie Bäume gerade empor, und von ihnen zweigen seitlich abwechselnd links und rechts erst kräftigere und nach oben zu zierlichere Spiralen

¹⁾ Annals of archeology and anthropology III (Liverpool 1910), Taf. X f.

ab. Zwischen ihnen sind öfter dicke runde Scheiben auf den Grund gemalt. Man fragt sich, ob damit etwa Früchte, wie Äpfel, gemeint sein könnten. Sie scheinen aber nach ihrem anderweitigen Vorkommen in dieser Kultur nur zur Raumfüllung zu dienen.



Abb. 59. Dedenmalerei in Rot aus einer Grabkammer in Hal Saflieni, Malta, ca. 1:40.



Abb. 60. Dedenmalerei in Rot aus einer Grabkammer in Hal Saflieni, Malta.

Die Dedenmalerei eines anderen Raumes in Hal Saflieni (Abb. 60) hat als untere Borte eine geknickt verlaufende Linie, von deren auspringenden Ecken jedesmal Spiralen abgehen, die sich um große runde Punkte rollen. Das Hauptmuster der Decke ist eine Art weiten Netzes, in dessen Maschen aber immer kurze Linien einspringen. Das Muster ist ziemlich genau das einer mykenischen

Dase von H. Triada ¹⁾, das wohl ein wirkliches Netz mit darin gefangenen Purpurschnecken sein soll und bei dem die einspringenden kurzen Linien Fadenenden, die von den Knüpfstellen ausgehen, wären.

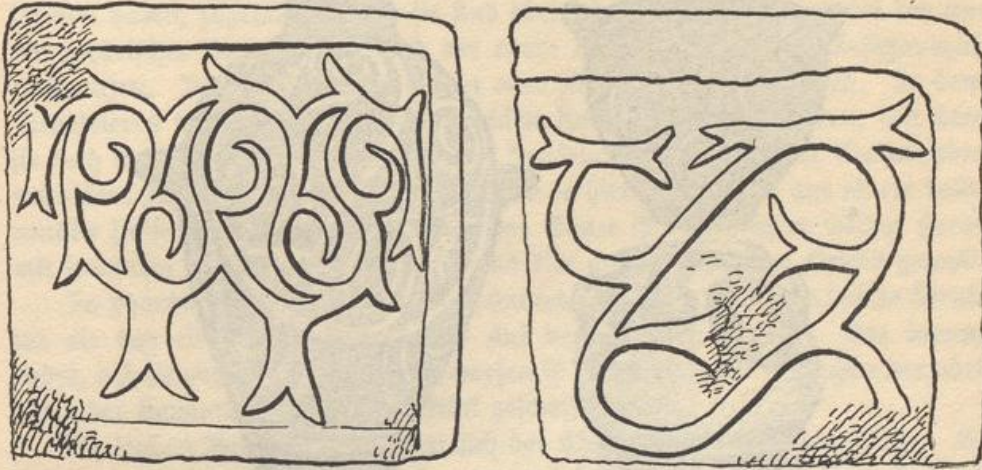


Abb. 61. Verzierte Steinblöcke aus Malta. Nach Zammit.

Neue, erst während des letzten Krieges gemachte Funde zeigen diese Malta-Spiralritik in noch vollendeterer Form. Auf dem Block Abb. 61 a schweben dem Ornamentiker zwei Bäume vor und bestätigen, daß auch die Deckenmalerei Abb. 59 so gemeint ist. Auf dem Block Abb. 61 b sehen wir ein Ziermotiv vollständig, das auf den Gefäßscherben uns immer nur in Teilen überliefert war.

Die Punktfüllung des Grundes läßt sich von Malta über Kreta bis Troja verfolgen. Wie bei manchen Gefäßen in Malta die ganze Fläche durch Schraffierung aufgerauht, belebt wird ²⁾, so geschieht es bei andern durch Eintiefen runder Punkte oder Eindrückens des Fingernagels ³⁾; bei wieder andern werden plastische große Punkte, wie flache Knöpfe, in Reihen gegliedert oder auch wild durcheinander aufgesetzt ⁴⁾. Solche Knöpfe sehen wir zur Füllung des Grundes zwischen anderem Zierat auf einigen Pithoi von Knossos ⁵⁾, in der Kamares-Malerei finden sie sich auf Bändern, um diese stofflich vom Grunde abzuheben ⁶⁾, in Troja auf einer kleinen Tonbüchse (Abb. 136 l m) in derselben Malerei rot auf gelbem Tongrunde, wie sie in Kreta in diesem Stile herrscht. In Malta sind auch ganze Steinflächen der großen Palastbauten mit kleinen eingetieften Punkten bedeckt (vgl. oben Taf. XVIII 2, Altar); offenbar sollte auch hier durch Belebung der Fläche das Stoffliche, Kräftige des Materials zur Geltung gebracht werden.

Dieses Knöpfchenmotiv stammt wieder vom Norden aus der nichtbemalten

¹⁾ Mosso, *Escursioni*, S. 116.

²⁾ *Annals of archaeology and anthropology* III (Liverpool 1910), Taf. II.

³⁾ *Ebd.*, Taf. I. ⁴⁾ *Ebd.*, Taf. V f.

⁵⁾ Evans, *BSA* 1904, S. 12.

⁶⁾ Evans, *BSA* 1902, S. 17—120; 1905, Tafel.

alten thrakischen Keramik von Cernavoda, Craiova, Siebenbürgen (s. unten Abb. 100 a).

Die Hal Safflieni-Keramik ist gelegentlich schon zur Darstellung von Tieren



Abb. 62. Kamaresgefäße aus Kreta. Nach Evans.

fortgeschritten; auf einer Schüssel sind einige Ochsen mit großen geschweiften Hörnern recht unbeholfen eingeritzt, im Stil ähnlich wie später auf Bronze-gürteln des Kaukasus¹⁾.

Auf Kreta hat sich eine ganz ähnliche Entwicklung vollzogen, nur ist sie zu viel eindrucksvollere Kunst gediehen. Die Kamares-Malerei, genannt nach der Örtlichkeit am Fuße des Ida, wo sie zuerst in größerer Menge gefunden ist, stellt diese Entwicklung dar. Ihr Wesen ist nichts anderes als das Lebendigwerden des linearen Ornaments. Das mag die kleine Reihe von Beispielen, die wir abbilden, veranschaulichen. Oben ist schon ein Pithos erwähnt, der in Form und Henkelverteilung dem mit aufgemalten Tragbändern ganz gleich ist (Abb. 62 b). Als Verzierung trägt er zwischen den oberen Henkeln große Kreise, in die je vier Bogen aus Doppellinien eingehängt sind. Bei einem andern oft abgebildeten Exemplar (Abb. 62 c) stehen als Hauptornamente ebenfalls große Kreise zwischen den Henkeln. Sie sind aber statt der vier Bogen-gruppen mit vier Spiralen gefüllt, die miteinander seitliche Verbindung haben. Von der oberen zur unteren läuft querüber noch eine direkte Verbindungslinie. In den Zwickeln zwischen den vier Spiralen wächst jedesmal ein zackiges Blatt, zu dem wohl der Palmfächer Pate gestanden hat, nach außen heraus. In die nach der Mitte zu noch verbleibenden Lücken sind kleine drei- oder vierzackige Sternchen eingestreut.

¹⁾ Annals (Liverpool 1910), Taf. XV. = Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst², S. 351.

Noch einen Schritt weiter führt uns das in seiner höchst reizvollen Verzierung geradezu berühmt gewordene Gefäß Abb. 62 a. Es ist ein zweihenkliger bauchiger Topf. Die Verzierung ist zwischen den Henkeln wieder einheitlich eingelegt, und man erkennt unschwer, daß ihr dieselben vier Spiralen, die wir eben betrachtet haben, zugrunde liegen; sie sind aber zu Kreisen geworden, die sich um ein sphärisches Viereck legen, und der obere Kreis ist durch den Gefäßausguß zerschnitten. In die Kreise sind je vier oder fünf Sternchen geworfen. In dem Mittelviereck haben die Sterne einen dicken Kometenschweif erhalten, mit dem sie nach links rotieren. In den äußeren Zwickeln zwischen den vier Kreisen aber entwickeln sich wieder Palmblätter, nur sind es hier je zwei, die aus einem halbrunden Polsterknoten hervorstechen. Das Ganze ist in lebhafter weißer Farbe mit spärlicher Verwendung von Gelb und Rot auf schwärzlichen Grund gemalt.

So phantastisch diese Verzierung anmutet, so hat sie doch eine festere Struktur als das einfache Spiralgelänge auf dem vorigen Gefäße. Das kommt daher, daß sie von der Mitte aus entworfen ist in der Art, wie in flechtender oder häfelnder Handarbeit ein rundes Stück geschaffen wird.

In solchen Beispielen offenbart sich der Charakter des Kamares-Stiles. Er führt die überkommenen einfach-geometrischen Verzierungen in allerhand pflanzliche Andeutungen hinüber, geht aber nie so weit, das Pflanzliche wirklich naturgetreu darzustellen. Es sind niemals echte Palmwedel, die aus seinen Zwickeln wachsen, sondern immer nur Anklänge an sie, und was die Sternchen mit und ohne Schwänze etwa bedeuten könnten, ist dem Künstler ganz gleichgültig. Das Ganze ist ein Linienspiel, ein netzliches Spiel, das dem Beschauer etwas vorgaukelt, aber nichts zu greifen gibt. Es ist nichts Wirkliches dargestellt und nichts will etwas bedeuten. Alles ist Linie, Rhythmus, Farbe; es ist Musik, nicht Poesie. Dies ätherische Wesen begegnet sich mit vielem in der modernen Kunst und deshalb hat es in unserer Zeit so viel Anklang und begeisterte Bewunderung gefunden. Es hat eine Parallele im Kokozierwerk, wo auch mit vielem gespielt und nichts handgreiflich gegeben wird. Und am verwandtesten wohl ist ihm die „Tierornamentik“ der Völkerwanderungszeit, die mit Köpfen und Füßen und Schwänzen allerhand Liniengelänge lebendig zu machen verspiegelt und dann jedem Deutungsversuche doch gleich wieder ausweicht. Als Gegenstück zu dieser Tierornamentik kann man die Kamares-Malerei eine Pflanzenornamentik nennen.

Der Kamares-Stil ist Kreta eigentümlich. Er hat seine Vorstufen in Malta, aber Kreta hat ihn zur Vollendung gebracht. Nirgend im Norden, Osten oder Süden sind Anzeichen für seine Vorbereitung vorhanden. Wohl aber sind fertige Kamaresstücke nach verschiedenen Richtungen hin gewandert, und besonders wertvoll sind solche Funde in Ägypten geworden, weil sie hier zwischen fest datiertem einheimischen Materiale aufgetreten sind, nämlich in solchem der XII. Dynastie, d. i. der Zeit von 1900—1800 v. Chr.

Fünftes Buch

Ägypten und Etrurien

Die Ägypter

Die Ägypter sind ein hamitisches Volk mit semitischer Sprache. Die Sprache muß von Babylonien oder Ostarabien stammen. Es wird deshalb angenommen, daß in sehr früher vordynastischer Zeit unternehmende Kolonisten von dorther über Nubien eingedrungen sind und dem Nillande ihre Sprache aufgezwungen haben. Erhebliche Übereinstimmungen finden sich auch sonst zwischen der ägyptischen und der babylonischen Kultur: der Sonnenkult, eine Reihe gemeinsamer Gottheiten, die riesige Pyramide als Götter- und Menschengrab, der Glaube an eine Insel der Seligen. Aber auf der anderen Seite erinnert manches an die alte Kultur des westlichen Mittelmeeres und das ihr zugrunde liegende Paläolithikum. Das Land wird ja nicht menschenleer gewesen sein, als die arabischen Kolonisten ankamen; es könnte also von der Urbevölkerung her sich dieser oder jener Zug erhalten haben.

Sreilich sind auf den Ägypten vorgelagerten Inseln und auf dem griechischen Festlande paläolithische Funde bisher nicht aufgetreten. Man hat sich gefragt, ob diese Landstriche in der frühen Zeit etwa tiefer gelegen hätten, vom Meere überdeckt gewesen wären. Aber in Malta und Sizilien treten die Geräte der älteren Steinzeit auf in einer Lage, daß man sieht, das Meer hat damals kaum anders gestanden als heute, und auch in Griechenland sind keine Anzeichen für eine starke Niveauveränderung vorhanden. Es ist also das Land schon dagewesen, aber es wird noch nicht bewohnt gewesen sein, weil es durch Urwald unzugänglich war.

Das Paläolithikum erstreckt sich im Mittelmeere über Sardinien nach Italien, Sizilien und Malta; schon auf Kreta versagt es. Dafür zieht es aber stark fühlbar am Nordsaume von Afrika hin und gelangt so nach Ägypten. In Nordafrika haben wir für jene Zeit mit ganz anderen Boden- und Himmelsverhältnissen zu rechnen als heute. Im Hinterlande von Algier und Tunis liegen auf der Oberfläche der jetzigen Wüste die schönsten Werkzeuge von Acheuléen- und Mousterien-Charakter. Es müssen in jenen Landstrichen damals noch die großen Flüsse lebendig gewesen sein, deren System mit der Mündung in den Busen von Tunis wir heute noch an den toten Adern erkennen können. Auch in neolithischer Zeit sehen wir immer

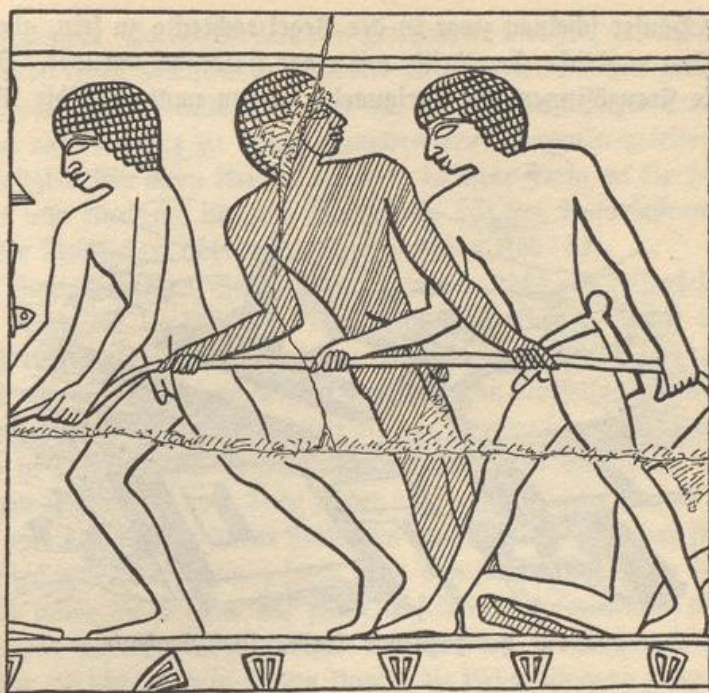


Abb. 63. Männer ein Netz ziehend. Nach L. Curtius.

noch die Kultur von Westeuropa an der afrikanischen Küste ausgebreitet. Leo Frobenius hat zahlreiche Felsbilder gefunden. Dolmen wie die französischen enthalten eine rein Kürbisförmige Keramik¹⁾, und Steinhügel mit einer Kammer oder Kiste darin bergen Höckerbestattungen noch bis in die hellenistische Zeit hinein²⁾. Bei den Kabylen sind noch heute Stengelbecher in religiösem Gebrauche³⁾, und eine geometrisch bemalte Keramik haben die Leute, wie die altkyprische war⁴⁾. Der breite afrikanische Nordrand erscheint geradezu als die Basis der ältesten Kultur des Mittelmeeres.

So kann es nicht wundernehmen, wenn auch Ägypten eine paläolithische Kultur gehabt hat. Höhere Formen hatte schon Seton Karr von dort gebracht, feinere aus verschiedenen Perioden hat Georg Schweinfurth in den Nebentälern des Nil sowie im Hinterlande von Tunis in Menge gesammelt und selbst aufsorgfältigste bestimmt und veröffentlicht⁵⁾. Mit gewichtigen Äußerungen der Kultur knüpft dann auch in der frühen nachdiluvialen Zeit Ägypten an den Westen an. Es bestattet seine Leichen als liegende Höcker, in Felle eingenäht oder in Tonfässer gepfercht, und mit allen Lebensutensilien für das Jenseits ausge-

¹⁾ Muséum Périgueux.

²⁾ L. Frobenius, Prähist. Ztschr. VII, 1915 „Der kleinafrikanische Grabbau“.

³⁾ L'Anthropologie 1899, S. 49.

⁴⁾ Revue d'Ethnogr. et de Sociologie II 1911, Taf. XVII ff.

⁵⁾ Ztschr. f. Ethn. 1907, 137—181.

rüstet. Die Häuser scheinen zwar in der Regel rechteckig zu sein, aber ein paar Modelle haben rundliche Grundrisse mit einer Halbkugel darüber. Die Weiber, feist wie die Französinnen des Aurignacien, gehen nackt, und die Männer tun

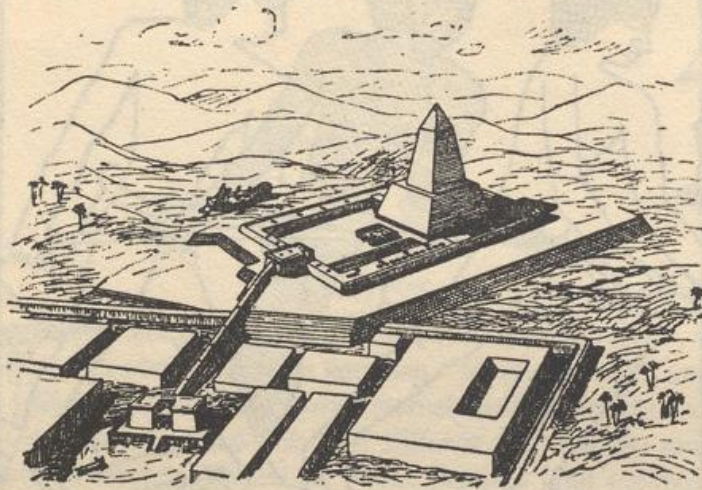


Abb. 64. Heiligtum von Abusir. Nach Borchardt.

es ebenfalls oder haben als einzige Bekleidung einen breiten Bauch- oder Brustgürtel, der noch nichts verdeckt, sondern die empfindlichen Weichteile offenbar nur gegen Stoß oder Hieb schützen soll (Abb. 63), ganz wie es mit den Bauch- und Brustgürteln der Männer im jüngeren Paläolithikum der Fall ist (Taf. IX 3, X 1). Das Haar wird wie im Aurignacien vom Scheitel aus in konzentrischen Ringen angeordnet oder fällt bei den Ohren in schwerer Masse lang herab (oben Taf. X 3 und Abb. 11).

Die Obelisten müssen nach Form und Bedeutung die Nachfolger der westeuropäischen Menhirs sein. Das älteste Sonnenheiligtum in Ägypten, das durch die deutschen Grabungen in Abusir gewonnen ist, besteht nur aus einem großen Obelisten mit dem Kultplatze rings herum (Abb. 64). Noch Plinius sagt, die Obelisten seien *solis numini dicati*, „der Sonnengottheit geweiht“. Dem Menhirgedanken entsprechend werden wir dann auch die ägyptischen Pyramiden als Seelenthronen der Abgeschiedenen auffassen dürfen, ebenso wie es noch die Grabhügel im späteren Altertum waren.

Im Kultus sind die Menschen des Aurignacien, die in demütiger Haltung die eine Hand in Gesichtshöhe erhoben und mit der andern ein Opfer spendend dastehen, in Ägypten gang und gäbe geworden. Wie in Laussel offenbar Verstorbene in dieser Weise an den Höhlenwänden abgebildet sind, so haben sich in Ägypten ganze Totenbücher entwickelt, die darstellen, wie die ins Jenseits gelangten den verschiedenen dort herrschenden Gottheiten ihre Aufwartung zu machen haben.

Die Steinalleen, die im Westen von gangbaren Straßen zu Kultplätzen und Gräbern führen (Abb. 34), sind in Ägypten zu gedeckten Gängen geworden, wie in Abusir¹⁾, oder zu Bilderalleen wie der mit den Widder sphingen von Karnak²⁾, die jedesmal vom Nil aus zu Grabpyramiden oder Tempeln geleiten.

Die Mastabas des alten Reiches erinnern in ihrer Form an die Hünenbetten des Westens und Nordens, in ihrer Einrichtung mit der Opferkammer vor dem Grabe an die künstlichen Höhlen Frankreichs (oben Abb. 32).

Solche Bauten werden nicht geschaffen, wenn nicht ein felsenfester Glaube vorhanden ist an die Wohltat, die man dem Verstorbenen damit erweist, ein Glaube, daß er die Wohltat voll genießen kann, da er fortlebt so frei und so empfänglich wie nur je zuvor hienieden. Der Glaube an ein seliges Jenseits ist dem Westen schon aus seiner paläolithischen Kultur zugewachsen, da er hier so verbreitet und so festgewurzelt ist wie nirgend sonst. Die Grundlage der ganzen altägyptischen Auffassung vom Tode bildet aber jener Glaube an die Verklärung des Toten, an die Befreiung seiner Seele aus dem engen Grabe: daß sie als Vogel herauskommen und in der Sonne sitzen darf, daß sie auffliegt zum Himmel und versetzt wird unter die Sterne, auf selige Inseln³⁾. Es tritt uns dies alles in Ägypten so viel stärker und lebendiger entgegen als in Babylonien, daß man fragen möchte, ob nicht auch in diesem Punkte die Urbevölkerung schon vorbereitet war, als die semitischen Kolonisten vom Osten her eintrafen. Solcher Glaube wird nicht übernommen, der wurzelt tief und wächst aus dem Urgrunde hervor.

In der späteren Zeit hat Ägypten ebenfalls zuweilen starken Anteil genommen an der Kultur des Mittelmeeres. Kamares-Scherben finden sich in der 12. Dynastie und mykenische zur Zeit Amenophis' IV. in Menge. Die Malereien in den Häusern von Amenophis' Königstadt, realistische Darstellungen von Pflanzen mit Tieren dazwischen, sind ganz wie die kretischen, und auch der Kunst, die am Hofe jenes feinsinnigen Königs erblühte, wird man vergeblich den Zusammenhang mit der gleichzeitigen kretischen absprechen. Sie zeigt so viel Empfindung, so viel feinen Nerv, wie die original-ägyptische weder vor- noch nachher je gehabt hat.

Hier und da treten nordische Schwertklingen auf; eine trägt die Königsfartusche von Sethos II., gehört also in das Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr.⁴⁾. Zu Anfang des neuen Reiches können wir einen ganzen Streitwagen, den heute im Museum zu Florenz befindlichen, als Importstück aus nördlichen Gegenden, wahrscheinlich dem Kaukasus, feststellen. Seine Deichsel ist aus Ulme, die Räderfelgen aus Esche und die Speichen sind mit Birkenbast an die Nabe gebunden; ebenso das Deichselende mit solchem Bast umwickelt⁵⁾. Das sind Beziehungen, die man alle noch nicht kannte, als man das Dogma von dem ganz auf sich selbst

¹⁾ Breasted, Geschichte Ägyptens 1910, Abb. 34.

²⁾ Ebd., Abb. 128.

³⁾ Erman, Die ägyptische Religion² (1909), S. 104—110.

⁴⁾ Prähist. Ztschr. IV (1912), S. 233.

⁵⁾ Prähist. Ztschr. IV (1912), S. 447 und Germania XVIII (1934) Heft 4 (Dittmann).

gestellten, aus sich selbst entwickelten Ägypten proklamierte, die heute aber viel Berücksichtigung gefunden haben und von den berufenen Stellen ständig vermehrt werden.

Ein sehr merkwürdiges Kulturstück Ägyptens, das von weittragendem Ein-

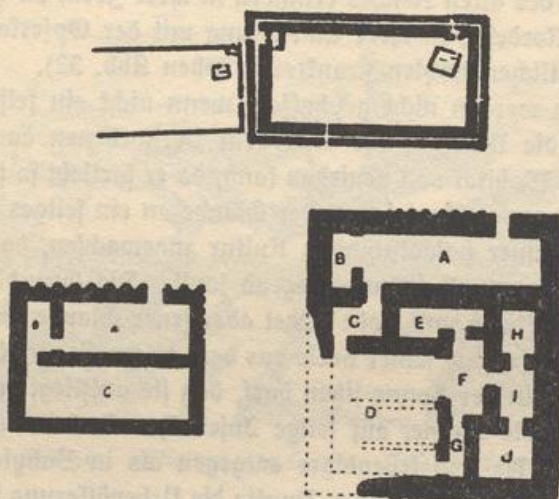


Abb. 65. Die Schlösser von Abydos. 1:5000 und 1:500.

fluß gewesen ist, hat sich in seiner Bedeutung uns erst neuerdings erschlossen. Es ist die Form der ältesten Burgen, die dort auftreten. In der Hieroglyphenschrift ist das Zeichen für „Burg“ ein Rechteck mit einem kleinen Quadrat darin. Dieser Form entsprechen die Burgen, die die Pharaonen bei Vordrängung ihrer Grenze gegen Nubien weit oben am oberen Nil bei Abusir in mehreren Exemplaren angelegt haben und die vor kurzem dort ausgegraben sind. Sie gehören in die sehr frühe Zeit der 2. Dynastie um 3200 v. Chr. Jede Anlage zeigt eine rechteckige Umfassung, die größte von 135 : 78 m, und darin einen kleinen starken Bau, zuweilen auch rechteckig, gewöhnlich aber quadratisch (Abb. 65). Das Ganze wirkt durchaus wie eine normannische Burg mit dem quadratischen Wohnturm, dem donjon im Innern. Und in der Tat sind jene ägyptischen Anlagen die Urväter der 4000 Jahre späteren mittelalterlichen Befestigungen. Sie haben sich zunächst an der afrikanischen Nordküste ausgebreitet. Die Römer haben sie dort fast genau in der alten Form zur Sicherung ihrer Provinzen angelegt. Sie nennen sie turrus und verwenden sie auch wie die Einheimischen zur Sicherung der Gutshöfe. Hannibal kommt von einer solchen turrus aus dem Innern, als er das Schiff besteigen will, um den unaufhörlichen Nachstellungen der Römer zu entgehen. Die Griechen haben denselben Wohnturm schon vielfach verwendet, um Grenzen und Landgüter zu schützen. Xenophon spricht in der Anabasis von der τῦρρις eines Landgutes in der Kaikosebene bei Pergamon, die Mittelpunkt eines kriege-

rischen Abenteurers ist. In einer τύρσις residiert nach Pindar auch Kronos als Herrscher im Jenseitsreiche auf den Inseln der Seligen. P. Kretschmer hat kürzlich festgestellt, daß τύρσις = turris der altmittelländische, „pelasgische“ Name für „Burg“ ist, während die indogermanische, die große Volksburg mit einem Namen genannt wurde, den die Griechen — als erstes Lehnwort — von den Germanen übernommen haben, nämlich mit πύργος = Burg. So nennt Homer das Schiffslager der Griechen vor Troja, das er dann völlig als eine germanische Volksburg mit holzgebauten Wällen beschreibt.

Die Römer haben den Wohnturm auch am Limes verwandt. Von ihnen haben die Franken ihn übernommen — Karls d. Gr. Königshöfe zeigen es stark — und von den Franken die Normannen. In Norddeutschland aber ist er besonders durch die Deutschordensritter und überhaupt durch die ganze Kolonisation des Ostens verbreitet worden. In der westpreussischen Marienburg ist der quadratische Block des Hochschlosses der zum schönsten Kunstbau entwickelte alte Wohnturm. Im altgermanischen Deutschland aber behält der Herrnsitz die angestammte Form bei, das bezeugen die Wartburg, die Feste Koburg und viele hundert andere.

So gehen bis ins Mittelalter hinein die beiden Linien des großen europäischen Dualismus neben- und durcheinander: das südliche „Schloß“ und die nordische „Burg“.

Die Etrusker

Über die Etrusker hat man sich wegen ihrer fremden Sprache und mancherlei wunderlichen Sitten von jeher den Kopf zerbrochen. Griechen und Römern galten sie als ein stammfremdes, barbarisches Volk, so wie die Karer den homerischen Griechen. Herodot behauptet (I 94), sie seien aus Lydien gekommen und zwar 3. J. von König Atys, dem Vater des Lydus, d. h. beträchtlich vor 1200 v. Chr., denn bis dahin nur herrschte die Lydus-Dynastie, und weiterhin folgten die Herakliden (Herod. I 7). Ein zweiter Sohn des Atys, Tyrhenos, habe sie geführt, und nach ihm seien sie Tyrhener genannt worden.

Diese frühe Zeitbestimmung Herodots soll man nicht übersehen; heute berufen sich manche auf ihn, die die Wanderung erst ins 9. Jahrhundert setzen wollen.

Strabo faßt die ganze Überlieferung des Altertums zusammen, indem er das Pelasgertum, dem die Tyrhener immer zugerechnet werden, näher bestimmt. Die Pelasger haben nach ihm (V 2, 4) „als Urvolk überall in Griechenland gesessen“. Besonders hebt er Thessalien hervor mit dem „Pelasgikon argos“, Lesbos, das Pelasgia geheißene habe, ferner Arkadien, die Argolis und Athen, schließlich Lemnos und Imbros. Aus deren Nachbarschaft sei ein Schwarm unter Tyrhenos, des Atys' Sohne, nach Italien gefahren.

Im Widerspruch zu dieser allgemeinen Einwanderungstheorie erklärt Dionys von Halikarnaß (nach Hellanikos, dem Zeitgenossen des Herodot) die Etrusker für autochthon (I 28 ff.), und Livius (V 33, 11) läßt sie von den Alpenvölkern

abstammen: *Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Raetiis.*

In neuerer Zeit hat mit der alten Herodot-Auffassung zuerst Niebuhr gebrochen. Er nahm an, daß die Etrusker vom Norden, von den Alpen her in ihr historisches Land eingewandert seien, denn in den Alpen finden sich etruskische Inschriften und bei Bologna viele Spuren von ihnen. Mommsen und Helbig haben diese These angenommen, und ihnen haben sich s. Z. Deede, Martha, Ed. Meyer angeschlossen. Indes die Alpeninschriften erwiesen sich als sehr jung, erst aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., und auch bei Bologna zeigte sich, daß die Etrusker in den dortigen Kulturschichten erst die letzte Stelle einnehmen. Auf Lemnos fand sich eine Inschrift in fremdartigem Alphabet und dem Etruskischen verwandter Sprache, auch eine gewisse frühe Keramik dieser Gegenden ähnelte der etruskischen; so kehrte man wieder zu Herodot zurück. Surtwängler (*Die antiken Gemmen* III 174) und Gustav Körte (bei Pauly-Wissowa „Etrusker“) führten, und viele andere folgten. Surtwängler nahm das 10., Körte das 8. Jahrhundert für die Einwanderung der Etrusker aus der östlichen Ägäis an. S. v. Duhn und G. Karo möchten die Zeit zwischen 850 und 800 ansetzen. Das letzte Glied dieser Gruppe, S. Schachermeyr, will zwei Einwandererwellen erkennen, die erste 1000—950 mit Bestattung, die zweite um 800 mit Verbrennung¹⁾.

Eine andersartige Auffassung als all diese vertrat schon vor 100 Jahren Otfried Müller in seinem bisher unübertroffenen Buche über die Etrusker. Er hielt sie für „ein Urvolk Italiens“, das allerdings aus der Ägäis Zuwanderungen erfahren habe. Und heute ist v. Wilamowitz, soviel ich sehe als einziger, durch ganz anderes Material zu derselben Überzeugung geführt worden. Auf den Forschungen Wilhelm Schulzes²⁾ fußend, betont er, daß das Etruskische stark auf die italischen Mundarten eingewirkt hat. „Die Orts- und Familiennamen zeigen in Italien weithin etruskisches Gepräge, auch wo wir gar nicht ahnen, wie Etrusker da hätten hinkommen können. Danach ist es gänzlich ausgeschlossen, daß dieses Volk erst im 8. Jahrhundert an der toskanischen Küste erschienen wäre“³⁾. Und an anderer Stelle sagt er über die vielfachen Beziehungen Etruriens zur griechischen Kultur: „Nicht die Etrusker sind im 8. Jahrhundert an der Küste Italiens gelandet und haben sich dann ins Binnenland verbreitet, sondern die Hellenen sind gekommen, und die Etrusker haben ihre Kultur aufgenommen“⁴⁾. Zu dem gleichen Ergebnis kommt soeben (1934) in einer umfassenden Arbeit über die etruskischen Gräber Ake Akerström. Er meint: „daß die Etrusker etwa als eine ganze Nation in Etrurien eingedrungen seien, glaubt heute wohl niemand“⁵⁾.

¹⁾ W. Schulze, *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen*. Abh. d. Göttg. Ges. d. Wiss. V 2, 1904.

²⁾ v. Wilamowitz, *Staat und Gesellschaft der Griechen* 1910, S. 11 u. 12.

³⁾ S. Schachermeyr, *Etruskische Frühgeschichte* 1929, S. 159.

⁴⁾ *Lit. Central-Blatt*, 1906, 262.

⁵⁾ A. Akerström, *Studien über die etruskischen Gräber*, Upsala 1934, S. 190.

Die Frage ist nur im Rahmen der Vorgeschichte des ganzen Mittelmeeres, ja noch unter Hinzuziehung des donauländischen Kreises zu lösen, aber ich will gleich sagen, daß ich auf Grund dieses wiederum ganz andersartigen Materials ziemlich genau auf den Standpunkt von O. Müller und v. Wilamowitz gelange.

Im Mittelmeere besteht eine Urverwandtschaft von Spanien über Italien, Griechenland bis nach Südrußland und dem Kaukasus hin. Die Archäologie kann sie reichlich belegen und gibt damit den Griechen recht, wenn sie aus weitverbreiteter Volksüberlieferung ein einheitliches Urvolk, das sie Pelasger nannten, bis weit nach dem Westen hin annahmen. Aber auch sprachlich zeigen sich immer mehr Zusammenhänge. Es ist darauf hingewiesen, daß das etruskische Cortona dem kretischen Gortyn entspricht, daß Vertumnus, Clitumnus, Dolumnius an Methymna und Lepethymnos auf Lesbos anklingen, daß der homerische Name Same für eine der Nachbarinseln von Ithaka in der Ägäis als Samos und Samothrake wiederkehrt. Mit dem etruskischen Zahlwort *huθ* (= 4?) hat P. Kretschmer neuerdings den Namen der altattischen Tetrapolis Ὑττηνία erklärt.

Im Namen der Etrusker steckt der Stamm turs. Turskum numen sagen die Umbrier für etruscum nomen. Die Griechen haben Τυρσηνοί daraus gemacht und dabei an τύρσις, turris, gedacht, an Leute, die auf hohen Felsen wohnen. Sich selbst nannten die Etrusker aber Rasena, wie Dionys (I 30) überliefert.

Es gibt nun einen historischen Hinweis, daß die Etrusker schon viele Jahrhunderte vor 800 in ihrem Lande gesessen haben. In ägyptischen Inschriften werden unter den Seevölkern, die im 13. Jahrhundert Einfälle ins Nilland machen, Turscha, Schardana und Schefelesch genannt. Das sind offenbar die nahe beieinander wohnenden Etrusker, Sardinier und Sifuler, wie verständigerweise auch zumeist angenommen ist (Max Müller, Ed. Meyer 1893, J. H. Breasted). In welche Verlegenheit man kommt, wenn man hiervon abgeht, zeigt der neueste Versuch¹⁾, der die Turscha für die Leute der nur einmal erwähnten Stadt Tyrcha in Lydien halten will, die Schardana für die von Sardes — was an Shafespeares „Küste von Böhmen“ erinnert — und die Schefelesch für die des ebenfalls sehr binnenländischen Sagalassos in Pisidien, von dem Strabo und Ptolemäus schon nicht mehr wußten, wo es gelegen hatte. Die Schardana tragen auf ägyptischen Reliefs auch einen ähnlichen Hörnerhelm wie die kleinen Kriegerfiguren von Sardinien (oben Abb. 45a).

Im übrigen müssen wir die Archäologie sprechen lassen.

In Italien dauert der Zustand der Steinzeit in vielen Gegenden lange fort, so daß die Rundhütten mit Kürbiskeramik, die Hoöerbestattung noch in die Kupfer- und Bronzezeit reichen. In der Kupferzeit sind die Gräber in der Emilia flache Mulden, in Etrurien natürliche Höhlen, in Latium in den Fels gehauene Kammern.

In Süditalien — Apulien und Sizilien — ist schon in der Steinzeit eine Welle

¹⁾ W. Weber in dem sonst ausgezeichneten Aufsätze: „Die Staaten des Mittelmeeres in der Frühzeit des Griechentums“. 1925, 44 f.

mit bemalter Keramik von der Balkanhalbinsel herübergekommen, die wir ohne Frage als indogermanisch anzusprechen haben. Ihre Ornamente sind rein textil. Aber bald darauf kommt die Spiralverzierung nach: auf Gefäße geritzt, an Decken gemalt, auf Steinblöcke gehauen (Malta).

In Norditalien macht sich von der frühesten Bronzezeit an ein Eindringen über die Ostalpen von der ungarischen Donau her (Dolja Dolina) bemerkbar, die Pfahlbauten bringt mit befestigten Siedlungen und eine nördlich beeinflusste Keramik. Die neue Bevölkerung rottet aber die alte nicht aus; deren Siedlungen bestehen weiter und enthalten z. T. die neue Keramik (mit Mondhenkeln), z. T. auch die geritzte mit Bogenbändern und Spiralen vom Balkan. Diese Dolutenkeramik ist von Bologna über Imola nach Süden durch die Abruzzen bis Salerno und zurück nach Bari zu verfolgen (oben Abb. 54 und 57).

Nach Etrurien ist von alledem nichts gedrungen, nicht die bemalte Keramik des Südens, nicht die Spiralen oder Mondhenkel von der Donau. Es ist auf der gemeinitalischen Bronzestufe geblieben und zeichnet sich nur aus durch das Auftreten von großen kegelförmigen Zinnknöpfen mit V-Bohrung¹⁾, zu einer Zeit, wo Zinn nur erst in England, Frankreich und Spanien geholt wird. Es scheint also mehr als das übrige Italien einen Westhandel getrieben zu haben und war durch den Apennin so geschützt, daß es von den verschiedenen Nord- und Osteinflüssen nicht berührt wurde. Es blieb also altmitteländisch — „pelasgisch“ würden die Griechen sagen —, während rings umher das Indogermanentum sich immer mehr ausbreitete.

Dann kommt aber die Villanova-Kultur. Sie hat sich nicht einfach bei den Pfahlbauleuten entwickelt, sondern ist durch immer neue Nachschübe von der Donau her zu erklären, denn sie hängt an neuen Säden, die bis nach Südrußland und dem Kaukasus zurückreichen. Diese Villanova-Kultur — leicht zu erkennen an einer großen Kropfurne, an Schlangenfibern, an kleinen konzentrischen Kreisen und der Neigung zur Tierornamentik²⁾ — hat sich sehr weit in Italien verbreitet. Mit Recht nimmt heute nach Pigorini alle Welt an, daß in den Villanova-Leuten die „Italiker“ zu erkennen sind, die die Indogermanisierung Italiens bei den Latinern, Oskern, Messapiern vollendet haben. Der Villanova-Kultur gehören auch die vorromulischen Gräber auf dem römischen Forum an. Aber man darf nicht ihr allein die Indogermanisierung zuschreiben und die vorausgegangenen Einströmungen darüber vergessen.

Diese Villanova-Kultur hat nun auch den größten Teil von Etrurien überschwemmt — mit Ausnahme des Gebirgslandes um den Monte Ammiata, den höchsten und, wie es scheint, altheiligen Berg der Etrusker (1700 m). Die Villanova-Leute bringen die Leichenverbrennung mit. Aber in Etrurien wird die Verbrennung unter dieser neuen Kultur doch keineswegs allgemein. Es gibt reich

¹⁾ Von Monte Bradoni b. Volterra (Bull. Pal. Ital. 25. 301.)

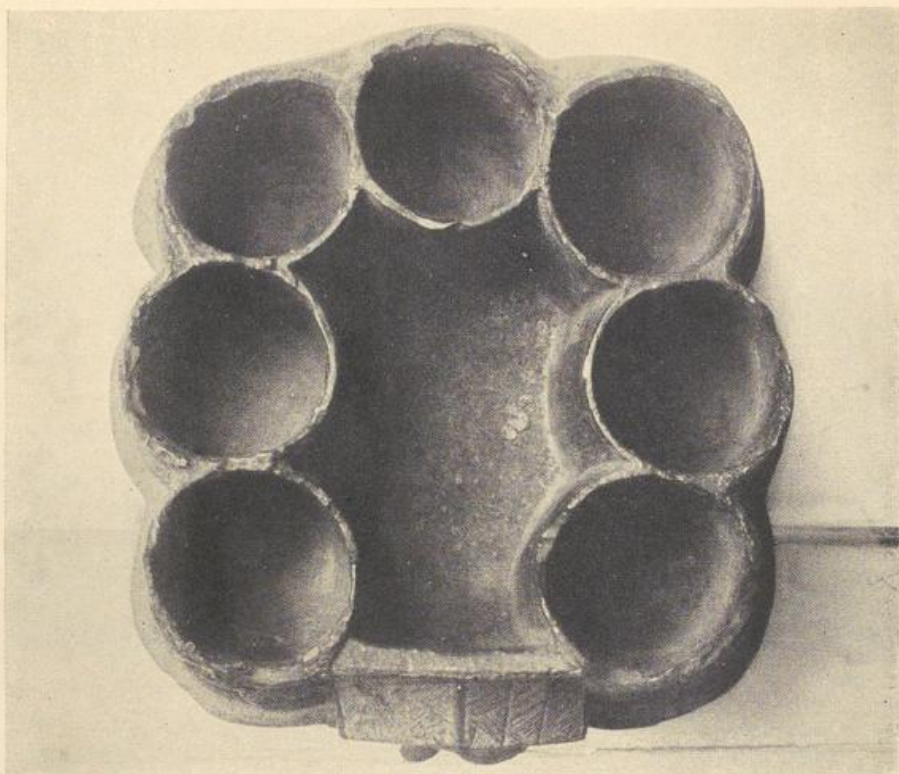
²⁾ Siehe unten Abb. 166.



Menhir bei Kerlesfan, Bretagne



Steinallee bei Erdeven, Bretagne



Hausmodell von Melos, um 2000 v. Chr. Original in München. $\frac{4}{7}$.

Die Etrusker

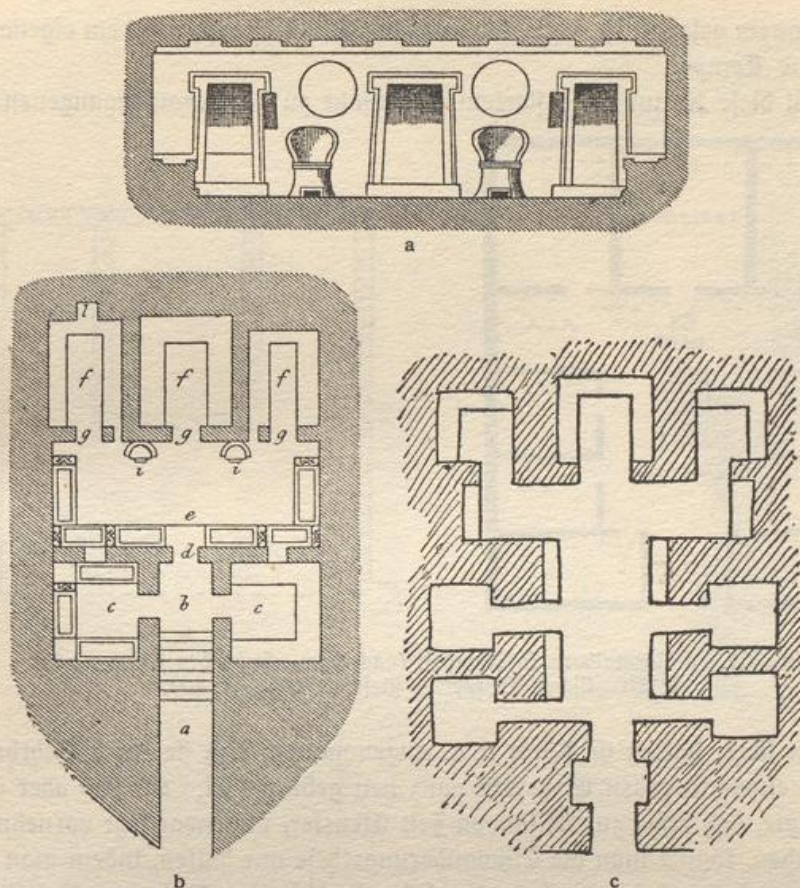


Abb. 66. Gräber. a, b Grab delle sedie in Caere.
c Dolumniergrab bei Perugia.

ausgestattete Gräber, die man, wie v. Duhn sagt ¹⁾, für rein villanovisch halten würde, wenn nicht das eine Moment der Bestattung wäre. Auch finden sich in villanovischen Brandgräbern Gefäße mit eingeritzten etruskischen Inschriften oder über ihnen Kriegergestalten mit etruskischer Umschrift. Etrusker sind also die Inhaber von Brand- wie von Bestattungsgräbern; sie haben die fremde Kultur fast restlos angenommen. Die Villanova-Kultur ist aber nach 150 oder 200 Jahren, um 750 oder 700 v. Chr. in Italien erloschen, und es ist dann in Etrurien die eigentliche klassische etruskische Kultur aufgewachsen: mit der schwarzen reliefgeschmückten Buchero-Keramik, mit den vielräumigen Felsengräbern oder den einfacheren Gewölbegräbern, mit den reichen Malereien, die den Totenkult und die Freuden des Jenseits darstellen, mit den großen Sarkophagen und kleinen Aschenkisten, auf denen jedesmal der Verstorbene mit einer Opferchale in der

¹⁾ In Eberts Reallexikon unter „Etrusker“.

9 Schuchhardt, Mitteleuropa. 3. Aufl.

Hand bequem gelagert ist, schließlich, was das Wichtigste ist, mit dem eigenartigen Haus und Tempel.

Weil diese Kultur in so starkem Gegensatz zu der vorausgegangenen villa-

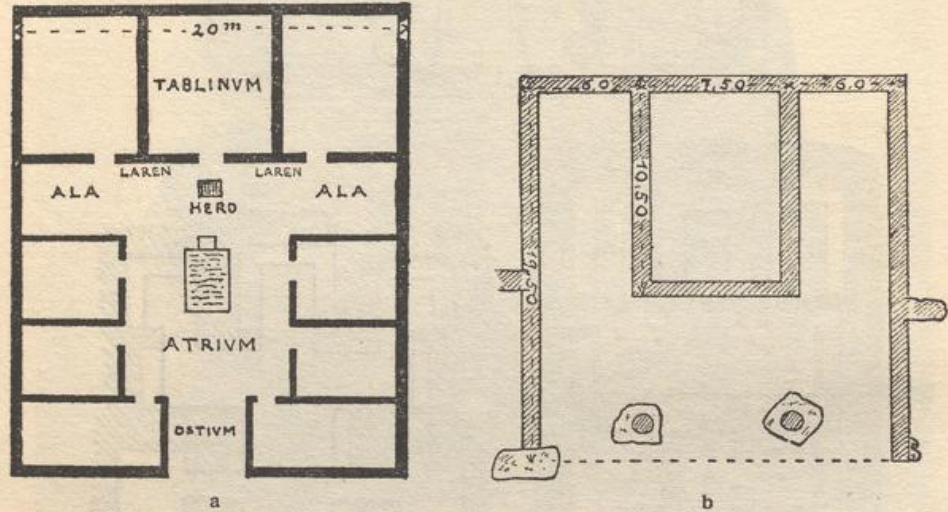


Abb. 67. a Normalhaus in Pompeji (nach dem „Haus des Chirurgen“).
b Etruskischer Tempel in Siesole. Beide 1:400.

novischen steht, hatten G. Körte u. a. angenommen, daß sie im 8. Jahrhundert von den einwandernden Etruskern ganz neu gebracht sei. Als sich aber immer mehr zeigte, daß schon zur Villanova-Zeit Etrusker, und zwar sehr vornehme, im Lande saßen, konnte man die Einwanderungstheorie nur halten, indem man sagte: die Etrusker haben bei ihrer Ankunft sich der herrschenden Villanova-Kultur sofort vollständig anbequemt und nur ihre Bestattungsform hier und da beibehalten. Erst nach dem Abflauen jener Kultur haben sie ihr wahres Antlitz enthüllt.

Sehr viel einfacher ist die Annahme, daß die Etrusker hier zum ersten Male eine von außen hereingetragene Kulturmode mitmachten, ohne doch das Wesentliche ihrer angestammten Eigentümlichkeiten aufzugeben; denn was nun weiterhin in der klassischen Etrusker-Kultur auftritt, deutet gar nicht auf eine Einwanderung vom Osten, sondern vielmehr auf uralte Verwurzelung mit dem Westen. Und sie haben ja auch ihre alte Sprache behalten, sind also tatsächlich nicht indogermanisiert worden! Die Villanova-Kultur hat diese große Befehung bei ihnen nicht bewirken können.

Das Markanteste ist die Symphonie von Grab, Haus und Tempel. Das Atriumgrab (tomba con atrio) herrscht im klassischen Etrurien so sehr, wie man es aus den spärlich veröffentlichten Grundrissen gar nicht ahnt. Bei Chiusi, Perugia, Corneto, überall tritt es einem, oft in Prachtexemplaren, wie dem berühmten Volumniergrabe, entgegen (Abb. 66c). Diese große vornehme Grabform gibt es in der Ägäis und an der Küste von Kleinasien und Syrien gar nicht. Wir sehen dort

nur das einfache Höferschachtgrab oder einräumige Selsgrab und darauf die mykenische Tholos. In Westeuropa aber ist das Atriumgrab ganz allgemein, von Spanien bis nach Irland hinauf, in Sardinien, Sizilien und Malta die Menge!

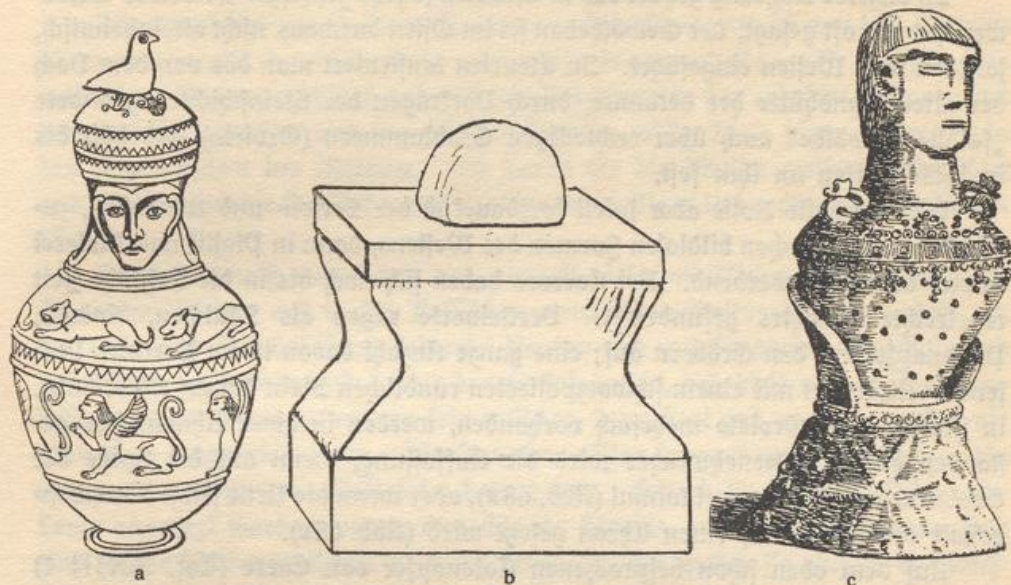


Abb. 68. Urne mit Vogel, Altar mit Stein, Urne in Menschenform auf Sessel.
Nach Dennis, Museum Florenz, v. Duhn.

In Etrurien steht neben dem Grabe sodann das gleichdisponierte Haus (Abb. 67a). Die Mittelhalle, das Atrium, ist der Empfangsraum, um den sich die Wohnräume im Hufeisen lagern; und geradeaus in der Mitte ist der Hauptraum, das tablinum, vor dessen Eingang rechts und links sich die Ahnennischen befinden. Es ist dieselbe Stelle, an der schon in den Malta-Gräbern die Kultnischen angebracht waren, und an derselben Stelle stehen im etruskischen Selsengrabe, z. B. dem von Caere (Abb. 66a b), die Sessel, auf denen die Geister der Verstorbenen thronend gedacht wurden, die menschengestaltigen Urnen standen.

Das Atrium ist der alte offene Hof, um den sich beim Melos-Modell (Taf. XVII) die Rundhütten gruppierten. Das Impluvium hält immer noch das Dach ein Stück weit offen.

Der Name atrium ist keineswegs indogermanisch und von ater „schwarz“ abzuleiten, weil der Raum die verräucherte Halle gewesen wäre, sondern er ist etruskisch, hat seine Schwester in der von Etruskern angelegten Kolonie Hatria an der Pomündung und dem Namen des großen Adriatischen Meeres. Auch in Velatri (Velletri) ist er zu erkennen. Vielleicht hat er „Hof“ oder „Hafen“ bedeutet.

Drittens der Tempel! Sein reinstes Grundriß scheint jetzt in Siesole oberhalb Florenz aufgedeckt zu sein (Abb. 67b): ein Quadrat mit zwei Säulen vorn zwischen

9*

den Anten und dem Kultraum in der Mitte des Hintergrundes — wieder dem Hauptraum im Hause, dem tablinum, entsprechend. Auf diesen quadratischen Tempel werden wir weiterhin noch verschiedentlich zurückkommen.

In dieselbe Richtung gehört das in Etrurien so sehr gepflegte Gewölbe. Kolde-
wey hat mir oft gesagt, der Gewölbebau sei im Osten durchaus nicht alteinheimisch,
sondern vom Westen eingeführt. In Etrurien konstruiert man das von dem Dach
der alten Rundhütte her bekannte, durch Vorkragen der Steinschichten gebildete
„falsche Gewölbe“ auch über rechteckigen Grabkammern (Orvieto) und hält bis
in späte Zeiten an ihm fest.

Die wichtigste Rolle aber spielt fortdauernd der Seelen- und Ahnenkult, zu-
nächst in den einfachen bildlosen Formen des Westens, dann in Plastik und Malerei
immer deutlicher werdend. Bei Carrara haben sich noch bis in die klassische Zeit
regelrechte Menhirs gefunden¹⁾. Verkleinerte ragen als Säulchen, Knäufe,
Pinienapfel auf den Gräbern auf; eine ganze Anzahl davon ist im Berliner Mu-
seum. Altärchen mit einem schwarzpolierten rundlichen Stein darauf (Abb. 68b),
in Florenz und Orvieto mehrfach vorhanden, werden in einer Ahnennische ge-
standen haben. Vernehmlicher wird die Auffassung, wenn auf die Spitze der
Graburne der Seelenvogel kommt (Abb. 68a), oder wenn die Urne selbst Menschen-
gestalt erhält und auf einen Thron gesetzt wird (Abb. 68c).

Auf dem oben schon besprochenen Totenopfer von Caere (Taf. XXIII 1)
steht auf dem hinteren Rande des Altars eine Säule mit Auflager, dahinter trägt
ein Flügelwesen die Seele des Verstorbenen in die Lüfte, ganz ähnlich wie auf
dem Harpyienmonument von Xanthos in Karien (unten Abb. 155).

Auf dem bekannten bemalten Sarkophage von Hagia Triada auf Kreta ist an
den Schmalseiten jedesmal das verstorbene Ehepaar dargestellt, wie es auf einem
zweispännigen Wagen ins Jenseits fährt (Taf. XX rechts). In Etrurien ist
solches Fahren oder Reiten auf dem letzten Wege sehr gewöhnlich. Die Äschen-
kisten haben das Bild häufig, während es in Griechenland kaum nachweisbar ist.
Bei den Etruskern geht in dieser Szene häufig der Todesdämon voraus oder hinter-
her oder führt auch das Pferd am Zügel. Er trägt ein Doppelbeil, das aus Kreta
bekannte alte Symbol der Herrscherwürde (Taf. XXIII 2). Ebenso werden in
Etrurien öfter kleine bronzene Boote im Grabe gefunden, entsprechend der „Boot-
fahrt ins Jenseits“, die auch der Darbringung eines solchen Fahrzeugs auf dem
kretischen Sarkophage (Taf. XX) zugrunde liegt.

In Beziehung zum Seelenkult stehen die meisten der Bilder, die in Relief
an den Sockeln der Grabsäulen oder in Malerei an den Wänden der Grabkammern
angebracht sind. Sie sollen dem Verstorbenen zeigen, wie sehr man ihn bei seinem
Ableben geehrt hat, wie man auch ferner ihn durch regelmäßige Spenden ver-
sorgen wird, welche Freuden ihn im Jenseits mit Gelagen und Tanz und Gesang

¹⁾ Bull. Pal. It., 1909, Taf. 3.

erwarten. Und auf dem Sarkophag und der Aschenkiste ist regelmäßig der oder die Verstorbene gelagert in ihrer fülligen Leiblichkeit und Behaglichkeit mit der Schale zum Trinken und Spenden in der Hand, — ein Bild der aufs Jenseits übertragenen, sehr materiellen etruskischen Auffassung.

Der etruskische Lar, der als Ahnherr verehrte Hausgeist, ist von den Römern übernommen und in vielen kleinen Bronze-figürchen erhalten. Er hat sein Gewand zum Opfern geschürzt und hält ein Trinkhorn in der erhobenen Hand, aus dem er selbst genießt und den Göttern Spenden will. Diese Figuren standen in den Ahnennischen des Atriums. Die Laren als die Mittler zwischen Menschen und Göttern sind die Vorläufer und Urväter der Heiligen in der römisch-katholischen Kirche.

Es ist ja gewiß auffallend, daß uns all diese mit Westeuropa verknüpften Eigentümlichkeiten erst in der klassischen etruskischen Kultur begegnen, daß vor der Villanova-Zeit bei ihnen keinerlei Bauten wie auf Sardinien, den Balearen und Malta entstanden sind. Aber daraus folgt nicht, daß diese neuen Eigentümlichkeiten vom Osten gekommen sein müßten, denn dort gab es sie entweder nie oder schon lange nicht mehr. Die Etrüster müssen lange Zeit sehr einfach gelebt und aus vergänglichem Material gebaut haben. Erst als sie durch die Villanova-Leute angeregt worden waren, erwachte ihr Ehrgeiz. Es war das erstemal, daß eine höhere Kultur zu ihnen ins Land kam. Dabei behalten sie aber in den wichtigen nationalen Dingen, der Haus-, Grab- und Tempelanlage die alten Formen bei, in dem beweglichen Hausrat lassen sie sich vom Fremden beeinflussen: die großen Gefäßformen stammen größtenteils von den korinthischen, nur in den kleinen, wie den Stengelbechern und Pokalen, setzen sie die alte heimische Übung fort.

Wenn man heute durch Etrurien wandert, fällt einem auf, wie die Hälfte der Bevölkerung noch an die pingues et obesi Etrusci erinnert, mit ihrem schwammigen Körper, dem kurzen, dicken Hals und großen Rundkopf. Man sagt sich, daß sie der alpinen Rasse nahestehe, wenn sie auch braunere Haut und gebogenere Nasen haben. Und ganz dasselbe hat schon Livius gesagt (V 33. 11): die Etrüster stammten von den Alpenvölkern und seien besonders den Rättern verwandt, wenn das auch nur am Klang der Sprache — und auch hier nur schwach, da sie im Norden verbauert sei — sich bemerkbar mache. Man hat diesen Hinweis schon öfter verfolgt, auch den Namen Rasena, mit dem die Etrüster selbst sich nannten, in den Alpen gesucht, aber bisher vergeblich. Jetzt bringt der quadratische etruskische Tempel ein neues Moment. Derselbe Tempel mit dem Heiligsten in der Mitte oder im Hintergrunde findet sich vielfach bei den Kelten in Bayern und Württemberg und von da übertragen im Rheinland und in Frankreich¹⁾. Die Etrüster werden wohl nach dem Norden, zum Alpenlande ihren alten körperlichen

¹⁾ Wie derselbe slavische Tempel in Arkona auf Rügen damit zusammenhängt, s. unten im Kapitel „Slaven“.

Zusammenhang haben. Aber die Völkerbewegung, die dem zugrunde liegt, hat sich vor aller historischen Zeit in den ersten Schiebungen nach dem Abschmelzen des Eises vollzogen.

So haben wir, meine ich, die Etrusker als den Rest eines alten Mittelmeervolkes zu betrachten, das bei aller Empfänglichkeit für fremde Einflüsse doch den Kern seines Wesens bewahrt und als einziges in Italien seine vorindogermanische Mittelmeer Sprache bis in die römische Zeit festgehalten hat.

Sechstes Buch

Der nordische Kreis

Anfänge

Norddeutschland und Skandinavien waren von den verschiedenen Eiszeiten heimgesucht, als in Westeuropa die paläolithische Kultur blühte. Nur wenige und nicht einmal ganz sichere Spuren menschlichen Lebens während der Zwischeniszeiten sind hier bisher aufgetreten, ein paar Feuersteinwerkzeuge von Acheuléenformen in Mecklenburg (Wustrow-Niehagen), eine Harde aus Rothirschgeweih bei Prenzlau und dergleichen. Erst mit dem endgültigen Rückzuge der Gletscher sehen wir eine volle Kultur erblühen in Feuerstein- und Knochenwerkzeugen, den ersten Tongefäßen und allmählich auch Haus- und Grabbauten.

Woher sind die Siedler gekommen, die sich nun in die frei werdenden neuen Gebiete vorschoben? Wahrscheinlich doch aus den nächstangrenzenden südlichen Landstrichen, also in Nordwestdeutschland vom Niederrhein, dessen Gebiet nie vereist war, und weiter östlich aus den Harzgegenden, aus Thüringen und Sachsen. Diese naturgemäße Annahme wird bestätigt durch mannigfache Beziehungen, die sich gerade anfänglich zwischen den Kulturen südlich und nördlich der alten Eisgrenze kundgeben. Die Messer und Pfeilspitzen aus Feuerstein, die Harpunen, Angelhaken und „Kommandostäbe“ (Kl.-Machnow) aus Knochen oder Horn setzen durchaus das westeuropäische Paläolithikum fort. So alte Keramik, wie die aus den Köfenmöddingern, kennen wir zwar aus Westeuropa bisher gar nicht, aber der Stil der dort nachher auftretenden, mit seinen geschweiften Formen und seiner Ornamentlosigkeit, der Michelsberger „Lederstil“, ist völlig der der Köfenmöddingertöpfe.

Merkwürdigerweise stehen gerade die ältesten Erscheinungen des Nordens, die unbedingt Beziehungen zum Westen haben, für unser heutiges Auge isoliert, so daß man zweifeln könnte, auf welchem Wege sie je mit Frankreich oder England verbunden gewesen sein sollen. Es ist aber zu bedenken, daß gleich nach der letzten Eiszeit starke Küstenveränderungen an der Nord- und Ostsee vor sich gegangen sind, daß zeitweise Schleswig-Holstein und Mecklenburg über Dänemark mit Schweden zusammengehungen und damals auch Holland sich weit über seinen heutigen Saum in die Nordsee vorgestreckt hat, und daß dann wieder eine Land-

senkung erfolgt ist, die dem Meere zu seinem heutigen Herrschaftsbereiche verhalf. Zur Zeit jener großen Landausdehnung müssen schon die ersten Einwirkungen an der Küste entlang nach dem Norden gelangt sein, so daß die Zwischenglieder nun mit dem versunkenen Lande im Meere begraben liegen.

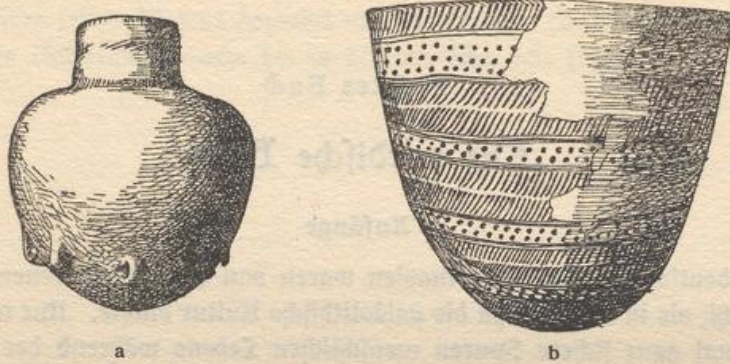


Abb. 69. a Amphora aus Rügen. Berliner Museum. $\frac{1}{6}$. b Kübel aus Sinnland. Nach Hackmann. $\frac{1}{6}$.

So wird sich eine eigenartige Kultur erklären, die im mittleren Norwegen und Schweden, in Finnland und in Ostpreußen auftritt, und die man die arktische Steinzeit nennt ¹⁾. Sie führt Speerspitzen und gebogene Messer aus Schiefer und spitznackige Beile aus Grünstein. Die Speerspitzen sind häufig verziert mit Motiven, die schon im französischen Magdalénien beliebt waren; vor allem das Zickzackband kehrt immer wieder. In der Keramik herrscht der westeuropäische Ledernapf mit Zonenverzierung in sehr großem Format, hier „Kammeramik“ genannt, und daneben die oben eingeschnürte Amphora mit Schnurösen um den Unterteil (Abb. 69 b a). Bei Wisflauten (Crang) am Kurischen Haff ist ein neolithisches Höckergrab gefunden mit der charakteristischen westlichen Armschutzplatte darin (Preussia-Museum). Gewiß dürfen auch die merkwürdigen Hufeisenhäuser von Meinsdorf b. Plön (unten Abb. 72) unter den westeuropäischen Einfluß gerechnet werden. Besonders auffällig sind, weil sonst im nordischen Kreise ganz unerhört, die häufigen Tier- und Menschendarstellungen. Rentiere sind in den Fels gemeißelt, Bären, Pferde, Elche aus Bernstein und Schiefer geschnitten. Von diesen auch im deutschen Osten auftretenden Bernsteinfiguren ist das große Pferd aus Woldenberg (Neumark) eines der besten Stücke und daneben der große Eber von Driesen (Abb. 70 a b), beide im Berliner Museum. Es kommen auch primitive Menschenfiguren vor und noch die Vorstufen dazu, Formen wie die thessalischen und einfachsten trojanischen Idole (oben Abb. 48—50). Noch in der Bronzezeit hat im Norden diese alte westische Bildfreudigkeit fortgelebt in den vielen Fels-

¹⁾ Das hat zuerst Kossinna (Mannus I 1909) richtig erkannt, während man vorher diese Kultur den Lappen zuschreiben oder sie aus Rußland herleiten wollte.

Grabbau

zeichnungen von Bohuslän, die sich mit Schiffahrt, Kriegstaten, Ackerbau beschäftigten.

Erst nach und nach macht sich der Norden selbständig, indem er sich auf die eigenartigen Bedingungen seiner Natur besinnt, und es ist dann eine bestimmte Grenze zwischen dem nordischen und dem westeuropäischen Kreise erkennbar. Sie läuft von der Zuidersee durch die Provinz Overijssel auf Münster zu und markiert sich sowohl in den Grabanlagen wie in den Geräten und der Keramik¹⁾.

Grabbau

Die großen Steingräber (Megalithgräber, Hünenbetten) des Nordens zeigen im ganzen einen einheitlichen Typus, wenn auch im einzelnen Zeit und Raum sie zu dieser oder jener Sonderentwicklung geführt haben. Sie sind Aufbauten auf dem natürlichen Boden. Aus gespaltenen Findlingen sind die Wände einer rechteckigen Kammer errichtet, flache Decksteine aufgelegt und ein Hügel darübergeschüttet. Die älteren Gräber sind kleine Kammern, die höchstens zehn Leichen bargen, ohne Zugang, mit einem runden Hügel darüber (Dolmen), die jüngeren große Kammern, die bis zu 100 Leichen enthalten und einen seitlichen Ausgang haben, das Ganze überdeckt von einem langrechteckigen Hügel von gelegentlich 100 und mehr Metern Länge (Langbetten oder Ganggräber). Zuweilen sind in einem solchen langen Hügel auch mehrere Kammern eingebaut, und wo sich etwa gar keine finden will, ist damit zu rechnen, daß sie aus Holz hergestellt war und vergangen ist. So fand ich es in deutlichen Spuren in dem Langbett von Tofterglope bei Hijaeder. Die alte Form und Bedeutung der Anlagen tritt am klarsten zutage in den schön erhaltenen vier Hünenbetten bei Grundoldendorf, Kreis Stade (Abb. 71 a). Hier zeigte sich bei meiner Ausgrabung 1905, daß die Steine der Umhegung, die gewöhnlich als Bannkreis des Grabes aufgefaßt werden, ursprünglich als Stützwand den Hügel umgeben haben. Denn diejenigen von ihnen, die frühzeitig umgefallen sind, liegen mit ihrer flachen Frontseite auf der alten Bodenfläche (s. den Durchschnitt Abb. 71 c). Was sich von der Hügelmasse über sie gelegt hat, ist erst nachher, als die ganze Stützwand sich lockerte, durch die Lücken herausgeflossen. Aus der Kammer führte ein Gang zu der Umhegung. Er war gebaut, wie die Kammer selbst, mit Trag- und Decksteinen und Pflaster. Wo er auf die Umhegung stieß, wurde er von einem ihrer Steine verschlossen. So konnte man durch Wegwälzung dieses einen Steines sich jederzeit ebenen Zutritt zu der Kammer verschaffen und sie leicht zu neuen Bestattungen benutzen. Zur Erklärung des langgestreckten Hügels aber ergaben sich bei Grundoldendorf ebenfalls wichtige neue Anhalte. Man hatte ihn bisher als bloßen Schutz der Grabkammer betrachtet. Dann wäre aber die langgestreckte

¹⁾ Nils Aberg, Die Steinzeit in den Niederlanden 1916, S. 6.

Form von 50: 10 oder 12 m über nur einer Kammer, wie sie in Grundoldendorf viermal auftritt, nicht zu verstehen. Die Ausgrabung in diesem Hügel stieß nun, an den verschiedensten Stellen, auf ein Pflaster von etwa 2: 1 m Fläche,

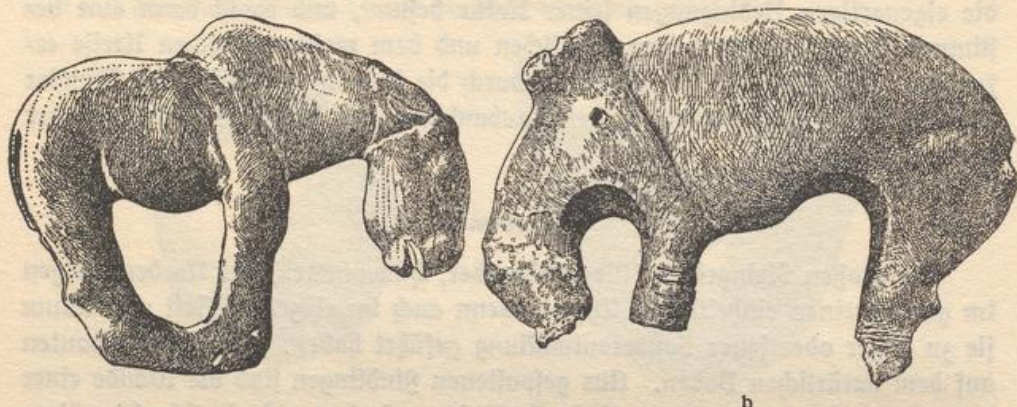


Abb. 70. Bernstein-Tiere. a Pferd von Woldenberg (Neumark).
b Eber von Driesen. Beide $\frac{1}{2}$.

wie hergerichtet zur Bettung einer Leiche. Ähnliches ist auch früher gelegentlich in Dänemark (Nysted, Laaland)¹⁾ und beim Sieverner Bülzenbett beobachtet worden. Diese Pflaster, obgleich auf ihnen in der Regel gar nichts, nur hier und da ein Feuersteingerät gefunden wird, haben offenbar einfache Bestattungen getragen, und damit erklärt sich die ganze Form der Langgräber. Die Steinkammer war das Mausoleum für eine vornehme Familie, der übrige Hügel für die gewöhnlichen Sterblichen ihres Anhanges bestimmt. Von den Anlagen in Grundoldendorf reichte scheinbar jede für eine Generation. Die folgende legte ein neues Grabfeld in der Linie des ersten an und die dritte und vierte wieder eines. Der einfache Plan dieses Grabfeldes zeigt die Selbsthaftigkeit eines vornehmen Geschlechts und, wie man weiter sagen möchte, eines Gutsherrn. Für sich und seine Familie baute er jedesmal die Grabkammer, für das Gesinde den langen Hügel, in dem die einzelnen Gräfte besonders eingeschachtet und am Boden mit einem Steinpflaster versehen wurden, — genau wie noch heute die Vornehmen sich von den Gewöhnlichen zu unterscheiden pflegen.

In unserer Abb. 71 ist neben dem Gesamtplan und einem Schnitte von Grundoldendorf der Spezialplan eines Grabes von Sidmühlen bei Geestemünde wiedergegeben, weil hier manche Einzelheiten besser erhalten sind als in Grundoldendorf. Man sieht, wie die Steine, die den rechteckigen Rahmen des Hügels bilden, immer ihre glatten Spaltflächen nach außen und ihren runden Rücken gegen den Hügel kehren, wie der Eingang zur Grabkammer den Hügel durchschneidet und an dessen Front leicht durch einen Stein geschlossen werden kann.

¹⁾ Aarbøger 1881, S. 336 Abb. 24 (H. Petersen): auch einfaches Pflaster von 2:1 m.

Grabbau

In einem Falle, bei Tosterglope, Kreis Bleckede, fand ich, wie schon vorhin bemerkt, in einem sehr langen Hünenbett statt der steinernen die deutlichen Reste einer Holzkammer mit scharf sich abzeichnenden Wänden. Sie enthielt das ver-

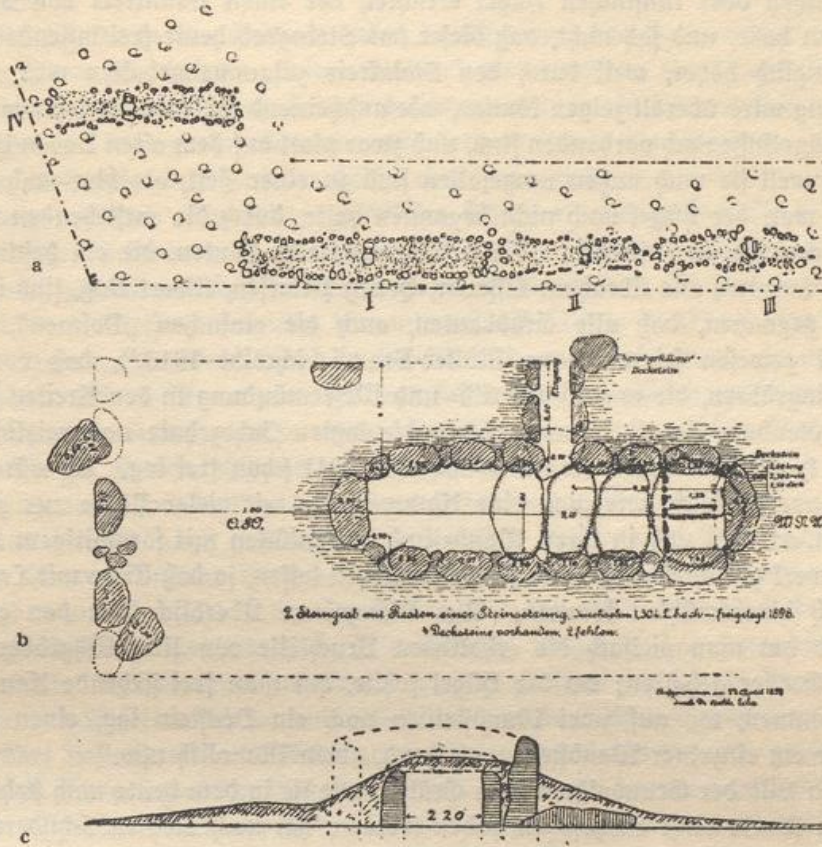


Abb. 71. a Plan der Steingräber bei Grundoldendorf, Kr. Stade. 1:1700
 b Steingrab bei Siedmühlen b. Bederkesa, nach Dr. Böhls. 1:200
 c Durchschnitt durch Kammer und Hügel bei Daudief. 1:200.

moderte Skelett mit einem rundbauchigen Krüge und einigen Gefäßbruchstücken. In Mecklenburg hat Belz im ganzen 14 Hünenbetten aufgegraben, in denen die Steinkammer fehlte, dafür aber der ganze Hügel für Bestattungen in Anspruch genommen war. „Der Inhalt ist sehr ärmlich, die Leiche meist spurlos ver- gangen. Wo Inhalt vorhanden ist, ist er wie bei den Steinkammern“¹⁾. Ent- weder war in diesen Anlagen das Hauptgrab auch in Holz gebaut oder sie waren Anlagen nur für gewöhnliche Sterbliche.

Von einem Hügel überdeckt waren die nordischen Steingräber sämtlich, ebenso wie die in Frankreich und in Nordafrika. Daß das von manchen Forschern

¹⁾ Belz, *Altertümer Mecklenburg-Schwerins* 1910, S. 96.

(Montelius, Sophus Müller) bisher verkannt ist, kommt daher, daß man die Bauart der ganzen Anlage, so wie sie bei Grundoldendorf zum ersten Male sich ergab, nicht verstanden hatte. Man glaubte die kleinen „Dolmen“ auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel errichtet, der einen Bannkreis von Steinen erhalten habe, und sah nicht, daß dieser das Steingrab heute frei lassende Hügel ursprünglich höher, weil durch den Steinkreis zusammengehalten war. Eine Grabung wird überall zeigen können, wie anscheinend fehlende Kreissteine unter dem HügelFuße noch vorhanden sind, und zwar platt auf dem alten Boden liegend (71 c), weil sie nach außen umgefallen sind zu einer Zeit, als hier noch ebene Fläche war, der Hügel noch nicht begonnen hatte, durch die entstehenden Steinlücken auseinanderzufließen. Die Erfahrungen von Leuten, die ein bestimmtes Gebiet kannten, wie Abraham Lissauer, Henry Petersen, Albert Voß, sind immer dahin gegangen, daß alle Grabbauten, auch die einfachen „Dolmen“, übersüttet gewesen seien. Hans Müller-Brauel schreibt 1910¹⁾, daß von den 56 Steingräbern, die er zwischen Elb- und Wesermündung in den Kreisen Zeven und Rotenburg kennt, 55 noch bis in die letzten Jahrzehnte nachweislich von einem Hügel überdeckt waren und nur eins 1841 schon frei lag. Es wäre auch ganz unverständlich, wie man eine Kammer, die mit vieler Mühe aus großen Steinen errichtet und in ihren Wand- und Deckenlücken mit sorgfältigem Lehm-mauerwerk gedichtet war, dann frei hätte stehen lassen, so daß Tiere mit Leichtigkeit sich hineinwühlen konnten. Aus Mangel an Überblick über den ganzen Bestand hat man vielfach die erhaltenen Bruchteile von Megalithgräbern für ganze Gräber gehalten; wo der Hügel fehlte, hat man frei stehende Kammern angenommen, wo auf zwei Wandsteinen noch ein Deckstein lag, einen Altar, wo nur ein einzelner Wandstein noch stand, einen Monolith usw.

Ein Bild der Grundoldendorfer Gräber, wie sie in dem heute noch stehenden schönen Walde einst ausgesehen haben werden, hat nach meinen Schilderungen Maler Bollacher entworfen (oben Taf. I).

Mit seiner wiedergewonnenen alten Form wird nun aber solch ein Hünenbett den Vorgängern der Dolmen im Westen, den künstlichen Grotten, sehr ähnlich; es wirkt wie ein Felsblock, in den die Grabhöhle hineingearbeitet ist²⁾. Auf dem norddeutschen Sandboden, wo man es so leicht hatte, seine Toten in eine einfache Bodenausschachtung zu betten, und das tatsächlich auch in der Köfenmöddingerstufe, wie später vielfach, getan hat, kann der künstliche und beschwerliche Aufbau der Megalithgräber nicht wohl seinen Ursprung genommen haben, sondern er wird fremdem Vorbilde nachgeahmt sein.

Verbreitet sind die Megalithgräber im norddeutschen Flachlande, soweit

¹⁾ Prähist. Ztschr. II, S. 214.

²⁾ Soviele ich sehe, hat Holwerda jun. diesen Gedanken zuerst ausgesprochen (Die Niederlande in der Vorgeschichte Europas 1915, S. 6 ff.) und hauptsächlich aus ihm dann gefolgert, daß auch die Bevölkerung des steinzeitlichen Holland aus Frankreich stamme.

die nordischen Geschiebeblöcke sich finden, von Holland im Westen bis zur Weichsel im Osten; besonders stark vertreten im Oldenburgischen und in der Altmark. Sodann finden sie sich in ganz Dänemark und in Südschweden, in Norwegen gar nicht.

Die Funde in den Gräbern haben in Dänemark den Hauptanhalt gegeben für die Erkenntnis, daß die „kleinen Stuben“, die von einem Rundhügel überdeckt nur für eine oder ein paar Leichen bestimmt waren, die älteren sind und die „Ganggräber“ mit großer Kammer und langem Hügel die jüngeren. In den kleinen Stuben werden bei jeder Leiche eine Steinaxt (Gebrauchsbeil), und zwar dünnnagig und auf allen Seiten geschliffen (75 a), ein Schlachtbeil (75 k, l) und von Gefäßen besonders die hauchige Flasche (Abb. 69 a) und die Kragenflasche (XXIV 2) gefunden. Erst in den jüngeren Gräbern, den „Riesenstuben“, tritt die reicher in Tiefstich verzierte Keramik auf (XXIV 1, 3, 4) und eine Menge von Beigaben. In Deutschland fehlen die kleinen Steinkammern in manchen Gegenden, und es ist ein zeitlicher und kultureller Unterschied zwischen kleinen und großen Kammern nicht zu machen¹⁾. Sie enthalten in gleicher Weise Äxte, Keile, Meißel, Bernsteinschmuck und Tongefäße mit Essen und Trinken.

Leichenreste sind in Norddeutschland selten in den Gräbern gefunden, daher hat man hier so lange geschwankt, ob sie nicht Altäre oder Opfertische seien. Erst in Dänemark ist der Beweis, daß sie sämtlich Gräber sind, erbracht worden. Sie haben unverbrannte Leichen enthalten, die, wenn sie nicht durch besonders günstige Umstände geschützt sind, so vollständig vergehen, daß kaum ein Zahn übrigbleibt. In Dänemark sind aber Kammern geöffnet worden, in denen ganze Haufen von Skeletten sich fanden. Mehrfach war deutlich, wie man die Knochen der früher Bestatteten in die Ecken gefehrt hatte, um Raum für neue zu schaffen. So haben sich gelegentlich 70, ja 100 Leichen in den Kammern gefunden. Sie waren fast ausnahmslos in gestreckter Rückenlage beigesezt — daher haben die Kammern auch immer die normale Breite von 1,70—2 m; nur in ganz vereinzelt Fällen sind in Dänemark hochende Skelette beobachtet.

Auf die Megalithgräber mit ihren beiden Formen, den kleinen Dolmen und den großen Ganggräbern, folgt fast überall eine einfachere Grabart: die große Steinkiste, die gewöhnlich in den Boden eingetieft ist und nur zuweilen noch einen flachen Hügel über sich hat. Sie ist wohl entstanden aus den einfachen Grüften, die es, wie oben erwähnt, in den Hügeln der Steingräber gab und die auch abseits solcher Steingräberhügel im flachen Boden neuerdings festgestellt sind²⁾. Man braucht diese Grüfte nur mit Platten zu verkleiden und zu überdecken, um die Steinkiste zu erhalten, die nun auch von den Vornehmen den kostspieligen oberirdischen Mausoleen vorgezogen wird. Die Steinkiste ist

¹⁾ Vgl. z. B. Belz, *Altertümer Mecklenburgs*, S. 95.

²⁾ Durch Cassau bei Stade seit 1933.

niedriger und schmaler als die alte Kammer. Die größten haben 6—9 m Länge bei 1—1,50 m Breite und 0,75—1,50 m Höhe. In ihnen sind die Leichen oft ebenso gehäuft und beiseite geschoben wie in den Megalithkammern. Den Zugang verschaffte man sich dabei immer durch Abnehmen von Decksteinen. Öfter ist in dem Stein einer Schmalseite ein kopfgroßes rundes Loch angebracht, das man das Seelenloch nennt, weil es kaum eine andere Bedeutung haben kann, als daß dadurch die Seele bequem aus- und eingehen sollte. Diese Eigentümlichkeit findet sich aber nur im westlichen Teile der Megalithkultur, entsprechend ihrem Zusammenhange mit dem westeuropäischen Seelenglauben. Auch in den Steinkisten sind die Toten noch unverbrannt beigelegt worden. Unter den Beigaben sind typisch Feuersteindolch und Speerspitze, die früher noch nicht vorkommen. Die Steinkisten haben ziemlich dieselbe Verbreitung wie die Ganggräber; außer in Skandinavien und Norddeutschland finden sie sich in Frankreich und England, im fernen Osten auch im Kaukasus und in Indien. Unsere Taf. XXV zeigt ein schönes Beispiel von Züschen westlich Srijlar, das Böhlau 1898 veröffentlicht hat, mit einem „Seelenloch“.

Eine ganz neue Grabform, der Hügel mit Einzelgrab, der sich schon in der letzten Zeit der Megalithgräber zwischen diese hineinschiebt, stammt aus dem Thüringischen Kulturkreise und wird in dessen Rahmen weiter unten nach seiner weitgreifenden Bedeutung gewürdigt werden.

Hausbau

Über den Hausbau der Steinzeit haben wir im Norden erst in den letzten Jahrzehnten einige Aufklärung bekommen. Die alte Auffassung, daß der Rundbau überall die älteste Form sei, hat dadurch eine interessante Beleuchtung erfahren. Wie die Wohnräume der mesolithischen Pfahlbauten im dänischen Maglemose ausgesehen haben oder die rein neolithischen Pfahlbauten im schwedischen Alvastra¹⁾, haben die Ausgrabungen leider nicht ergeben. Es haben sich aber bei Pfahlbauten noch nie andere als viereckige Grundrisse gefunden, wie das Langholz sie eben mit sich bringt, und so werden sie auch an diesen alt-nordischen Plätzen nicht anders gewesen sein.

Eine interessante Sonderstellung nehmen die Häuser ein, die 1907 in der Nähe von Plön bei Meinsdorf aufgedeckt sind. Ihrer vier kamen zutage, alle von gleicher Art. In Hufeisenform umzieht eine 1 m dicke Fundamentmauer einen Innenraum von 2—3 m lichter Weite. Vor der Öffnung des Hufeisens liegt ein großer rundlicher Herd von 1—2 m Durchmesser. Die Mauer besteht aus Lehm und geschlagenem Feuerstein. Der Innenraum senkt sich vom Eingange aus bis zu etwa $\frac{1}{2}$ m. Der Fußboden ist mit kleinen Steinen belegt. In der Mitte oder weiter nach hinten liegt ein großer Stein oder ist ein Aufbau

¹⁾ Frödin, Mannus 1910, S. 109 ff.

von Steinen errichtet, der offenbar als Tisch gedient hat. Gefunden ist in den Häuschen nur wenig, einfach verzierte Tonscherben und Steingeräte, unter denen dünnackige Ärte auf die frühere neolithische Periode, die der Dolmen, weisen.

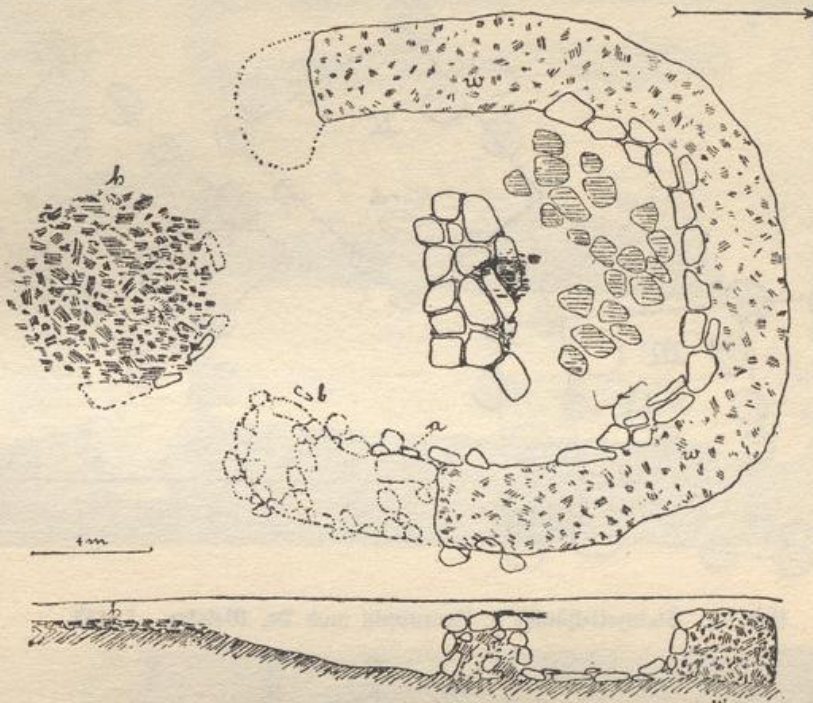


Abb. 72. Haus II von Meinsdorf bei Plön. Grundriß und Querschnitt 1:75.
Nach Knorr.

Da die Fundplätze im Acker liegen, sind nur die Fundamentmauern bis zu $\frac{1}{2}$ m Höhe erhalten, alles Weitere ist weggrasirt.

Der Oberbau des Hauses ist also nicht gegeben. Daß er aber nur aus Flechtwerk oder Schilf bestanden habe, glaube ich nicht. Die enorme Stärke der Mauer von 1 m im Verhältnis zu dem nur 2—3 m messenden Innenraum spricht entschieden dafür, daß die Mauer ein Kuppeldach und in diesem Falle wohl aus Lehm getragen hat. Ganz dieselben Maßverhältnisse haben die heutigen runden Schutzhütten in Frankreich mit falschem Gewölbe (oben Taf. XIII). Häuser von gleichem halbrunden oder hufeisenförmigen Grundriß mit Halbkuppel in Lehm darüber gibt es auch in Ägypten im alten Reiche. Die Häuser von Meinsdorf stehen somit, wie so vieles andere zu Beginn des Neolithikums im Norden, unter dem Einflusse Westeuropas.

Auch der Herd vor der Haustür erscheint nicht nordisch, sondern der Sitte eines milderen Klimas entnommen. Für das nordische Haus ist gerade die Einbeziehung des Herdes unter das Dach besonders bemerkenswert.

Der nordische Kreis

Möglicherweise sind manche „Wohngruben“, wie sie sich in Skandinavien gefunden haben, wie einige auch Holwerda auf der Huneschans am Uddeler Meere freigelegt hat, rundliche oder ovale Einbettungen, bei denen Wand=

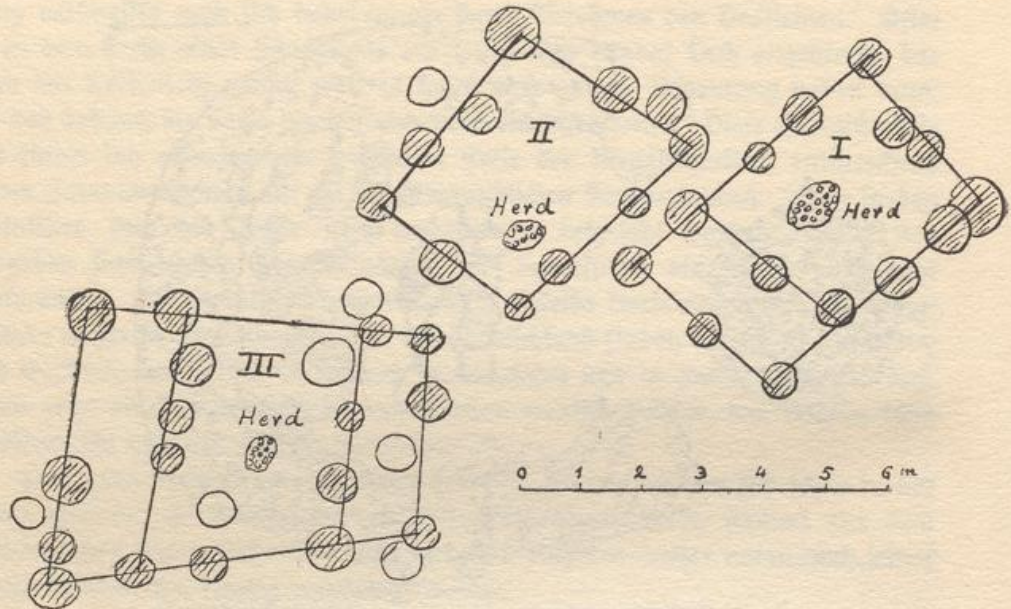


Abb. 73. Steinzeit-Häuser b. Neuruppin nach Dr. Weister. 1:133.

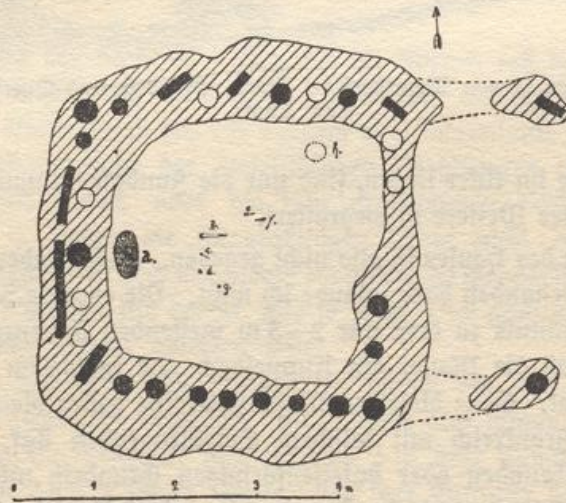
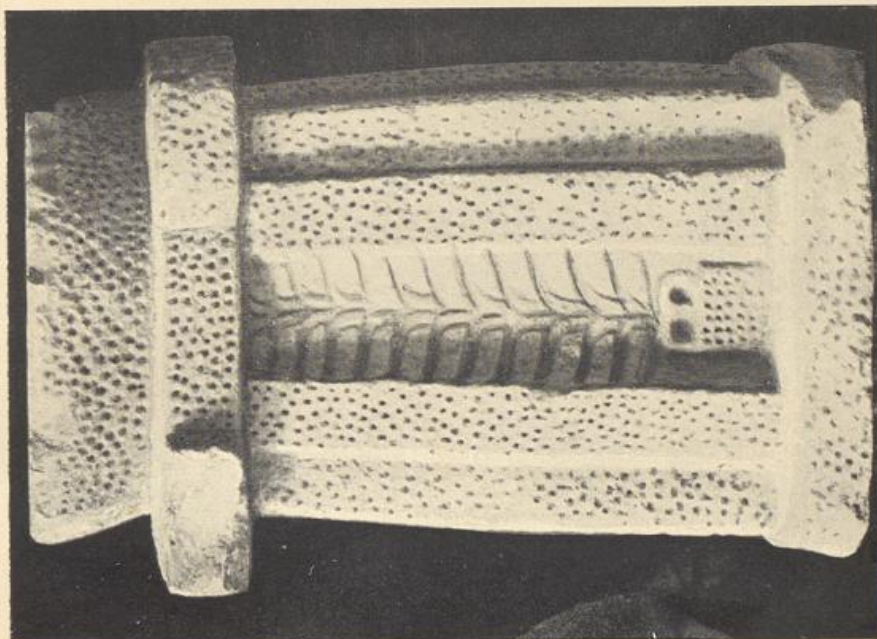


Abb. 74. Haus von Baven, Lüneburger Heide.
Nach Piester. 1:100

spuren nicht beobachtet wurden, ähnlich überdacht gewesen. Was aber sonst an bestimmten Bauformen sich bisher gezeigt hat — es ist leider noch recht wenig —, stellt ein rechteckiges Pfostenhaus auf ebenem Boden dar mit dem Herde im Innern.



2

Altar aus Hagiar Kim



1

Gewölbe-Ansatz in der Mnajdra

Malta

Tafel XIX



Kultrnischen und Grabnischen in der Mnaidra auf Malta.

Geräte

Ein solches ist bei Trebus, Kreis Lebus ¹⁾ sowie 1913 am Göttiner See bei Töplitz zutage gekommen. Das sind beidemal einräumige Gebäude mit eingeschlossenem Herde. Dann sind 1924 aber bei Neuruppin drei steinzeitliche Grundrisse freigelegt worden, von denen einer einräumig ist, der zweite die für das nordische Haus später so charakteristische Vorhalle und der dritte sogar eine Vor- und eine Hinterhalle ²⁾ besitzt. Gebaut sind diese Häuser aus großen Pfosten, deren Standspuren sich im Boden erhalten, mit geflochtenen und mit Lehm verstrichenen Wänden. Als Dach haben wir uns einen hohen Giebel zu denken aus Schilf oder Stroh (Abb. 73). Das beste Beispiel eines mit Pfosten gebauten Vorhallenhauses ist aber 1933 mitten in der Lüneburger Heide bei Baven nächst Hermannsburg von Dr. Piesker freigelegt worden. Die Pfostenreihen sind lückenlos deutlich, der große Herdstein liegt im Hintergrunde des Saales. Nach den Begleitfunden gehört das Haus der frühesten Bronzezeit, wenn nicht noch der Steinzeit an. (Abb. 74).

Geräte

Unter den aus Gräbern und Häusern gehobenen Kleinfunden sind es besonders die Beile und die Tongefäße, die uns über den Stand, die Entwicklung und die Beziehungen des nordischen Kreises Auskunft geben.

Im Übergang von Campigny und Ertebölle hatte der Westen wie der Norden zwei Beilformen, das Kernbeil (Piaße) und den Spalter (Abb. 15 a, c). Die Piaße ist für den Westen die Urmutter für die Folgeentwicklung geworden, der Spalter für den Norden. Aus der Piaße hat sich das spitznackige, geschliffene und auf seinen Breitseiten hochgewölbte westeuropäische Beil entwickelt (Abb. 20 a), aus dem Spalter im Norden erst das dünnnackige und dann das dicknackige Beil mit flachgeschliffener Breit- und meist behaunter Schmalseite, von rein rechteckigem Querschnitt. In den kleinen Dolmen findet sich nur erst das dünnnackige Beil, in den großen Ganggräbern herrscht das dicknackige (Abb. 75 a, b). Diese beiden Beilformen sind aus Feuerstein und waren ebenso wie das westeuropäische Spitzbeil geschäftet, indem sie durch das Loch eines Knochens oder Wurzelastes gesteckt wurden. Daneben treten von der Ganggräberzeit an durchlochte dicke Beile auf, die, weil man Feuerstein nicht bohren kann, aus anderem Gestein bestehen, Granit, Grauwacke, Grünstein u. dgl. (Abb. 75 g—l).

Sie haben zeitlich und landschaftlich die verschiedensten Formen entwickelt. Bald sind sie „Beilhämmer“ (g) mit einer Schneide an der einen, einem glatten Ende an der anderen Seite, bald „doppelschneidig“, bald haben sie eine „Bootform“ (i), bald sind sie „nackengebogen“, bald „Tüllenbeile“ (h). Verfolgt man genau, wie die Formen sich entwickelt und verbreitet haben, so ergeben sich mannigfache Aufklärungen über die Kulturbewegung im nordischen Kreise. Die nacken-

¹⁾ Kiebusch, Prähist. Ztschr. V (1913), S. 356.

²⁾ Aufgedeckt von Dr. Weisker in Neuruppin, noch unpubliziert.

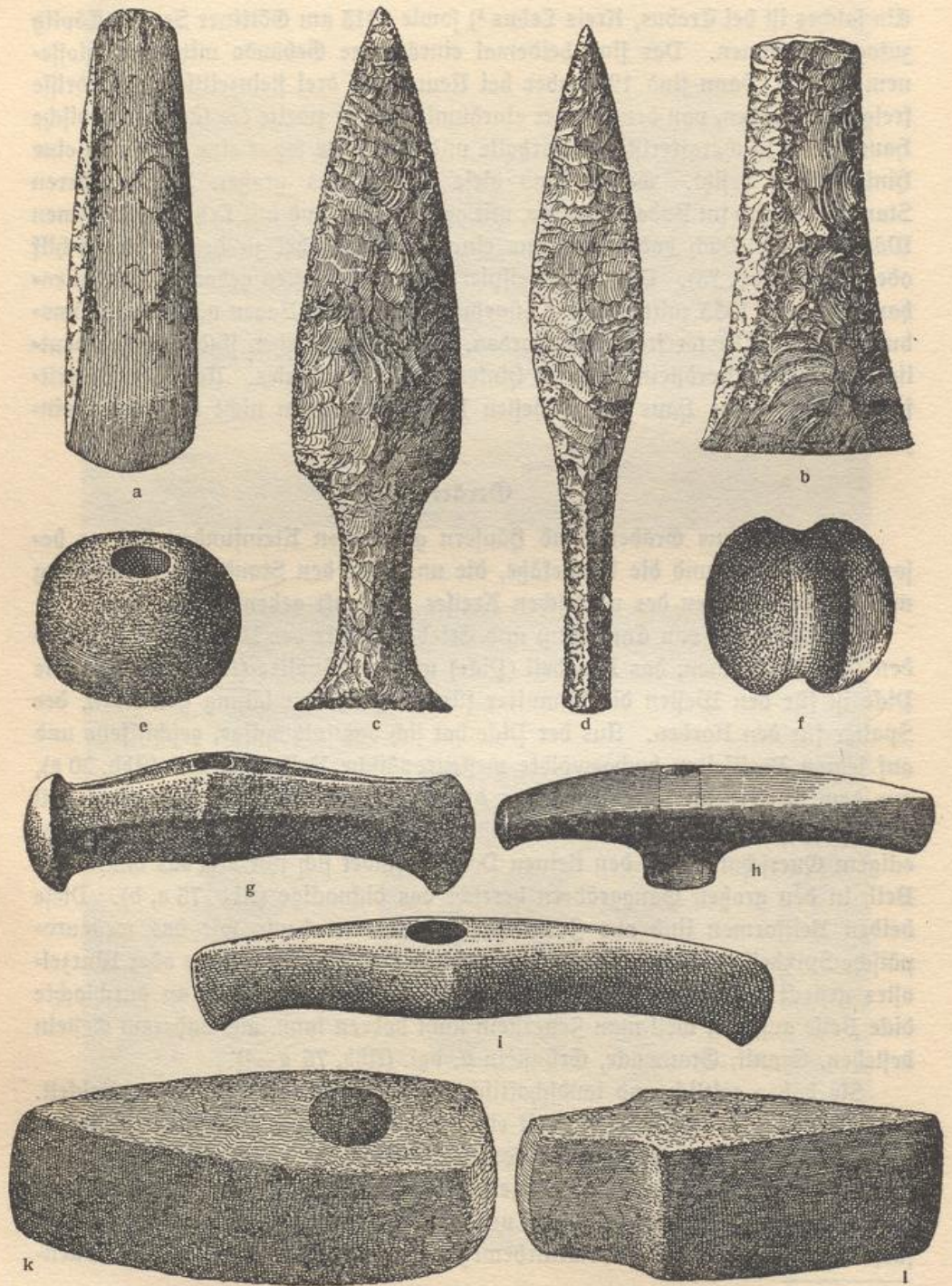


Abb. 75. Nordische Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen aus Stein.
Nach Soph. Müller. a $\frac{1}{2}$, alle anderen $\frac{1}{3}$.

Megalithkeramik

gebogene Art z. B. hat ihren Ausgangspunkt und Mittelpunkt im Hannover-
schen gehabt und sich von da aus nach dem Norden und Nordosten verbreitet¹⁾.

In den kleinen und großen Megalithgräbern findet sich noch kein Dolch und
keine Speerspitze. Sie kommen erst in den Steinkisten. Der Dolch ist mit dem
Griff aus einem Stück gearbeitet, wobei wir uns zu denken haben, daß der Griff
durch Lederumwicklung handlich gemacht wurde (c). Die Verzierung von
späteren Bronzestücken beweist solche Vorrichtung. Die Speerspitze ähnelt dem
alten Lorbeerblatt des Solutréen (d). Sie war mit ihrem derberen Ende an den
Schaft gebunden, wie heute die Speerspitzen der Südsee-Insulaner. Abb. 75 e f
sind Keulenköpfe, der eine mit Loch zum Aufstecken, der andere mit Rille zum
Anbinden an den Stiel.

Megalithkeramik

Von großer Bedeutung ist die neolithische Keramik des nordischen Kreises.
Da sie ganz primitiv ist, uns aus erster Hand geboten wird, zeigt sie aufs klarste,
wie überhaupt Formen und Verzierungen naturgemäß entstehen, und kann heu-
tigen Ästhetikern, die solche Dinge auf göttlich-künstlerische Eingebung zurück-
führen möchten, nützlich zu denken geben. Sie zeigt aber auch dem Historiker mit
ihrem festen kernigen Stile den Weg, den eine der wichtigsten europäischen Ent-
wicklungen von unserem nordischen Kreise aus genommen hat. „In den Form-
systemen, die wir Stile nennen, charakterisieren sich für uns Zeiten und Völker“,
hat Heinrich Wölfflin einmal gesagt. Das Wort gilt um so stärker von der Prä-
historie, weil wir hier keine andere Charakteristik als die künstlerischen Formen
haben, keinerlei schriftliche Überlieferung daneben, und es gilt in besonderem
Maße von der neolithischen Keramik, weil sie ihren Stil sehr ausdrucksvoll ent-
wickelt hat.

Das Älteste zeigt wieder, wie wir es nun schon bei den Gräbern, den Häusern,
den Beilen gesehen haben, die Schule des Westens. In den kleinen Dolmen
finden sich nur langhalsige bauchige Flaschen und „Kragenflaschen“ (Abb. 69a,
Taf. XXIV 2), beide fast ohne Ornament. Die Kragenflasche geht deutlich auf
das Vorbild des Flaschenkürbis zurück, ihren Kragen hat sie zum Tropfenfang
bekommen. Die andere größere Flasche ist die Übersetzung des Kürbis in Leder,
die nächste Verwandte der entwickeltsten Michelsberger Formen (oben Taf. XII f.).
Diese Krugflasche ohne Henkel, ohne Standfläche, meist auch ohne Verzierung,
hat sich nur in Dänemark, Mecklenburg, Rügen gefunden, auch hier in frühneo-
lithischer Umgebung. Bei Abb. 69a sind die Schnurösen um den untersten Teil
des Gefäßes noch ebenso vorhanden, wie sie — weggebrochen — bei der Michels-
berger Amphora oben XII g zu erkennen sind. Die Kragenflasche geht auch in
die jüngere Megalithkultur hinein und hat sich weit nach dem Osten bis nach

¹⁾ Nils Åberg, Prähist. Ztschr. 1916, S. 100 ff.

Polen und Schlesien hin verbreitet, immer als sicheres Zeichen nordischen Einflusses.

Die Blüte der Megalithkeramik liegt in der Periode der großen Ganggräber, und ihr reichstes Material haben die Grabungen des Grafen Münster-Langelage im Osnabrückischen zu Beginn des 19. Jahrhunderts¹⁾ sowie die neuerlichen von J. H. Holwerda in Holland zutage gefördert. Mit auffallend wenig Formen kommt diese Keramik aus. Eine Schale und ein zylindrischer Becher (XXIV 1) mit allen Zwischenstufen von flacher zu steiler Wandung sind das eine; das andere ein großer Eimer (XXIV 4) und ein Napf (XXIV 3) mit eckiger Schulter und einem tüchtigen Henkel, das ist eigentlich alles. Das Kragenfläschchen tritt sehr spärlich auf, und eine größere Flasche oder Amphora fehlt. Für eine Urne liegt noch kein Bedürfnis vor, da reine Bestattung herrscht.

Prüfen wir nun die wenigen vorhandenen Formen auf ihre Entstehung, so ergibt sich ein interessantes Bild. Als Nährboden erscheint wieder die ältere westeuropäische Kultur. Unter den Schalen befinden sich halbflugelige Exemplare mit einem untergelegten Boden, die ihre Abstammung vom Kürbis nicht verleugnen können. Die große Masse dieser Gefäße hat dann aber eine straffe Wandung erhalten, weil an die Stelle des Kürbisorbildes die Korbschale getreten war. Der zylindrische Becher, der in der Megalithkeramik zuerst, und nicht selten, auftritt (XXIV 1), um dann seine Form auf alle Folgezeiten, bis auf den modernen Bierstoppfen fortzuerben, ist die einzige durch Holzverwendung entstandene Gefäßform. Es ist der ausgehöhlte Abschnitt eines Baumstammes, etwa der Birke. „Berkelmeier“ heißen noch im Mittelalter die aus einem Stück Holz hergestellten großen Trinktöpfe.

Die Gefäße mit scharf absetzender Schulter, wie der Napf und der Eimer (XXIV 3, 4), gehen vielleicht auch auf Westeuropa zurück, auf die eingeschnürten Formen des Tulpenbeckers und der Amphora (oben XII d, f). Das Wesentliche ihrer Form verdanken sie aber dem Norden, und gerade diese Gefäße mit der stark betonten Schulter sind es, deren Einfluß sich später weithin nach dem Osten und Süden verfolgen läßt.

Verrät diese Keramik damit einerseits ihre Wurzel in Westeuropa, so zeigt sie andererseits nicht minder deutlich, was das Entstehen von etwas Neuem aus jener Wurzel veranlaßt hat. Die straffen Formen und die sprechenden Verzierungen auf dem Hauptteil der Gefäße lassen keinen Zweifel, daß die Kürbis- und Ledergefäße im Norden durch korbgeflochtene abgelöst sind und daß dann diese hauptsächlich das Vorbild für die beginnende Keramik abgegeben haben. Durch die Umkehrung in die Korbschale wurde die alte gebogene Kürbiswandung

¹⁾ Was davon an Originalen noch vorhanden ist, besitzt das Provinzialmuseum zu Hannover; weit mehr Stücke weisen aber die Zeichnungen des Grafen auf, die sich bei den Fundprotokollen in demselben Museum befinden. Dankenswerter Weise hat Gummel diese Zeichnungen fast alle in Eberts Reallexikon unter „Megalithgrab“ (Bd. VIII Taf. 25—28) veröffentlicht.

von selbst straffgezogen. Die Wandung war nun hergestellt aus grundlegenden Horizontalstreifen mit übergeflochtenen Vertikalfäden. Der Rand des Gefäßes mußte durch sorgfältige Flechtung besonders gesichert werden (XXIV 1, 4). Gelegentlich wurde eine Bodenplatte angefügt und an die Wandung festgenäht. Henkel wurden in der Weise angebracht, daß man ihre Enden mit auseinanderstrebenden Linien in der Wand des Gefäßes verlaufen ließ. Dies alles deutet, wie heute allgemein anerkannt wird, auf Korbflechterei als Vorbild. Es ist auch bei der klaren, ausführlichen und unverfälschten Sprache der Megalithkeramik un schwer zu verstehen. Man tut aber gut, sich deren Grammatik und Wortschatz einzuprägen, um nachher in den abgeschwächten und entarteten Idiomen, die uns in verschiedenen Gegenden begegnen werden, die Muttersprache wiederzuerkennen. Vorherrschend ist die einfache Horizontal-Vertikal-Ornamentik, hervorgerufen durch die üblichste Struktur des Korbgebildes. Vielfach wird sie aber in der Megalithkeramik schon in abgefürzter Form dargestellt, gewissermaßen malerisch gesehen: man zeichnet nur ein Bündel Vertikallinien und in einigem Abstände davon wieder ein Bündel, die dazwischengehörigen Horizontalen läßt man aus, wie wenn das Gefäß in seitlicher Beleuchtung gesehen wäre, wo nur die Vertikallinien sich durch Schatten markieren.

Bei der Flechtung kommt es vor, daß man, um an bestimmten Stellen größere Festigkeit oder auch bloße Abwechslung im Muster zu erzielen, von der senkrechten Führung des Fadens in eine schräge übergeht. Auch diese Übung ahmt die Ornamentik gelegentlich nach. Die Henkel der Gefäße, die immer kurz und dick sind, zeigen häufig eine Verzierung, wie sie entsteht, wenn man mehrere Halmbündel — so wie heute einen Haarzopf — übereinanderflieht.

Die Technik, in der die Verzierungen angebracht sind, ist regelmäßig der Tiefstich. Mit einem meist mehrspitzigen Hölzchen ist Stich neben Stich gemacht, und man erkennt häufig, daß die Spitzen des Hölzchens so gestellt sind, daß gleich durch einen Einstich der Eindruck von mehreren übereinander laufenden Fäden hervorgerufen werden sollte. Bei weniger sorgfältiger Behandlung ist auch ein einfacher „Surchenstich“ angewendet, indem das Holz in fortlaufender Linie rasch weitergeführt wird. Bei gut erhaltenen Gefäßscherben ist die eingetiefte Verzierung mit einer weißlichen Masse, wie man durch chemische Untersuchung festgestellt hat, Knochenasche, gefüllt; diese Füllung ist wohl regelmäßig angewendet worden.

Die nordwestdeutsche Tiefstichkeramik hat sich durchaus nicht so weit verbreitet wie die Megalithgräber, zu denen sie gehört. Sie ist stark vertreten in Dänemark und Südschweden, ist hier aber schon stark untermischt mit einer einfacheren, anscheinend von der Köfenmöddinger Keramik stammenden Gattung, der „Kammkeramik“, die sich auch an der deutschen Ostseeküste entlang, durch ganz Finnland findet (Abb. 69b) und sich durch Nord- und Mittelrußland bis nach Sibirien hineinzieht. Während sodann die Megalithgräber noch vielfach in der

Mark und der Ufermark beobachtet sind und auch die nordischen dicknackigen Flintbeile sich hierher erstrecken, tut es die Tiefstichtkeramik nicht oder nur spärlich. Sie hat zwischen Elbe und Weichsel die Vorherrschaft einer von der mittleren Elbe und Thüringen ausgegangenen Gefäßart überlassen, die andere Formen, andere Verzierung und andere Ziertechnik hat, der sogenannten Schnurkeramik.

Wie sehr diese Schnurkeramik mit den neuen kleinen Hügelgräbern auch in das Gebiet der Megalithkeramik selbst eingedrungen ist, werden wir alsbald sehen. Im ganzen Ostseegebiet aber hat die Megalithkeramik immer einigen westeuropäischen Einfluß behalten. Als Nachkömmlinge des alten Lederstils erscheinen in Schleswig-Holstein und Dänemark die „Trichterrandbecher“ mit einer Verzierung „in elegantem Stil“, wie man in Kopenhagen sagt, und in Danzig eine Amphora ganz in Leder gedacht und glänzend poliert, die abstammen von dem Michelsberger Tulpenbecher (Taf. XII d).

Der Trichterrandbecher, aus westeuropäischem Geschlecht im Norden geboren, hat sich ein gutes Stück nach dem Osten und Südosten verbreitet; wir finden ihn in Pommern und Westpreußen, in Schlesien und Südpolen.

Die thüringische Schnurkeramik

Die nächste selbständige Nachbarin der nordischen Megalithkeramik ist die Thüringische Schnurkeramik. Sie wird so genannt, weil ihre Verzierungen vielfach mit Schnüren eingedrückt sind. Sie findet sich in Steinstifen- oder entsprechend in Holz hergerichteten Gräbern, die gewöhnlich mit Steinen umpackt und dann von einem Erdhügel überschichtet sind. Die Leichen liegen fast immer in Hoderstellung (vgl. Taf. XXXI). Die Hauptformen der Keramik sind eine bauchige Amphora und ein geschweiften Becher. Beide zeigen nur wenig Variationen nach Form und Verzierung. Die Amphora (XXIV 5) ist in der Regel gegen 20 cm hoch und an der weitesten Stelle ebenso breit, sie hat kurzen Hals, Standfläche und am Bauchknick zwei oder vier vertikale Henkel, die, kurz und dick, nur für das Durchziehen einer Schnur bestimmt sind. Die Verzierung beschränkt sich, ebenso wie bei den Bechern, auf die obere Hälfte des Gefäßes. Das pflegt sich regelmäßig zu finden bei keramischen Gattungen, die ursprünglich, weil sie unten rundlich abschlossen, in einen Untersatz gestellt wurden.

Die Verzierung besteht immer in ausgesprochenen Flechtmotiven. Der Hals trägt horizontale, die Schulter gewöhnlich in Abständen gesetzte Vertikallinien. Diese haben zuweilen Fischgrätenmuster, zuweilen sind auch die freien Flächen zwischen den Vertikallinien („Metopen“) von gekreuzten Linienbündeln gefüllt.

Die Becher wechseln in ihrer Form von dem weich geschweiften Michelsberger Typus (XII e) zu dem scharfgeschnürten Tulpenbecher (XII d), und häufig setzt ein kurzes, rundliches Unterteil scharf ab gegen einen langen ausgeschwun-

genen Hals (XXIV 8). Die Verzierung beschränkt sich auch hier auf Hals und Schulter. Am Halse besteht sie immer aus dichten Flechtssystemen, auf der Schulter aus herabhängenden Fransen oder Dreiecken.

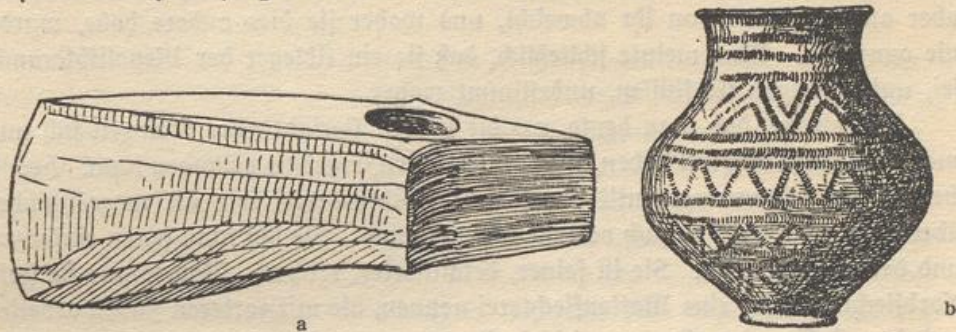


Abb. 76. Facettenbeil und Schnurgefäß aus Thüringen. a $\frac{2}{3}$, b $\frac{1}{4}$.

Es gibt neben diesen beiden Hauptformen nun ein paar andere: zylindrische Becher oder besser gesagt Büchsen, und ovale Becken, beide mit Deckeln; aber diese Nebenformen bleiben immer ganz spärlich gegenüber den Amphoren und geschweiften Bechern. Die hohen zylindrischen Büchsen sind oft ganz mit Ornament bedeckt, und dieses zeigt dann aufs deutlichste, wie es ganz auf Korbflechterei beruht. Vier Linienbündel, die sich oben über dem Deckel kreuzen, gehen lang am Gefäße herunter, an ihnen bilden sich auch naturgemäß die Schnurösen zum Durchziehen von Tragfäden. Die Zwischenräume sind gefüllt mit Querlinien, meist einfachen horizontalen, zwischen denen aber häufig ein breites Zickzackband ausgespart ist (XXIV 6).

Eine besondere Form bietet das Gefäß Abb. 76 b, das wir abbilden, weil es Beziehungen bis nach Troja hat.

Die Schnurkeramik findet sich merkwürdigerweise nur in Gräbern; noch keinerlei Siedlungen mit ihr sind weder in Thüringen noch in Süddeutschland, wohin sie sich stark ausgebreitet hat, beobachtet worden. Es scheint, daß sie einem Jäger- und Fischervolke angehörte, das keine festgebauten Häuser besaß. Vergesellschaftet ist mit ihr ein „facettiertes Beil“ mit Schneide auf der einen, Hammerplatte auf der anderen Seite, offenbar eine Waffe (Abb. 76 a). Dazu wird uns bei diesem Volke auch Bogen und Köcher vor Augen geführt. Ein großes Steintischengrab bei Göhlitzsch, Kreis Merseburg, hat auf seinen Wandplatten reichen Schmuck im Stile der Schnur- und Kössener Gefäße, der entschieden einen Stoffbehang vorstellen soll. Dabei ist auf einer Platte (Taf. XXVI) links ein großer Köcher gezeichnet mit Pfeilen darin und dem Tragbände hoch im Bogen darüber; über der Mitte der Platte aber, horizontal fast ihre ganze Länge einnehmend, ein Bogen mit Sehne, und zwar im abgespannten, ausruhenden Zustande: die Enden sind aufgebogen und die Sehne ist infolgedessen schlaff; sobald man sie nach unten böge, würde die Sehne gestrafft werden.

zö zu *die Bogen*

Die Schnurkeramik ist bisher immer das große Fragezeichen inmitten der sie umgebenden Kulturen gewesen. Man sah, daß sie in der Ornamentik starke Verwandtschaft mit der norddeutschen Megalithkeramik hat, daß sie in anderem aber auch erheblich von ihr abweicht, und woher sie dies andere habe, wurde nie ganz klar. Man meinte schließlich, daß sie ein Ableger der Megalithkeramik sei, unter einigen Einflüssen, unbestimmt woher.

Mir scheint, daß man heute, wo die frühen Perioden der Steinzeit sich uns mehr und mehr enthüllt haben, zu einem besseren Ergebnis gelangen kann. Gewiß beruht die Schnurornamentik ebenso auf Korbflechtereie wie die megalithische, aber sie ist doch nicht einfach von ihr übernommen. Sie hat nicht jenen einfachen und derben Charakter. Sie ist feiner, detaillierter, reicher. Man könnte sie statt Korbflechtereie eher eine Mattenflechtereie nennen, die mit zarteren Säden arbeitet und den Aufbau des Ganzen nicht so stark betont. Die Wandplatten des Göhlischer Grabes, die ganz mit den Motiven der Schnurkeramik verziert sind, wollen doch entschieden einen Mattenbehang vortäuschen. In feiner Flechtereie oder Weberei ist diese Ornamentik entstanden, und die Keramik hat sie dann, um ähnliche Konstruktion vorzutäuschen, übernommen.

Aber noch stärker als in der Verzierung spricht sich der Unterschied zwischen Megalith- und Schnurkeramik aus in den Formen der Gefäße. Die Megalithkeramik hat als Hauptstücke die Schüssel, den rundlichen Napf und den Schulternapf. Gerade diese fehlen aber in der Schnurkeramik völlig, und dafür sind umgekehrt ihre Hauptformen, die bauchige Amphora und der geschweifte Becher, der Megalithkeramik fremd. Bei Fragen der Abstammung kommt es immer auf die Formen an, die Verzierungen können leicht durch diesen oder jenen Kulturwind daraufgeweht sein. Die Formen sagen aber hier, daß Schnur- und Megalithkeramik ganz verschieden sind. Die Megalithkeramik zeigt Gebilde, die ursprünglich wohl von Westeuropa angeregt, sich doch rasch selbständig gemacht haben. Die Schnurkeramik aber ist nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß wir in Thüringen mit einer langen Vorblüte paläolithischer Kultur zu rechnen haben. Was in Westeuropa eine bestimmte keramische Formenwelt erzeugte, hat es auch in Thüringen getan. Die Schnuramphore und der Schnurbecher haben ihre nächsten Verwandten in der Michelsberger Keramik. Hier wie dort hat die Verwendung des Leders diese weich geschwungenen Gefäße geschaffen. Die weite Entfernung der beiden Kulturhauptplätze darf uns nicht irremachen, nachdem wir die sichereren Beziehungen zwischen dem Paläolithikum Südfrankreichs und der mittleren Donau durch die „Venus von Willendorf“ kennengelernt haben. Bei der Amphora ist besonders die Form mit der hohen, fast wagerecht abstehenden Schulter, die sich früh in Thüringen, wie auch im Bernburger und Rössener Stile findet (XXVIII 2), für die Verwandtschaft mit dem Michelsberge charakteristisch. In bezug auf den „Schnurbecher“ haben gewissenhafte Leute immer gewarnt, daß man ihn ja nicht verwechseln möge mit dem „Glockenbecher“ von Westeuropa.

Diese andauernd nötigen Mahnungen sind allein schon ein Beweis, wie nahe die beiden Stücke einander stehen. Die Mahner haben aber recht, die Becher sind in der Tat nicht einer aus dem anderen entstanden, sondern nur jeder auf einem ganz gleich vorbereiteten Boden.

Die Schnurkeramik ist, wie schon gesagt, in Thüringen verbunden mit Höckerbestattungen, während sich die Wohnungen ihrer Besitzer bisher nicht erkennen lassen. Das bildet beides eine weitere Verknüpfung mit dem Paläolithikum. Die Höckerlage ist die Schlafstellung des Südens (s. oben S. 26) oder allgemein eines warmen Klimas, in dem man auf der Erde schläft, keine Bettstelle benutzt. Sie läßt sich bis ins Aurignacien, vielleicht sogar noch weiter zurückverfolgen, der Megalithkultur des Nordens ist sie aber durchaus fremd. Und die unbestimmte, im Freien nicht nachweisbare Wohnung ist ebenfalls eine Eigentümlichkeit der älteren Steinzeit, deren Völker von Jagd und Fischfang lebten, sich leichte Hütten bauten und die festen Häuser der späteren Ackerbauzeiten noch nicht kannten.

Die Schnurkeramik hat sich mit ihren Begleiterscheinungen nach verschiedenen Richtungen stark ausgebreitet, besonders nach Süddeutschland, wo Schliz sie in der Heilbronner Gegend am aufmerksamsten beobachtet hat; auch er mit dem Ergebnis, daß sie nur in Gräbern und nicht in Siedlungen festzustellen ist. Schliz hatte sich die Ansicht gebildet, daß die in Süddeutschland altheimische Bandkeramik — die wir gleich kennenlernen werden — mit ihrer Ackerbaukultur die Täler inne hatte, während die von Norden zugewanderten Schnurkeramiker als streifende Jäger die Höhen bevölkerten. In Spuren findet sich die Schnurkeramik westlich bis an den Rhein und südlich stärker in die Schweiz hinein. Im Norden ist sie nach Dänemark gedrungen und weiter nach England, wo sie in der Bronzezeit eine reiche Nachblüte gezeitigt hat, besonders in der Verzierung der im Westen ja schon heimischen geschweiften Becher¹⁾. Kräftig ist sie auch im Osten vorge drungen. In der Mark ist sie die älteste nachweisbare Töpferei. In Böhmen und Mähren steht sie kameradschaftlich neben den einheimischen Stilen. In Polen scheint sie mit der Kugelampfore den Vorrang zu haben, in Cucuteni bei Jassy hat sie sich noch in Spuren gefunden und ganze Gefäße ihres Stiles gibt es von Kiew in der Ukraine (unten Abb. 85). Bis nach Troja und Mykene geht der Einfluß, wie wir nachher sehen werden, und der thüringische Krug XXIV 7 kann als der Großvater der Dipylon-Kanne und =Amphora bezeichnet werden.

Die Ausbreitung gerade solcher keramischen Eigentümlichkeiten ist nicht ohne Völkerbewegung zu denken. Geräte und Waffen wandern leicht im Handel, aber die zerbrechlichen Töpfe werden nicht weit hin exportiert, sie pflegen ein Produkt der Scholle zu sein. Die Schnurkeramik ist überall, wo wir ihr begegnen, begleitet von einem besonderen Steininstrument, dem „facettierten Beil“. Gerade solch

¹⁾ Abercromby, A study of the Bronze age pottery of Great Britain and Ireland. Oxford 1912.

gemeinsames Auftreten deutet auf Volkswanderung und nicht bloße Handelsverbreitung.

Das Zentrum für all diese Ausstrahlungen ist aber ohne Zweifel Thüringen. In Thüringen ist die Schnurkeramik zu Hause, wie die Megalithkeramik in Nordwestdeutschland und die Bandkeramik in Süddeutschland. Was von diesen beiden andern Stilarten in Thüringen sich findet, kann immer nur Import, auf das Einheimische aufgelegt, und folglich jünger als dieses sein. Der vielfache Streit, was älter sei, die Megalith-, die Schnur- oder die Bandkeramik, muß immer unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden, um welche Gegend es sich handelt. Der einheimische Stil ist immer früher da als die importierten. So ist im Norden die Megalithkeramik älter als die Schnurkeramik, in Süddeutschland aber die Bandkeramik älter als die Ausläufer von Megalith- und Schnurkeramik, die zu ihr gelangen.

Beginn der Indogermanisierung

Mit der Schnurkeramik ist eine besondere Grabform verbunden: ein kleiner Rundhügel mit Einzelgrab; und wo dies Hügelgrab im Gefolge der Schnurkeramik auftritt, da darf man sicher sein, daß nicht bloß die Thüringer Kultur, sondern auch die Thüringer Leute gewandert sind. Das Grab ist durchweg so angelegt, daß man eine Grube aushob, um die Leiche von Bohlen umhegt oder in einem Baumsarge hineinzubetten; darüber folgte erst eine starke Packung von Feldsteinen und dann der Erdmantel, der — wenigstens im Gebiete der Megalithkultur — nicht flach zum Boden hinabließ, sondern von einem Stein- oder Pallsadenkranz abgestützt war, so daß das Ganze erschien als eine flache Trommel mit einem Kegeldach darüber.

Mit diesem Grabe hat die Schnurkeramik sich besonders nach drei Seiten hin auffallend stark ausgebreitet: nach Norden in den Megalithkreis, nach Südwesten zu den Pfahlbauern und nach dem Osten und Südosten über Polen, Böhmen, Ungarn nach dem Balkan und bis nach Griechenland und Kleinasien.

Dr. Dittmann hat kürzlich 150 dieser Grabhügel in Nordwestdeutschland vom Rhein bis zur Elbe und von der Nordsee bis zum Main nach guten Fundprotokollen geprüft und eine übereinstimmende gleichmäßige Verbreitung gefunden. Die ältere Form hat noch die Steinkammer, dann vereinfacht sich die Anlage mehr und mehr. Die Abb. 77 a entspricht Gräbern von Medelstadt Kr. Lehe und Dirhammen Kr. Lauterbach in Oberhessen; Abb. 77 b solchen von Rehlingen Kr. Lüneburg und Haimbach Kr. Alsfeld (Oberhessen); Abb. 77 c solchen von Lichtenau und Pömbßen Kr. Büren und Schwarz Kr. Schleusingen¹⁾.

Was diese Ausbreitung zu bedeuten hat, erfahren wir zuerst und am deutlichsten im Norden. Schon 1889 konnte Johanna Mestorf von Kiel ihrem Freunde

¹⁾ K. H. Dittmann, Unterj. 3. Gesch. d. ält. Bronzezeit Nordwestdeutschlands. Ungedruckte Hamburger Dissertation.

Rudolf Virchow 38 dieser Gräber melden, noch ohne ihre Fremdartigkeit zu verstehen. Nachher ergab sich bei Lüneburg, bei Zeven, in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, in Holland und Dänemark immer deutlicher, daß es sich um eine

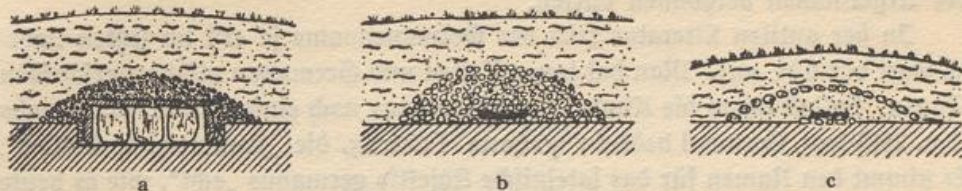


Abb. 77. Perioden des Einzelgrabes unter Hügel in Nordwestdeutschland.
Nach Dittmann.

große Thüringische Einwanderung in der letzten Steinzeit handelte und zwar um ein sich Einschleichen meist friedlicher Art. Auf der jütischen Halbinsel sind die Megalithbauern in den Marschen an der Ost- und Westküste unbehelligt geblieben; die neuen Ankömmlinge haben sich als Jägervolk auf dem mittleren waldigen Geestrüden des Landes niedergelassen. In Mecklenburg zeigen die Gräber von Ostorf am Schweriner See die Vermischung der Thüringer mit den Megalithleuten: Jagdzeichen wie Pfeilspitzen und zahlreiche Tierzähne liegen zusammen mit Megalithkeramik und neben den breiten alten Schädeln die schmälern neuen. Denn dieses ist von besonderer Wichtigkeit: Die Schnurkeramik ist mit den schmälsten Langköpfen verbunden, die es überhaupt in der Steinzeit gibt. Die Megalithkultur hatte keineswegs solche aufzuweisen, ihre Schädel haben die echte Cromagnonform mit breitem fast viereckigen Gesicht und von mäßiger Länge, die Thüringischen haben das schmale, hohe Gesicht und den ausgebauten Hinterkopf, wie er heute als das Kennzeichen der echten nordischen Rasse gilt. Dieser Kopf ist offenbar erst durch die Thüringische Einwanderung in den Norden gebracht und hat sich dort in den bis dahin schwach besiedelten Gebieten der Lüneburger Heide und Schleswig-Holsteins besonders stark ausgebreitet. Bis heute ist dies Verhältnis zu erkennen: Westfalen ist schon während der letzten Eiszeit frei gewesen und so vom Westen her schon stark in Anspruch genommen, während nachher Ostthannover und Schleswig-Holstein, als sie siedlungsfähig wurden, für das nahe Thüringen in erster Linie in Betracht kamen. Daher herrscht in Westfalen der Cromagnon-Typus so einheitlich, daß man ihn für Deutschland den „fälischen“ genannt hat.

Nach dieser Thüringerinvasion hat Norddeutschland in der Folgezeit keinerlei Bevölkerungszug mehr erhalten. Es ist in seiner menschlichen Zusammensetzung nicht mehr verändert worden und hat sich auch in den Grundzügen seiner Kultur nur wenig von außen her beeinflussen lassen. Daraus ergibt sich, daß das, was viel später erst mit dem Namen „Germanen“ bezeichnet wird, am Ende der Steinzeit schon fertig dasteht. Am nächsten standen die Megalithleute und die Thüringer einander von Hause aus in Deutschland und in Europa; es hat wohl

Thüringen sich auch schon an der ersten Besiedlung des eisfrei gewordenen Nordlandes beteiligt. So werden wir einen guten Teil, wenn nicht den Hauptteil des Germanischen schon den reinen Megalithleuten zutrauen und ihnen den Namen der Urgermanen vergönnen dürfen.

In der antiken Literatur tritt der Germanenname ja erst im letzten Jahrhundert vor Chr. auf. Man hat lange Kelten und Germanen nicht unterscheiden können. Sallust nennt die Kimbern und Teutonen noch einfach Galli, und Strabo (7 p. 290) sagt, Germani bedeute γνήσιοι Γόλκτες, die „stammrechten Gallier“. Er nimmt den Namen für das lateinische Adjektiv germanus „echt“, wie es heute noch viele tun¹⁾. Bei Caesar tritt aber schon deutlich hervor (b. g. 1. 31, 2. 4), daß eine Reihe von linksrheinischen Stämmen den Namen führen, und nach Tacitus (Germ. 2) haben die Tungern, als sie dereinst den Rhein überschritten, ihn bereits gehabt. Es gibt nicht wenige germanische Namen vom Stamme Germ —: Germo, Germenulf, Germenburg, Germenberga, Garmangabis (suebische Göttin)²⁾, und auch für das Illyrische hat Ed. Norden sie jetzt nachgewiesen: Germus, Germanus, Germullius, Germulla³⁾. Aus solch einem Sippen- und Stammnamen muß der allgemeine Volksname entstanden sein.

Nun waren aber auch jene süddeutschen Kelten den Germanen nächstverwandt. Denn der zweite Zug, den die Thüringer unternommen hatten, galt den Pfahlbauern in Südwestdeutschland, mit denen sie sich nun ähnlich verschmolzen wie mit den Megalithleuten in Norddeutschland. Vorher hatte hier die alte westeuropäische Rundhütte geherrscht und die Michelsberger Keramik. Jetzt brachten die Schnurkeramiker ihre Kultur und sie brachten auch Leute mit, die von der Megalithkultur beeinflusst waren, die Rössener, und die nun das Vorhallenhaus einführten, das damit am Federsee wie am Bodensee heimisch wurde⁴⁾. (Abb. 23.)

Der dritte große Zug der Thüringer und auch dieser schon gemeinsam mit den Megalithleuten und ihrem Vorhallenhaus ging gegen Osten, und zwar sowohl nach Nordosten an die Ostsee und von da die Oder und Weichsel hinauf, wie auch südöstlich durch Böhmen, Mähren nach Ungarn und dem Balkan. Von ihm wird nachher noch ausführlich die Rede sein. Er hat im Nordosten die ungermanischen Bandkeramiker verdrängt und das Land bis zur Weichsel den Germanen erobert, und nach dem Südosten so stark gewirkt, daß noch bei Cherson und Odessa Schnurkeramik sich findet und Homer für Griechen und Trojaner kein anderes Grab kennt als das Einzelgrab unter dem Hügel.

¹⁾ Gnomon 1934 S. 260 ff. (Felix Hartmann).

²⁾ R. Much, Sitz.-B. der Wien. Akad. 195. 2 (1923).

³⁾ Ed. Norden, Altgermanien 1934 S. 261 ff.

⁴⁾ H. Reinerth: Das Pfahldorf Sipplingen am Bodensee 1932 S. 47 ff.

Siebentes Buch

Der Donaufreis

Bandkeramik

Ein ganz anderer Stil als in West- und in Nordeuropa ist in Mitteleuropa zu Hause, oder, wie wir nach seiner weiten Erstreckung gegen Osten treffender sagen können, im Donaufreis. Gegenüber dem zu Anfang ornamentlosen Lederstile des Westens und dem desto reicher verzierten Korbflechtstile des Nordens herrscht an der Donau der reine Kürbisstil, d. h. die Form des Kürbisabschnittes ist in den Tongefäßen so echt wie nirgend sonst bewahrt, und die Verzierung ist ganz aus der Art erwachsen, wie man den Kürbis selbst behandelte, nämlich durch Einritzung, so daß die weiße Unterschicht hervortrat, die man nun beim Tongefäß durch Inkrustation nachahmte.

Die Keramik ist wieder das Hauptkriterium für die Kultur, und sie tritt hier derart bestimmend auf, daß wir sie an die Spitze der Betrachtung stellen müssen.

Bandkeramik nennt man die Töpferei dieses Kreises, weil es nicht Linien, sondern Bänder sind, die sie zur Verzierung verwendet. Sie zerfällt in zwei Gattungen. Die eine zeichnet in Ritzlinien Spiral- und Mäandermuster auf die Fläche und heißt danach Spiral-Mäander-Keramik (Abb. 78 a, b, c), die andere punktiert in Strichelnchen Doppellinien ein, die offenbar zusammen eine Schnur darstellen sollen, und bildet aus ihnen Bänder bis zu 5 Paaren solcher Linien. Das Muster, das sie darstellen, ahmt eine Umschnürung des Gefäßes, die es tragbar machen sollte, nach. Konnte man das immer schon vermuten, so hat es neuerdings Lehner an seinem schönen Materiale von Plaidt bewiesen¹⁾. Es gibt Töpfe, die am oberen Rande 3 Knöpfe haben und zwischenständig an der Bauchweite wieder 3 Knöpfe. Im Zidzad zieht sich dann vom oberen zum unteren Knopf und wieder zum folgenden oberen ein in Relief aufgelegtes Band, das die alte tatsächliche Umschnürung anzeigt, und einen Schritt weiter wird dies Band dann in Punktlinien dargestellt (Abb. 78 d, e, f). Diese Gattung wird Stichbandkeramik oder nach dem ersten Fundorte, an dem sie (bei Worms) geschlossen auftrat, Hinkelsteinkeramik genannt.

Die beiden Gattungen der Bandkeramik treten uns in ihren einfacheren und

¹⁾ Bonner Jahrb. 122 (1913), S. 284 f.

natürlicheren Formen und Verzierungen an der mittleren Donau, in Württemberg, Bayern und Österreich, einschließlich Mähren und Böhmen, entgegen und haben daher offenbar hier ihre Heimat. Es ist auch mehrfach stratigraphisch festgestellt, daß unter ihnen keine ältere Gattung liegt. Die Spiralkeramik hat reineren Kürbisstil als die Hinkelsteiner. Sie verwendet zumeist die einfache halbkugelige Schale, daneben nur noch die Birn- oder Flaschenform, die sich beim höheren Abschnitt des Kürbis ergibt. Als Verzierung pflegt ein großes liegendes S auf jeder Seite des Gefäßes angebracht zu sein. Zuweilen ist ein Halbmond oder Dreieck zur Raumsfüllung dazwischen verwendet, zuweilen auch schlingen sich horizontale oder vertikale Bänder hindurch. Die Spiralbänder selbst sind durch eine Mittellinie oder durch Punkte oder Schraffierung als etwas Festeres vom leichten Grunde abgehoben. Öfter befinden sich Knubben, auch vertikal durchbohrte, an der weitesten Stelle des Bauches zur Anbringung einer Schnur.

Die Hinkelsteinkeramik ist komplizierter. Wohl geht auch sie von der einfachen Halbkugelschale und Birnflasche aus, aber daneben steht ein beutlicher Becher oder Napf und ein trichterförmiges Gefäß mit Fuß, das vielleicht auch ein Becher, vielleicht aber ein Untersatz ist. Diese beiden Formen haben Verwandtschaft mit der westeuropäischen Keramik. Auch der Napf und das Schälchen kommen unverziert in Formen vor, als ob sie aus einem Lederlappen hergestellt wären¹⁾. Die Verzierung dieser Keramik zeigt sich am einfachsten und natürlichsten in Böhmen. Hier herrschen reine Umschnürungsmuster, und sie sind stets in Doppelreihen aus Strichelchen eingestochen. Bei ihrer Ausbreitung gegen Westen sind die Ziermotive entartet. Das große umlaufende Zickzackband hat sich zu Rhomben verdichtet, und an die Stelle des Punktierens ist das Einfrähen getreten (Abb. 78g, h, i). Gerade hier im Westen, wo bei Worms die verschiedenen handkeramischen Gattungen am genauesten erforscht sind, lernen wir aber auch schwerwiegende Unterschiede zwischen ihren ganzen Kulturen kennen. Sie laufen daraus hinaus, daß die spiralkeramischen Gräber mehr süd-, die Hinkelsteiner mehr nordeuropäischen Charakter tragen. Die Spiralkeramik (in Glomborn) z. B. findet sich bei Hockerbestattungen, die Hinkelsteiner bei gestreckten Skeletten. In den spiralkeramischen Gräbern ist häufig die Beigabe von Röteln, von der Cypraea-Muschel aus dem Indischen Ozean, gelegentlich auch von Elfenbeinnägeln, was alles in den Hinkelsteingräbern nicht beobachtet ist. Auch daß hier bei Worms Spiral- und Hinkelsteinkeramik keineswegs, wie sonst häufig, miteinander gemischt, sondern durchaus getrennt vorkommen, zeigt, daß wir es mit verschiedenen Leuten zu tun haben.

Die Kunde der letzten Jahrzehnte haben uns eine beträchtliche Ausbreitung der beiden handkeramischen Gattungen erkennen lassen. Sie sind den Rhein hinuntergegangen bis nach Köln und von da nach Belgien hinein. Die Spiralkeramik zeigt sich hier mehrfach etwas abgewandelt: bei Plaidt und Lüttich hat

¹⁾ Köhl, Zeitschrift 1903, Taf. I a 4, 7, 9, 10, 12, 13.

Bandkeramik

sie breite schraffierte Bänder, bei Köln lassen sich sogar vier Arten unterscheiden. Im Osten hat sich die Bandkeramik von Böhmen und Mähren aus in einer großen Welle durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend geworfen, so daß letzte

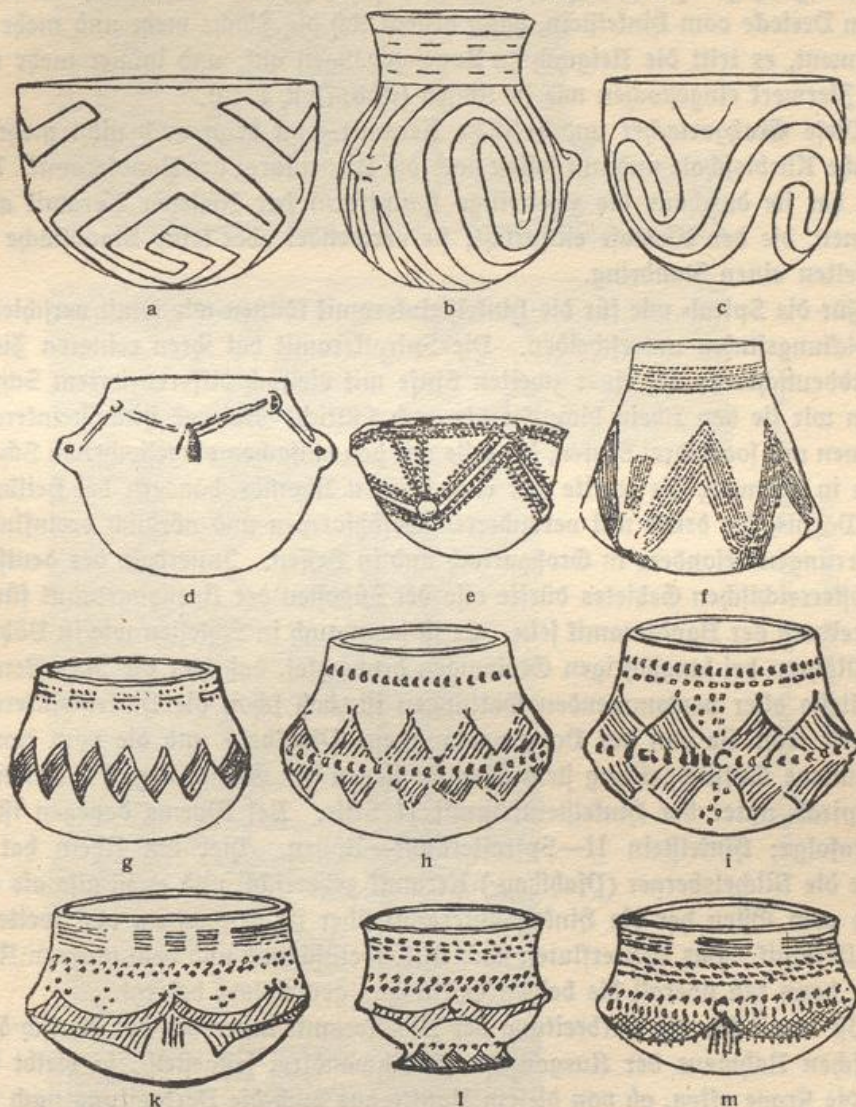


Abb. 78. Bandkeramik. a b c Glomborn bei Worms, d e Plaidt am Rhein, f Monsheim bei Worms, g h i Heilbronn, Hinkelstein, Heilbronn, k l m Erstein, Straßburg, Lingolsheim (Elfaß). Größe durchweg $\frac{1}{4}$.

Ausläufer östlich und südöstlich von Braunschweig die Grenze der Megalithkultur erreichen, andererseits sind sie die Oder und Weichsel hinuntergegangen bis an die Ostsee.

Die Hinkelsteinkeramik hat dann noch eine dritte Entwicklungsstufe erreicht,



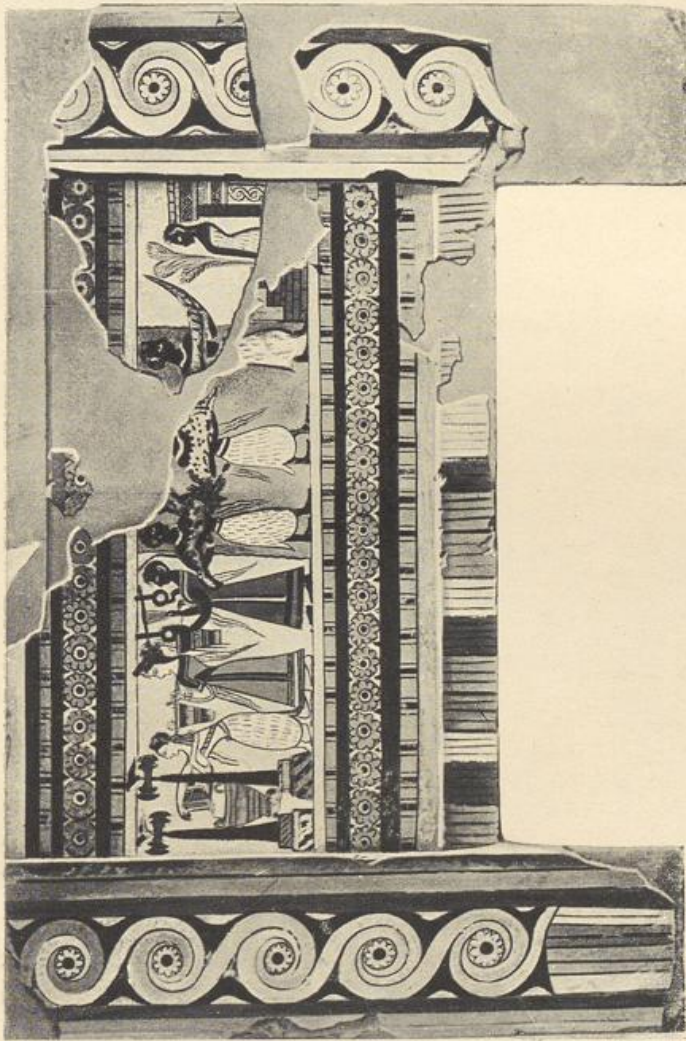
unter starker Beeinflussung von Rössen. So sehen wir sie in Großgartach bei Heilbronn, in Friedberg i. W. und in Eberstadt bei Gießen. In Großgartach ist der Übergang gut zu verfolgen. Am Bauchknick sitzen zunächst noch die schraffierten Dreiecke vom Hinkelstein, dann bedeckt sich die Fläche mehr und mehr mit Ornament, es tritt die Neigung zu Bogengehängen auf, und immer mehr wird alles Zierwerk eingestochen wie in Rössen (Abb. 78 k, l, m).

Diese Großgartacher und hessische Keramik zeigt denn auch nicht mehr die einfache Kürbischale und nur selten noch die Birnenform der Bandkeramik. Vielmehr hat sie durchaus die zweiteilige Hauptform der Rössener Keramik angenommen, die der Kielvase entspricht; sie verwendet aber keine Standfläche und nur selten einen Standring.

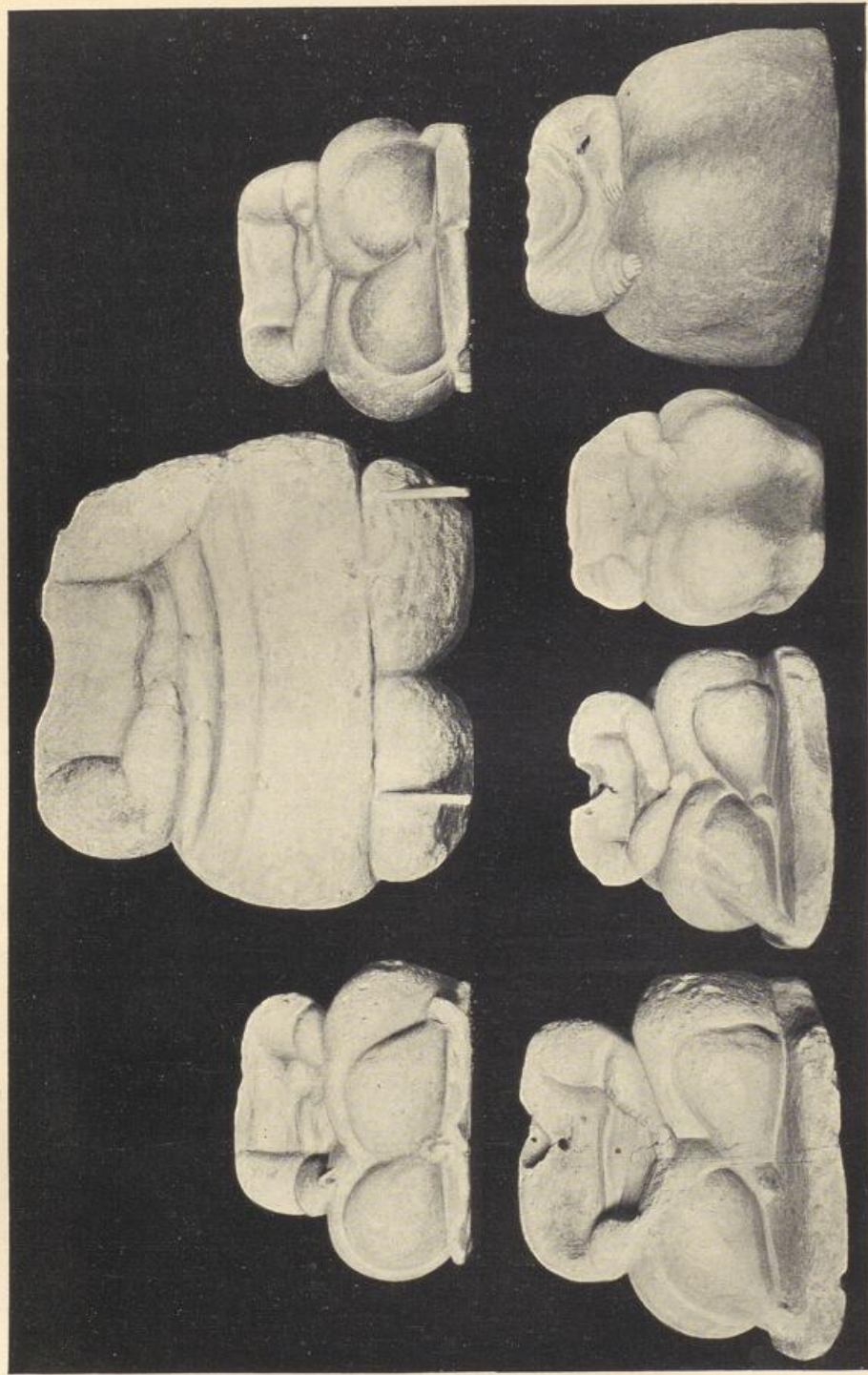
Für die Spirale wie für die Hinkelsteinkeramik können wir somit verschiedene Entwicklungsstufen unterscheiden. Die Spiralkeramik hat ihren reineren Zierstil in Süddeutschland, auf einer zweiten Stufe mit vielfach differenziertem Schmuck finden wir sie den Rhein hinunter bis nach Lüttich. Bei der Hinkelsteinkeramik erkennen wir sogar drei Stufen, die erste mit den einfachen eingestochenen Schnurlinien in Böhmen, die zweite mit eingekrahten Rhombenbändern bei Heilbronn und Worms, die dritte mit veränderten Gefäßformen und nördlich beeinflussten Verzierungen besonders in Großgartach und in Hessen. Innerhalb des deutschen und österreichischen Gebietes dürfte also der Südosten der Ausgangspunkt für die Verbreitung der Bandkeramik sein. Es ist denn auch in Schlesien wie in Böhmen und Mähren bei langjährigen Grabungen beobachtet, daß hier die Spiralkeramik die älteste aller vorkommenden Gattungen ist, daß schon die Hinkelsteinkeramik und erst recht die von der Donau gekommene Pfahlbau- und die vom Norden gekommene Tiefschichtgattung stets über ihr liegen¹⁾. Ebenso liegt bei Heilbronn die Spirale unter der Hinkelsteinkeramik II. Stils. Bei Worms dagegen ist die Reihenfolge: Hinkelstein II—Spiralkeramik—Rössen. Hier am Rhein hat als älteste die Michelsberger (Pfahlbau-) Keramik geherrscht, und es ist also als erste Welle vom Osten her die Hinkelsteinkeramik über sie gekommen, als zweite die Spiralkeramik. Das Weiterfluten nach Mitteldeutschland und dem unteren Rhein haben dann fast überall die beiden Gattungen gemeinsam besorgt.

Ist damit für die Verbreitung der Bandkeramik innerhalb des deutsch-österreichischen Rahmens der Ausgangspunkt einwandfrei festgestellt, so bleibt doch noch die Frage offen, ob von diesem Punkte aus auch die Verbreitung nach dem Südosten vor sich gegangen ist, oder nicht etwa umgekehrt, wie viele annehmen, die Bandkeramik ihre Urheimat an der unteren Donau gehabt habe und von da erst an die mittlere heraufgekommen sei. Dieser Frage wollen wir aber erst näher-

¹⁾ Für Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Breslau 1915, S. 1—89. Für Mähren: Pallardi, Wiener Prähist. Ztschr. I (1914), S. 4. Die Reihenfolge ist: 1. Spiralkeramik, 2. Hinkelstein, 3. bemalte Keramik, 4. Pfahlbau mit nordischem Einschlag, 5. Schnurkeramik. Für Böhmen hat Buchtela dieselbe alte Grundlage der Spiralkeramik festgestellt: Vorgeschichte Böhmens 1899, S. 16 ff.



Bemalter Sarkophag von Hagia Triada auf Kreta.
Lang- und Schmalseite.



Kultfiguren (Ahnenbilder) von Hagjar Kim auf Malta. Etwa 1/s.

treten, nachdem wir die Begleiterscheinungen der Bandkeramik, vor allem die zu ihr gehörigen Häuser und Gräber kennengelernt haben.

Die Häuser

Über die Häuser der Bandkeramik hat lange Streit geherrscht, ob sie oval oder ganz unregelmäßig oder vielmehr rechteckig gewesen seien. Köhl-Worms behauptete nur rundlich unregelmäßige Gruben zu finden, während Schliz bei Heilbronn rechteckige Grundrisse sogar gelegentlich mit Pfostenlöchern in den Ecken aufwies. Sie sind jedesmal mit ihrer ganzen Bodenfläche in die Erde senkrecht eingetieft und zuweilen in mehrere Räume geteilt. Der Herd befindet sich im Hause, um ihn an den Wänden sind öfter Lehmbanken ausgespart.

Der Streit ist heute entschieden. Am Frauenberg nächst Marburg (Taf. XXVI 1), in Hertshheim bei Nördlingen und besonders in Lindenthal bei Köln hat sich gezeigt, daß die bandkeramischen Häuser kleine runde oder ovale Gruben gewesen sind, von Stangen umstellt, die offenbar oben zu einem Zelt-dache zusammengefaßt wurden. Wo eine rechteckige Form auftritt oder starke Pfosten verwendet werden, liegt schon nordischer Einfluß vor, wie ihn ja für Gr. Gartach bei Heilbronn und Erstein bei Straßburg die Rössen verwandte Keramik an die Hand gibt (s. oben Abb. 78 k, l, m).

In Hertshheim wie in Lindenthal sind in der Siedlung neben diesen kleinen rundlichen Häusern große rechteckige Bauten 6 m breit und 20, ja 30 m lang gefunden mit mächtigen Pfosten. Das waren aber klar ersichtlich Scheunen, in denen die Ernte, wie sie vom Felde kam, untergebracht wurde. In Köln-Lindenthal hat sich uns das ganze Bild einer bandkeramischen Siedlung, die auch von Wall und Graben umzogen war, entrollt. Wo die Scheunen stehen, haben ursprünglich nur ein paar Wächterhäuschen dazwischen gestanden, und die Siedlung lag weiter ab. Nachher erst breitete die Siedlung sich auch über dies Gelände aus, die großen Scheunen verschwanden dann, und an ihre Stelle traten kleine, aber ebenfalls rechteckige Speicher zur Aufnahme des schon gedroschenen Getreides. Der Verlauf dieser Entwicklung wird durch vier Perioden der Keramik bezeichnet

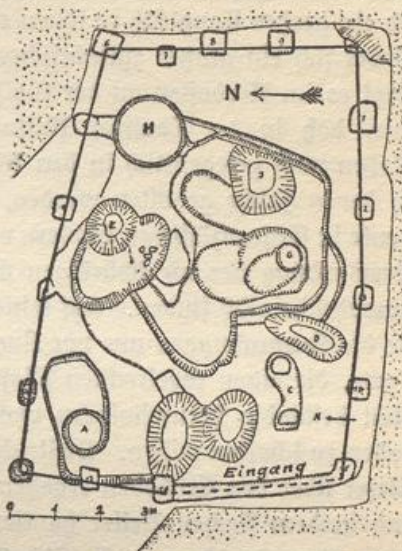


Abb. 79. Haus von Lixdorf bei Edartsberga 1:200.

¹⁾ Anzeiger für Elßß. Altertumskunde 1910, S. 78 ff. (Berju.)

und läßt sich auf 200—300 Jahre abschätzen, die ganze Dauer der Bandkeramik überhaupt tariert Buttler daraufhin auf nicht mehr als 500 Jahre ¹⁾).

In Lißdorf bei Edartsberga habe ich 1911 zwei Häuser freilegen können, die innerhalb des nordischen Rahmens von Pfostenlöchern die große Zahl unregelmäßiger Gruben aufwiesen, wie sie auch sonst, bei Worms, bei Gießen, bei Göttingen, ganz gleichartig beobachtet sind. Sie haben offenbar als Vorratsräume unter dem hölzernen Fußboden gedient. Manche haben durchaus die Form, als ob ein großes Tongefäß in ihnen eingegraben gewesen wäre, ziemlich regelmäßig findet sich ein großes zylindrisches Loch wie für eine Wassertonne. In Lißdorf liegt es im Nordosten an der kühlfsten Stelle des Hauses (Abb. 79 H). Bedenken wir, daß in der Lausitzer Kultur (Buch bei Berlin), sich Gefäße unter dem Boden noch gelegentlich in den Häusern gefunden haben und daß Wasserbeden, in denen Fische gehalten werden, durch eine Fußbodenklappe verschlossen, noch heute in südfranzösischen Häusern vorkommen ²⁾, so werden wir die angenommene Verwendung der merkwürdigen Gruben in den bandkeramischen Häusern nicht unwahrscheinlich finden. Auf keinen Fall ist die höchst unregelmäßige Fläche, wie sie die Ausgrabungen uns vor Augen stellen, der Fußboden des Hauses gewesen. Leute, die einen regelrechten Pfostenbau für ihr Haus errichten, werden in ihm nicht beständig herumstolpern wollen, sondern sich auch einen glatten Holzfußboden zu schaffen wissen. Vielleicht war der Fußboden einen halben oder ganzen Meter über den Erdboden erhoben, so daß man unter ihn wenigstens einkriechen und in dem flachen Keller hantieren konnte ³⁾. Diese Lißdorfer Häuser waren jedes etwa 8:10 m groß (Abb. 79). Der Herd lag nach südlicher Sitte außerhalb des Hauses, ebenso wie er es auch bei den kleinen Rundhütten immer tut.

Die Gräber

Ein paarmal sind in den wannenförmigen Gruben dieser Häuser Brandgräber zutage gekommen, so bei Frankfurt a. M. und in Diemarden bei Göttingen. Diese Brandgräber von besonderer Beschaffenheit bilden eine Eigentümlichkeit der westdeutschen Bandkeramik. Sie traten zuerst alle Welt überraschend auf, als das Gelände, das der Erweiterung des Frankfurter Hafens zum Opfer fallen sollte, vorher archäologisch durchforscht wurde und sich dabei eine Reihe schüsselförmiger schwacher Gruben ergab, in denen sich neben wenigen verbrannten Menschenknochen und bandkeramischen Scherben regelmäßig eine Halskette aus kleinen, vom Wasser flach geschliffenen ovalen Steinchen, zum Teil mit Punktverzierung, zuweilen auch nur ein dreieckiger Anhänger fand. Es waren die ersten neolithischen Brandgräber, die man in jenen Gegenden kennenlernte, und auch

¹⁾ Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 78f. Die Publikation von Buttler ist im Druck.

²⁾ O. Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren (1917), S. 19.

³⁾ So hat auch Sorrer schon für seine große Hausgrube von Stühheim angenommen.

Ausdehnung gegen Osten

die Kettchen waren etwas ganz Neues. Sie sind nachher zahlreich auch in der Nachbarschaft bei Butterstadt, Hanau und in Spuren bis Göttingen hin aufgetreten ¹⁾. Dabei zeigte sich schon mehrfach, daß diese kleinen Gräber auch auf dem Boden der Wannengruben neolithischer Häuser vorkamen, und zwar in einer Art, daß die Bestattung vorgenommen sein mußte, während das Haus noch in Benutzung war und blieb. Beispiele für solche Brandbestattung in neolithischen Häusern zeigten sich dann weiter bei Niederurf in Niederhessen, bei Cassel, bei Göttingen, bei Loßwitz in Sachsen.

Körperbestattung im Keller des Hauses hatte die westeuropäische Kultur schon aufgewiesen ²⁾, ja wir konnten Ähnliches bis in die paläolithische Zeit zurückverfolgen (Mentone). Daß nun die Brandbestattung bei ihrem ersten Auftreten sich in Westdeutschland und vielfach in den Häusern zeigt, ist wohl kein Zufall. Das Rheinland gehört neolithisch zum westeuropäischen Kreise, es hat, wie der Michelsberg, wie Mundolsheim und manche andere Stätten zeigen, schon die Körperbestattung im Hause gekannt. Gerade die Hausbestattung aber legt aus hygienischen Rücksichten den Übergang vom Begraben zum Verbrennen besonders nahe. So war für den Übergang hier eine starke reale Anregung vorhanden, während man im nördlichen und östlichen Deutschland, wo das Bestatten im Hause nicht Sitte war, schwerlich von sich aus auf einen solchen Wechsel gekommen wäre.

Daß in der Wormser Gegend für die etwas ältere Periode der reinen Bandkeramik Körperbestattung herrschte, für die Spiralkeramik etwas anders als für die Hinkelsteiner, ist oben schon gesagt worden. Sonderbar erschien bisher und unverständlich, daß bei Heilbronn sowohl wie in Thüringen sich zu den bandkeramischen Siedlungen gar keine Gräber finden wollten. Die zutage tretenden Gräber enthielten immer nur Schnurkeramik. Jetzt werden wir mit G. Wolff die Erklärung wagen dürfen, daß die bandkeramischen Gräber wahrscheinlich dieselben kleinen Brandflecke sein werden und wegen ihrer Unscheinbarkeit bisher bei den Acker- und Forstarbeiten nicht beachtet.

Ausdehnung gegen Osten

Sehr weit ausgelaufen ist die Bandkeramik gegen Südosten. Sie zieht die Donau hinunter, und indem ihre Verzierung sich auf diesem Wege in Malerei umsetzt, führt sie in dem großen Kreise von Siebenbürgen, Rumänien, Südrußland und Bulgarien eine neue eigenartige Kulturblüte herauf. Die Keramik hat hier eine so hohe Stufe erklommen, daß sie mit ihrem hellgelben oder hellrötlichen, feingeschlemmten Tone, dem die Gefäßwand ganz gleichmäßig durchdringenden Brande und der in mehreren Farben, Weiß und Rot, Schwarzbraun, aufgemalten

¹⁾ Prähist. Ztschr. III (1911), Taf. 2—8 (G. Wolff).

²⁾ S. oben S. 64, 66. Spanien. Forrer, Bauformen der Steinzeit (1903), S. 48, Taf. IV. Mundolsheim und Kaßental im Oberelsaß: Anzeiger für Elsä. Altertumskunde, (1912) S. 256f. Michelsberg, Goldberg.

Ornamentik für eine Tochter der mykenischen Töpferei angesehen wurde, als die Wissenschaft ihre ersten Proben kennenlernte. Erst nach und nach ist ihr neolithischer Charakter und damit ihr zeitlicher Vorrang vor Mykene anerkannt worden, dann aber eine Überschätzung insofern eingetreten, als man nun diese südosteuropäische Gattung für die Mutter der Bandkeramik überhaupt halten wollte; die Donau hinauf, meinte man und meinen viele bis heute, habe sie sich entwickelt, die ganze Spiral-Mäanderkeramik in Süddeutschland und Österreich habe ihre Wurzel in Siebenbürgen und Südrußland. Ich habe das immer schon stilistisch für unmöglich gehalten; die Gefäßformen dort unten zeigen eine Mischung aus verschiedenen Stilarten, und ihre Ornamentik ist im Vergleich mit der einfachen und reinlichen an der mittleren Donau geradezu verwildert. Neuerdings sind mehrere äußere Gründe hinzugekommen, die für die Entstehung der Bandkeramik in Mitteleuropa ins Gewicht fallen. In Mähren und Böhmen ist, wie vorhin schon erwähnt, die Spiralkeramik die älteste überhaupt gewesen. In diesem ersten Auftreten haben wir eine bodenständige Entwicklung zu erkennen. Da diese Gegenden schon in paläolithischer Zeit besiedelt gewesen sind, kann die Spiralkeramik nicht erst mit dem Neolithikum von außen her eingeführt sein; sie muß vielmehr zurückgehen auf die Gefäße aus vergänglichem Stoff, die die Paläolithiker hier schon hatten, wie das ebenso der Fall ist in Westeuropa und meines Erachtens auch in Thüringen.

Des weiteren sind vor wenigen Jahren in Böhmen ein paar Gefäße aufgetaucht, die zeigen, wie früh dort schon die Malerei mit den alten kurbisförmigen und linear- oder stichbandverzierten Gefäßen verbunden ist. Sie sind beide aus der Gegend von Prag ¹⁾. Auf dem einen ist ein großes Spiralband eingeritzt, auf dem andern ein großes Zickzackband eingepunktet, und jedesmal ist über diese erste Verzierung eine zweite in Malerei gelegt, nämlich zwei Zonen von sehr sauber ausgeführten fortlaufenden Spiralen ²⁾. Die Malerei steht in schwachem, etwas ins Graue gehendem Weiß auf dem polierten schwärzlichen Tongrunde. Man glaubt hier geradezu die Erfindung der Vasenmalerei mitzuerleben, ebenso wie bei manchen Stücken der Palliardi'schen Sammlung. Die gemalten Spiralen sind so ängstlich-sorgfältig gezogen, wie wir es sonst kaum zu sehen bekommen. Die Farbe ist offenbar dieselbe, die bisher schon immer zur Füllung der eingeritzten oder eingepunkteten Linien gedient hatte. Man hatte sich eines Tages gesagt, daß es bequemer sei, sie gleich mit dem Pinsel oder einer Feder auf die glatte Fläche aufzutragen, als erst die ganze Zeichnung in die Fläche einzutiefen. Die Bequemlichkeit, das raschere Vorwärtswollen ist es immer, was eine Technik an die Stelle einer anderen setzt. So ist der Punktierstift abgelöst worden von der sich eindrückenden Schnur, dem Stempel, dem Rädchen, so der Furchenstich von der

¹⁾ Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst ², S. 297 1, 2.

²⁾ Schuchhardt, Vorges. v. Deutschland ² 1934 Abb. 70 b.

Ritzlinie und der breitgezogenen Kannelur, so sicher auch die Inkrustation von der Malerei.

Man könnte nun meinen, daß auch die Verwendung des bloßen Weiß die beiden böhmischen Gefäße an den Anfang der Maltechnik stelle. Dem widersprechen aber Palliardis Erfahrungen. Er hat in der älteren Periode immer mehrere Farben, Rot, Gelb und Braun, selten Weiß, verwendet gefunden.

Neben diesen bemalten Gefäßen fand er dann auch immer solche, bei denen eingetiefte Spiral- oder Mäanderbänder mit Farbe gefüllt sind. Erst in den darauffolgenden Siedlungen zeigte sich Weißmalerei auf natürlichem oder rot überfärbtem Grunde oder Rotmalerei auf hellem Grunde. Wir werden uns dabei zu erinnern haben, wie die rote Farbe im südlichen Kreise, mit dem der handkeramische ja nahe zusammenhängt, von jeher sehr beliebt gewesen ist, vom Paläolithikum an, und wie Rötel als Beigabe sich auch in den Gräbern der Wormser Gegend häufig findet.

Als ständige Begleiter seiner drei älteren Kulturen, der Spiralband-, Hinkelstein- und bemalten Keramik hat Palliardis den Schuhleistenkeil und die ihm verwandte flache Hacke gefunden, die überhaupt für die ganze Bandkeramik bezeichnend sind. Bei der bemalten Keramik erscheint neben ihnen das westeuropäische spitznackige Beil, das aber „mitunter eine langgezogene Trapezform annimmt“.

Aus Palliardis Beobachtungen geht so viel mit Sicherheit hervor, daß die bemalte Keramik unbedingt zu der in Mähren autochthonen Bandkeramik gehört, daß sie aber jünger ist als die geritzte und inkrustierte und offenbar aus ihr erwachsen. Ob sich diese Neubildung gerade in Mähren vollzogen hat, ist damit noch nicht gesagt. Denn es liegen bisher nur wenige Spuren bemalter Keramik aus den Nachbarländern vor.

Eine echt handkeramische Station, aber ganz ohne bemalte Keramik, ist Butmir bei Serajewo, eine Siedlung, die reiches Material an Gefäßen und Geräten geliefert hat¹⁾. Die Häuser haben die unregelmäßigen Bodengruben wie bei Worms, Eberstadt und Lixdorf, scheinen selbst aber rechteckig gewesen zu sein. Für die Gefäße herrscht eine etwas plattgedrückte Kugelform ohne Hals, die bald einen einfachen Standring, bald einen kleinen geschweiften, bald einen hohen zylindrischen oder eimerförmigen Untersatz erhält. Diese Anfügung eines Fußes zeigt ebenso wie im Mittelmeere, daß wir uns in einem fortentwickelten Stadium befinden gegenüber dem ursprünglichen weiter im Westen. Gelegentlich hat die Form auch einen stumpfen Bauchknick und eine Standfläche erhalten. Die Verzierungen bestehen durchweg in reinen laufenden Spiralen von sorgfältig kunstvoller Führung. Sie sind bald eingeritzt, bald in Relief aufgelegt, aber, wie gesagt, niemals gemalt (Abb. 80).

In Butmir begegnen uns ähnliche menschliche Tonfiguren, wie sie bei der

¹⁾ Radimsky, Hoernes, Siala: Die neolith. Station von Butmir bei Serajewo. 2 Hefte 1895 und 1898.

bemalten Keramik in Mähren zuerst auftraten und weiterhin im unteren Donau-
gebiete viel vorkommen. Einige sind leidlich erhalten und zeigen ein in Zickzack-
linien gemustertes Gewand. Diese allgemein „Idole“ genannten kleinen Figuren



Abb. 80. Steinzeitgefäße von Butmir bei Serajewo. a b ca. $\frac{1}{3}$, c ca. $\frac{1}{6}$.

sind für die Bandkeramik ungemein bezeichnend. Sie fehlen völlig im Norden und Nordwesten von Europa, sind aber vom Paläolithikum Südfrankreichs und Spaniens her dem ganzen Mittelmeere vertraut. Die Bandkeramik kennt sie in ihrer älteren Periode an der mittleren Donau, geschweige denn am Rhein und an Oder und Weichsel, auch nicht. An der Adriaküste aber, von Istrien bis Albanien hat die Bandkeramik mit dem Mittelmeere Sühlung bekommen, und hier ist nun ein reger Austausch entstanden.

Die Ornamentik der Butmir-Keramik findet sich unverkennbar wieder bei Schäßburg in Siebenbürgen, wo Prof. Seraphim eine prächtige Burg, ganz wie eine griechische Akropolis gestaltet, auf dem Wietenberge ausgegraben hat. Eine schöne Publikation darüber steht bevor.

Aus der weiteren Geschichte der Bandkeramik, das sei hier vorweg bemerkt, ihrer Vertreibung aus Deutschland, Zusammenballung in Österreich und dem westlichen Ungarn und Balkan, schließlich dem auffallenden Wiederaufleben des Stils in der Hallstattzeit dürfen wir für sie den Völkernamen der Illyrer entnehmen und als „Urillyrier“ schon auf die Frühperiode übertragen. Bis in's späte Altertum, ja 3. T. bis heute haben sich von der ersten großen Ausbreitung der Kultur her in Süddeutschland wie nördlich an Oder und Weichsel — am Rhein hat man noch nicht nachgeforscht — illyrische Orts- und Flußnamen erhalten. Bei Ptolemäus kommen in Betracht: für Mähren Asanka, Parienna,

Singona; für Böhmen und Schlesien Stragona, Nomisterium, Askaufalis. In Süddeutschland hieß der Bodensee noch in römischer Zeit lacus Venetus. Die Veneter gehören schon bei Herodot (I 196) zu den Illyriern. Bis heute aber



Abb. 81. Butmir, Spiralverzierungen. Nach Hoernes. $\frac{1}{2}$.

sind illyrisch die Namen Scharnikpaß bei Mittenwald nach der alten Ortschaft Scarantia (M. Dasmer), Partenkirchen von Parthanum und der Lech = Licus.

Für den östlichen Teil Süddeutschlands ist längst ausgesprochen, daß manche der Ortsnamen auf -itz in Kärnten und Steiermark nicht slavisch, sondern illyrisch sind, z. B. Gladnitz und Lafnitz und so auch südlich Nürnberg der Flußname Rednitz, für den die alte Form Redantia überliefert ist. An der Donau ist Carnuntum illyrisch. Im Norden schließlich hat M. Dasmer die Neße mit ihrem Nebenfluß der Drawa auf die illyrische Liste gesetzt, sowie die Drewenz an der unteren Weichsel und die Ihna an der unteren Oder.

Die weiteren Epochen der illyrischen Vorgeschichte werden in den Kapiteln Lausitzer Kultur, Mykene, Illyrier zur Sprache kommen.

Mischkulturen an Elbe und Oder

Gegen Ende der vier alten artreinen Kulturen im deutschen Raume, der Michelsberger, Megalith-, Schnur- und Bandkeramik entstehen durch das Ineinandewirken zweier oder auch dreier von ihnen in verschiedenen Gegenden Mischkulturen. Eine solche war schon die Eberstadt-Großgartacher, die sich aus Hinkelstein unter nordischem Einfluß entwickelt hatte. Im östlichen Deutschland treten jetzt mehrere neben und nach einander auf. Ihre Entstehungsart zu bestimmen ist wesentlich erleichtert, seit allgemein erkannt ist, daß kein fremder Einfluß von draußen her mitgewirkt hat, sondern die auf deutschem Boden schon vorhandenen Eigenarten allein in Betracht kommen.

Die Vermischungen treten überall dadurch ein, daß Megalith- und Schnurkeramik sich energisch gegen Südosten vorschieben und dabei von der Bandkeramik, die sie immer mehr verdrängen, zunächst mehr oder weniger Eigentümlichkeiten selber annehmen. So hat die Walternienburger Kultur noch eine fast reine Megalithkeramik, nur wenig von der Schnurkeramik beeinflusst. Ihre Tochterkulturen Bernburg I, II und III haben aber dazu einiges Bandkeramische, und

noch stärker macht sich dieser Zug dann in der schon der Metallzeit angehörigen Aunjetitzer Kultur geltend. Die Rössener Kultur ist eine Mischung aus Megalith- und Bandkultur, und im Wesentlichen ebenso steht es mit den Oderkulturen

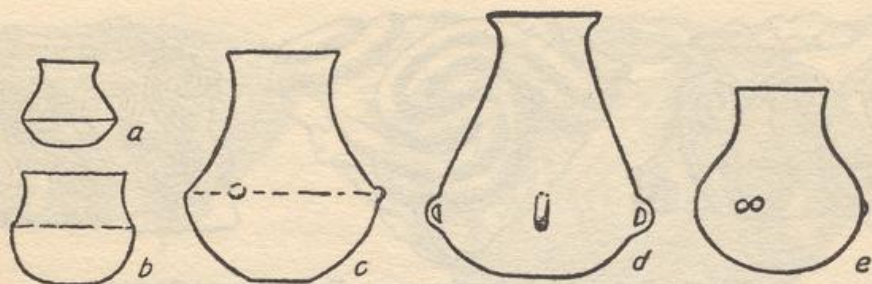


Abb. 82. Gefäße von Rössen b. Merseburg. Mus. Berlin.

von Noßwitz, Jordansmühl und Marschwitz, nur daß hier nicht die eine nordische Kultur, sondern gleich beide, die Megalith- und Schnurkeramik vereint auftreten, um die Bandkeramik aus dem Lande zu schlagen.

Walternienburg liegt unweit Magdeburg am rechten Ufer der mittleren Elbe, am Eingang in die Mark Brandenburg. Es hat aus einem großen Brandgräberfelde viele Tongefäße mit einigen nordischen Steinwerkzeugen geliefert¹⁾. Ganz megalithkeramisch sind die geradwandige Schüssel (XXVII 5) und der scharfgeschnittene Schulternapf (XXVII 1), nicht minder auch das ganze Ziersystem und seine Tiefstichtchnik. Neu ist vor allem eine Amphora (XXVII 2), sehr eßig, wie aus zwei aufeinander gelegten Schalen entstanden, mit etwas konischem hohen Halse darauf. In der Megalithkeramik gibt es eine Amphora überhaupt nicht, die übliche thüringische ist rundbauchig. Bei der nahen Nachbarschaft Thüringens wird aber die dortige Gewohnheit, eine Amphora zu verwenden, eingewirkt und zu der nun in nordischen, eßigen Formen hergestellten geführt haben.

Deutlich ist dann der Übergang von Walternienburg zu Burg-Molkenberg und Bernburg zu erkennen. Beim Schulternapf (XXVII 1) wird die eßige Schulter abgeglichen, so daß der doppelkonische Becher XXVII 6 und 9 entsteht und dann der weichlich gerundete XXVII 12. Der Bandhenkel entwickelt sich dabei noch zu größerer Breite. In derselben Weise zieht auch die Amphora (XXVII 2) Hals und Schulter zu einer einheitlichen Linie zusammen und kommt so henkellos bis zu ziemlicher Größe an den Fundplätzen der Mark vor.

Der Burg-Molkenberger Stil — als Walternienburg II zu betrachten — hat die derbmegalithische Stichverzierung in eine zierliche feinmaschige Flechtornamentik umgewandelt, die mit einer Federpule oder einem Kreuzhölzchen eingestochen ist und auch der Schnurkeramik gegenüber eine Neuerung bedeutet. (XXVII 7—9).

¹⁾ Prähist. Ztschr. IV 1912. S. 113 ff. (Goeße).

Später sind Schulternapf und Amphora von Walternienburg noch in der Weise umgewandelt, daß die Ecken von Schulter und Bauch gerundet werden (XXVII 8). So finden wir es nachher in der Lausitzer Kultur (XXVII 1. 2. 3). Und in ähnlicher Weise hat sich die Ziertechnik der Walternienburger zur Lausitzer Kultur hin entwickelt. Die Furche, die früher Stich für Stich eingetieft wurde, zieht man nachher bequemer gleich mit einem breiten Strich als flache Hohlkehle durch. In Walternienburg ist das schon sehr deutlich (XXVII 4), und in der Lausitz ist es dann ein Hauptmotiv.

Ganz handkeramisch sind die großen Bernburger Stücke XXVII 11, bei denen eine halbkugelige Schale ohne Boden auf einen Untersatz gesetzt ist. Da man nichts hineingießen kann, müssen sie eine besondere Bestimmung gehabt haben. Man hält sie gewöhnlich für Trommeln nach einer Analogie bei heutigen primitiven Völkern. Es sind aber entschieden Untersätze für kugelige große Gefäße, wie sie ähnlich grade in den Abarten der Bandkeramik oft begegnen (Taf. XXIX 4).

27. Der dritte wichtigere Mischstil ist der von Rössen bei Merseburg (Taf. XXVIII 2). Bei ihm ist die ganze Kultur stark handkeramisch, und nur die Keramik zeigt nordischen Einschlag. In über 80 Gräbern lagen die Leichen alle in Hockerstellung. Die Steingräber sind nach Form und Material alle mittel- oder süddeutsch: kein nordisches Feuersteinbeil ist darunter. Unter den Schmucksachen sind dicke marmorne Armringe und dünne Perlen aus Perlmutter. Unter der Tonware sind ein paar echte spiralkeramische Näpfe. Die Hauptmasse zeigt kugliges Unterteil mit geschweiftem Hals darüber (Abb. 82), eine aus der Bandkeramik entwickelte Form. So sind auch die großen Prunkgefäße geformt, die aber eine dicke Verzierung in Tiefstich tragen. Das ist entschieden ein nordischer Zug. In den jüngsten Gräbern, die schon Brandbestattung haben, treten neuartige Schultervasen auf (XXVIII 8), wie sie auch sonst in Thüringen und am Harze vorkommen, und die entschieden von Walternienburg beeinflusst sind. Nach alledem werden wir in der Rössener Kultur noch handkeramisches Volk zu erkennen haben, das nur wenig vom Norden beeinflusst sich auf dem Rückzuge befindet.

An der Oder ist der Rückzug der Bandkeramiker sehr deutlich zu verfolgen. Die Megalith- und Schnurkeramiker sind gemeinsam an der Ostsee entlang vorgezogen. Bei Succase hat Prof. Ehrlich-Elbing kürzlich (1934) 11 rechteckige Pfostenhäuser, darunter mehrere mit Vorhalle mit viel Schnur- und ein wenig Megalithkeramik aufgedeckt. Die beiden Kulturträger waren also schon so miteinander verschmolzen, daß die Thüringer das nordische Haus angenommen hatten und die Vereinigten unbedingt Germanen genannt werden dürfen. In derselben Weise, mit noch getrennter Keramik, haben sie sich in die Uckermark geschoben und dort in kleinen Blockgräbern und Steinkisten ihre Spuren hinterlassen. Die Oder hinaufgehend haben sie dann aber mehrere Mischkulturen

gebildet. Im Koswitzer Typus bei Glogau im nördlichen Schlesien erkennt man etwas verändert die Thüringische Amphora und den nordischen Trichter- und Schulterbecher (Abb. 83). Weiter südlich im Jordansmühler Typus

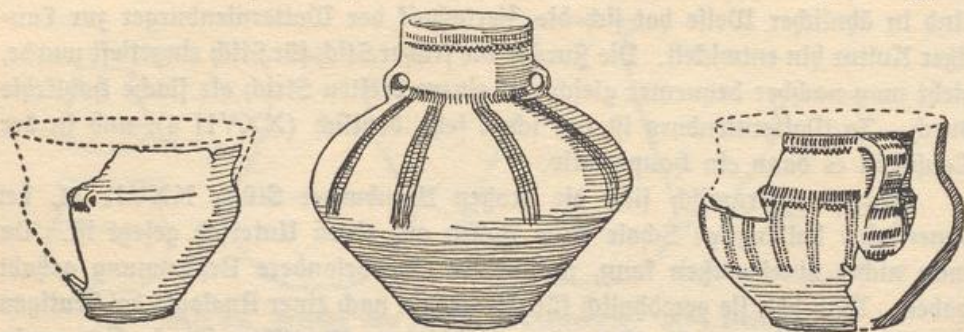


Abb. 83. Gefäße des Koswitzer Typus.



Abb. 84. Gefäße des Jordansmühler Typus.

hängt in dem heutigen Krüge und dem Kelch noch die Bandkeramik an (Abb. 84), der Marschwitzer Typus schließlich ist fast reine Oderschnurkeramik. Ernst Wahle deutet in seiner sehr beachtenswerten „Deutschen Vorzeit“ (1933 S. 63 f.) diese Vorgänge schon sehr richtig, wenn er sagt: „Die späte Donaufkultur (die Bandkeramik) ist nicht mehr in der Lage das Vordringen des nordischen Kreises aufzuhalten, der sich von seinem norddeutschen Ausgangsgebiete her zunächst das östlich angrenzende Tiefland aneignet. In Niederschlesien schlagen diese Wellen an ein von Trägern der Bandkeramik dicht besiedeltes Gebiet. Das Ergebnis ist zunächst eine gegenseitige Beeinflussung; später folgt ihr die Unterwerfung des bandkeramischen Kreises unter den nordischen, und zwar sowohl hier und in Südpolen wie in Böhmen, Mähren und Niederösterreich . . . das Schwergewicht des nordischen Kreises hat sich infolge dieser großen Ausbreitung nach Osten und Südosten aus dem nordwestlichen Teile von Niederdeutschland in den Raum zwischen Elbe und Oder sowie in das Flußgebiet der Saale verschoben“.

Der nordische Zug zum Balkan

Wir haben oben gesehen, daß an Stelle der alten westeuropäischen Rundhütte, die zu Anfang auch in den Meinsdorfer kleinen Kuppelhäusern wie in

den ovalen Stangenhäusern bei Frankfurt a. M. ihren Einfluß zeigt, zuerst in Norddeutschland das kräftige rechteckige Pfostenhaus mit steilen Wänden und einem Giebeldach getreten ist, wie sich hier schon in der Steinzeit auch das zwei-



Abb. 85. Tongefäße von Cherson. Nach M. Ebert, Präh. Ztschr. IV, 441.

teilige Haus mit Herdosaal und Vorhalle entwickelt hat und wie dieses dann mit dem nordischen Einfluß, der überhaupt in der Schussenrieder Kultur sich geltend macht, auch hierhergelangt ist. Für den weiteren Weg dieses Hauses fehlen noch vielfach die Marksteine. Bei Dintscha östlich Belgrad sind rechteckige Pfostenhäuser freigelegt. Auch in Erösd im südöstlichen Siebenbürgen, in Südrußland und neuerdings in Cernavoda haben sich zur steinzeitlichen Keramik rechteckige Häuser gefunden. Am markantesten sehen wir die Vorhallenhäuser dann in Thessalien auf den Burgen von Sesslo und Dimini sowie in Troja, Tiryns, Mykene auftreten innerhalb einer Kultur, die ursprünglich durchaus dem Rundhause huldigt.

Mit dieser Feststellung ist der Beweis erbracht für die Hypothese, die Rudolf Henning in seinem Buche „Das deutsche Haus“ schon 1887 aufgestellt hatte. Henning fand, daß die Schilderung des Odysseus-Palastes bei Homer zutrefte auf das Vorhallenhaus, das im nordischen Kreise noch heute allgemein verbreitet ist und sich bis ins 17. und 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Er zog daraus den Schluß, daß diese Hausform altarisch sei und sich vom Norden aus nach der Balkanhalbinsel verbreitet habe.

Die weiteren Anhaltspunkte für einen nordischen Kulturstrom nach Südosten hin liegen in der Keramik. Formen, die für die älteste neolithische Töpferei des Nordens besonders charakteristisch sind, begeben sich auf die Wanderung. So findet sich die Kragenflasche (XXIV 2) in den spätneolithischen Kulturschichten von Schlesien (Jordansmühl) und Mähren (Stary Zamek, Bezirk Znaim)¹⁾. Die Kugelflasche aus den kleinen Dolmen ist die Mutter der Kugelampfore, die,

¹⁾ Palliardi, Wiener Prähist. Ztschr. I (1914), S. 20.

ebenfalls spätneolithisch, sich häufig im Königreich Sachsen und etwas verändert in Südpolen findet.

In bezug auf die Gefäßformen läßt sich am leichtesten der nordische Schulter-

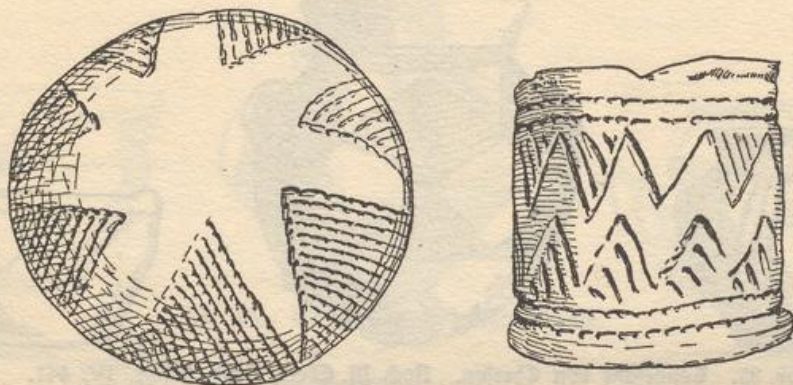


Abb. 86. Schale und Becher in Klausenburg. Nach Wofjinsky.

napf und die Walternienburger Amphora (XXIX 1, 2) verfolgen. Der Napf hat in Böhmen in Urbčany¹⁾ seinen Nachfolger. Die Amphora ist in Kostolež in Böhmen²⁾, in Wattina in Südungarn (XXXII 4) und noch in Thessalien (Abb. 91 a) zu erkennen. Daneben machen sich besonders in der Technik Schnurkeramik und Rössener Stil geltend. Eine klare Schnururne findet sich noch unter der pannonischen Keramik von Wattina (XXXII 5).

Schon in Südpolen verwandelt sich manches von der alten nord- und mittel-deutschen Horizontal-Vertikal-Ornamentik in hängende Bogen und geht dann so nach Ungarn hinein. Aus Tordos in Siebenbürgen gibt es einen ausgesprochenen Rössener Becher, wenn er auch einen Henkel erhalten hat und sein Rand schräg abgeschnitten ist, so daß er vorn höher steht als beim Henkel (Abb. 88 c). Aus der Scherbenmasse der Museen von Klausenburg, von Straßburg (Magyenyed), von Hodmezö Vasarhely läßt sich leicht noch eine Fülle gut Rössener Keramik zusammenstellen (Abb. 86)³⁾. Als letzte Spuren schnurkeramischen Einflusses aber wird man Gefäße wie die von Abb. 85 aus Cherson in Südrußland gelten lassen dürfen. Die Gefäßformen sind ganz nach den thüringischen gebildet und die Verzierung hat fast überall reinen Schnurcharakter. Bei Kiew ist auch eine Schale gefunden, ganz im Stile derer von Schönfeld bei Magdeburg.

Der Weg, den hier der Schnur- und Rössener Stil gegangen ist, hat die Weichsel hinauf- und den Dniepr und Dniestr hinuntergeführt. Es ist also schon derselbe Weg gewesen, den später, kurz vor der römischen Zeit, germanische Völkerzüge

¹⁾ Hoernes²⁾, S. 323, 8.

²⁾ Ebenda S. 321, 5.

³⁾ Wofjinsky, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit (Berlin 1904), Taf. III—VII.

von der Ostsee zum Schwarzen Meere genommen haben. Es läßt sich aber noch ein anderer Weg erkennen, auf dem ebenfalls von der mittleren Elbe her die Kultur nach dem Südosten gedrungen ist. Der geht zunächst nach Süden in das



Abb. 87. Rössener Stil in Süddeutschland.
Nach Schütz, Pr. Ztschr. 1910.

Ostalpengebiet und von da die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel. Die Alpen waren im Diluvium ebenso vereist wie Norddeutschland. So ist ihre Kultur ihnen erst nach dem Verschwinden der Eisdecke von den Randländern her zugebracht und zeigt sich demzufolge von ihnen abhängig. Die nächste Zone war das Gebiet der Bandkeramik, die damit die erste Anwartschaft auf Kultivierung des bisherigen Gebirgsöblandes hatte. Der nordische Kulturstrom mußte dies Gebiet durchbrechen, um die Alpen zu erreichen. Er tritt deshalb hier nicht so geschlossen auf wie in Ungarn, vielmehr erscheinen die nordischen Elemente zumeist nur als Zierwerk, das sich auf die von der Bandkeramik oder auch der Pfahlbaukeramik bereits gelieferten Formen aufsetzt. Damit entsteht hier die „Pannonische Keramik“ die ihren vollen Charakter erst in der Bronzezeit entwickelt hat (s. unten S. 215 ff.).

Wiederum ist es Rössen, dessen Einwirkung uns zunächst deutlich entgegentritt. Wie sich in Süddeutschland vielfach die Neigung zeigt, die starren nordischen Formen des technischen Ornaments ins Pflanzliche und Blumige hinüberzuziehen, wie das senkrechte Sadenbündel auf den Hinkelsteintöpfen zuweilen zu einer Art Tannenbaum wird, das umlaufende Zickzack sich in Großgartach in Gestons verwandelt, so ist auch bei den Rössener Bechern an die Stelle der kleinen Bauchknöpfe eine Art Rosette getreten. Ihre Mitte bilden ein paar konzentrische Kreise, außen herum läuft ein Stransensaum. So steht die Figur auf einem Becher aus Heidelberg (Abb. 87) und so ist sie übernommen auf die Keramik der Pfahlbauten im Atter- und Mondsee. Die Becher von dort erinnern stark an die Kürbisform der Bandkeramik, aber die Verzierung ist ganz Rössen und auch in derbem Surchenstich angebracht (Abb. 88).

Ähnliche Rosetten finden wir auf der Laibacher Pfahlbaukeramik mit Vorliebe verwendet und daneben ein Rahmenwerk, dessen Herkunft sich ebenfalls unschwer feststellen läßt. Ein paar böhmische Gefäße bilden die Vorstufe. In Laibach schafft die Birnform ebenfalls den Grundtypus (Abb. 89). Zuweilen ist sie zur Amphora ausgewachsen, die dann der thüringischen sehr nahesteht. In die Schnur- und die Megalithkeramik zurück führt vor allem das sehr beliebte

breite Vertikalband mit Fransen- oder Zickzacksaum. Es ist schon im Norden das Überbleibsel einer ursprünglich vollständigen Überflechtung des Gefäßes. Die dazwischen verbleibenden Flächen werden durch gerade oder über Eck gestellte



Abb. 88. Tonbecher a b vom Mondsee, c aus Tordos.



Abb. 89. Steinzeitgefäße aus Laibach. Nach Hoernes.

Dierede oder auch Rosetten gefüllt. In diesen Einzelheiten zeigen sich mehrfach neue Motive, aber das Ganze atmet durchaus den großlinigen Stil der nordischen Flechtereie und kann kaum von woanders her angeregt sein (Abb. 89). Es sind auch ein paar primitive Menschenfiguren in Laibach vorhanden mit ähnlicher Verzierung; eine mit so klaren Linien um den Hals und vorn herunter, daß wohl eine vorn zu knöpfende Jade gemeint sein wird. Diese Figuren sind nichts anderes als die „Idole“ der Bandkeramik, und überblicken wir die Formen der Gefäße unsrer Abb. 87—89, so werden wir nicht verkennen, daß wir auch in ihnen Bandkeramik vor uns haben. Nach ihren Verzierungen ist es eine nordisierte Bandkeramik, und auf die Wanderschaft ist sie offenbar getrieben durch den Druck, den die neuen Germanen in Mittel- und Ostdeutschland auf sie ausübten.

Als indogermanisierte Illyrier werden wir die Rössener und Laibacher betrachten dürfen.

Weiter östlich finden wir einen ähnlichen Stil, stellenweise in Bosnien und reichlicher in Slavonien bei Drava Szarvas (nächst Essseg) und am Ducedol bei Ducovar (Abb. 90). Die Gefäßformen ahmen Rössen mit fugligem Unter- und geschweiftem Oberteil nach. Sie haben aber in Slavonien eine straffere Wandung und auch eine kleine Standfläche erhalten. Bei einem mehrmals vor-

kommenden kleinen solchen Gefäß (b) ist auf den Rand ein breiter wagrecht absteher Ring gelegt, der an sich schon an Korbstruktur erinnert, und außerdem ist noch das Unterteil des Gefäßes ganz mit Korbflechtmotiven bedeckt. Sonst ist



Abb. 90. Slavonische Keramik. Berliner Museum.



Abb. 91. Thessalische Gefäße von Dimini. Nach Tsuntas.

bei der slavonischen Keramik das Ornament spärlich verwendet; um den Bauchknick zieht sich ein mit Rauten gefülltes Band, der Halsteil wird durch weit auseinanderstehende Vertikalbänder eingeteilt, und in der Mitte zwischen ihnen sitzt eine Raute oder Rosette mit Franzen. Kräftig pflegt der Henkel, die Bernburger Zutat, verziert zu sein mit einem Fischgräten- oder Rautenbände oder einem Rahmen mit Diagonalkreuz darin. Dieses „Sanduhren“-Motiv ist ein Lieblingsstück der slavonischen Keramik. Die Verzierungen sind zum Teil in Furchenstich hergestellt, zum Teil in den Tongrund flach eingeschnitten.

In Thessalien sind in den älteren Teilen der Schichten, die massenhaft bemalte Keramik geliefert haben, auch einige Gefäße gefunden mit Tiefstich- und Schnittverzierung und einer Ornamentik wie der slavonischen. In dieser Gattung

kommt sogar die Form der Walternienburger Amphora vor (Abb. 91), und gelegentlich ist ein breiter Bandhenkel mit einer Rautenkette verziert¹⁾.

Die Art dieser von Mitteldeutschland bis Thessalien zu verfolgenden Keramik macht sich, wie wir nachher sehen werden, sehr bemerkbar in der mykenischen Vasenmalerei. Da ist sehr häufig der unten kuglige, oben geschweifte Becher mit weitgestellter Vertikalteilung am Halse und befranzten Rosetten dazwischen. Das Rautenband, das breite Band mit Dreiecksaum, die beide nur eine Derviel-fältigung sind der Bänder mit Diagonalkreuz zwischen sich, sind vom mykenischen Stile aufgenommen und mannigfach, oft ganz phantastisch, ausgestaltet worden.

Die bemalte Balkan Keramik

Bei dem lebhaften Forschungstrieb, der seit dem Weltkriege in Ungarn und den Balkanländern erwacht ist, hat sich eine große, vorläufig schier verwirrende Fülle von Material sowohl für die nordisch beeinflusste wie die reine Bandkeramik und dazwischen die alteinheimischen Formen ergeben. Nach unzähligen Fundplätzen werden neue Kulturen benannt. Ihr Verhältnis zueinander überall schon bestimmen zu wollen, davor warnen die Ausgräber selbst. Aber die Hauptlinien lassen sich doch erkennen, und mehr und mehr verbreitet sich die Überzeugung, daß es sich hier um die Mitte eines vom Nordwesten nach dem Südosten gehenden Stromes handelt²⁾.

Man spricht heute besonders viel von der „Büff“- und der „Theiß-Kultur“, früher „Lengyel-Kultur“ genannt, als den Vorstufen der bemalten Balkankeramik. Die Büff-Kultur³⁾ ist im nordungarischen Mittelgebirge verbreitet, während die Theiß-Kultur südlich davon in Pannonien und an der mittleren Theiß sich findet. Sie sind einander verwandt und gehören in einen Rahmen zusammen mit der böhmisch-schlesischen Stichtkeramik („Hinkelstein“) und der Butmir-Kultur. Sie haben alle den Schuhleistenkeil, die Fußschale, die Idolplastik, und mehrfach beginnt schon die Gefäßbemalung. Gegen Ende der Büff- und Theiß-Kultur tritt mit Vollbemalung zunächst die Dimini-Gruppe auf, die etwas älter ist als Cucuteni und Crösd, und es folgt dann die ganze Blüte der alten Balkankultur.

Von Galizien durch Siebenbürgen, die Bukowina, Moldau, Bessarabien bis zur Ukraine, in der Wallachei, Dobrudscha und Bulgarien findet sich die hochstehende Kultur der bemalten neolithischen Keramik ausgebreitet, die vielfach noch nach ihrem ersten Hauptfundort Tripolje in der Ukraine bezeichnet wird, die aber im Wesentlichen handkeramisch ist und auch Thracien mitumfaßt, dessen

¹⁾ Tjuntas, Dimini und Sesslo 1908, Taf. 16.

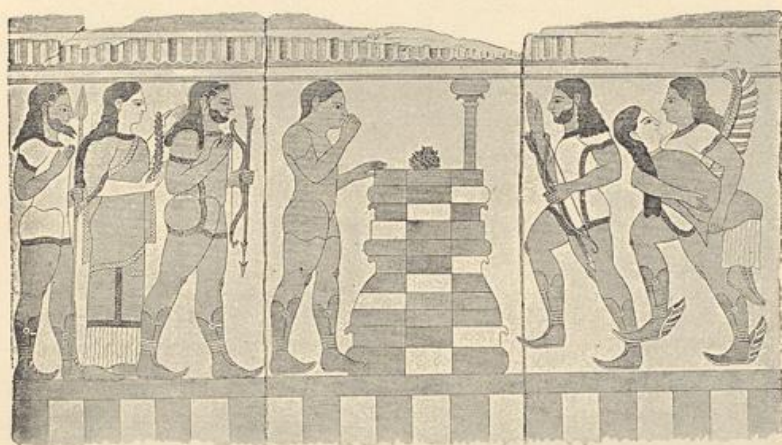
²⁾ H. Franjort, *Studies in Early Pottery of the near East* 2. London 1927. D. G. Childe, *The Danube in Prehistory*, Oxford 1929. H. Schroller, *Die Stein- u. Kupferzeit Siebenbürgens*, Berlin 1933. J. Nestor, *Der Stand der Vorgesichtsforschung in Rumänien*. 22. Bericht der Röm. Germ. Komm. Frankfurt a. M. 1933.

³⁾ Gefäße bei Ebert *Realexikon* XIV Taf. 7 b.



Schlafende Frau

Kleine Tonfigur aus der Grabanlage von Hal Saflieni, Malta. Etwa $\frac{2}{3}$.



Etruskisches Totenopfer. Tontafelbild aus Caere.
Nach Baumeister.



Der Ritt ins Jenseits. Relief von einer Aschentiste.
Nach Micali.

großer alter Zeit die homerischen Griechen sich nur noch sagenhaft, aber staunend erinnerten, der Zeit, die Orpheus, den ersten Sänger, hervorgebracht hatte, der mit seiner Kunst die Tiere des Waldes bezähmte und den Unterweltsgott rührte, der Zeit, die Schwerter schmiedete, die es ein Stolz war zu besitzen.

Dilettanten haben begonnen, diese Kultur ans Licht zu bringen. Ossowski in Galizien, Chwoikow in Kiew, am besten Julius Teutsch in Kronstadt. Dann ist Prof. Ernst v. Stern gefolgt, der in Bessarabien und der Ukraine jahrelang gegraben, den neolithischen Charakter der Kultur festgestellt und ihren zeitlichen Vorrang vor Mykene als erster behauptet hat. Nachher haben für das Berliner Museum Hub. Schmidt 1909 und 1910 in Cucuteni bei Jassy und Dr. Träger und ich 1917 in Cernavoda gegraben, bis nun nach dem Kriege die Fülle der Gesichte kam.

Die Arbeiten v. Sterns hatten schon ergeben, daß zur Kultur dieser bemalten Keramik Lehmhütten von 4—6 m Länge und 3—5 m Breite gehören, die einen aus Lehm aufgebauten oder als Grube in den Boden getieften Herd enthielten. Wenn er und andere (in Galizien und Südrußland) dann aber ähnliche, große rechteckige Räume, die in verbranntem Zustande aufgefunden wurden, für Gräber hielten, in denen man die Toten beigelegt hätte, um sie mitsamt dem ganzen Raume zu Asche zu verbrennen, so ist das ein Irrtum gewesen. Auch diese Räume waren Wohnhäuser, wir haben sie 1917 bei Cernavoda in einer Höhen-siedlung ebenso gefunden, und von menschlichen Resten ist in den v. Sternschen und anderen vermeintlichen Grabkammern außer einem beim Brande Verunglückten nie eine Spur gefunden. Zu der bemalten Steinzeitkeramik hat offenbar, wie in Lengyel (Südungarn), noch überall Hoferbestattung gehört und die Leichenverbrennung ist also keineswegs von dieser osteuropäischen Erde ausgegangen¹⁾.

Wertvoll bleibt aber natürlich das reiche Inventar, das in diesen vermeintlichen Gräbern, die in Wirklichkeit Häuser sind, gefunden wurde. Es sind massenhafte Schalen und Näpfe, zum Teil mit Tierknochen oder Hirse darin, ferner Steinhämmer und Beile, Messer und Sägen aus Feuerstein, Ockerklumpen, tönerner Menschen- und Tierfiguren. Die von v. Stern in Petreny (Bessarabien) ausgegrabenen Häuser gehören der 2. Periode dieser bemalten Keramik an — nach der Unterscheidung, die uns Cucuteni gebracht hat —; die gelbrotten Gefäße sind weiß und braun bemalt und geglättet und unter ihren Formen ist die häufigste die Schulteramphora (Abb. 92).

Auf den Gefäßen von Petreny beginnt bereits eine Eigentümlichkeit, die wir nachher im ganzen Verlaufe des Altertums immer mit Südrußland verbunden sehen, nämlich die Tierornamentik. Die Spiralverzierung ist in diesen Gegenden so entartet, daß — wie besonders in Cernavoda — von der Zulauflinie und dem Spiralkopf oft nur eine Figur wie eine kurze Pfeife oder auch vom

¹⁾ Prähist. Ztschr. 13/14, 1921/22, S. 168 ff. (Schuchhardt).

Spiralkopf bloß ein Halbmond übriggeblieben ist. Wo nun solche Halbmonde hintereinander auftreten, verbindet man sie gelegentlich durch eine geschweifte Linie als Tierrücken, setzt vorn ein Köpfchen und hinten ein Schwänzchen daran,



Abb. 92. Gefäße und Verzierungen von Petreny. Nach v. Stern.

und der kühn gespreizte Hund oder Löwe ist fertig. Zuweilen läßt man auch mitten aus dem Halbmonde den Hals und Kopf eines Tieres, wie einer Schildkröte, herauswachsen, und es entsteht so ein organisch ganz unmögliches Gebilde (Abb. 93 a b).

Cucuteni¹⁾ hat unseren Blick in dies ganze Kulturbild nicht unerheblich erweitert und vertieft. Es handelt sich dort um eine Burg auf einem aus höherem Gelände vorspringenden Felsplateau. Zwei Gräben umziehen es und stammen anscheinend aus verschiedener Zeit. Beide sind Spitzgräben von 3—4 m Tiefe. Der innere, wahrscheinlich ältere, ist schmaler und spitzer als der äußere und war absichtlich zugeworfen mit Steinplatten und gelblicher Erde, der andere enthielt graue Erde und nur wenige Steine. Der Rest eines Steinwalles war nur an einer Stelle des inneren Randes des Innengrabens erhalten, es scheint, daß er im übrigen in diesen Graben hineingeworfen ist. Wir haben also eine Befestigung vor uns, wie wir sie am Rhein auf dem Michelsberge, bei Mayen, Armitz und Plaidt, in Württemberg auf dem Goldberge kennengelernt haben, und wie sie im unteren Donaugebiete auch auf dem Wietenberge bei Schäßburg und in Monteoru bei Buzau festgestellt ist.

Im inneren Burggraben fand sich eine etwas andere Keramik als im äußeren, wie denn auch auf der Burgfläche sich mehrfach zwei Perioden der Besiedlung mit etwas voneinander abweichendem Inventar erkennen ließen. Die Ausgrabung stieß hier überall auf die Schutthäufen von verbrannten Häusern, die aus Holz und Lehm gebaut gewesen waren. Öfter lagerte über einem unteren Schutthaufen ein oberer, der also jünger war und entsprechend andersartige Funde enthielt. Am deutlichsten spricht in dieser Beziehung die Keramik. Die

¹⁾ Hub. Schmidt, Cucuteni, Berlin 1932.

Gefäße der ersten Periode zeigen des öfteren noch die kugelige Form des Kürbis mit nur geringer Schweifung am Halse (XXIX 1). Unter ihnen sind auch einige Stücke, die noch keine Bemalung haben, sondern nur eingeritzte und ge-



Abb. 93. a Schematische Darstellung, b Wirkliche Tierornamentik in Petreny.

glättete Bänder. Dazu kommen Gefäßuntersätze mit hohem geschweiftem Fuß (4), als Zeichen, daß die Gefäße dieser Periode noch vielfach der Standfläche entbehren, schließlich bauchige Töpfe mit Standring, ohne Hals (vgl. Butmir!) (2) und schlankere mit geschweiftem Oberteil (3).

Die Verzierung dieser Gefäße verwendet mit Vorliebe die liegende S-Spirale, daneben sind aber fast immer an ein großes, quer durchlaufendes Band Bogen, Halbovale, Striche oder Punkte gehängt, um den verbleibenden Flächenraum zu füllen. Die Malerei der ersten Periode verwendet drei Farben: Weiß, Rot und Schwarzbraun. Das Zierband wird in Weiß aufgetragen, mit Rot eingefast und der Grund schwarz abgedeckt.

Gegenüber der biederplumpen Einfachheit dieser erstperiodigen Gefäße erscheinen die der zweiten Periode fein und zierlich. Die Formen sind elegant mit Ecken und Schweifungen. Sie haben stark nordischen Einfluß erfahren, wie man an den abgehenden Schultern bei 6 und 8 und dem Auftreten der Schüsselfn 7 und 9 erkennt. Die Verzierungen zeigen vierteilige Bänder und an Stelle der Spiralrolle ein mannigfach phantastisch umgestaltetes Auge (Taf. XXIX 10). Die großen Amphoren, wie XXIX 10, scheinen mit ihren hängenden Schultern auf die Form zurückzugehen, die schon in Rössen in einigen Beispielen, groß und klein (vgl. XXVIII 2), und dann öfter in Lengyel auftrat.

Unter den Ornamentmotiven von Cucuteni II sind verschiedene, die sich nachher auf andere Kulturen des Südostens vererbt haben (Abb. 94 a—c), so die Schwellbänder in den Spiralköpfen (a), die uns noch spät im skythischen Südrußland wiederbegegnen, die eigenartigen Halbrunde an Vertikalbändern (b), die der Kyanosfries in Tiryns hat, und die großen raumfüllenden Punkte (c), die nach Malta, Kreta, Mykene gegangen sind.



Abb. 94. Ornamentmotive von Cucuteni II.
Nach Hub. Schmidt.

Auch die Maltechnik hat sich in der zweiten Periode sehr geändert. Es wird nur noch die schwarzbraune Farbe verwendet, und zwar um wie bisher den Grund abzudecken und damit die Verzierung in der natürlichen Tonfarbe hervortreten zu lassen. Die Farbe wirkt so glänzend, als ob es Firnis wäre; die Wirkung ist aber nur erreicht dadurch, daß das Gefäß nach der Bemalung mit einem glatten Stein oder Knochen poliert wurde.

Unter dem Geschirr der 2. Periode hat sich das Unterteil einer großen Fußschale der grauen Ware von Troja VI, die Schliemann „lydisch“ nannte, gefunden. Es scheint also, daß die letzte Kultur von Cucuteni bis an die frühmykenische Periode, 1600 oder 1500 v. Chr., hinabreicht.

Ungemein reich war die Ausbeute an Keramik in Cucuteni und ebenso reich auch an Geräten. Von Feuerstein, der dort selten ist, fanden sich schön gearbeitete Pfeilspitzen und Messerklingen, die geschliffenen Flachbeile dagegen waren aus einem harten Kalkstein und die spärlichen durchlocherten Äxte aus verschiedenem Gestein. Weiter fanden sich Dolche und Pfriemen aus Knochen, Perlen und Anhänger aus Stein, Knochen, Ton.

Die kleinen menschlichen Figuren sind fast alle weiblich (Abb. 95). Die Tracht ist in ihrer Faltung und Verschnürung durch Ritzung oder Bemalung dargestellt. Die Figuren sind selten ganz erhalten. Wo es der Fall ist, sehen wir, daß die Arme nur durch Stümpfe angedeutet sind und die Beine von den Knien ab fast regelmäßig zu einer Spitze zusammengedreht, offenbar um in den Sand oder in einen Untersatz gesteckt zu werden. Die Figuren scheinen den in einen Tonsockel gesteckten Stiften aus Thessalien (oben Abb. 48) zu entsprechen und

werden also ebenso wie die kretischen und trojanischen „Idole“ in Ahnennischen der Häuser aufgestellt gewesen sein.

Neben den unendlich vielen Steingeräten sind in Cucuteni auch einige

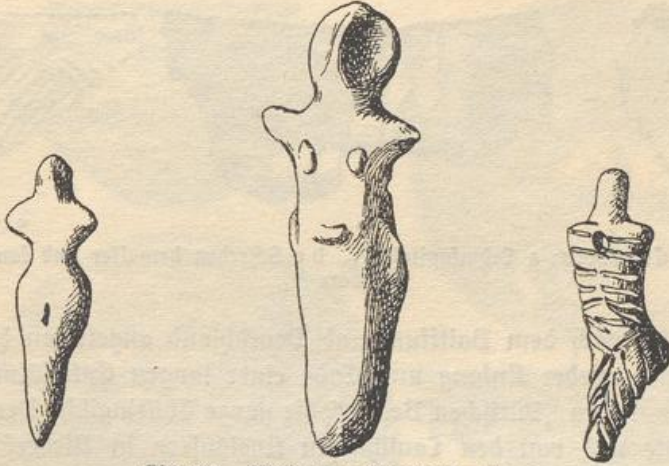


Abb. 95. Idole von Cucuteni. $\frac{1}{4}$.

Metallstücke aufgetreten, zur zweiten Periode gehörig. Es sind ein paar Geräte aus reinem Kupfer: ein breitblattiger Dolch mit vier Nietlöchern, ein Flachbeil und eine Lochzagt, ferner ein bronzenes Armband und ein paar eiserne Pflriemen. Die kupfernen Stücke tragen ganz den Charakter der ältesten Metallzeit Mitteleuropas, auch das Bronzearmband hat seine Analogie im Westen. Die eisernen Pflriemen aber, die man für viel später halten sollte, haben neuerdings in frühest metallzeitlichen Gräbern Bulgariens ihre Parallelen erhalten, so daß auch sie der alten Burgkultur von Cucuteni angehören müssen.

Hubert Schmidt hatte schon in Cucuteni Schnurkeramik mitgefunden, und neuerdings ist sie reichhaltiger in einer Kultur von Cucuteni-Charakter bei Oussatova nächst Odessa aufgetreten, einer Siedlung mit 7—8 Thüringischen Einzelgrabhügeln (Mulde mit Steinen und Erdmantel darüber). G. Rosenberg-Kopenhagen¹⁾ hat das 1931 benutzt, um die längst begrabene These von der Urheimat der Indogermanen in Südrußland wieder aufleben zu lassen. E. Wahle ist ihm 1932 darin gefolgt, indem er die Schnurkeramik, die auch nach seiner Meinung in Deutschland die Germanen, Kelten und Illyrier indogermanisiert haben, aus Südrußland kommen läßt, und H. Güntert hat 1934 in diesem Sinne sein Buch „Der Ursprung der Germanen“ geschrieben, das starke Beachtung findet. Die Kultur von Oussatova ist aber doch stark handkeramisch. Rosenberg sagt, die bemalte Keramik habe Cucuteni-Charakter; er schildert die Idolplastik und die kupfernen oder bronzenen Dolchblätter. Da der nordische Einschlag in der Kultur der bemalten Balkankeramik längst erkannt ist, kann das Auftreten

¹⁾ G. Rosenberg, Kulturströmungen in Europa zur Steinzeit. Kopenhagen 1931.

von Schnurkeramik in Cucuteni, in Cherson, in Odessa nicht Wunder nehmen. Schwer vorstellbar wäre aber, wie die Schnurkeramik sich aus dem südrussischen Verbände von bemaltem Geschirr, Idolen, Dolchflingen gelöst und für sich allein

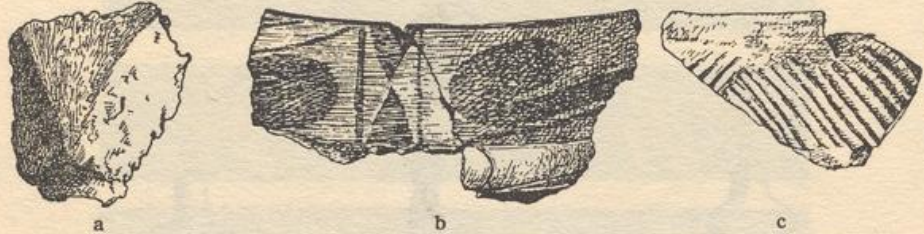


Abb. 96. Cernavoda: a Lehmkapitell $\frac{1}{13}$, b c Scherven bemalter und kannelierter Tonware $\frac{1}{4}$.

die Wanderung nach dem Baltikum und Deutschland angetreten hätte. Man verwechselt hier wieder Anfang und Ende einer langen Entwicklungsreihe, so wie man einmal vom „Jütischen Becher“ die ganze Thüringische Verwandtschaft ableiten wollte und von den Lausitzischen Ausläufern in Niederösterreich die ganze Altlausitzische Kultur.

Eine stark von Cucuteni wie von Petreny abweichende Keramik, die schon zu dem besonderen bulgarischen Kreise gehört, fanden Dr. Träger und ich im Herbst 1917 bei Cernavoda in der Dobrudscha¹⁾. Es war eine Hügelssiedlung, deren Häuser dicht aneinandergeschlossen einen Streifen von 5—6 m Breite und über 30 m Länge bedeckten. Der Baublock bestand aus rechteckigen Lehmhäusern, deren Bauart sowohl die verbrannten Lehmpanen mit ihren Rohr- und Holzabdrücken wie die Pfosten Spuren im Lehmestrich anzeigten. Der Fußboden lag $1\frac{1}{2}$ m unter der heutigen Oberfläche. Auf ihm fanden sich Stücke von der dicken Ummantelung der nur 4—6 cm starken Holzständer und sogar ein Stück mit Bogenansatz nach links und rechts als primitives Kapitell einer Holzsäule (Abb. 96 a).

Diese geschlossene Häuserreihe, deren Fußboden $1\frac{1}{2}$ m tief lag, war verbrannt, das Rohrdach und die Holz- und Lehmwände waren in die Räume gefallen und hatten alles, was darin war, mit einer halbverziegelten und verschlackten Masse zugedeckt. Die großen Schüsseln, die offenbar an den Wänden gehangen hatten, lagen zerschellt mitten in der Stube. Nur am Rande oder in der Ecke des Zimmers standen gelegentlich kleinere Gefäße, die ganz geblieben waren²⁾. Ein Herd war in keinem der Zimmer zu finden.

Unter dieser überall klaren Bauschicht war mehrfach noch eine ältere zu erkennen, die bis 4 m tief hinunterging und eine etwas andere Keramik lieferte als die obere, nämlich schwarzpolierte unverzierte von slawonischem Charakter,

¹⁾ Prähist. Ztschr. 15, 1924 S. 9—27 (Schuchhardt).

²⁾ Das war genau der Befund, den man in Bessarabien und Südbulgarien für absichtlich ausgebrannte Grabkammern gehalten hatte.

Die bemalte Balkaneramik

darunter den Rand eines halslosen Topfes ähnlich Butmir (vgl. Abb. 81). Die obere, verbrannte Schicht war ebenfalls noch steinzeitlich; sie lieferte ein großes Feuersteinbeil, unpoliert, breit- und dicknackig, dazu Harpunen und ein- oder



Abb. 97. Cernavoda. Bemalte Näpfe und Schüsseln. a $\frac{1}{4}$, b $\frac{1}{8}$, c $\frac{1}{6}$.

zweischneidige Messer, die noch fast paläolithisch anmuteten; die einzigen Metallspuren waren einige Klümpchen Kupfer oder Bronze. Die Keramik dieser oberen Schicht war die rotweiß bemalte und polierte. Die Hauptform ist eine Schüssel wie unsere Milchsette mit betonter eckiger Schulter. Sie kommt als große Familienschüssel, als handlicher Napf und als ganz kleines Schälchen vor. Die Verzierung zeigt zumeist verderbte Spiralmotive, von denen oft nur Halbmonde übrigbleiben, aber es treten auch die in Slavonien so beliebten Rosetten und das Sanduhrenmotiv auf (Abb. 96 b). Die Gefäße sind zuerst mit Rötel gefärbt, dann poliert und mit weißer matter Farbe so bemalt, daß die Zierbänder ausgespart wurden. Die Spiralen usw. erscheinen also rot auf Weiß, nicht wie in

Cucuteni I weiß auf Rot. Zuweilen ist mit dem Weiß Graphit verwendet, der gut poliert wie eine Altfilbereinlage wirkt (Abb. 97).

Neben der bemalten Keramik steht eine andere: naturbraun mit aufgelegten,



Abb. 98. Cernavoda: Braune, rauhe Ware. $\frac{1}{8}$.

oft schräggerehten Umschnürungsfäden (Abb. 98). Das größte Stück ist eine Schulteramphora, dazu Töpfe und mehrere Deckel. Diese einfache Keramik fand sich mit der bemalten in denselben Räumen zusammen. Beide Arten kommen auch gemeinsam an den bulgarischen Fundstätten im Gouvernement Schumen und in Ostrumelien vor. Fast alle Formen und Ziermuster von Cernavoda kehren dort wieder, so daß wir rechts der Donau eine geschlossene Kulturprovinz vor uns haben. Sie zeigt gegenüber Cucuteni, das im wesentlichen handkeramisch ist, etwas mehr nordischen Einschlag: in der Form der Schulterkühnkel, der Schulteramphora, auch der Rosetten- und Sanduhrenmotive. In dem weiten Bereich dieser ganzen Donau-Balkan-Kultur finden sich in jeder Landschaft etwas andere Formen und Verzierungen. In bewegten Zeiten, wo Völkerwellen sich vorschoben, sich vielfältig zerteilen, die Teile bald so, bald so mit Einheimischen sich mischen, erklärt sich das leicht. In der letzten Steinzeit an Elbe und Oder war es so, und in der Hallstattzeit der mittleren Donau werden wir es wieder so sehen.

In Bulgarien ist ein Hausmodell mitgefunden, rechteckig mit eingeschnittenen Rundfenstern (Abb. 99a). Dazu tritt dort in Menge der große Kübel (Abb. 99b), der seine Fortsetzung jenseits des Kaspischen Meeres in Anau findet (Taf. XXIX 11).

Als Verzierung begegneten in Cernavoda mehrfach Knöpfchen, größer oder kleiner, dichter oder weiter auf dem Gefäße verteilt. Häufiger fanden wir sie 1918 bei Craiova und am hübschesten in Deva auf dem Krüge Abb. 100a. Wir haben hier die steinzeitliche Vorstufe für die Knöpfchen- und Buckelverzierung, die in Malta auf dem verschiedensten Geschirr, sogar Löffeln sich findet und in Kreta auf großen Tonfässern. Auch in Mykene tritt sie auf Goldsachen aus den Schacht-

gräbern auf¹⁾, und gewiß steht mit ihr in Zusammenhang die Verwendung der großen runden Punkte in Cernavoda (Abb. 97b), Cucuteni (Abb. 94c), Malta (Abb. 59) und Mykene (unten Abb. 144b).

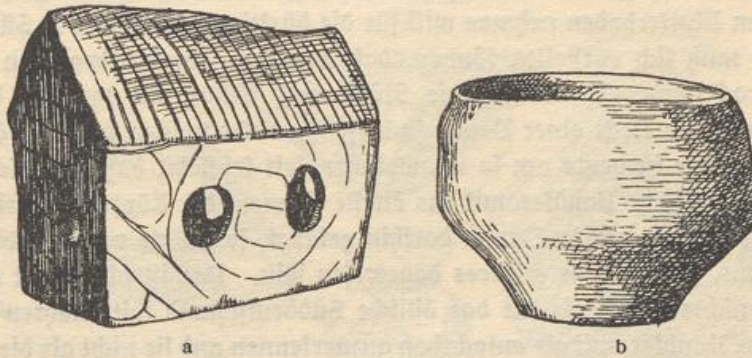


Abb. 99. Bulgarien. a Hausmodell, b Kübel. Nach R. Popoff.



Abb. 100. a Knöpfchen-Krug von Deva, Siebenbürgen.
b Sadenkrug von Kreta, Hagia Triada.

Vergleichen wir diese reich und vielseitig entwickelte untere Donaufkultur mit den handkeramischen Formen an der mittleren Donau, so wirkt sie wie die üppige barocke Ausgestaltung von kleinen, einfachen, naturgemäßen Anfängen. Die eine oder zwei Formen der Mitteldonau-Keramik, das Bomben- und das Birnengefäß, sind in ihrer Reinheit nirgend mehr erhalten. Auch die primitive Einfräzung der Zierbänder kommt nirgend mehr vor; die wenigen kleinen fugeligen Becher mit nicht gemalter Verzierung zeigen ihre Spiralbänder in raffinierter Weise als breite Höhlkehlen eingetieft und besonders poliert. Die weiteren Formen aber, wie die Töpfe, Vasen und Amphoren, die Untersätze und Deckel gehen völlig über den Kunst- und Gedankenkreis der mitteldonauländischen Töpferei hinaus. Und

¹⁾ Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² 1891, 252, 253.

ebenso ist es mit den Verzierungen. Stellen schon die nicht gemalten eine bedeutende Verfeinerung gegenüber der mittleren Donau dar, so sind die gemalten eine phantastische Weiterentwicklung, ein zügelloses Sichausleben jener einfach natürlichen Bildungen. Wer diese ausgewachsene Buntheit von Formen und Linien zum Mutterboden nehmen will für die dürftige Einfachheit in Süddeutschland, der muß sich vorstellen können, daß aus dem überschwenglichen Schmuck einer Barockzimmer-Ausstattung die Stühle und Tische, die tannene Täfelung und die geweißte Decke einer Bauernstube sich zurückentwickelt hätten. Eine derartige Annahme ist heute um so unmöglicher, seit feststeht, daß in Schlesien und Mähren die einfache Bandkeramik das älteste Element der Töpferei überhaupt ist. Wäre sie von der unteren Donau dorthin gelangt, so müßte vorher, vom Mesolithikum aus, schon etwas anderes dagewesen sein. Das ist aber nicht der Fall. So bleibt nichts übrig, als für das östliche Süddeutschland mit Mähren-Böhmen die einfache Bandkeramik als autochthon anzuerkennen und sie nicht als die Tochter, sondern als die Mutter der weiter östlich auftretenden verwandten, aber entwickelteren Stile gelten zu lassen.

Thessalien, Anau und Susa

Behalten wir die schon in ihrem Hauptgebiete selbst gemachte Beobachtung im Auge, daß die bemalte Steinzeitkeramik in so viel landschaftlichen Verschiedenheiten auftritt als bisher Fundstellen für sie erschlossen sind, so werden wir die in Thessalien wie in Apulien und Sizilien erscheinenden Gattungen ohne Bedenken als zu dem großen Kreise gehörig ansehen.

In Thessalien hat der griechische Archäologe Tsuntas schon vor 30 Jahren mit den Burgen Dimini und Seslo einen reichen Quell erschlossen und die Engländer Wace und Thompson haben nachher an mehreren anderen Stellen das Werk fortgesetzt. Tsuntas brachte als größte Überraschung die Grundrisse der beiden Burgen, die in einem rundlichen Mauerring wie Troja II auch als Hauptstück ein Megaron hatten mit dem Herd im Hauptsale und mit einer flachen Vorhalle, in die man nach den erhaltenen Pfostenlöchern zwischen zwei Säulen eintrat, also dasselbe Haus, das wir in Deutschland jetzt bis in die Steinzeit zurückverfolgen können und das nachher in Troja, Tiryns, Mykene der Typus des Herrscherpalastes ist.

In der thessalischen Keramik kommen verschiedene Einflüsse zusammen. Die umbänderte große Amphora von Lianokladi, Abb. 101a, kann man glattweg Schnurkeramisch nennen. Die andere Amphora, Abb. 101d, von fast derselben Form hat in breiten Schrägstreifen eine eigenartige Voluten- und Hafentombination, die schon in Mähren in Palliardi's Material vorkommt. Die nordisch geformte Schale, Abb. 101b, hat Mäander- und Schachbrettmuster, und nur die kleine Schnürbeutelvase, Abb. 101c, ist west- und südeuropäisch.

Der in Apulien und Sizilien auftretende Zweig dieser bemalten Balkan-
keramik zeigt im übrigen wieder landschaftliche Verschiedenheiten. Der Krug
von Partanna (Abb. 102a) verrät nordische Form (Walternienburg), das Fäßchen
102 b hat Beziehungen besonders zu Orchomenos.

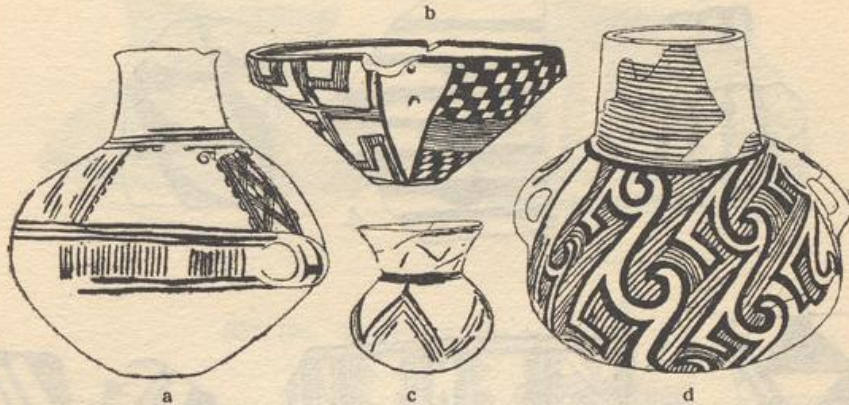


Abb. 101. Bemalte Steinzeitgefäße aus Thessalien. Nach Wace-Thompson, a, c $\frac{1}{8}$, b, d $\frac{1}{4}$.

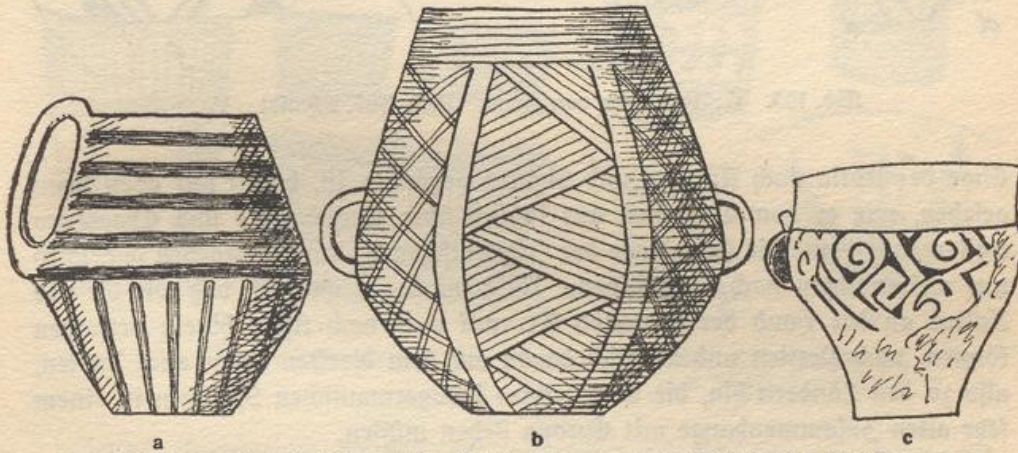


Abb. 102. Bemalte Keramik der frühen Bronzezeit in Sizilien und Apulien,
a b Partanna bei Palermo $\frac{1}{2}$, c Molfetta.

In Thessalien sind in dieser Kultur ein paar Erscheinungen aufgetreten, die
entschieden auf das Mittelmeer hinweisen. Bei Rini haben die Engländer ein
dreiteiliges Ovalhaus freigelegt mit einem Höckergrabe davor, und an
anderer Stelle fanden sie kleine Steinzyylinder als Miniaturnachbildungen west-
europäischer Menhirs (Abb. 48). Solche Dinge gemahnen uns, nicht zu vergessen,
daß Thessalien ein Küstenland ist, das auch von der See her allerhand Einflüsse
erfahren hat. Als ich 1913 von Malta nach Athen kam, fand ich im dortigen
Museum aus Thessalien stammend dieselben merkwürdigen kleinen Toneier wieder
und ganz ähnliche breite Tonsiegel (Pintaderas) mit geometrischen Verzierungen,
wie sie mir in Daletta aufgefallen waren. Es muß immer zwischen dem west-

lichen Mittelmeere, Spanien, Sizilien, Malta und der Ägäis ein reger Verkehr bestanden haben. Dafür liegen auch in Tyrus und in Troja die Beweise zutage. Wie aus dem Balkanreise heraus der erste nordische Einfluß über die Dalona-

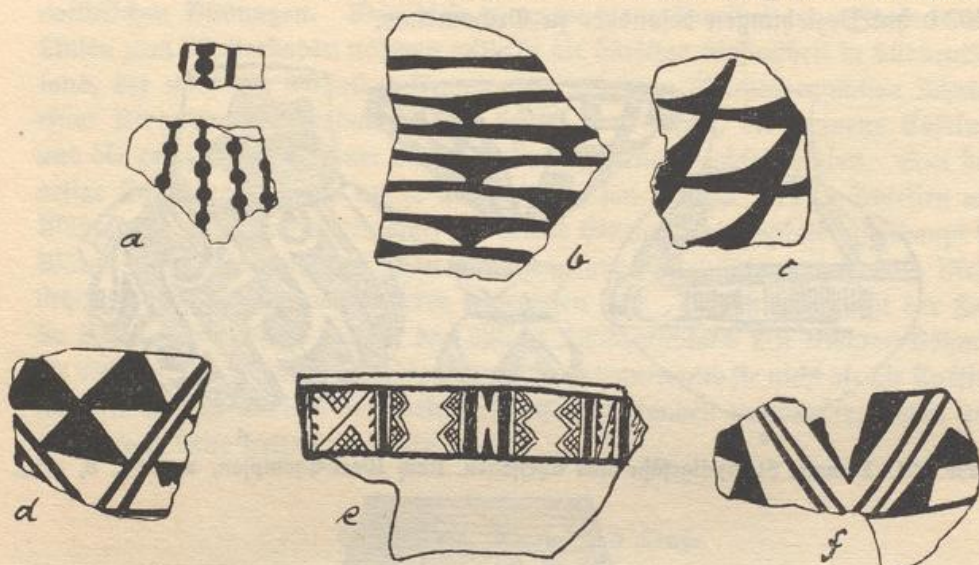


Abb. 103. Gefäßscherben von Anau. Nach Hub. Schmidt. $\frac{1}{3}$.

Enge der Adria nach Apulien und Sizilien gegangen ist, haben wir oben schon gesehen, wie er von Thessalien aus südlich über Orchomenos und Chaeronea weitergewirkt und die Grundlage der „mykenischen Kultur“ abgegeben hat, wird uns weiter unten noch beschäftigen. Nicht minder wichtig ist, daß wir dieselbe Kultur an der Hand der bemalten Keramik auch nach Asien hinein verfolgen können, nach Persien und nördlich davon auf dem direkten Wege nach Indien, also zu den Ländern hin, die wegen ihrer indogermanischen Sprachen in einem sehr alten Zusammenhange mit Europa stehen müssen.

Bei Anau nächst Aschtabad am Nordrande von Persien, auf der Mitte der Bahnstrecke vom Kaspischen Meere nach Merw, hat 1904 Hubert Schmidt als Teilnehmer an der amerikanischen Pumpelly-Expedition zwei große Kurgane aufgedigelt mit Gräbern, die im ganzen 4 Kulturschichten übereinander enthielten. Die unterste davon hat bemalte Keramik von der Art der balkanischen, und zwar in Hofergräbern, was schon ein ganz europäisches Zeichen ist. Unter den Gefäßformen dieser Schicht ist die weitaus häufigste ein fast zylindrischer Kessel, der unten rasch sich zu einer ganz schmalen Standfläche zuspitzt (Taf. XXIX 11). Er erinnert außerordentlich an die Form, die im bulgarischen Gebiet oft mit gefunden wird (Abb. 99b), und die Übereinstimmung wiegt um so schwerer, als diese Form meines Wissens sonst noch nirgends vorgekommen ist. Daneben stehen verschiedene rundliche Formen, von denen diese und jene der europäischen Band-

keramik verwandt ist. Für die Verzierung mit Dreiecks- oder Schachbrettmustern ist man ebenfalls um europäische Parallelen nicht verlegen. Die Farben sind wie in Europa Rotbraun und Schwarzbraun und zuweilen ein Deckweiß für den Grund.



Abb. 104. Bemalte Gefäße von Susa.

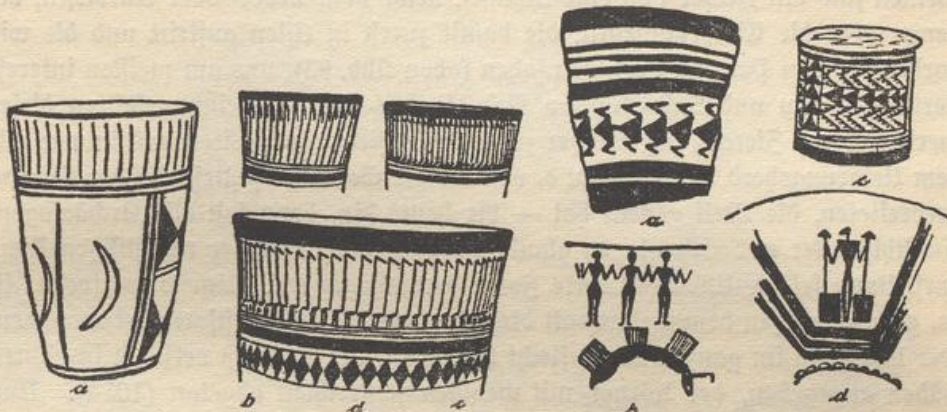


Abb. 105. Becher von Susa.

Abb. 106. Ziermotive,
a b Mussian, c d Susa.

In der Ornamentik, die Spiralen vermeidet und sich ganz an Flecht- und Schnürmotive hält, ist eine Eigentümlichkeit, die einerseits nach Petreňy zurück-, anderseits nach Susa und dem benachbarten Mussian vorausweist, das ist die Neigung der Maler, Winkel, die durch Kreuzung der Linien entstehen, weich auszufüllen, so wie Schneewehen an einer Mauer sich aufwölben (Abb. 92 und 103 b c). Auch diese Besonderheit ist so einzigartig, daß man sie wohl als Leitmotiv benutzen darf. Daneben kommen in Anau öfter Linien vor, die man Knotenstriche nennen darf (Abb. 103 a) und auch sie, die sonst nirgend anderswo bekannt sind, kehren ebenso in Mussian wieder.

Susa und Mussian war das sehr ertragreiche Ausgrabungsfeld des Franzosen de Morgan: Bergsiedlungen mit mehreren Kulturschichten übereinander, in der untersten bemalte Keramik mit den ältesten Formen von Kupfer- und Bronze-

beilen (= Troja II und El Argar). Unter den Gefäßen sind kleine amphorenförmige, die ohne weiteres an die Urmutter von Walternienburg denken lassen und auch in ihrer Flechtverzierung ganz europäisch wirken (Abb. 104). Die Haupt-



Abb. 107. Schüsseln von Susa.

formen sind ein Becher und eine Schüssel, beide vom Leder- oder Kürbisstil, bei denen aber die Tierornamentik, die damit zuerst in Asien auftritt und die wir vorher schon in Petreny beginnen sahen (oben Abb. 93), uns am meisten interessiert. Petreny und Susa-Mussian sind die frühesten Erscheinungsorte dieser merkwürdigen Zierart, die nachher zu den verschiedensten Zeiten und immer mit dem Ursprungsherd in Südrußland, von wo die Goten sie schließlich über Europa verbreiteten, die Welt genügt hat — bis heute hin, denn fast alle Archäologen, Kunsthistoriker und Ethnologen glauben immer noch, aus der realistischen Tierdarstellung sei die linear erstarrte Form hervorgegangen. Um so wertvoller ist es, gewissermaßen dem Geburtsort dieser phantastischen Kunstform beizuwohnen. Der Becher ist im ganzen als Geflecht behandelt, der Rand ist verstärkt in dichten Säden angegeben, der Körper mit wenigen senkrechten abgetan (105a). Nun bemächtigt sich die Phantasie dieser einfachen Linien. Im Randstreifen bekommen sie erst oben einen Haken (b), dann auch unten eine Umbiegung (c), dann wird der obere Haken zu einem Kopfe und die untere Umbiegung zu einem kleinen Körper, an den zwei kurze Beine gefügt werden (d). Nur auf diesem Entwicklungswege ist die langgestreckte Form und die dichte Reihung der Tierchen zu verstehen. Wo die Kunst frei ist von technischer Überlieferung, kommt man auf solche Wunderlichkeiten nicht.

Bei den Schüsseln ist das Geflecht wohl am augenfälligsten. Den Mittelpunkt bildet wie noch heute bei jedem ordentlichen Panamahute ein kleines Viereck, bald zum griechischen, bald zum Malteserkreuz gestaltet. Um diesen Teil schlingt sich gewöhnlich der erste Ring, in der Mitte folgt der zweite und am Rande der dritte (107a). Diese stark betonten breiten konzentrischen Ringe sind durch feine, dichte Radialfäden miteinander verbunden, eine höchst einfache und gar nicht anders als auf Flechtereie zu deutende Verzierung. Nun beginnt aber das Leben: die Ringe werden an zwei oder auch vier Stellen geöffnet, offenbar in der Idee,

daß hier stärkere Bänder aufsteigen sollen. An den Öffnungsstellen werden die letzten Fäden umgelegt und in der Wandung besonders befestigt (107 b), und bald werden sie auch hochgestellt und an ihrem Ende umgefickt. Bei der vierteiligen



Abb. 108. Ornamente von Nussian.

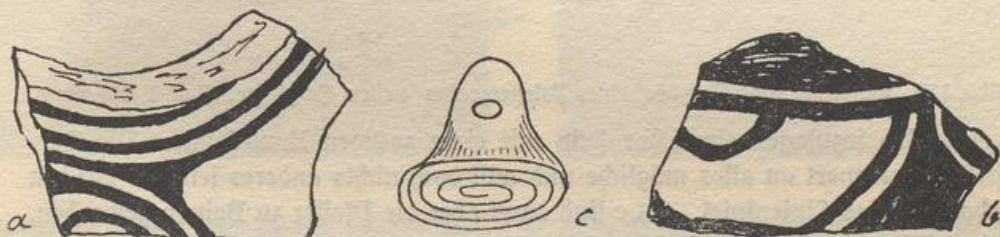


Abb. 109. Knopffiegel und Tonscherben aus China. Nach H. Schmidt.

Schüssel b ist so einmal ein kammförmiges Gebilde entstanden, dessen Eckrönungen sich schon danach sehnen, Tierköpfe zu werden. Und richtig hat sich auf einer weiteren Stufe dieser ganze gehörnte Kamm in einen vierbeinigen Steinbock verwandelt. Die Schüssel 107c zeigt als eine von vielen die alten festen Ringe aufgelöst. An ihre Stelle ist ein Treppenornament getreten, dessen Stufen erst der inneren, dann der äußeren alten Ringlinie folgen. An den Stellen, wo die Ringlinie frei bleibt, ist oben das Kammmuster, unten ein Steinbock eingesetzt. In diesen Beispielen schreitet die Entwicklung so folgerichtig fort, daß man sie unmöglich umstoßen und etwa glauben kann, aus dem Steinbock sei das völlig halbrunde und noch gar nicht einmal Kammuster zu nennende Ornamentstück von Schüssel 107a hervorgegangen.

Ganz grotesk tritt die Verwandlungskunst auf in der Reihe, die Abb. 108 zusammenstellt. 108a zeigt ein aus dem Schachbrettmuster hervorgegangenes etwas

verlottertes Motiv von zusammenstoßenden Vierecken. In b ist eine Reihe dieser schraffierten Vierecke gewissermaßen als Brückenpfeiler hingestellt; über jedem Intervall liegt eine giebelförmige Verbindung, und auf der Spitze jedes Giebels



Abb. 110. Opfertisch und Pagode eines Priestergrabes neben Sa-yü-sze. Nach Börschmann. erhebt sich sozusagen ein Schornstein mit einer zackigen Rauchfahne. Die Darstellung erinnert an alles mögliche und will doch nichts anderes sein als nur ein phantastisches Linienenspiel. In c sind dann aber die Pfeiler zu Beinen geworden, die Dächer zu einem dreieckigen Tierleibe und die Schornsteine zu aufgeredten Hälsen mit zackiger Mähne. In d hat sich die geschlossene Kette in einzelne tierähnliche Gebilde aufgelöst, das Dach ist aber in einem starken Bündel noch deutlich, auch sind nur drei Beine vorhanden, entsprechend den drei Vertikallinien des alten Pfeilers, und Hals und gabelförmiges Geweih sind noch sehr wenig porträtähnlich. Aber in e tritt uns dann ein sauberlicher Steinbock mit vorschriftsmäßigen vier Beinen und gutem Kopf und Gehörn entgegen. Auch bei dieser Entwicklungsreihe ist es natürlich ganz unmöglich, sich aus dem Steinbock rückwärts den Schornsteingiebel und die Schachbrettvierecke entstanden zu denken.

Schließlich kristallisieren sich auch ein paar Menschenfiguren in dieser Ornamentik, und zwar aus Dreiecken mit seitlich anhaftenden Zacken, die zunächst Brust und Arme abgaben (Abb. 106). Das Menschlein d faßt ein paar speerartige Dinge, weil die Dreiecke, wie in c, häufig von seitlichen Linien eingefast waren. Übrigens war in Petreny (Abb. 92) auch schon eine angehende Menschenfigur vorhanden aus aufeinandergesetzten Dreiecken, wie in 106a und c entstanden.



1

2

3



4



5



6

7

8

Megalith- und Schnurkeramik

1—3. Aus dem Osnabrückschen, Berl. Mus., $\frac{2}{5}$, 4. Aus dem Denghog auf Sylt, Kieler Mus., $\frac{1}{7}$,
5. Von der Berliner Museumsinsel, Berl. Mus., $\frac{1}{4}$, 6—8. Aus Thüringen (Kötschen, Merseburg),
Berl. Mus., $\frac{1}{4}$.



Steintreife bei Züschen, Waldeck. Nach Boehlau.

Die aus der Kammform hervorgehenden Tiere der Susa-Schüsseln werden wir in Troja wiederfinden, den Gänsemarsch des Geflügels in Mykene und Hallstatt.

Gewiß gibt es zu denken, wenn dieses merkwürdige Ausblühen dieses einfachen alteuropäischen Ornamentes zu Tierandeutungen erst beim Eintritt in den gestaltenreichen Ostkreis sich vollzieht; aber darum etwa die ganze bemalte Balkan Keramik etwa als asiatisch anzusehen, wie heute manche möchten, liegt wahrlich kein Grund vor. Wenn sie das wäre, würde sie uns sicher reine Tier- und Menschengestalten vorführen. Der europäische Strom ist, als er die naturalistische Bildungsfreude des Ostens kennen lernte, davon nicht unberührt geblieben; aber er hat die neuen Bilder nun keineswegs einfach nachgeahmt, sondern ist treu bei seinem Linienpiel geblieben und hat es nur durch einige Anleihen beim Lebendigen grotesk belebt. Das Bezeichnende an der Tierornamentik ist hier wie später überall, daß sie immer ein Linienpiel bleibt, und daß die Andeutungen des Lebens nur wie einige aufgesetzte Lichter erscheinen. Das aber ist ein durchaus europäischer, um nicht zu sagen germanischer Zug.

Der Einmarsch von Europäischem nach Asien, der sich hier archäologisch aufzeigen läßt, findet seine gewichtige Parallele in der Sprachenwanderung derselben Zeit, die uns die Bogasköi-Texte haben erkennen lassen ¹⁾. Sorrer findet zwischen 2500 und 2000 v. Chr. das „Urindische“ am Südfuße des Kaukasus. Die Wanderung ist aber viel weiter gegangen als die indogermanischen Sprachen in Asien reichen. Die Ainos im nördlichen Japan, deren härtige Männer alle aussehen wie Leo Tolstoi, wiesen immer schon auf ein sehr altes Vordringen von Europäern in diese Gegenden. Die Turfan-Expeditionen von Grünwedel und Lecoq haben uns lebensgroße, blauäugige und rothärtige Tocharen gebracht. Jetzt hat der schwedische Forscher Anderson in der chinesischen Provinz Honan steinzeitliche Spuren der bemalten Balkan Keramik gefunden (Abb. 109 a b). Dazu treten Knopfsiegel und Spiralzeichen wie von Troja und Ägypten (109 c d). Angesichts dieser merkwürdigen Beziehungen, die Landeskundige heute schon stark zu vermehren wissen, darf man wohl auch an den altmitteländischen Menhir- und Säulenfund denken, wenn man Grabanlagen wie die von Abb. 110 aus China zu sehen bekommt.

¹⁾ E. Sorrer, Die acht Sprachen der Bogasköi-Texte. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1919, S. 1041 bis 2109, jetzt auch in Eberts Reallex. „Altkleinasi. Sprachen“ (Joh. Friedrich).

Achtes Buch

Die Bronzezeit, etwa 1800—800 v. Chr., in Nord- und Mitteleuropa

Kupfer und Zinn

Wenn schon die Steinzeit keineswegs eine Periode des Urschlammes war, des Chaos, das die Alten an den Anfang der Weltentwicklung stellten, wenn wir vielmehr aus einer in reicher Stufenfolge entwickelten und künstlerisch hochstehenden Diluvialkultur drei große Kulturkreise sich lösen sahen, die nach dem den Menschen eingepflanzten Herrschaftstrieb alsbald miteinander zu ringen begannen, jeder nach seiner Kraft und Tüchtigkeit sich durchzusetzen suchten, so ist die Bronzezeit die Periode, wo das Wachstum jener Kulturen schon in das historische Licht einrückt und wo die bleiche Unbenanntheit ihrer Träger rotwangigen Völkernamen Platz zu machen beginnt.

Den Begriff der „Bronzezeit“, den die Vorgeschichtsforschung geschaffen hat, während ihn die klassische Archäologie kaum verwendet, tut man gut beizubehalten, weil er wirklich eine festbegrenzte Periode darstellt. Mit dem Aufkommen des Kupfers und seiner alsbaldigen Mischung mit Zinn werden neue Handelsverbindungen geschlossen und neue Kultur- und Völkerschiebungen beginnen. Ebenso ist es nachher beim Aufkommen des Eisens. Die Völker, die im Besitz der wichtigsten Erzgruben sind, sie zuerst ausbeuten und womöglich die fertigen Fabrikate in den Handel bringen, schwellen mächtig empor und erringen sich leicht die wirtschaftliche Herrschaft über die halbe Welt.

Die Verwendung des neuen Metalls hat sich langsam angebahnt. Es ist nicht richtig, was lange Zeit geglaubt wurde, daß die Bronze fertig nach Europa gebracht sei, nicht richtig auch, daß Cypern die erste und älteste Kupferquelle gewesen sei¹⁾. Europa besitzt an verschiedenen Stellen reiche Lager dieses Metalls und hat sie auch schon früh selbständig ausgebeutet. In erster Linie stehen Spanien und Ungarn, aber auch die Alpenländer sowie Irland und England kommen in Betracht. Alte Gruben mit Werkzeugen aus Stein und Kupfer sind nachgewiesen in den spanischen Provinzen Alentejo, Asturien, Cordoba und Huelva, bei Kil-

¹⁾ Dgl. für dies und das Folgende M. Much, Die Kupferzeit in Europa. Jena 1893.

Iarney in Irland, bei Burns im englischen Westmoreland und besonders eingehend auf dem Mitterberge im Salzkammergute. Hier konnte ein großes Bergwerk, das einst von seinen Besitzern verrammelt und ersäuft worden war, wiederaufgedeckt werden mit seinen Schächten und Stollen, seinen Hauer- und Schmelzplätzen, seinen Werkzeugen, die den ganzen Betrieb uns wieder vor Augen führen. Mit großen kupfernen Picken, wie Bolzen geformt, ist das Gestein von den Wänden abgeschlagen, mit schweren steinernen Schlägeln sind die groben Klöße auseinandergehauen, die Stücke dann auf Unterlagblöcken mit Handkieseln weiter verkleinert, das Grus zwischen Mahlsteinen zerrieben und dann schließlich geröstet und geschmolzen. Auch die Schmelztiigel und die hölzernen Schöpflöffel sind vorhanden, wie zuletzt die Gußformen aus Ton oder Stein. Solche Funde beweisen, daß alles vom Anfang bis zum Ende an Ort und Stelle gemacht wurde. Die oberösterreichischen Pfahlbausiedlungen im Atter- und Mondsee, die neben steinernen schon viele kupferne Werkzeuge führen, sind vom Mitterberge aus versorgt worden. Aber ebenso haben wir uns in den anderen Gegenden, wo Kupfergruben waren, den Betrieb zu denken; die vielfältig vorhandenen Gußformen geben allemal den Beweis dafür.

Es ist nun keineswegs gleich die Bronze, d. h. eine Mischung von etwa 90% Kupfer mit 10% Zinn, was uns in den Erzeugnissen der neuen Zeit entgegentritt, sondern zunächst reines Kupfer. Und die Metallwerkzeuge erscheinen keineswegs gleich in neuen Formen, sondern führen zunächst die der vorausgegangenen Steinzeit fort. Gerade diejenigen aber, die den Steinwerkzeugen noch ganz direkt nachgebildet sind, pflegen aus Kupfer zu sein; so am häufigsten das Flachbeil, das in ganz Europa herrscht (Abb. 20 f.), als Nachbildung des undurchlochten steinernen Gebrauchsbeils oder Meißels; so in Spanien der Dolchstab (Abb. 20 g), kopiert nach der dort üblichen geschäfteten breiten Stein Klinge¹⁾; so in anderen Gegenden die Hammeraxt (Abb. 113 a). Diese breite spanische Klinge, als einfacher Dolch oder als Dolchstab verwendet, zeigt mit ihrer Verbreitung im Mittelmeere sowie auch in West- und Mitteleuropa den Bereich der iberischen Handels Herrschaft. In Ungarn haben sich ganz früh schon besondere Artformen herausgebildet, die auch zunächst aus reinem Kupfer bestehend, sich über Deutschland bis nach Frankreich hinein und stark auf der Balkanhalbinsel bemerkbar machen (Abb. 111).

An all diesen Werkzeugen kann man den langsamen Übergang vom Kupfer zur Bronze verfolgen. In England wie in Mecklenburg gibt es Flachbeile, die 1 bis 1½% Zinn enthalten, die großen aus dem trojanischen Schatz haben 3—5%, zwei aus Mykene sind schon aus der üblichen Bronze (Schliemann S. 350). Die Dolchstäbe sind in Spanien selbst noch alle aus reinem Kupfer, in England und Irland zum Teil aus Kupfer, zum Teil aus zinnarmer Bronze, in Deutschland aus Bronze. In Spanien haben sie auch noch eine ganz einfache, einheitliche Form,

¹⁾ Hub. Schmidt in der Festschrift für Montelius (Stockholm 1913).

erst auf ihrer Wanderung werden sie verschieden. Das beweist deutlich, daß Spanien ihre Heimat ist; es gibt aber auch einen Hinweis auf die Erfindung der Bronze. Der Zusatz von Zinn macht das Kupfer heller und härter, er verleiht ihm

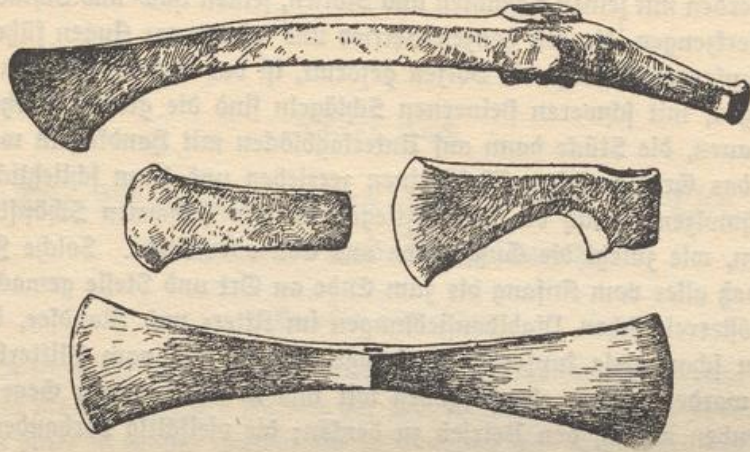


Abb. 111. Älteste ungarische Beilformen. Berliner Museum.

erst die richtige Brauchbarkeit für Werkzeuge und Waffen und eine leuchtende schöne Farbe für Schmudfsachen. Die Mischung war also von erheblicher Bedeutung. In Spanien scheint sie aber nicht aufgekommen zu sein. Hier waren noch in den Siretschen Ausgrabungen nicht bloß die Dolchstäbe, sondern auch alle Beile, Meißel, Pfriemen, Pfeilspitzen aus Kupfer und nur von den Dolchen 40% aus Bronze. Mit Bestimmtheit läßt sich nicht sagen, wo und wie die Bronze erfunden ist. Nach E. Sörner¹⁾ hat Vorderasien in der ersten Zeit das Zinn aus der Gegend des Persischen Golfes bezogen, nachher erst von den Zinninseln des Westens. In Europa gibt es nur eine Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden, das ist Cornwall. Dort enthält ein und daselbe Erz 26—30% Kupfer und 26—29% Zinn. Wahrscheinlich sind, besonders nach der Wanderung des Dolchstabes von Spanien über England nach Deutschland, in dem zinnreichen England auch die ersten Versuche, das Kupfer mit ihm zu mischen, gemacht worden. Wie aber der Wechsel vom Stein zum Kupfer sich nicht plötzlich, mit neuen Formen, durch ein neues Volk vollzogen hat, so auch der vom Kupfer zur Bronze nicht. Die Mischung mit Zinn steigert sich sehr allmählich, bis sie den Satz von 10% erreicht, der dann für das ganze weitere Altertum die Regel bleibt. Die Formen der Bronzen setzen die kupfernen ohne neuen Ehrgeiz fort, und neben ihnen gehen lange Zeit noch Steinwerkzeuge, wie Messer, Sägen und Pfeilspitzen einher. Dafür ist Troja II das klassische Beispiel.

Bei der getreuen Gefolgschaft, die die ältere Metallkultur der vorausgegangenen steinwerklichen leistet, bleiben auch die kardinalen Unterschiede, die sich vor-

¹⁾ Antrittsvorlesung, Berlin, Mai 1925, ungedruckt.

her schon zwischen den großen Gebieten Europas zeigten, im wesentlichen bestehen. Westeuropa, Nordeuropa und Mitteleuropa bilden nach wie vor je einen besonderen Kreis. Die Schiebungen, die schon in der Steinzeit stattgefunden haben: der Donaukeramik nach Mittel- und Ostdeutschland und dem unteren Rhein, des nordischen Stils nach Süditalien und ans Ägäische Meer, machen sich natürlich geltend. Es entsteht bald eine friedliche Vereinigung des Einheimischen mit dem Fremden, eine Mischung verschiedener Dinge zu einem neuen Bilde, bald auch ein Kampf, der zur Verdrängung des einen durch das andere führt. Besonders interessant gestaltet sich dieser Vorgang im Südosten, wo der kühle nordische Strom das warme Mittelmeer erreicht und dessen Gestade so weit abzukühlen vermag, daß der Boden für das Hellenentum bereitet wird.

Der Norden

Die Bronzezeit des Nordens führt ihren Namen mit besonderem Recht und Nachdruck. In ihr ist die Bronze die große Herrscherin. Die Häuser bieten nicht viel Neues gegenüber der Steinzeit, die Gräber zeigen wohl eine mannigfaltige Sortentwicklung, sind aber nicht so imposant wie die steinzeitlichen, die Keramik versagt zunächst für eine Weile völlig. So scheint die ganze Kraft dieser Periode sich dem neuen glänzenden und gegenüber dem Steine so viel willfährigeren Materiale zugewandt zu haben, um aus ihm an Waffen und Schmucksachen das Originellste und Köstlichste zu fertigen, was es nur je geliefert hat.

Ein Hauptreiz dieser frühen Bronzekunst des Nordens liegt in der überraschenden Ehrlichkeit, mit der die frühere Herstellung der Stücke in anderem Material und die ihm entsprechende Verzierung wiedergegeben wird, oder wie auch in der jetzigen Herstellung die technischen Einzelheiten in ihrer sauberen Arbeit sich zum Ornament gestalten. Dadurch kommt ein ganz bestimmter, nicht gesuchter, sondern natürlich erwachsener Stil in diese Bronzen, ein echter Stil im besten Sinne des Wortes. Denn Stilus ist der Schreibgriffel und in übertragener Bedeutung die Art, wie der Griffel geführt wird, so wie heute die Schreibfeder zu einem höheren Sinne gelangt ist, wenn wir von einer gewandten, einer eleganten oder auch einer plumpen Feder sprechen.

Die schönen Bronzen haben von Anfang her, wo man sie als Ausbeute der großen Grabhügel in unseren norddeutschen Ebenen kennengelernt hatte, eine starke Anziehungskraft ausgeübt und zur rücksichtslosen Durchwühlung dieser kleinen Schatzkammern geführt.

Die Grabhügel sind die durch die Thüringische Einwanderung in den Norden gebrachten: mit Grabmulde, Steinpackung und Erdmantel (s. oben Abb. 77), die sich nun weitausgreifend die Alleinherrschaft errungen haben. Nur tritt in der Bronzezeit ein Wandel ein dadurch, daß allmählich an die Stelle der Körperbestattung die Leichenverbrennung tritt. Sie ist, wie wir sahen, aufgekommen

in demjenigen Kreise, in dem der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode sich am stärksten ausdrückt, und in dem auch eine Bestattung oder wenigstens Teilbestattung im Hause üblich war. Die Hügel der Bronzezeit enthalten zunächst noch un-



Abb. 112. Gefäße der jüngeren Bronzezeit aus Dithmarschen. Berliner Mus. $\frac{1}{8}$.

verbrannte Körper, in eine Stein- oder Holzkiste oder auch einen Baumsarg gebettet. Auch als dann die Leichenverbrennung beginnt, ändert sich der Innenbau des Grabhügels nicht gleich. Die Kiste bleibt so groß, als ob sie eine gestreckte Leiche aufnehmen sollte. Erst nach und nach schrumpft sie dem geringeren Raumbedürfnis entsprechend zusammen.

Jeder Hügel scheint einer Sippe gehört zu haben. Nachbestattungen sind in seinem Mantel häufig vorgenommen. Die verbrannten Menschenreste sind meist in einer Urne, zuweilen ohne sie beigeseht; in letzterem Falle waren sie wahrscheinlich in einen Leinen- oder Lederbeutel getan. Gesammelt wurden sie vom Scheiterhaufen wohl regelmäßig in einen solchen Beutel; an Bronzezeiten der römischen Zeit, die als Urnen benutzt sind, kleben zuweilen noch die Zipfel des Leintuches.

Von Häusern der Bronzezeit ist im eigentlichen nordischen Kreise bisher gar nichts bekannt geworden, die seines Anhanggebietes, der Lausitz, sollen uns nachher besonders beschäftigen.

Auch Keramik lernen wir aus der älteren Bronzezeit nur sehr spärlich kennen. Es sind rohe rundliche Näpfe und Töpfe ohne Verzierung und in ihrer Form mehr an die alte westeuropäische als an die Megalithkeramik gemahnend¹⁾. Die besten Gefäße dieser Periode, die sich in jütischen Eichensärgen gefunden haben, sind hölzerne Näpfe, Schöpflöffel, Schachteln. Es scheint fast, als ob diese Zeit vielfach auf tönernen Gefäße verzichtet und sich mit hölzernen beholfen habe, die natürlich nur unter sehr ungewöhnlichen Verhältnissen erhalten bleiben können. In der jüngeren Bronzezeit vermehrt sich die Keramik ein wenig (Abb. 112); sie erinnert dann vielfach noch an die alten Schulterformen und zeigt zuweilen auch den Einfluß des Lausitzer Stils, der sich über Mecklenburg nach Schleswig-Holstein und über ganz Dänemark geltend macht.

Um so reichhaltiger steht uns die Ausstattung mit Bronzegegerät vor Augen, und nach dem Auftreten der Formen und ihrer Entwicklung können wir hier eine

¹⁾ W. Splieth, Inventar der Bronzealterfunde, Kiel 1900, Taf. II u. V.

ganze Abfolge von Perioden unterscheiden, auch durch Verknüpfung verschiedener mit den Erscheinungen südlicher Kultur eine gewisse Zeitbestimmung gewinnen. Montelius hat seinen Ruhm damit begründet, daß er (1873) die nordische Bronze-

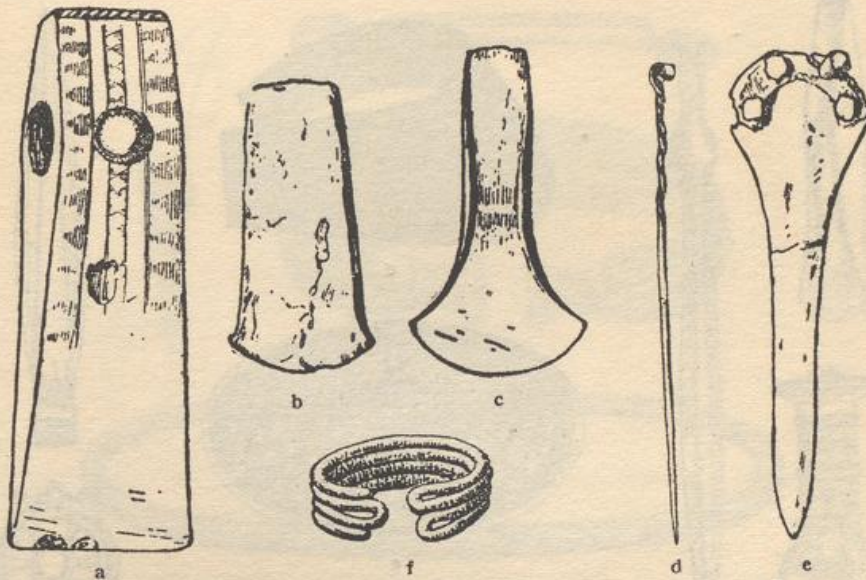


Abb. 113. Erste Periode der nordischen Bronzezeit. Nach Splieth.

zeit in einen älteren und jüngeren Abschnitt und jeden von diesen wieder in drei Perioden einteilte, so daß wir ihrer sechs zählen. Die letzte fällt zwar schon völlig in die Eisenzeit, und Montelius hat sie daher selbst nachher aus der Bronzezeit gestrichen. Die fünf übrigbleibenden aber haben sich durchaus bewährt, so daß ihr Urheber sie mit Recht im wesentlichen auch auf andere Länder: England, Frankreich, Italien hat übertragen können. Der Widerspruch, den Montelius in archäologischen Kreisen findet, bezieht sich nicht auf die Abfolge seiner Perioden, sondern auf die Datierung, die er ihnen zu geben versucht hat, also nicht auf seine relative, sondern auf seine absolute Chronologie. Er hat in der Mitte und gegen das Ende seiner Perioden südliches Material, das er zur Zeitbestimmung verwandte, zu alt angenommen; die fortschreitende Forschung im Mittelmeere hat das mehr und mehr korrigiert.

Montelius bemißt seine Perioden durchschnittlich auf 200 Jahre, nur die erste einschließlich der Kupferzeit doppelt so lang. So erhalten wir folgende Zahlen: I 2000—1600, II 1600—1400, III 1400—1200, IV 1200—1000, V 1000—800 v. Chr.

Ich kann hier nur einen Überblick über das Wesentliche geben, habe aber doch die Abbildungen periodenweise geordnet, und zwar nicht streng mit den Montelius'schen Formen, die zum Teil Skandinavien eigentümlich und anderswo selten sind,

sondern mit den geläufigeren norddeutschen, nach der Art, wie Splieth-Kiel es schon 1900 getan hat.

In der ersten Periode sehen wir, wie im Süden, noch manche Steinwerk-

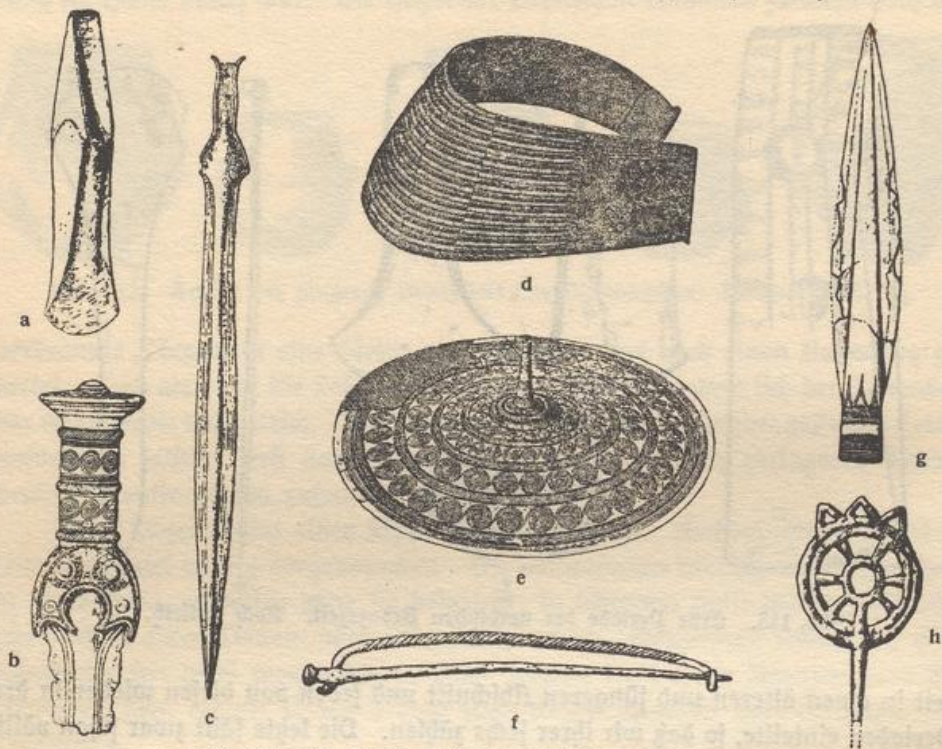


Abb. 114. Zweite Periode der nordischen Bronzezeit.

zeuge weiterlaufen: Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Messer; auch allerhand Schmuck wie Perlen, Anhänger und Knöpfe sind noch aus Stein. Auch ist die Bronze nicht gleich in ihrer klassischen Mischung von 90% Kupfer und 10% Zinn da, sondern es beginnt das reine Kupfer und die Zinnzutat wächst erst allmählich. Als einfachste Form entwickelt sich das Flachbeil ganz aus seinem Feuersteinvorgänger, erst nach und nach erhält es eine breitere geschwungene Schneide und hochstehende Ränder zur leichteren Schäftung (113b, c). Daneben ist spärlich die schwere Lochart vertreten (113a). Der Dolch ist ohne Griffzunge mit großköpfigen Nietten am Griff befestigt (113e). In ganz wenigen Exemplaren zeigt sich auch schon das Schwert, und es hat gelegentlich auch schon eine Griffzunge. Ein Importstück aus Spanien, das dann im Norden nachgeahmt wird, ist der Dolchstab (Abb. 20g). Er und das einfache Flachbeil (113b) geben die erste Anknüpfung nach dem Süden und stellen diese erste nordische Bronzeperiode gleich mit El Argar in Spanien und Troja II, also der Zeit um 2000 v. Chr. Als Schmuckstücken hat die erste Periode Hals- und Armringe und Gewandnadeln mit einer Öse oder einer Durch-

bohrung am Knopfe zur Einknüpfung eines Fadens (113 d), die „Noppenringe“ haben eine rückläufige Führung, so daß sich Noppen an den Enden bilden (113 f.). Erst in der zweiten Periode (Abb. 114) treten bronzene Lanzenspitzen auf

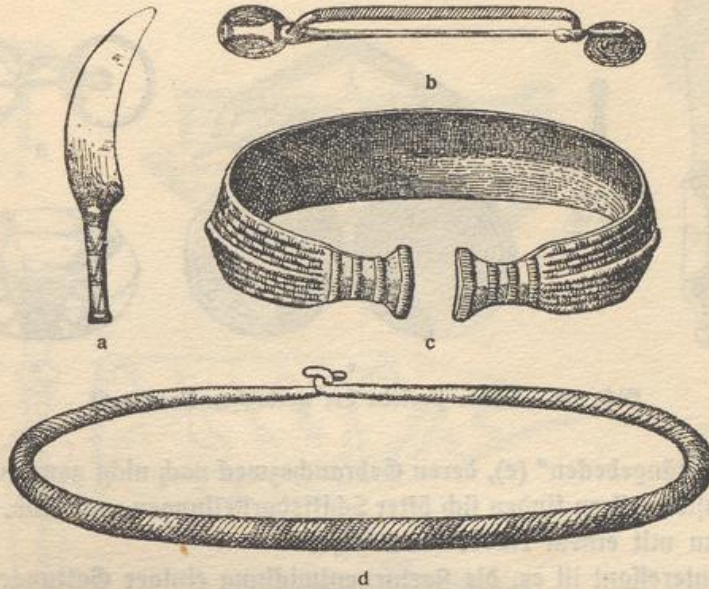


Abb. 115. Dritte Periode der nordischen Bronzezeit.

mit einer Schafttülle im ganzen Blatte entlang, und es kommen ferner hinzu Halskragen, Manschetten, Gürtelplatten und große Radnadeln. Die kleinen Gewandnadeln mit Öse oder Loch am Knopfe sind aber nun Fibeln geworden; statt des Zeugfadens ist ein metallener durch das Loch gezogen, der mit seinem unteren Ende die Nadelspitze umfaßt (114 f.). Ebenso haben die Ätze sich fortentwickelt, sie haben in der Mitte Absätze und Lappen erhalten (114 a), um fester am Schafte zu sitzen. Das Schwert ist allgemein geworden. Über Halskragen und Gürtelplatte (114 d, e) soll gleich noch ausführlicher gesprochen werden.

In der dritten Periode (Abb. 115) kommen geschweifte Messer auf und stabförmige Hals- und Armbänder, deren Verzierung noch die alte Zeugwicklung erkennen läßt. Bei den Dolchen und Schwertern werden die Griffe jetzt immer gleich mitgegossen.

In der vierten Periode (Abb. 116) herrschen die Lappenart (a) und die Tüllenart, dazu breite hohle Armbänder (e) und Spiralen aus Doppeldraht, die hauptsächlich Haarschmuck gewesen sind. Die „hannoversche Fibel“ zeigt als Bügel ein rhombisches Band zwischen den Spiralen (c); bei der „Brillensibeln“ (d) sind die Spiralen zu runden Scheiben geworden. Die Pinzette zum Haarabtneifen (b) ersetzt noch das Rasiermesser. Diese Periode zeigt schon einige Beziehungen zur ältesten Hallstattkultur Süddeutschlands.

Die fünfte Periode (Abb. 117) entspricht völlig der ersten Hälfte der Hallstattzeit. Die Schwerter und Messer, die Hals- und Armringe, die großen Nadeln, die Büdel, die Ketten sind ihr mannigfach verwandt. Dem Norden eigentümlich

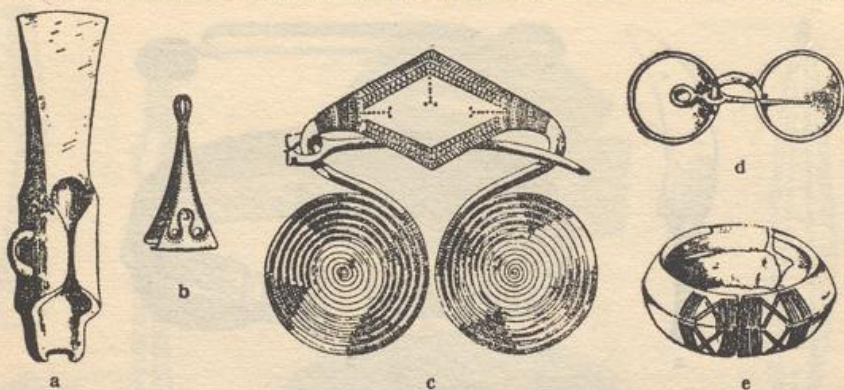


Abb. 116. Vierte Periode der nordischen Bronzezeit.

sind große „Hängebecken“ (e), deren Gebrauchszweck noch nicht ganz aufgeklärt ist. Auf den Rasiermessern finden sich öfter Schiffsdarstellungen, und Abb. 117 f. zeigt einen Mann mit einem Ruder im Schiffe.

Sehr interessant ist es, die Formenentwicklung einiger Gattungen durch die Perioden hindurch zu verfolgen und zu sehen, wie auch die Ornamentik mit der Zweckbestimmung Hand in Hand geht. Die Sibel, die Sicherheitsnadel, wie wir heute sagen, ist dadurch entstanden, daß der gewöhnlichen Nadel am Kopfe ein Faden angefügt wurde, den man, nachdem die Nadel durch das Gewand gesteckt war, wieder um ihren Fuß schlang. So wurde es der Nadel unmöglich gemacht, aus dem Gewande herauszurutschen. In der ersten Periode sehen wir die Nadel auf dieser ursprünglichen Stufe nur mit der Vorrichtung zum Durchziehen des Fadens an ihrem Kopfe (113 d). In der zweiten Periode ist der Faden aus vergänglichen Stoffen ersetzt durch einen Bronzefaden, der unten mit einem Haken die Nadelspitze umfaßt (114 f). Einmal ist dieser Faden gedreht, so daß er völlig als ein geflochtener erscheint, ein andermal weitet er sich zu einem Bande und zeigt dann als Verzierung eine Saumnaht. In der dritten Periode wird der Nadelkopf, damit man ihn bequemer fassen kann, verlängert und erhält zwei kleine Querstangen, der Faden läuft oben wie unten in eine Spirale aus, die sich zu einer Scheibe zusammendreht (115 b). In der vierten Periode sehen wir in der „Hannoverschen Sibel“ die Spiralscheiben vergrößert und zugleich die Bandform in der Mitte des Fadens wieder aufgenommen (116 c). Das Band ist als Rhombus gestaltet, hat eine aus der alten Naht entstandene reichere Saumverzierung, eine Mittelfüllung von Kreisen oder Kreuzstrichen und ist an seinen Enden, wo der Faden zur Spirale abgeht, weithin mit Querlinien belegt: das ist die alte Abnähung, die das hier zusammengelegte und zum Faden gerollte Band festigen sollte. Am

Saume wie hier in den spitzigen Ecken laufen Zickzackmotive mit unter, die nicht durch das wirkliche Nähen entstanden, sondern nachher durch die Phantasie hinzugefügt sind, aber in der ganzen Anordnung gibt es kaum ein Zierstück, das so deut-



Abb. 117. Fünfte Periode der nordischen Bronzezeit.

lich das alte technische Ornament an der Stirn trüge. Die von dem gerollten Bande gebildeten Spiralen sind auf vier Seiten vom Rande nach dem Innern zu mit feinen Stricheln überlegt. Auch hier liegt entschieden der Gedanke zugrunde, daß die Spirale durch Übernähung zusammengehalten werden sollte, gleichviel ob das im ursprünglichen Stoffe wirklich geschehen ist oder nicht. Die Übernähung ist wohlbedacht keilförmig, nach außen sich erweiternd angelegt, weil die äußeren Ringe der Spirale mehr gesichert werden mußten als die inneren.

Bei dieser hannoverschen Sibel ist die Nadel selbst ganz die alte geblieben, sie endigt oben einfach in eine Öse. Weiter östlich zwischen Elbe und Oder dagegen und bis nach Ungarn hinein hat sich die schon in Periode III vorliegende Form dahin ausgebildet, daß der Kopf der Nadel mit seinen zwei Querbalken und ebenso die Spiralscheiben stark, zuweilen bis ins Riesenhafte vergrößert wurden (s. unten Abb. 127 c). Auf der anderen Seite ist in Norddeutschland

auch eine Form entstanden, die die Spiralen ganz aufgibt und an ihre Stelle gewölbte Scheiben setzt und sie mit einem kurzen, aber hochgeschwungenen Bügel verbindet; das ist die sogenannte „Scheiben-“ oder „Brillenfibel“ (116 d).



Abb. 118. Baumsarg mit Frauenbestattung aus Jütland.

Für die Erklärung der weiteren, zur Tracht gehörenden Bronzegegenstände sind die jütischen Eichensärge sehr lehrreich gewesen (Abb. 118). In ihnen hatte die Gerbsäure des moorigen Bodens sogar die Gewandung noch wohl erhalten. Der Mann trug eine halbkugelige Wollkappe (Abb. 119 b), einen gegürteten Kittel und darüber einen Mantel (Sagum), an den Füßen geschürte Schuhe. Gerüstet sind sie mit Beil, Dolch und zuweilen Schwert. Die Kappe ist das Vorbild der ältesten Helme geworden, die also nur eine Überziehung der alten Kopfbedeckung mit Bronzeblech vorstellen (s. unten Taf. XXXIX 2); Kittel, Mantel und Schuhe haben sich ziemlich in derselben Form noch bis in späte Zeit erhalten. Die Frauen tragen einen Rock, der über den Hüften gefaltet und von einem Gürtel gehalten wird, am Oberkörper eine Jacke mit kurzen Ärmeln, über dem Haar ein Netz aus Leinenfäden (119 a). Die Gewandstücke bestehen alle aus einem dicken groben Wollstoff. Der Gürtel der Frau ist in derber Gobelinweberei, bei der über einem dicken Kettenfaden sich feinere Seitenfäden lagern, hergestellt und endet in Quasten (119 c). Die Frau trägt an Bronzegegenständen einen breiten Halskragen, an den Unterarmen große Spiralen und vor dem Leibe eine mächtige runde Gürtelplatte mit Mitteldorn. Im Gürtel hat sie einen Dolch (118). Sie ist also ebenfalls zum Kampfe gerüstet, und es macht den Eindruck, als ob die übrigen Bronzegegenstände, die sie trägt, ursprünglich weniger zum Schmuck als vielmehr zum Schutze bestimmt gewesen wären. Der Oberarmring des Mannes kommt mit derselben Bedeutung noch hinzu. Fast alle diese Stücke sitzen an Körperstellen, die auch heute noch bei studentischen Mensuren besonders bandagiert werden:

Hals, Achsel, Handgelenk. Wir haben eine solche Schutztracht schon kennen gelernt in dem Gürtel der Aurignac-Leute und der ältesten Ägypter und finden ähnliche wieder bei den Faustkämpfern der Hallstattzeit, die bei völliger Nacktheit doch einen Bauch- oder Brustgürtel und einen Oberarmring tragen¹⁾.

¹⁾ Auf dem Bronzeimer von Watsch, Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland² S. 186.

Der breite Hals- und Armschmuck und die große Gürtelplatte treten hier in den Eichensärgen, in der zweiten Periode der Bronzezeit, zum ersten Male auf. Daher können wir an ihnen wieder deutlich erkennen, was für Gebilde in

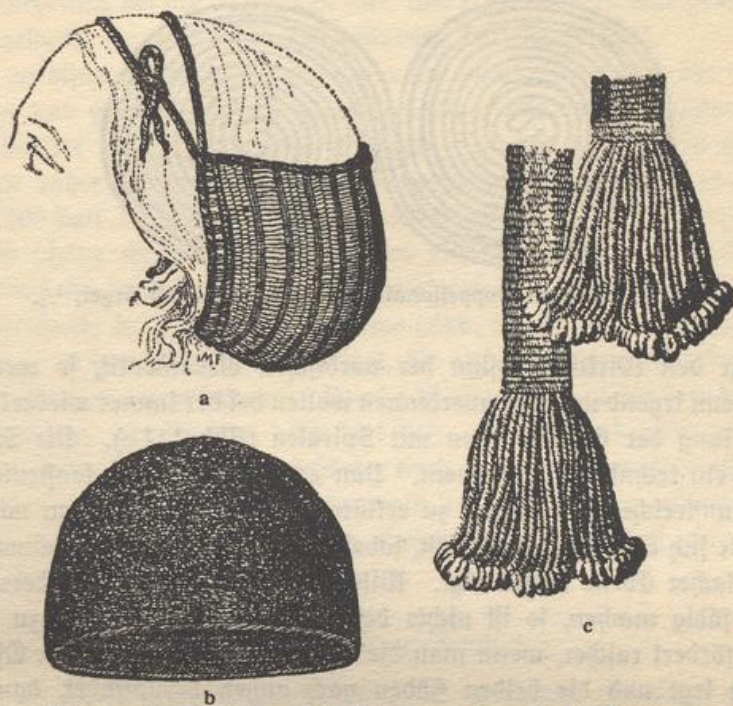


Abb. 119. Aus jütischen Eichensärgen: a Haarnetz, b Wollkappe, c Gürtelquaste. Nach S. Müller.

anderem, vergänglichem Stoff ihnen vorausgegangen sind. Ein Blick auf den Gürtel der Frau (119 c) zeigt, daß die meisten Halskragen und Manschetten — die häufig an die Stelle der Spiralen treten — ebensolche grobgewebten Stücke nachahmen. Der Kettensaden mit den darüberliegenden feinen Fäden ist deutlich wiedergegeben, ja es soll zuweilen anscheinend auch Mehrfarbigkeit angedeutet werden, wenn für eine gewisse Strecke die Nebenfäden angegeben sind, für die folgende nicht (114 d, 115 c). Die sich verjüngenden Enden der Halskragen sind öfter in ähnlicher Weise querüber abgenäht wie das mittlere Bandstück der „hannoverschen Sibel“ (Abb. 116 c), und die verbleibende letzte Fläche ist dann gewöhnlich mit Spiralen gefüllt.

Die breiteren oder schmälere Manschetten sind ganz in derselben Weise als derbe Zeugstücke behandelt und an ihren Enden zu einem dicken Saume abgenäht. Es kann kein Zweifel sein, daß die Ornamentik bei diesen Hals- und Armbändern nicht bloß mit einem strukturellen Gedanken spielt, sondern daß sie etwas wirklich Vorausgegangenes getreulich nachahmt. Hals- und Armbänder aus Zeug sind ja auch etwas so Natürliches, zu allen Zeiten Gebräuchliches, daß

es nicht zu verwundern ist, wenn sie schon vor den bronzenen vorhanden waren. Im Gegenteil, es wäre merkwürdig, wenn es anders wäre.

Erhalten wir hier wieder ein Beispiel, wie früher schon bei der Megalith-

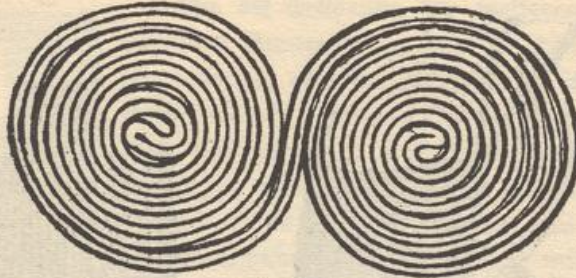


Abb. 120. Goldene Doppelspirale aus Schlesien. Nach Seger, 1/1.

keramik, für den Wirklichkeitsinn der nordischen Ornamentik, so werden wir ihn auch, wenn irgend möglich, anerkennen wollen bei der immer wiederkehrenden dichten Füllung der Gürtelplatten mit Spiralen (Abb. 114 e). Die Spirale ist selbst schon ein technisches Ornament. Von außen nach innen konstruiert ist sie ein höchst kunstreiches und schwer zu erklärendes Motiv, von innen nach außen entwickelt sie sich aber ganz von selbst, sobald man eine Schnur um einen Mittelpunkt auf flacher Ebene laufen läßt. Will man ein Stoffstück besonders fest und widerstandsfähig machen, so ist nichts besser als es mit Spiralen zu bedecken. Die Arbeit fördert rascher, wenn man die Schnur doppelt nimmt, die Ose in den Mittelpunkt legt und die beiden Fäden nach außen herumführt, dann erhält man ganz von selbst die Spirale, die in den Kreis hinein und wieder aus ihm herausläuft (Abb. 120). Ein gewebtes Stoffstück für sich allein ist leicht zu durchstoßen oder zu zerhauen, weil die Webefäden nur in zwei Richtungen laufen; bedeckt mit wirbelnden Schnüren aber findet ein Hieb in jeder Richtung Widerstand. Deshalb ist eine Spiralsbedeckung geeignet für Teile, die leicht gestoßen oder gezerrt werden. Noch heute sind die malerischen Jacken der Leute im Alten Lande bei Hamburg an den Ärmelenden und am Brustsaume ganz ähnlich mit Spiralschnüren bedeckt wie die Gürtelplatten der alten Nordländer.

Es kommt vor, daß man selbst mit einer Doppelspirale sich nicht begnügt hat, daß noch zwei weitere Fäden eingelegt sind, die sich erst bei ihrer Ausmündung bemerkbar machen. Dergleichen ist nicht für Bronze erfunden. Es hat nur Sinn, wenn es in verschiedenfarbigen Zeugschnüren gebildet wird. Auch die einfache Spirale stammt schon nicht aus der Bronzezeit. In Draht ist sie schlecht herzustellen, wird sie immer knickig, in Zeichnung ist sie aber überhaupt unbequem zu gestalten; daher ist im Metallstil immer nach einiger Zeit an Stelle der Spirale das System der konzentrischen Kreise getreten, so auch im Norden, wo wir diesen Wechsel sowohl bei den Gürtelplatten wie bei den Halskragen sich vollziehen sehen.

Sehr getreues technisches Ornament finden wir zuweilen auch an den Griffen der Dolche und Schwerter. Schon die Griffe der steinzeitlichen Flintdolche müssen mit Leder oder Bast umwickelt gewesen sein. Das Motiv setzt sich dann naturgemäß bei den bronzenen fort, und zwar ist meist eine gewebte Unterlage dargestellt, die von diesen Querbändern überlagert wird.

Die nordische Spiralverzierung hat man natürlich viel mit der mykenischen verglichen und gefragt, ob und wie die beiden miteinander zusammenhängen. Sophus Müller wollte die ganze nordische von der mykenischen ableiten und mußte sie daher um etwa 500 Jahre jünger annehmen, als sie in Wirklichkeit ist: um 1200 statt 1700 v. Chr. In Deutschland hat man vielfach die Spirale als reine und schöne Erfindung des Nordens ansehen wollen. Die Lösung dieser Fragen liegt in Mitteleuropa. Die Bandkeramik verwendet die Spirale schon in der Steinzeit; in Butmir bei Serajewo (Abb. 80, 81) ist das Geschlinge sogar schon bis zu all den Sinesen ausgebildet, die auf den mykenischen Goldsachen die Welt in Erstaunen gesetzt haben¹⁾. Von da ist ohne Zweifel der Strom ins Mittelmeer gegangen, der Mykene befruchtet hat. Ebenso, und zwar nach der noch einfacheren Linienführung schon früher, muß aus dem bandkeramischen Kreise die Anregung nach dem Norden gekommen sein; was um so leichter zu erklären ist, als ja die Bandkeramik selbst ganz Thüringen bis zum Harz und ins Braunschweigische erobert hatte.

Die nordischen Felsbilder

Die Westküste von Norwegen sowie der Bohuslän genannte anschließende Teil der schwedischen Küste bis Göteborg sind für Westeuropa viel zugänglicher als das innere Deutschland und konnten infolgedessen viel leichter und reicher von dorthier beeinflusst werden. Das beredteste Beispiel dafür sind die vielseitigen Felsbilder jener Küstenstriche, die im nordischen Kreise einzig dastehen. Mit ihren Schiffen, Fahrern, Reitern, auch großen bewaffneten Einzelfiguren geben sie uns Einblicke in Leben und Kultur erheblich früher Zeiten. Die Fragen, weshalb man sie eingemeißelt hat, ob rein in spielendem Bildtrieb oder als Dokumente bestimmter Begebenheiten und welcher genaueren Zeit die einzelnen angehören, wollten sich lange nicht klären. Jetzt hat ein schönes Buch Oskar Almgrens, des Hauptschülers von Oskar Montelius, eine Reihe von festen Punkten geschaffen²⁾. Die Bilder beginnen in der Steinzeit mit der Darstellung einzelner jagdbarer Tiere, gehen dann mit Art-, Schwert- und Schiffsbildern durch die Perioden der Bronzezeit und werden am zahlreichsten in der frühen Eisenzeit mit unzähligen Schiffen, sowie daneben einzelnen Reitern, Fahrern, Pflügnern und Bewaffneten.

¹⁾ Über diese Beziehungen wird ein zu erwartendes neues Buch von Joh. Boehlau umfassende Aufklärung bringen.

²⁾ O. Almgren: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M. 1934.

Mehrfach hat sich gezeigt, daß die Bilder in der Nähe von Kultplätzen angebracht sind, so daß es scheint, als ob man im wesentlichen Erinnerungen an große Feste habe festhalten wollen. Dabei tritt die berechtigte Frage auf, ob sich in etwaigen Kultszenen Götterbilder erkennen lassen und ob die Germanen überhaupt Götterbilder verehrt haben. Die Antwort lautet: es ist möglich, daß mit den großen isolierten Gestalten, wie der auf Taf. XXX 1 ihren Speer schwingenden, Götter gemeint sind, aber Kultbilder in Heiligtümern werden damit immer noch nicht bewiesen. Almgren kommt zu dem Schlussergebnis, „daß die Göttergestalten der Felszeichnungen keine beständigen Kultbilder, sondern teils zufällige Prozessionsgruppen, teils dramatische oder bloß gedachte Göttereiphanien wiedergeben“ — also dasselbe wie im Mittelmeere etwa die Erscheinung der Berggöttin zwischen den Löwen (unten Abb. 150).

Eine Kulthandlung wie die auf dem Wandsteine des berühmten Kivik-Grabes (auf Taf. XXX 2) dargestellte enthält auch durchaus kein Götterbild. Oben rechts werden Luren geblasen, links wird anscheinend Feuer gequirkt, wobei die obere Querstange des Bohrers mit großen Gewichten (Sandsäcken?) beschwert ist. Die Szene ist von einem Kreise umgrenzt. In der Mittelreihe stehen langbekleidete Frauen um den Bottich mit Opferblut. Die beiden Szenen der unteren Reihe sind noch ungedeutet; links scheinen drei Gefesselte von einem Schwertmanne in einen Kreis geführt zu werden.

Ein uns aus West- und Südeuropa wohlbekanntes Kultstück tritt aber auch in den nordischen Bildern auf: der Menhir. Auf einem andern Wandsteine des Kivik-Grabes steht ein regelrechter Obelisk zwischen zwei auf Stangen oder Pfähle gehängten Beilen (Taf. XXX 3). Das Bild erinnert an die kretischen Obelisken mit dem Doppelbeil auf ihrer Spitze (oben Taf. XX) und an den illyrischen Wagen mit dem Menhir (unten Abb. 168). Es erinnert aber auch an die sächsische Irmensul, die noch zur Zeit Karls d. Gr. als hochragender Baumstamm nichts anderes ist als der Seelenthron der unsichtbaren Gottheit. So behält Tacitus vollkommen recht, wenn er sagt (Germ. 9.): die Germanen hatten keine Götterbilder, sie hielten es unter der Würde der Himmlischen, sie in Tempelwände einzuschließen und verehrten in Andacht das Unvorstellbare.

In dem Nerthus-Wagen, von dessen weiter Umfahrt durchs Land und schließlicher Waschung im See Tacitus erzählt, kann höchstens ein Menhir gestanden haben, aber vielleicht auch der nicht einmal. Wo man je ein Götterbild hergestellt hat, ist es immer geschehen, um den Menschen einen lebendigen Eindruck von der himmlischen Macht einzuprägen. Niemals wird man ein Götterbild verhängt durch's Land fahren; der Nerthus-Wagen aber war ein *vehiculum veste contextum*; *attingere uni sacerdoti concessum* (Germ. 40).

Ein einziges wirkliches Kultstück ist aus dem nordischen Altertum auf uns gekommen, das ist der Sonnenwagen von Trundholm in Dänemark: ein Pferd, das eine große goldplattierte Sonnenscheibe zieht, das Ganze auf sechs



a. Rundhütte vom Frauenberge bei Marburg. Nach G. Wolff.



b. Wandplatte der Steinkiste von Göhlitzsch bei Merseburg. Nach Photo.

Tafel XXVII



1



2



3



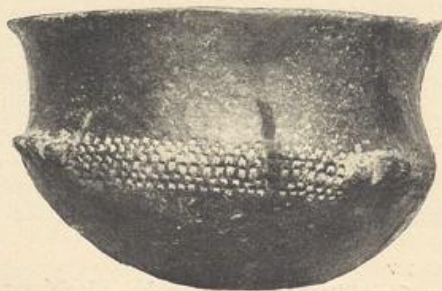
4



5



6



7



8

Rössen bei Merseburg *1.8.169*
Berliner Museum. 2. $\frac{1}{10}$, die übrigen etwa $\frac{1}{3}$.

Räder gestellt (Abb. 121). Ähnliche Goldscheiben sind in Schleswig-Holstein und bei Aurich gefunden, Darstellungen des Pferdes mit einem großen Rund dahinter finden sich in Felsen wie auf Tongefäßen eingeritzt¹⁾: die Kult-

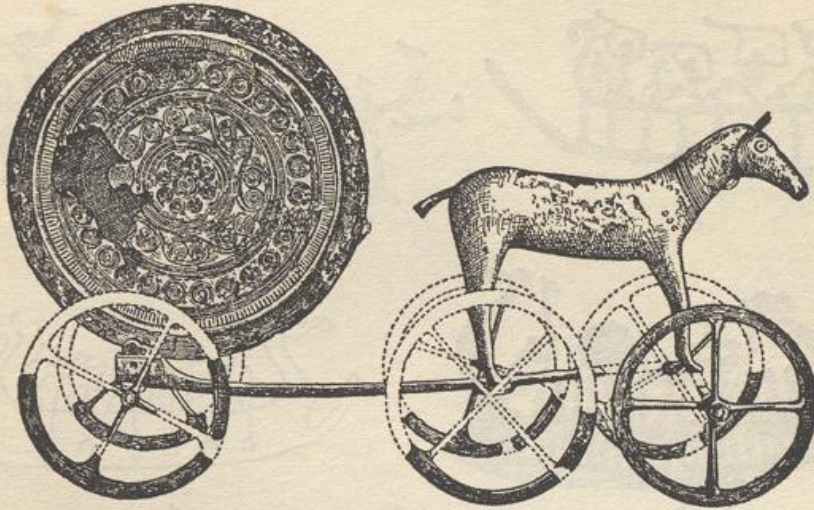


Abb. 121. Sonnenwagen.

form muß also sehr verbreitet gewesen sein, und sie zeigt, daß man im Norden weit entfernt war von einer Vermenschlichung des Sonnengottes wie etwa des griechischen Helios. Und ebenso war es mit etwaigen anderen Gottheiten nicht bloß bis auf die Zeiten des Tacitus, sondern bis auf die Karls d. Gr., der bei den Sachsen nur eine Irmensul zu stürzen hatte, *truncum ligni in altum erectum quem sub divo colebant*²⁾.

Was auf den Felsbildern in der größten Menge auftritt, war bisher auch dem meisten Zweifel unterworfen: das lange schlittenförmige Gebilde mit glattem Unterbau und parallelem Abschluß darüber. Sollten es wirklich Schiffe sein, wie man zumeist annahm und nicht doch vielleicht Schlitten, denen sie viel ähnlicher sehen? August Köster, unser großer archäologischer Schiffskenner, hat die Frage jetzt gelöst³⁾. Es sind weder Schlitten noch richtige Schiffe, sondern Flöße mit einem tafelförmigen Aufsatz, auf dem die fahrenden Leute sich trocknen Fußes aufhalten können (Abb. 122 abc). Daß es so etwas gegeben hat, würde man kaum glauben, wenn nicht Homer das Floß, das Odysseus sich für seine Abfahrt von Kalypso baut, Stück für Stück so beschrieb, wie jene nordischen Fahrzeuge dargestellt sind (Od. 5, 234—261). Odysseus geht in den Wald, um sich das nötige Holz zu schlagen, und bevorzugt dabei die abgestorbenen Stämme (5, 240), weil sie,

¹⁾ E. Sprockhoff in der Zeitschrift für h. Seger 1934.

²⁾ Rud. v. Gulda in der Translatio S. Alexandri.

³⁾ A. Köster, Studien zur Geschichte der antiken Schifffahrt. Klio Beiheft 32, 1934.

wie wir von Koster lernen, bei ihrer völligen Trockenheit 40% mehr Tragkraft haben als die frischen. Zwanzig Bäume fällt er, behaut sie und fügt sie zusammen. Den Boden macht er so groß wie bei einem breiten Lastschiffe. Dann (S. 252f.) ¹⁾

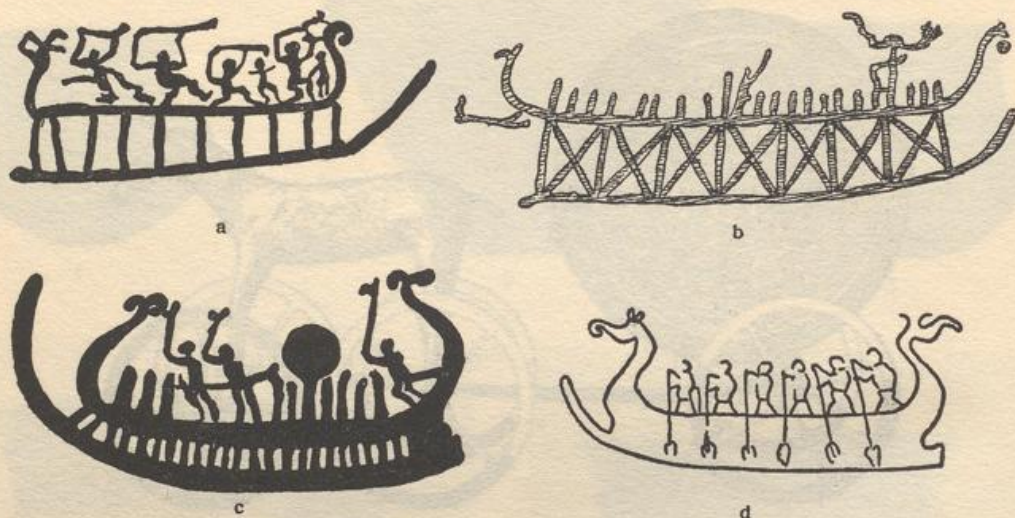


Abb. 122. Nordische Schiffsbilder. Nach A. Koster.

setzt er die Pfähle (ikria), festigt sie mit Streben (stamines) und legt die langen Bretter (epegkenides) darauf. Schließlich setzt er den Mastbaum (histos), bringt den Querbaum an und schneidert sich das Segel.

Die Beschreibung erklärt in der Tat völlig alle Einzelheiten der nordischen Darstellungen: die Pfähle mit ihren schrägen Streben und die Plattform, auf der wir immer wieder die Schiffsleute hantieren und auch in heftigem Kampfe sich betätigen sehen. Dies Schiff ist entschieden das alte Fahrzeug des Nordens, im Mittelmeere sind ursprünglich von Ägypten und Kleinasien her die Hohlformen aus Sellen oder Schilf oder Papyrusbündeln zu Hause gewesen (unten Abb. 156). Das nordische Floß hat erst die „dorische Wanderung“ gebracht. Und daß es auch auf offener See wohl brauchbar war, zeigt gerade die Fahrt des Odysseus: siebenzehn Tage ist er ohne Havarie unterwegs gewesen, und das Unheil kam erst durch das furchtbare Wetter, das der feindliche Poseidon hervorrief. Odysseus segelt aber, während die nordischen Schiffe das Segel noch nicht kennen (vgl. auch Abb. 117f. und Taf. XXX 1). Ganz selten findet sich unter den Selszeichnungen auch einmal das Hohlschiff des Südens wie Abb. 122 d es zeigt; das hat man eben später im Austausch übernommen.

¹⁾ Od. 5, 252 ff. ἰκρία δὲ στήσας, ἀραρῶν θαμέσι σταμίνοσιν, ποιεῖ· ἀτὰρ μακροῖσιν ἐπηγκενιδέσσιν τελεύτα. ἐν δ' ἰστὸν ποιεῖ καὶ ἐπίκριον ἕρμενον αὐτῶ. Statt ἰστὸς wird zuweilen auch ἰκρίον für den Mastbaum gesagt; daraus erklärt sich die Bezeichnung ἐπίκριον für den Querbaum, die „Rahe“.

Süddeutschland

Auch in Süddeutschland ist die Form des Wohnbaues der Bronzezeit vielfach in Dunkel gehüllt. Zunächst scheinen die Arten der vorausgegangenen Periode

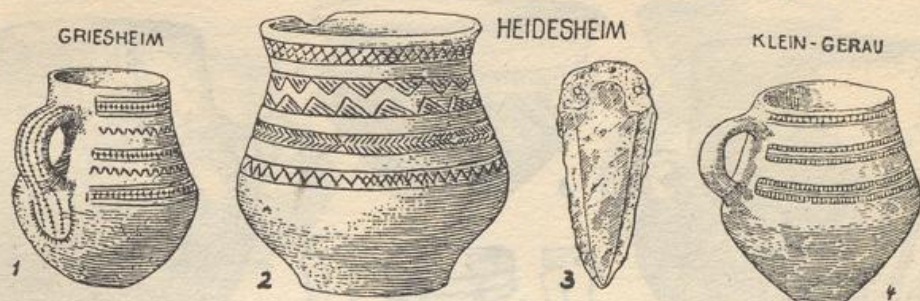


Abb. 123. Früheste Bronzezeit. Adlerberg-Typus: 1 und 4 Griesheim, Klein-Gerau b. Darmstadt; 2, 3 Heidesheim, Kr. Bingen. Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

sich fortgesetzt zu haben, besonders in den Seesiedlungen, die oft noch bis in die Hallstattzeit bewohnt gewesen sind. Reicher beobachtet sind die Grabanlagen, und nach ihrer Verschiedenheit pflegt man in Süddeutschland auch die Hauptstufen der Bronzezeit zu unterscheiden. In der „ältesten Bronzezeit“ (Reinecke A) herrscht in Fortsetzung der steinzeitlichen Sitte dieser Gegenden noch die Hockerbestattung im Flachgrabe, also ohne Hügelerschüttung darüber. Die lange Mittelstufe der Bronzezeit dagegen ist die „Hügelgräberzeit“, nach der Entwicklung der Gerätformen in eine ältere, mittlere und jüngere Periode zerfallend (Reinecke B, C, D), die zusammen den nordischen Bronzeperioden II und III von Montelius entsprechen. Die Montelius-Perioden IV und V werden in Süddeutschland als beginnende und entwickelte Hallstattzeit bezeichnet, die den allgemeinen Gebrauch des Eisens heraufführt¹⁾. Die Hügel sind angelegt wie die nordischen auch, mit größeren Grabkisten aus Holz von kleinen Steinen umpackt und einfacheren Nachbestattungen. Fast immer sind die Leichen als Skelette bestattet. Die ganze Ausstattung zeigt eine Fortentwicklung aus der ältesten Bronzezeit. Ein starker Wandel tritt erst ein in der „jüngsten Bronzezeit“ (Reinecke E), indem sich offenbar ein neuer Kulturstrom mit Flachgräbern und Leichenbrand in die Haupttäler Süddeutschlands einschleibt und eine neuartige Keramik mit harten, edigen Formen mitbringt. Diese neue Strömung ist aber offenbar von der alten Bevölkerung aufgesogen worden, denn die dann folgende Hallstattkultur ignoriert ihren Hausrat und baut weiter auf der Grundlage der alten Hügelgräberzeit.

Am anschaulichsten spiegelt sich die Entwicklung während der ganzen Bronzezeit in der Keramik. In der letzten Steinzeit hatte die auf der Bandkeramik beruhende süddeutsche Kultur starke Einflüsse vom Westen und Norden her erfahren. Die westeuropäische „Pfahlbau“-Keramik war vom Rheine her mehr

¹⁾ P. Reinecke im Anthrop. Korrb. 1902, S. 18.

und mehr vorgebrungen, so daß wir sie schon in Württemberg sich fest einwurzeln sehen (Goldberg). Vom Norden her dringt gleichzeitig der Rössener Stil und die Schnurkeramik vor und vermischt sich mit dem Einheimischen, in Großgartach



Abb. 124. Mittlere Bronzezeit. Hügelgräber der Oberpfalz. Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

mit der Bandkeramik, in Schussenried mit der Pfahlbaukeramik. Was nun aus der ältesten Bronzezeit uns entgegentritt — es ist bisher nicht viel — zeigt naturgemäß den Nachklang dieser verschiedenen Einflüsse. Es überwiegt noch das Einheimische, das einerseits den Mondseeformen und Verzierungen nahetritt (Abb. 123, 1, 4), andererseits Erinnerungen pflegt an die Zonenbecher Westdeutschlands und die Schnurkeramik von Thüringen (123, 2). Im nördlichen Bayern (Oberpfalz) begegnen weiter die gestrichelten Zickzackbänder, die Butmir schon hatte und die aus dem Hinkelsteinstile zu stammen scheinen (124, 1, 3). Die Hügelgräberzeit führt einen völligen Sieg des westeuropäischen Stiles herauf. Man kann sich keine besseren Abbilder eines zugeschnürten Beutels denken, als es die großen bauchigen Gefäße mit engem nach oben trichterförmig ausladenden Halse sind, die nun schon in großer Zahl in den Museen von Stuttgart und Tübingen stehen (125). Ihre Verwandtschaft mit den Canosa-vasen Apuliens ist augenfällig und erklärt sich einfach durch die Verbreitung des westeuropäischen Stiles sowohl an der Donau wie im Mittelmeere entlang. Bauchige Kannen mit geraderem Halse (125, 1) haben ihr Gegenstück auf dem Michelsberge (oben Abb. 16 i), gehentelte Schalen (2) das ihre in der Westschweiz; einfache Kugelabschnitte als Näpfe zeigen, wie der primitive alte Kürbisstil immer noch nicht ausstirbt.

Verziert sind die Gefäße meist mit umlaufenden Bandmustern in Kerbschnitt oder zu seiner Nachahmung erfundener Einstempelung (125, 1). Auch hier sind Muster wie Technik westeuropäisch. Schon bei spanischen Amphoren zeigte sich der Anfang, und auch in Großgartach war der Kerbschnitt bereits zu bemerken. Zu voller Blüte ist diese Ziertchnik aber in der mittleren Bronze-

zeit in Württemberg gekommen. Ausgestrahlt ist sie einerseits gegen Westen nach dem Elsaß und bis Südfrankreich hinein, anderseits den Rhein hinunter ins Westfälische (Dortmund, Haltern). Überall dort ist sie aber bald verblühen.



Abb. 125. Mittlere Bronzezeit. Hügelgräber Rheinheßens (1) und Württembergs (2, 3). Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

Nur in Süddeutschland hat sie sich noch stark in die Hallstattkultur fortgeerbt. Zuweilen haben die Gefäße große runde Buckel auf der Schulter (125, 2, 3), deren Herkunft sich bislang nicht bestimmen läßt.

Die nun folgende Urnenfelder-Keramik trägt nordischen Einfluß an der Stirn (Taf. XXXVI 1—4). Ihr Hauptstück, die edige Amphora, erinnert an Walternienburg, und die häufigen Buckel an ihrem Bauchknick, von Halbbogen umzogen, sind lausitzisch. Es kommen auch vielfach kleine Gefäße: Kännchen, Tassen, Becher vor, besonders am oberen Main, die man direkt als lausitzisch angesprochen hat (Mürnberg). Man ist versucht, dem starken Einfluß, der von dorthier gekommen ist, auch den plötzlichen Übergang zur Leichenverbrennung, die ja in der Lausitz schon lange herrschte, zuzuschreiben. Trotzdem braucht diese Einströmung nicht eine Volkswanderung, sondern nur ein Kulturaustausch gewesen zu sein, denn auch in der Lausitz zeigen sich zu derselben Zeit starke Anklänge an süddeutsches Wesen: in den Hallstattformen der Billendorfer Keramik (Taf. XXXIII 11), in Schlangen- und Schlingbügel-Sibeln (Taf. XXXIX 3), in den Goldschalen von Eberswalde (Taf. XXXIV).

Die Bronzen des süddeutschen Kreises weichen vielfach von den nordischen ab. Die reiche Spiralverzierung ist hier unbekannt. Die „hannoversche Sibel“ hat wohl einige Verwandte, aber mit bloß spielerisch hingeworfenem Schmud. Das sinnvolle „technische Ornament“ ist eben durchaus ein Sonderbesitz des Nordens.

In Süddeutschland ist deutlich zu erkennen, wie von zwei Seiten her das neue Metall ins Land gekommen ist. Der Westen hat es von der Rhone und weiterher von Spanien erhalten, der Osten auf dem Donauwege, wahrscheinlich von Ungarn. Es ist während der ersten Periode nur in die Haupttäler gelangt und hat sich erst nachher allgemein verbreitet. Zu Anfang gibt es noch kein

Schwert, keine bronzene Pfeil- und Lanzenspitze. Die letzteren sind noch aus Stein. Das Schwert entwickelt sich aus dem Dolche, der dann selbst mehr und mehr zurücktritt und schließlich ganz durch das einschneidige Messer ersetzt wird. Wie im Norden geht dem Rasiermesser die Pinzette voran, mit der man die Gesichtshaare so gut es ging abkniff. Sehr vielfältig sind die Formen der Nadeln in bezug auf ihre Kopfbildung. Aus der „Rollennadel“ entwickelt sich die „Schleifennadel“, daneben steht die „Nadel mit durchlochtom Kugelfopf“ (Abb. 129 b) und die „Ösenkopfnadel“ (Abb. 127 r.), alle vorgerichtet einen Faden einzuknüpfen. Auch Nadeln mit verkehrt konischem, mit keulenförmigem Kopfe gibt es, mit stehender und mit liegender Scheibe. Die Sichel tritt erst in der späteren Bronzezeit auf, und zwar in zweierlei Form: die zweiteilige nordische Bügelsichel, die sich aus der Nadel mit eingeknüpftem Faden entwickelt hat, und die einteilige, bei der die Federkraft einer Spirale die Nadel sichert. Wie die erste Art im Norden, so ist die zweite im mitteleuropäischen Kreise oder im Süden erfunden.

Sicheln treten in der Hügelgräberzeit auf, und zwar zuerst mit einem Knopfe, dann mit einem Loche zur Befestigung versehen. Die ersten Helme und Schilde von Bronze kommen erst in der letzten Bronzezeit, der Helm halbkuglig, offenbar als Blechüberzug der immer schon getragenen Wollkappe (s. oben Abb. 119 b), der Schild mäßig groß und rund, entsprechend der kleinen mykenischen Form, mit reicher Buckelverzierung.

Der Osten bis Ungarn

Der Kampf zwischen den vordringenden Germanen und den langsam weichenden Bandkeramikern, der in den Steinzeitkulturen von Rössen sich in Thüringen und Württemberg (Gr. Gartach), von Noßwitz, Jordansmühl und Marschwitz in Schlesien fundat, kennzeichnet sich auch noch bronzezeitlich in mehreren Kulturen von Ostdeutschland über Böhmen, Mähren nach Ungarn hinein: hierher ist die süd- und ostdeutsche Bandkeramik offenbar abgedrängt worden.

In dem Kreise von Thüringen, Schlesien, Böhmen und Mähren findet sich in der frühen Bronzezeit die eigenartige Kultur, die man nach einem böhmischen Fundorte die „Aunjetitzer“ nennt. Sie führt regelmäßig Hofergräber. In der Keramik sind die heutigen Krüge und Becher wie Abb. 126 a b d e noch ungemein verwandt den alten birnförmigen der Spiralkeramik (oben Abb. 78 b). Der scharfe Bauchknick, den dieser Stil schon in Rössen erhielt und der dann in Gr. Gartach herrscht, tritt nun auch bei dem sehr beliebten niedrigen Aunjetitzer Becher auf, der seinen breiten Henkel offenbar Bernburg verdankt (Abb. 126 c).

An Metallsachen hat Aunjetitz den ganz kleinen dreieckigen Dolch der Kupferzeit Spaniens und Italiens, als Leitform die „Ösenkopfnadel“ — auch Säbel-

nadel genannt — und meist aus Gold bestehende Schleifen- oder Noppenringe, bei denen der doppelt genommene Draht auf seinem Spirallauf in der Mitte umwendet, eine Schleife oder Noppe bildet, um dem Ringe auf der einen Seite



Abb. 126. Aunjetitzer Gefäße. Berl. Museum. $\frac{1}{6}$.

eine breitere Schaufläche zu verleihen (oben Abb. 113 f). Unsere Abb. 127 zeigt die charakteristischen Aunjetitzer Goldsachen aus dem Helmsdorfer Fürstengrabe: ein einfaches massives Armband, zwei Säbelnadeln, ein Röllchen und zwei Hängespiralen, wie sie auf dem Balkan zu Hause sind und bis Troja sich gefunden haben (unten Abb. 140); wir werden sie als illyrisch betrachten dürfen, wie wohl überhaupt die ganze Aunjetitzer Kultur.

Das Meiste verweist bei dieser Kultur auf südlichen Ursprung: die Hoderbestattung, die Beutelform und die Ornamentlosigkeit der Gefäße, die kleinen Dolchmesser, die Goldspiralen. Es zeigt sich z. B. in Mähren auch eine nahe Verwandtschaft mit dem Glockenbecherkreise, manche Gefäßformen sind beiden gemeinsam.

Die Aunjetitzer Kultur bedeckt in Thüringen ziemlich genau das Gebiet, wie vorher die illyrische Bandkeramik, sie reicht bis an den Nordharz. Die schönste Ofenkopfnadel, ein großes goldenes Exemplar, stammt aus dem Hügel von Leubingen bei Sömmerda, mehrere Hodergräber mit den charakteristischen Henkeltöpfen und auch einem Becher sind in der Nähe von Halberstadt, beim „Landhause“, gefunden (Taf. XXXI).

Weit reicher ist das Bild, das sich mit der „Pannonischen Keramik“ entrollt, die, glaub' ich, ihren Namen mit Recht führt, denn das sehr umfangreiche Material, das das Berliner Museum aus Brandgräbern der Gegend von Stuhlweißenburg besitzt, ist ganz einheitlich im Stil, und zwar dem Pfahlbaustil, während weiter donauabwärts in Südungarn bei Werschetz schon andere Einflüsse, Schnurkeramische und nordische neben handkeramischen sich einmischen. Die Keramik drängt sich weiter östlich in Serbien, Bulgarien und Rumänien stark hervor, und ihr Nachklang ist noch deutlich zu spüren in der „kimmerischen“ Gattung von Troja VII.

In Pannonien ist sie in ihrer Vielseitigkeit und munteren Erfindungsfreude sehr ansprechend. Die Amphoren XXXII 4 und 5 sind, wie man auf den ersten Blick sieht, nur wenig abgewandelte Nachahmungen von Walternienburg und

Thüringen, und die durch Schnürung bald so bald so umgestalteten Kugelformen von XXXII 6—8 stammen ohne Frage aus der Bandkeramik. Die Gestaltungs- und Verzierungs-lust ist unbezähmbar. Jede Form tritt in unzähligen Varianten

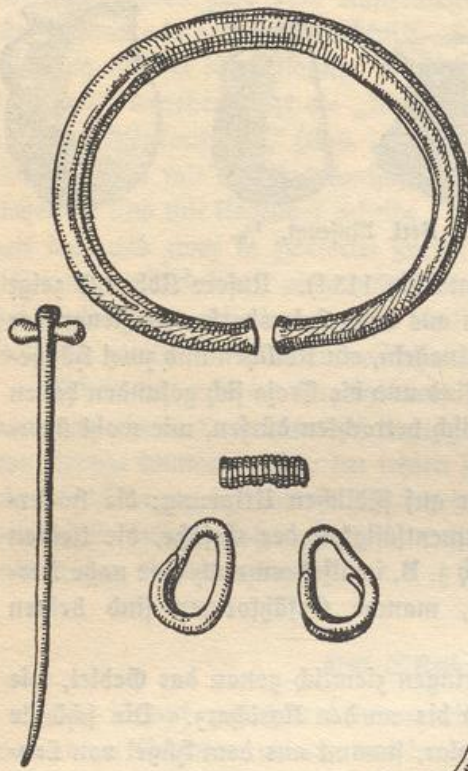


Abb. 127. Goldsachen aus dem Helmsdorfer Fürstengrabe. Mus. Eisleben.

auf, von dem einfach geschnürten Saß, der nur ein paar dicke Ösen am Bauche hat, geht es zu feinen Vasen mit gedrückt oder schlankerem Körper, mit rasch und glatt sich entfaltendem oder mit länger ausgezogenem und kropfig ausbuchtendem Halse. Die Hentel sitzen bei den Töpfen als einfache, dicke Ösen am Bauche oder an der Schulter. Bei den Krügen überspannen sie zuerst als breite Bänder nur den Zwidel zwischen Bauch und Halspartie — wie vorher in Württemberg —, allmählich greifen sie aber von der Schulter bis an den oberen Rand.

Ähnlich reich und munter betätigt sich die Verzierung. Oft ist ihr bandkeramischer Charakter noch ganz deutlich, so in den Spiralen der Deckel von Abb. 128. Die rhombische Figur mit den Casspiralen (Abb. 128 b) zeigt außerdem ein Motiv, das zunächst nach Mykene weitergegangen ist (unten Abb. 145 e) und sich schließlich noch in

der Hallstattkultur findet (unten Abb. 163 b). Sonst hat die Verzierung meist tektonischen Charakter, indem sie in durchgehenden horizontal- und verbindenden Vertikallinien oder -bändern den Bau des Gefäßes deutlich macht. Aber vielfach blüht sie aus, nicht bloß in Dreiecks-, Fischgräten-, Rautenmustern, sondern auch in Bogen und Spiralen. Die Enden der Linien kräuseln sich mit Vorliebe, so daß vielseitig tändelnde Gehänge entstehen. Es ist ein richtiges Kokos-Getriebe, das sich da abspielt. Die ganze Verzierung wirkt um so lebhafter, als ihre kräftig eingerichteten Linien, mit weißer Kalkmasse gefüllt, sich von dem grauschwarzen Gefäßgrunde stark abheben. Gewiß, es liegt ein nordischer Schleier über dieser Kultur, die Schnur- und Megalithkeramik hat ihn gewoben, aber der Körper unter dem Schleier hat südliches Leben: er ist illyrisch, ein Kind der Bandkeramik und zugleich Ahne von Hallstatt; nichts zeigt uns so deutlich die Blutsverwandtschaft dieser beiden weit getrennten Lebensgeister als das Mittelglied der pannonischen Kultur.

Die pannonische Keramik wird auf Urnenfriedhöfen und nur gelegentlich auch bei Höckerleichen gefunden. Zugehörige Metall Sachen sind bisher sehr spärlich. Ein paar derbe bronzene Spiralarmringe und einige Nadeln mit durch-

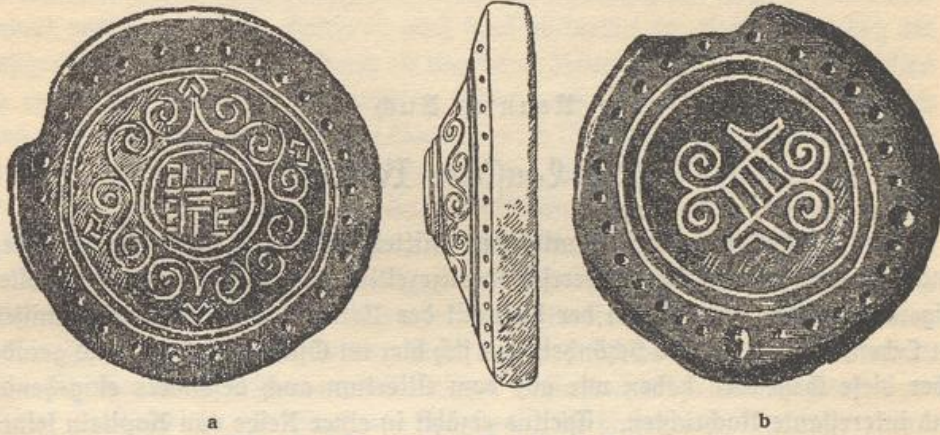


Abb. 128. Pannonische Deckel. Nach Hoernes.

bohrtem Kopfe pflegen die einzige Ausbeute von einem halben Hundert Gräber zu sein, und sie geben leider kein genaueres Datum, da ihre Art sich durch lange Zeit erstreckt.

Die pannonische Keramik hat sich vom großen Donaufnie weit durch Süd-ungarn und nach Serbien hineingezogen. In Serbien ist auch eine große plastische Figur in ihrem Stile verziert aufgetreten, die berühmte Frau von Klicevac¹⁾. Sehr merkwürdig ist die Formverwandschaft zwischen den Kropfhalsgefäßen von Pannonien und Villanova. Sie entsprechen einander durchaus und sind auch von ziemlich gleicher stattlicher Größe. Da diese Bildung sonst nirgend in der Welt vorkommt, wird eine Beeinflussung der einen Gegend durch die andere anzunehmen sein. Früher wollte man ohne weiteres Italien als das Mutterland ansprechen. Nachdem aber manches darauf hinweist, daß schon die Terramaren-Kultur von jenseits der Alpen gebracht ist, und nachdem auch das Hauptornament der Villanova-Urnen, der Mäander, den man früher allein im griechischen Dipylonstile suchen konnte, seine Urheimat an der mittleren Donau enthüllt hat, wird man für den Kropfhals der Villanova-Urnen (unten Abb. 167 b) um so williger nach derselben Donaugegend zurückblicken.

¹⁾ Ebert Realleg. Bd. VI Taf. 2.

Neuntes Buch

Die Lausitzer Kultur

Im östlichen Germanien, mit dem Mittelpunkt der Mark Brandenburg und insonderheit der Lausitz herrscht bronzezeitlich eine Kultur von kraftvoller Eigenart. Alles, was wir in der Keramik des Nordens in dieser Zeit vermissen an Leben, Bewegung und Schönheit, hat sich hier im Osten entfaltet. Und gerade über diese Gegenden haben wir aus dem Altertum auch besonders eingehende und interessante Nachrichten. Tacitus erzählt in einer Reihe von Kapiteln seiner Germania von den suebischen Völkern, die zwischen Elbe und Weichsel wohnen. Die Semnonen — die in der Mark und Lausitz anzusehen sind —, sagt er, seien der älteste und edelste Stamm unter den Sueben. Sie saßen seit unvordenklichen Zeiten in ihrem Lande, von ihnen seien alle anderen ausgegangen und abhängig. Er spricht weiter von der eigentümlichen Haartracht dieser Sueben, daß sie alles Haar über einem Ohre zusammenraffen und dort knoten, und schildert schließlich die grausam-feierlichen Bräuche bei dem Jahresfeste, das alle zusammengehörigen Völker feiern im heiligen Haine der Semnonen, als der Wiege des ganzen Stammes, wo der Weltenlenker throne (Germania 38 und 39).

Bei so gewichtigen Hinweisen ist es kein Wunder, daß man bei jeder Grabung in der Mark und in der Lausitz darauf aus war, die alte Kultur jener Semnonen wiederzufinden. Wie viele Ringwälle sind nicht für den Festplatz im heiligen Hain der Semnonen angesprochen worden, wie viele Topfscherben und wie viele Holzkohle und Tierknochen mußten nicht als die Überreste der feierlichen Opfer des großen Jahresfestes gelten!

Aber die eifrige Suche hat sich gelohnt. Es ist ein so reiches Material der alten Urnenfelder zutage gefördert wie kaum in einer anderen Provinz, und der Unterschied zwischen dem alten vorlavischen und dem späteren slavischen Kulturgut steht schon seit Rudolf Virchows Zeiten vollkommen fest.

Ein paar Bedenken traten im Laufe der Zeit noch auf gegen die Zuteilung der alten Lausitzer Kultur an die Semnonen. Sie war auf Burgen mit Schlackenwällen aufgetreten, und die Schlackenwälle, glaubte man, seien keltisch. Aber die Schlackenwälle gehören überhaupt nicht einem bestimmten einzelnen Volke an, sondern treten überall da auf, wo eine Burg- oder Palastmauer aus Holz

und schmelzbarem Gestein (Basalt) gebaut und dann verbrannt ist. Nachher wollten einige Gelehrte die Lausitzer Budelkeramik von der trojanischen Budelkeramik ableiten, aber es ergab sich, daß diese trojanische aus Thracien stammt und erst dem 8. Jahrhundert angehört, während die lausitzische schon im 13. Jahrhundert vorhanden war. Heute ist noch stark verbreitet die Auffassung, daß die Lausitzer Kultur illyrisch sei. Durch die illyrischen Namen in Böhmen und Schlesien war man auf diesen Gedanken geführt. Dem mußte die Stilverschiedenheit sich fügen. Man meinte, das Illyrische könne hier im Norden ganz anders ausgesehen haben als vorher und nachher im eigentlichen Illyrien. Wenn man sich mehr und mehr überzeugen wird, daß im eigentlichen Illyrien der Hallstattstil des 7. Jahrhunderts im Grunde noch derselbe ist wie der über 1000 Jahre älteren Bandkeramik, dann kommt vielleicht der besinnliche Umschwung. Vorläufig sollte man wenigstens die Grundlagen der Frage anerkennen, die da sind. Erstens: die Lausitzer Kultur hat sich in der Mark und der Lausitz entwickelt; hier allein finden sich ihre ältesten Formen, erst nachher ist sie nach allen Richtungen ausgestrahlt. Zweitens: in der Mark und der Lausitz ist bisher kein illyrischer Name nachgewiesen und auch bisher keine handkeramische Scherbe gefunden. Drittens: die Mark ist das Hauptkolonisationsgebiet von Walternienburg und seinen Nachfolgekulturen gewesen, und auf Walternienburg weisen in erster Linie auch die Lausitzer Gefäßformen zurück.

Die Keramik

Die Lausitzer Keramik ist das Schönste, was die lange Bronzezeit in Mittel- und Norddeutschland hervorgebracht hat. Wir können in ihr verschiedene Entwicklungsstufen erkennen, eine ältere, mittlere und jüngere. Die ältere Stufe ist die eigentliche Budelkeramik. Sie verfügt nur erst über einen beschränkten Kreis von Formen und noch beschränkteren von Verzierungen. Eine spitzbauchige Amphora mit hohem, fast steilem Halse und ein hoher Krug mit oben etwas ausladendem Halse und großem Bandhenkel sind die beiden Hauptformen (Taf. XXXIII 1, 2 und 4, 6). Die einzige Verzierung besteht in eigenartigen, wie einer Frauenbrust nachgeahmten Budeln, wie sie ähnlich auch schon auf den süddeutschen Amphoren der 2. Bronzezeit (Abb. 125, 2, 3) sich finden.

Etwas später erst als die Budel kommen die großen Horizontalrillen auf, die von jeher als Hauptcharakteristikum der Lausitzer Keramik gegolten haben. Auch die Gefäßformen verschleifen ihr originelles Aussehen, aus der steilhalsigen Amphora wird die weitmundige Terrine (XXXIII 5), der Krughals ladet nicht mehr aus, der Bandhenkel verkürzt sich (XXXIII 6). Häufig haben Krüge und Becher jetzt auch schräggerichtete Kanneluren. Es treten große Schalen auf, deren Rand entweder dieselbe Schrägkannelierung oder eine feine Sacettenprofilierung hat, alles Motive der Korbslechterei.

Die jüngere Lausitzer Keramik wird hauptsächlich nach den drei Fundorten Aurith, Göriz und Billendorf, die ersten beiden in der Nähe von Frankfurt a. O., das letztere im Kreise Sorau, benannt. Aurith ist noch eine echte Tochter der Lausitz. Die alten Formen klingen überall nach. Die Farbe ist dieselbe rotbraune geblieben. In der Verzierung ist der alte Buckel noch wohl zu erkennen, wenn er auch meist in eine Vertiefung sich umgekehrt hat oder durch einen eingetragten Kreis mit Punkt in der Mitte angedeutet wird (XXXIII 3). Manche neue Formen oder solche, die bisher selten waren, treten hervor, so der zylindrische Becher. Die Ornamentik hat eine Vorliebe für Punktreihen, die wie Perlenketten anmutig wirken. Sehr gern wird die umlaufende Verzierung bei den Henkeln wie ein Band hinaufgezogen (XXXIII 10). Überhaupt ist diese Aurither Keramik zierlich und niedlich gegenüber dem alten strengen Charakter.

Mit Göriz und Billendorf rücken wir schon weiter ab vom eigentlichen Lausitzer Stile und gegen den schlesischen hin, der halbwegs auf anderer Grundlage steht. Rein äußerlich zeigt sich das schon darin, daß die Gefäße nicht mehr rotbraun sind, sondern grau oder schwärzlich, wie es in Gegenden der Fall zu sein pflegt, wo Graphit zu Hause ist.

Die Görizer Gefäße sind am Halse geschnürt, wie die schlesischen (XXXIII 12) und pannonischen (XXXII 6—8). Große Terrinen stehen im Vordergrunde (XXXIII 8, 9). Die beutelförmigen, wie XXXIII 7, sind eine Verschleifung der Walternienburger und Altlausitzer Amphora. In ihrem Zierat vermischt die Görizer Keramik breite Kanneluren mit Ritzlinien und Punktreihen.

Der Billendorfer Typus hält sich in den Formen leidlich an die Lausitz, wenn auch der Hals oben oft etwas ausbiegt. Er bietet eine Fülle von Kleingeschirr: Becher, Tassen, Krügelchen, Büchsen, zweiteilige Näpfe, Untersätze, Kinderklappern. Die Verzierung, stets flott und flüchtig in Rillen eingetieft, wiederholt eintönig ein Zickzack oder ähnliche gängigste Flechtmuster auf der Schulter (XXXIII 11).

Im Westteile von Schlesien hat ursprünglich die echte Lausitzer Keramik von der Buckelperiode an geherrscht. Nachher ist ein Sondertypus erwachsen, der einige Lausitzer Formen noch mitführt, im wesentlichen aber auf den geschnürten Beuteln beruht. Die Gefäße sind alle glänzend schwarz und haben vielfach hornartig emporstehende Buckel (XXXIII 12).

Die Abstammung dieser Lausitzer Keramik ist heute wohl klar. Wir sahen vorhin, wie Megalith- und Schnurkeramik sich von der Ostsee her nach der Uckermark und der Mark sowie die Oder hinauf nach Schlesien vorschoben. Walternienburg auf der einen, Noßwitz usw. auf der anderen Seite, bezeichnen ihren Weg. Die Ausläufer von Walternienburg treten als Burg-Molkenberger Typus mitten in der Mark bei Buzow auf, und hier haben sich deutliche Übergänge zur Lausitz mitgefunden, die Kanne XXVII 8 und die Amphora XXXIII 2. Eine eben solche Amphora ist auch aus Schlesien bekannt, und vor allem sind dort bereits gegen

70 Gefäße gefunden, die einerseits deutlichste Abstammlinge der Noßwitzer bzw. norddeutschen und anderseits klare Vorstufen der Lausitzer Amphora sind (XXXII 1, 3). Die schlesische Kanne Taf. XXXII 2 entspricht der Lausitzer Taf. XXXIII 4¹⁾. Sie haben auch schon die Buckel, die dann in die Lausitz übergehen. Die Entstehung und der Weg dieser Buckel scheint mir heute klar. In Jordansmühl hat sie die „Dase“, die wir zuerst in Rössen kennengelernt haben. Diese Dase kommt, wie man in Thüringen und um den Harz herum verfolgen kann, überall da vor, wo Walternienburgs Einfluß zu erkennen ist. Sie stammt aus dieser Kultur. Sie hat aber sehr wechselnd bald 2 Ösen am Halse (wie Taf. XXVIII 8) bald 4, bald nur Ösen am Bauchknick, bald Ösen in der Halsgrube und Knubben oder Buckel am Bauchknick. So ist aus dem wechselnden Spiel im Walternienburger Stile — das auch die ungarische Amphora XXXII 4 zeigt — schließlich der feste Brauch hervorgegangen, Ösen in der Halsgrube und Buckel am Bauchknick oder darüber anzubringen. Ebenso wie die Buckel, das Signum des 1. Laus. Stils, von Walternienburg stammen, ebenso tut es auch das der 2. Stufe, die Rillen; sie sind in Walternienburg schon bis zur Vollendung entworfen. So bleibt kein Zweifel, daß die Lausitzer Keramik in allem Wesentlichen eine Tochter des Nordens ist, die Vollendung jener schlesischen und märkischen Bestrebungen, die Bandkeramik aus dem Lande zu treiben.

Was die Verbreitung der Lausitzer Keramik betrifft, so zeigt ihre erste Stufe, die Buckelkeramik, ihre Wiege an. Sie findet sich in der Mark, besonders in der Lausitz und ein wenig nach Böhmen und Schlesien hinein, in Thüringen und im Norden gegen die Ostsee hin aber noch gar nicht. Erst in der zweiten Periode, mit den weicheren Formen und den Horizontalriefen, beginnt die große Ausdehnung. Westlich bis zum Harz, nördlich bis an die Ostsee nach Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein hin, östlich weit nach Polen hinein (Lodz) ist der Lausitzer Stil gegangen.

Gegen Süden begegnen uns die Einflüsse der Lausitz aus der mittleren Periode am Main von Bamberg bis nach Würzburg und Darmstadt hin. Die jüngste Phase dringt dann weiter, nach Österreich hinein. Auf den Urnenfriedhöfen von Stillfried und Wies sind Töpfe mit Vertikalriefen an der runden Schulter, wie sie in Aurith oder in Schlesien vorkommen, an der Tagesordnung. Es ist dort die Hallstattkultur, die diese Einflüsse erfahren hat, und sie hat ihrerseits die Lausitzer Kultur nicht minder beeinflusst. In Schlesien gibt es gleichzeitig mit den oben besprochenen schwarzen Hornbuckelgefäßen eine ganze Gattung bemalter Keramik, die hallstattisch ist; sie zieht sich in Spuren auch bis in das Göriker Gebiet hinein. Schließlich werden sogar Bronzegefäße aus dem Hallstattkreise in der Lausitz in Ton nachgeahmt.

¹⁾ Wie v. Richtofen diese Gefäße für aunjätisch halten kann, ist mir unverständlich (v. R. Die ältere Bronzezeit in Schlesien 1926 und Mannus Erg.-heft IV 1928).

Gräber, Metall, Burgen

Die Kenntnis der schönen Lausitzer Gefäße verdanken wir den Gräberfeldern. In Siedlungen und Burgen werden immer nur Scherben gefunden. Die Gräber pflegt man durchweg als Flachgräber zu bezeichnen. Es ist aber sicher, daß sie vielfach nur als solche erscheinen und in Wirklichkeit wenigstens in der Frühperiode Hügelgräber gewesen sind. Wo ein Gräberfeld z. B. heute zu einem Teile im Acker oder in der Wiese liegt, zum andern aber noch in alter Heide oder im Walde, da haben die Gräber dort ihren Hügel eingebüßt, hier ihn aber erhalten¹⁾.

Die Gräber enthalten schon vom Beginn der Lausitzer Kultur an verbrannte Leichen. Das ist nicht zu verwundern, da auch die steinzeitliche Keramik von Walternienburg und die meiste märkische (Brandenburg, Saßkorn bei Nedlitz) aus Brandbestattungen zu stammen scheint. In einer großen doppelkonischen Urne pflegen die Knochen gebettet zu sein, und um sie herum stehen die Beigefäße. Häufig steht die ganze Beisetzung frei in einer Vertiefung des gewachsenen Bodens, wobei freilich eine Holzumhüllung vergangen sein dürfte, oft auch ist sie oder wenigstens die Urne mit Steinen umpackt gewesen. Bei vornehmen Gräbern, wie dem sogenannten Königsgrabe von Seddin (Priegnitz), war unter einer riesigen Hügelschüttung — der Hügel hatte ca. 70 m Durchmesser und 11 m Höhe — eine rundliche Kammer mit einer Kuppel aus vorkragenden Dachplatten errichtet. Das findet sich hier des öftern²⁾ und ist nicht nordische Übung. Gerade das Seddiner Grab ließ auch an seinem Inhalte starken südlichen Einfluß erkennen. Die große Tonurne enthielt als zweite Kapsel ein italisches Bronzegefäß, in dem die Knochen lagen (Taf. XXXIX 1). Dabei lagen mehrere bronzene Trinkschalen desselben Kunststils und ein Antennenschwert aus dem Hallstattkreise. Der ganze Hügel mit seinen riesigen Abmessungen entspricht dem, was wir in der süddeutschen Hallstattkultur ständig antreffen, und ebenso entsprechen die Bronzebeigaben nur der dortigen Sitte. Denn so sehr reiche, überreiche Beigaben an Tongeschirr zum Kulturbilde der Lausitz gehören, so sehr auch eine völlige Armut an Metall. Kaum daß einmal eine Gewandnadel, ein Pinzette, eine Sichel sich in der Urne findet; fast immer sind ausschließlich Tongefäße vorhanden. Es war offenbar nicht Sitte, die kostbaren Metallgeräte durch Mitgabe an den Toten den Lebenden zu entziehen. Wo sie sich ausnahmsweise einmal finden, bieten sie dann aber willkommene Gelegenheit, die mit ihnen zusammenliegende Keramik zu datieren. Im Seddiner Grabe befand sich ein Tongefäß mit den allerüblichsten großen Horizontalriefelungen des jüngeren Lausitzer Stils. Das wird nun durch die italisches Bronzegefäße (Villanova) und das Antennenschwert in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. verwiesen.

¹⁾ Ztschr. f. Ethn., Verhandlungen 1881, 337 ff. (Behla).

²⁾ Ztschr. für Ethnolog., Verhandlungen 1891, 262 ff. Hügelgräber zu Kehrberg, Ostpriegnitz.

Man hat früher zuweilen annehmen wollen, daß die Lausitzer Kultur fein oder nur wenig Metall gehabt habe. Daß es nicht richtig ist, zeigen die zahlreichen sogenannten Depotfunde, die die Mark und das nördlich bis zur Ostsee an-

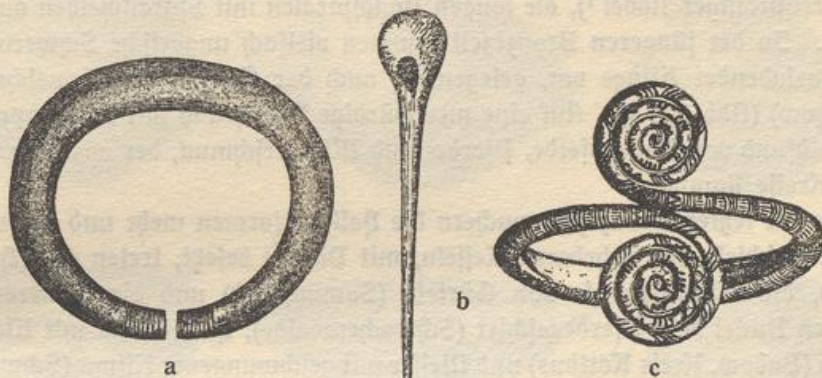


Abb. 129. Ostdeutsche Bronzen. a, c Armbänder, b Kugelkopfnadel. Nach Seger. $\frac{1}{2}$.

schließende Gebiet geliefert hat. Gegen hundert besitzt allein das Berliner staatliche Museum. Die Depots mögen hier und da als Opfergabe an die Gottheit oder als Ausstattung, die jemand sich für das Jenseits sichern wollte, vergraben sein, in den meisten Fällen sind sie der Hausbesitz an Metallgerät und Schmuck. Das Haus oder die Siedlung ist, da die Sunde immer durch Zufall aus der Erde kommen, nur von dem laienhaften Finder nicht beachtet worden. Wo hinterher noch regelrecht nachgegraben werden konnte, hat sich das Verhältnis gewöhnlich herausgestellt (Pfaueninsel, Vetttersfelde, Eberswalde).

Die Depotfunde lassen uns nun erkennen, wie das Metallinventar der Lausitzer Kultur im wesentlichen nordisch ist, daneben aber allerhand Stücke aus dem Osten, aus dem reichen Kupferlande Ungarn, aufgenommen hat und gegen Schluß der Bronzezeit mehr und mehr dem hallstädtischen Einflusse verfällt. Nordisch sind die Halskragen, die vielfach vorhanden sind, gewöhnlich in dem bekannten gerippten Stoffmuster gehalten; nordisch ist die große Gürtelplatte von Heegermühle, ganz dicht mit Spiralen belegt, und nordisch sind die großen Armspiralen, ganz denen aus den jütischen Eichenfärgen entsprechend; nordisch schließlich auch die vielen schlanken Dolche und Schwerter in dem prachtvollen Funde von Spandau, den der alte Kaiser dem Berliner Museum geschenkt hat, und die einfachen Bügel- und Brillenfibeln (Heegermühle, Oranienburg).

Der ungarische Import dagegen macht sich schon in der ältesten Bronzezeit in den teils schweren, teils zierlich ausgestalteten Hammerbeilen bemerkbar. Er dürfte auch zu erkennen sein in den Nadeln mit durchbohrtem Kugelkopfe und den massiv rundstäbigen Arm- und Beinringen mit verjüngten Enden (Abb. 129a, b). Die Ringe dieser Form sind häufig in einem feinen Flecht- oder Webmuster verziert, mit dem das breite Band mit langen spitzen Dreiecken zu den Seiten ein

in der steinzeitlichen Keramik des Nordens und Thüringens sehr beliebtes Motiv wiederholt (Rossenthin, Krendorf). Weiter gehören hierher die Armbergen mit großen Spiralscheiben (Abb. 129c), die mächtigen Doppelspiralsfibeln mit zwei- oder dreisprossiger Nadel¹⁾, die langen Bandspiralen mit Spiralscheiben an ihren Enden. In der jüngeren Bronzezeit kommen vielfach ungarische Schwerter mit stark ausladender Klinge vor, gelegentlich auch der Griff eines Rhoneschwertes (Wurchow) (Abb. 117k). Auf eine merkwürdige Berührung mit Osteuropa weist der Goldfund von Dettersfelde, Pferde- und Männerschmuck, der aus dem keltischen Kreise stammt.

In der letzten Bronzezeit wuchern die Hallstattformen mehr und mehr. Die kleinen Deichseln von fahrbaren Kesseln, mit Vögeln besetzt, treten auf (Heegermühle), die Tutulusknöpfe von Gürteln (Sommerfeld) und die kleineren und größeren Budel vom Pferdegeschirr (Schwachenwalde), Halschmuck mit Klapperblechen (Babow, Kreis Kottbus) und Messer mit geschwungener Klinge (Schwachenwalde).

Mit Aurither und Billendorfer Geschirr zusammen wird zuweilen eine spindelförmige Bronzenadel oder auch eine mit Vasentopf oder eine schlangenhalsige mit Schalenknopf²⁾ gefunden, die beide ebenfalls in die jüngere Hallstattzeit gehören, und eben dahin weist auch die einzige Fibel, die jemals mit Lausitzer Keramik, und zwar mit Billendorfer, gefunden ist, eine Schlangenfibel aus Datten bei Pförten, Kreis Sorau. Eine Fibel dieser Art stammt von Hallstatt selbst, und andere sind mehrfach aus Süddeutschland, so besonders aus Sigmaringen³⁾, bekannt. Ihr Ursprung liegt im Hallstatt-Kreise.

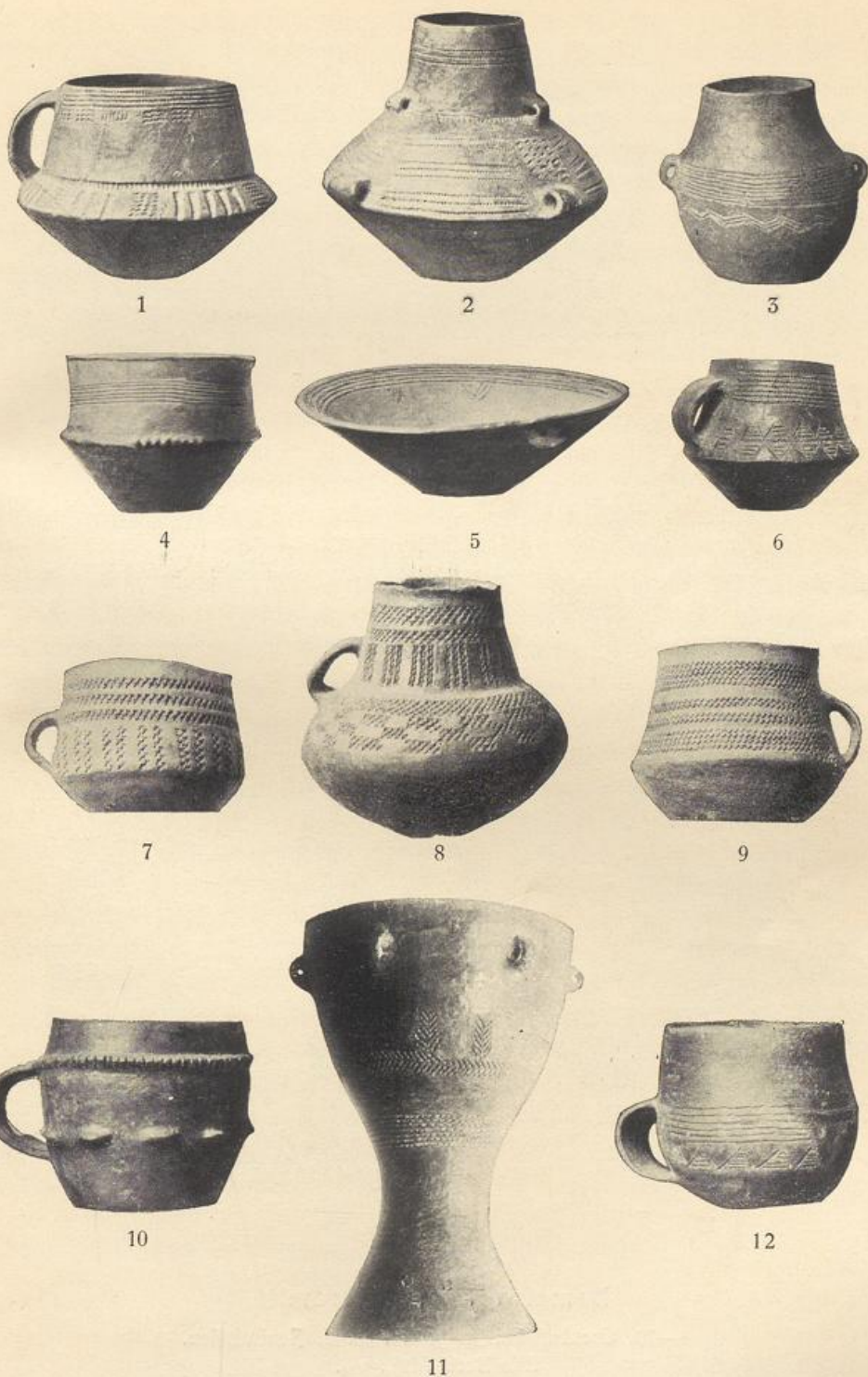
Don Nord und Süd, von Ost und West deckt das metallarme ostdeutsche Land seinen Bronzebedarf; — eine Mahnung, daß man nicht nach solchen Wandergeräten eine Nationalität soll bestimmen wollen.

Am überraschendsten trat der Hallstattcharakter und zugleich der vornehme Metallbesitz der späteren Lausitzer Kultur zutage mit dem großen Goldfund von Eberswalde, der 1913 beim Fundamentieren eines Hauses beim Messingwerke auftrat und von Herrn Aron Hirsch dem Kaiser geschenkt wurde (Taf. XXXIV). Nur wenige hundert Meter entfernt war bei Heegermühle schon 1882 ein großer Bronzefund gemacht worden, von dem verschiedene Stücke, wie die große Gürtelplatte, die Wagendeichseln, die Bügelfibel vorhin schon erwähnt wurden. An der Stelle hat, wie verschiedene weitere Anzeichen ergaben, sicher eine Siedlung gelegen. Zwei Bäche münden hier, der eine vom Norden, der andere vom Süden, in den alten Sinowfluß und haben ein für die Gegend selten weites Wiesengelände geschaffen. Damit ist für eine Zeit, deren Wirt-

¹⁾ H. Seger, *Anthr. Korr.-Bl.* 1906, 126.

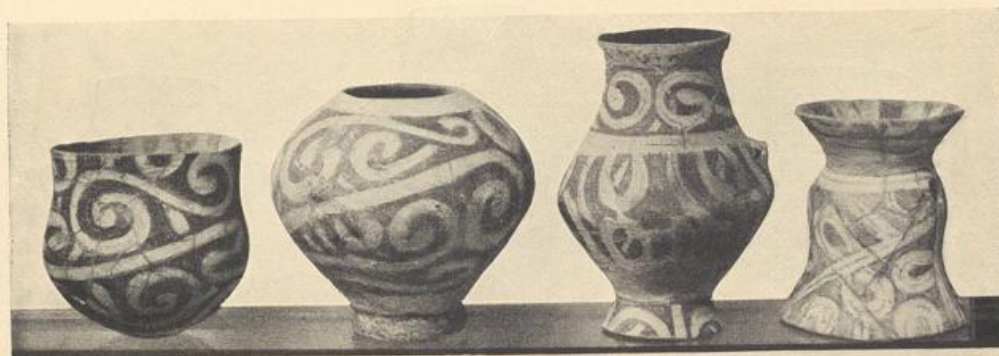
²⁾ *Ethn. Ztschr.*, Verhandlungen 1881, S. 431.

³⁾ Lindenschmit, *Die Altertümer von Sigmaringen*, Taf. XIII 10, 11, XVIII 9, XIX 4, XXIV 3, XXXVIII 6.



Steinzeitliche Elbkeramik

1—6. Walternienburg bei Magdeburg, 7—9. Burg-Molkenberger Stil aus Bußow (Brandenburg),
10—12. Bernburger Stil. Alle Berl. Mus. Etwa $\frac{1}{8}$.



1

2

3

4



5

6

7

8

9



10



11

Bemalte Steinzeitkeramik

1—10. Cucuteni bei Jassy, 11. Anau, Zentralasien.
Alle Berl. Mus., $\frac{1}{10}$.

schaft noch wesentlich auf Viehzucht gestellt war, die Vorbedingung zu einem gedeihlichen Menschengesein gegeben. Wenig westlich von der Stelle liegen an den Ufern der alten Sinow die Dörfer Schöpfurth und Steinfurth als Beweis, daß hier eine alte Straße den Fluß überschritt. Die Siedlung beim Messingwerke befand sich also keineswegs in der Wildnis, sondern war mit der großen Welt verbunden.

Die Zusammenziehung des Eberswalder Goldfundes läßt uns einen vollen Blick tun in den Hochstand der Lebenshaltung eines Großen jener Lausitzer Kultur. Der Fund enthält acht reichverzierte goldene Trinkschalen, ein gebrauchtes und ein noch nicht fertig hergestelltes gedrehtes Halsband, viele ausrangierte Armbänder, gegen 30 brauchbare und ebensoviele verbrauchte und zu „Pateten“, wie die Goldarbeiter sagen, zusammengewickelte Drahtspiralen, schließlich mehrere Stücke Rohgold, nämlich einen ganzen Barren, ein paar Bruchstücke von solchen und einen „Schmelzkönig“, d. h. den rundlichen Bodensaß eines Schmelztiegels. Die Goldschalen sind ganz im Hallstattstile verziert mit Verwendung von Punzen und Rädchen. Die Spiralen sind alle zu eng für den Arm und zu weit für den Finger. Sie können nur im Haare getragen sein, so wie die in El Argar und wie es überhaupt im alten Mittelmeere üblich war. Das Wandbild einer Frau in Tiryns stellt uns vor Augen, wie die Locken vom Kopfe herabfallenden Schöpfe an verschiedenen Stellen durch Bänder zusammengehalten wurden. Bei Homer haben der Troer Euphorbos und der Karer Amphimachos offenbar noch ähnlichen Haarschmuck; die Griechen, die sie sehen, finden das weibisch, sie kennen dergleichen für Männer nicht mehr (Il. 2, 872; 17, 52). Im ostdeutschen Kreise hat aber solcher Haarschmuck sich sehr lange erhalten. Die Spiralen werden in Gold und in Bronze bis an die Ostseeküsten gefunden. Sophus Müller hat beobachtet, daß in Frauengräbern immer zwei, in Männergräbern eine Spirale vorkommen. Wird man dabei nicht an die Haartracht der Sueben erinnert, die Tacitus so stark hervorhebt, und an sein Wort: principes et ornatiorem habent? (Vgl. den Sueben auf Taf. XLI).

Mit Homer verknüpfen sich übrigens auch die Goldschalen. In der Odyssee wird bei allen Gastmälern im Hause des Odysseus, des Nestor, des Menelaos, der Phäaken immer nur aus goldenen Schalen getrunken, nur zweimal in dem ganzen Gedichte kommt ein anderes Trinkgeschirr vor: der brave Sauhirt und der plumpe Kyklop haben jeder einen Holznapf. Es muß nicht schlecht bestellt gewesen sein im damaligen Ostgermanien, wenn die Großen an der Sinow lebten wie die Achäer in ihren Palästen und Burgen. Und der Fund von Eberswalde steht in diesem Kreise keineswegs allein. Ähnliche Goldschalen sind einzeln oder paarweise vielfach in Norddeutschland gefunden, bei Halle, bei Hannover, bei Stralsund, in Schleswig-Holstein; in Dänemark aber gelegentlich sogar elf in einem Kessel. Der Kessel gehört in solchem Falle zu den Schalen, er ist das Mischgefäß, der Krater, der auf der Tafel steht und deshalb so häufig mit schönen Bildern geschmückt ist.

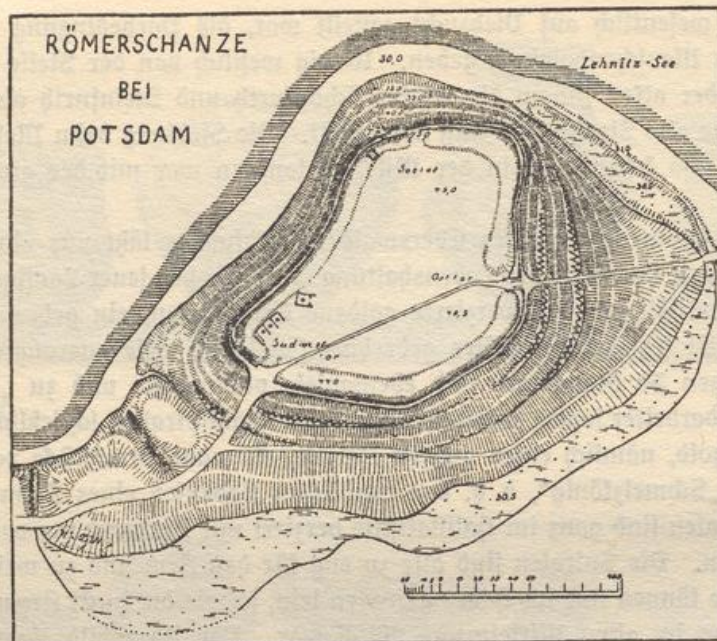


Abb. 130. Römerschanze bei Potsdam. Plan 1:4400.

Auf einer Situla von Kuffarn in Österreich ist dargestellt, wie ein Mann behaglich mit einer Trinkschale in der Hand dasitzt und sich aus einer Situla, wie die Kuffarner selbst ist, einschenken läßt.

Die Goldschalen des Lausitzer Kreises gehören in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr., in die Blüte und erste große Ausbreitung der Hallstätter Kultur, die wir ohne Bedenken für die Illyrier in Anspruch nehmen dürfen. Man hat in dieser Zeit fast den Eindruck, als ob auch Ostdeutschland ihren Ausdehnungsbestrebungen erliegen wird. Daß das nicht geschehen ist, verdankt es einem politischen Sichaufrufen, das wir archäologisch gut erkennen können, nämlich im Burgenbau. Die zahlreichen „Ringwälle“, die nach ihren Funden bis in die Lausitzer Zeit zurückgehen, sind nicht, wie früher zumeist angenommen wurde, Sonnenheiligtümer gewesen (Abb. 130). Ihr Wall zeigt beim Durchgraben die Spuren einer alten Holz- und Erdmauer mit steilen verplankten Wänden zu beiden Seiten (Abb. 131) und mit wohlangelegten Toren; und in der Festung finden sich die Spuren unzähliger Häuser mit einem reichlichen Nachlaß an Keramik. Der einzige gut erhaltene Grundriß auf der Römerschanze war der eines großen rechteckigen Vorhallenhauses von etwa 13 m Länge und 6,50 m Breite (Abb. 132 a). Die Maße ergeben, wie überhaupt auf der Burg, eine runde Fußzahl, den Fuß zu rund 32,5 cm gerechnet. Das Haus ist 20' breit und 40' lang. Das von den beiden Haupttoren der Burg bisher freigelegte Osttor ist ebenfalls 20' weit. Die Wallmauer ist 10' dick, und die Wallpfosten stehen an den Fronten 5' voneinander.

Die Keramik reicht auf den Burgen von der mittleren bis zur letzten Lausitzer Zeit. Im nördlichen und mittleren Gebiete, wo die Burgen sehr spärlich liegen, scheinen sie früher angelegt zu sein als im südlichen, wo sie sich drängen. Im

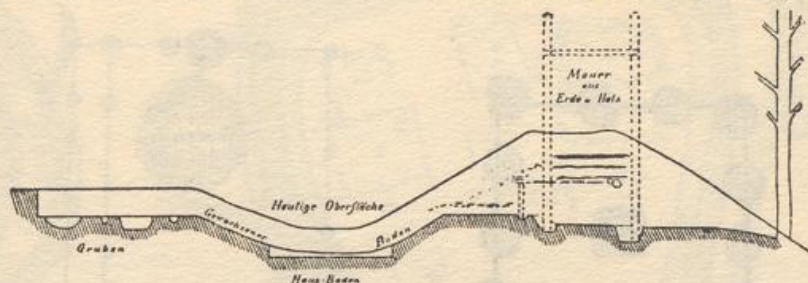


Abb. 131. Römerschanze bei Potsdam. Wallschnitt 1:300.

Norden kennen wir nur den „heiligen Stadtberg“ bei Schöningen südlich Stettin, sowie Burg Basedow b. Malchin und die Burg im Oberuckersee, im mittleren hauptsächlich Römerschanze mit viel Götischer und Lössow mit Aurlitzer Keramik. Im Süden ist die Topfware von Starzeddel kaum mehr Lausitzisch zu nennen. Das vom Nordwesten und Norden her vorgedrungene Volk hatte für die Sicherung seines Gebietes hauptsächlich im Süden gegen die weggedrängten Bandkeramiker zu sorgen.

In der Mitte des ganzen Gebietes aber scheint sich in dem mächtigen Ringwall von Lössow am hohen Oderufer südlich Frankfurt das bei den Semnonen gelegene Bundesheiligtum der Sueben wiedergefunden zu haben, von dem Tacitus erzählt. Daß wir es in einem Ringwall zu erwarten haben, ist gegeben durch die Beschreibung, die Dionys von Halikarnas (IV 15) von den Gauburgen des Servius Tullius gibt: sie sind Zufluchtstätten für die Landbewohner, in ihnen sitzt ein Vogt, der die Listen führt, die Steuern erhebt und das Kriegsaufgebot erläßt; und in ihnen ist vor allem auch das Heiligtum, bei dem die Bevölkerung ihre großen Feste feiert. Im Lössower Ringwall sind tiefe zylinderförmige Opfergruben gefunden mit Tier- und Menschenresten darin, wie es sie sonst noch nirgends gibt und in solcher Zahl, daß es ursprünglich 4—500 gewesen sein müssen. Die Grabung, 1926—29 ausgeführt, ist noch nicht veröffentlicht¹⁾.

Der ganze Bauplan einer solchen Volksburg ist bisher nur einmal festgestellt, nämlich bei dem „Baalshebbel“²⁾ von Starzeddel südlich Guben (Abb. 133). Die Burg ist ein Oval von nur 100 m Länge und kann nur kurze Zeit bestanden haben, denn die Hausgrundrisse zeigen keinerlei Umbau. Die Häuser, sehr groß, mehrfach 18:11 m und alle mit Herd, stehen im Kreise um einen Mittelpfad, auf dem ein kleiner herdloser Bau einmal verändert und nur halb erhalten ist. Wir haben offenbar eine Genossenschaftsburg vor uns mit dem Gemeinschafts-

¹⁾ Plan bei Schuchhardt, Vorgesch. v. Dtschl., 1934, S. 157.

²⁾ „Baalshebbel“ ist wohl = Palzhebbel d. i. Pfalzhebbel (Burghügel).

haus in der Mitte, das altgermanische Vorspiel zu den Burgen Heinrichs I., der anbefahl, es sollten immer neun milites agrarii sich zusammen eine Burg bauen. Diese Burgen haben die Slaven dann nachgeahmt mit ihren Rundwällen sowohl

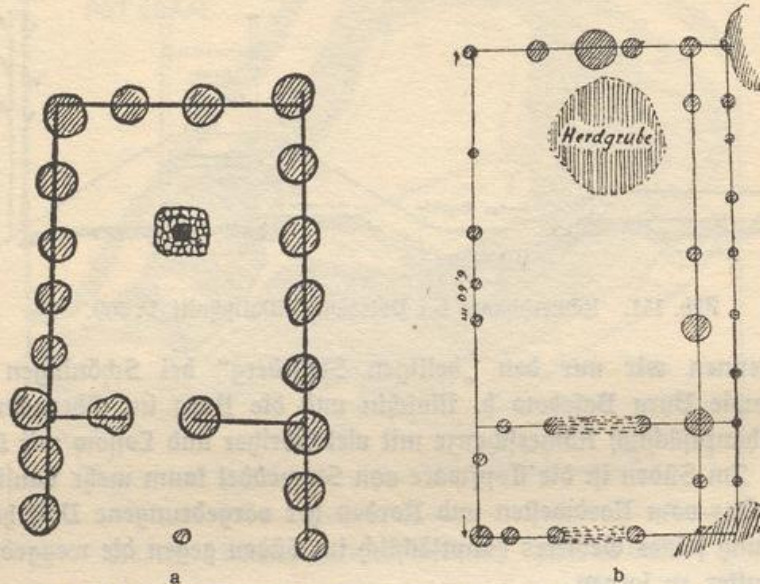


Abb. 132. Hausgrundrisse von der Römerschanze bei Potsdam und von Buch bei Berlin, a 1:200 und b 1:100.

wie den Rundlingsdörfern: in beiden stehen ebenfalls die Häuser immer im Kreise um einen offenen Mittelplatz.

In ihrem Grundriß zeigen aber die Häuser von Starzeddel dieselbe Megaronform und auch denselben Bau mit Pfostenlöchern wie das erstgefundene von der Römerschanze, und ebenso tun es die unzähligen seither hinzugekommenen von Burgen und Siedlungen soweit die Lausitzer Kultur nur reicht (Abb. 132). Das ist ein neues starkes Beweisstück für den germanischen Charakter dieser Kultur. Die Illyrier haben ihre kleinen runden oder ovalen Hausgruben nie ganz aufgegeben, sie sind in ihren alten Gebieten auf dem Balkan bis heute noch nicht ausgestorben, wie Buttler 1932 festgestellt hat. Das Megaron aber in seinem schweren Pfostenbau sehen wir zur Stein- und frühesten Bronzezeit in der Lüneburger Heide, in der Mark, in Westpreußen beginnen und dann in der Lausitzer Kultur weitausgreifend eine Alleinherrschaft entfalten wie nirgend und niemals sonst. Man mag nun in dieser und jener Lausitzer Eigenart illyrischen Einschlag erkennen, etwa in der Buntheit der keramischen Formenwelt, deren Buckel aus altem Spiralerinnern stammen könnten, oder mehr noch im Eberswalder Golde und manchem Bronzestück, — unmöglich will es mir doch erscheinen, daß die Illyrier sich so völlig gewandelt haben sollten, um einheitlich den nordischen Hausbau zu üben. Ihr Dasein verdankt die These vom Illyriertum der Lausitzer

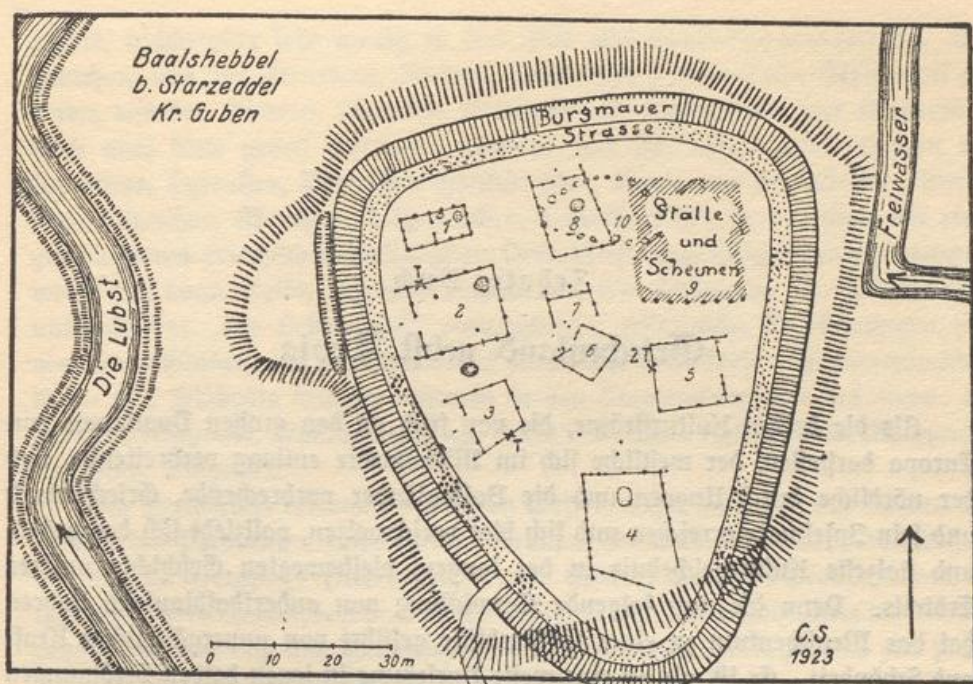


Abb. 133. Der Baalshebbel b. Starzeddel.

allein den illyrischen Namen — das sollte man nicht vergessen! Wenn die Namen sich jetzt aber durch die alte Bandkeramik erklären und gerade im Kernlande der Lausitzer Kultur ebenso fehlen wie die Bandkeramik selbst, wird die Lausitzer Kultur von dem illyrischen Verdachte frei und muß uns erscheinen als die sieghafte Ausblüte der vom Westen und Norden gekommenen germanischen Vorfürsten, die nun für tausend Jahre ihre Herrschaft über Ostdeutschland errichteten.

Zehntes Buch

Griechenland nebst Troja

Als die beiden Kulturströme, die von früh an den großen Dualismus von Europa darstellen, der westliche sich im Mittelmeere entlang verbreitende, und der nördliche durch Ungarn und die Balkanländer vorbrechende, Griechenland und sein Inselmeer erreichen und sich hier verschmelzen, vollzieht sich das größte und stolzeste Kulturgeschehnis in der langen, vielbewegten Geschichte unseres Erdteils. Denn die nun folgende Entwicklung von anderthalbtausend Jahren hat das Menschentum zu einer Geistesblüte geführt von unvergänglicher Kraft und Schönheit. Es ist, als ob eine weise Vorsehung in jenen beiden Strömungen die verschiedenen Kräfte des Menschen sich erst getrennt habe entwickeln lassen, um sie dann vereint in langem Ringen, in Anpassung und Ausgleich die allgemeingültige Krone erringen zu lassen.

Der Mittelmeerstrom ist zuerst dagewesen. Die Griechen der klassischen Zeit wußten das noch. Ihre Überlieferung spricht von den Pelasgern als der Urbbevölkerung und von Karern und Lelegern auf den Inseln. Thukydides sagt (I 8), zu seiner Zeit, als die Athener Delos einnahmen, habe sich dort über die Hälfte der alten Gräber als karisch erwiesen, man habe das erkennen können an der Waffenbeigabe und der ganzen Art, wie die Karer heute noch bestatten. Dabei weiß die Überlieferung aber zugleich, daß die Pelasger nicht vernichtet oder völlig vertrieben wurden, sondern daß man sich mit ihnen vermischte und vielerlei, auch recht wichtige Dinge von ihnen aufnahm wie die Götterkulte des Dionysos, des Hermes, der Kabiren.

Die Pelasger, Karer und Leleger, das wird von Homer an immer betont, sprachen eine ungriechische, barbarische Sprache. Die Griechen konnten das in später Zeit noch wissen, denn an einigen vor dem Weltgetriebe geschützten Stellen hatte sich die alte Sprache erhalten, so auf Lemnos.

Wir können heute das Urteil der Griechen über den Abstand dieser alten Völker von ihnen vollauf verstehen. Alle sprachlichen Reste, die aus der alten Mittelmeerkultur vorhanden sind: der Iberer, Ligurer, Etrusker, Kreter, Pelasger, Lemnier sind für uns heute noch Bücher mit sieben Siegeln. Sie haben offenbar mit den indogermanischen Sprachen, zu denen das Griechische wie das Germanische

gehört, nichts oder sehr wenig zu tun, sind also vorindogermanisch. Von manchen, wie den Etruskern, Kretern, haben wir umfangreiche Texte, von anderen, wie den Iberern, Ligurern, Pelasgern, im wesentlichen nur Ortsnamen. Aber auch diese geben wertvolle Einblicke und Verknüpfungen. Namen wie Hymettos, Lyrnessos, Parnassos, Halikarnassos, ebenso wie die auf -vθος: Korinthos, Olynthos, Akonthos, Tiryns (Gen. Tirynthos) sind immer schon als einer gemeinsamen griechisch-kleinasiatischen Unterschicht angehörig betrachtet worden, wobei sich dann ergibt, daß auch Appellativa wie ἀσάμινθος „die Badewanne“ und πλινθος „der Lehmziegel“ vorgriechische, pelasgische Bezeichnungen sind von Gegenständen, die die Nordländer in Tiryns und Troja erst kennenlernten. Nord- und Südägäis stimmen überein in den Namensendungen auf -mno: auf Lesbos Methymna, Lepethymnos, auf Kreta Sedamnos, Rhithymnos, Mathymna, Larymna, Kalymna.

Der Sprachkreis erweitert sich gegen Westen, unser Blick fällt auf Namen und Wörter wie Dolumnier, Clitumnus, calumnia, columna, wenn wir hören, daß die alte attische Tetrapolis (Marathon, Oinoe, Tritorynthos und Probalinthos), die Hyttienia, ihren Namen von dem im Etruskischen erhaltenen Zahlworte hud = vier gehabt hat und daß das homerisch-aiolische ὄπυω, att. ὄπύω „nehme zur Frau“ sich aus dem Etruskischen puia = „Frau“ erklärt¹⁾. Auf Lemnos ist vor 30 Jahren eine vorgriechische Inschrift gefunden, in der mehrere Wörter mit dem Etruskischen übereinstimmen. Auch zu Kreta hat das Etruskische Beziehung (Cortona = Gortyn) und vielfach zum Hettitischen. Es ist offenbar dem Pelasgisch-Karischen verwandt gewesen.

Wie steht es aber um die nordischen Zuströme?

Hier kommt die Sprachforschung noch weit stärker als im Mittelmeere der archäologischen Beobachtung zu Hilfe, freilich erst die jüngere, die mit der Auffassung der indogermanischen Entwicklung von Asien her, wie sie im ganzen 19. Jahrhundert bestand, entschlossen gebrochen hat. Die Arbeiten von Forschern wie Paul Kretschmer, Wilhelm Streitberg haben schon zu mancher schlagenden Übereinstimmung mit dem, was wir archäologisch beobachten konnten, geführt. Kretschmer²⁾ stellt fest, daß ganz Nord- und Mitteleuropa von indogermanischen Sprachen erfüllt sei, der Süden dagegen nichtindogermanisch sei: Iberisch, Etruskisch, Sikulisch (S. 43). Als ältest indogermanisches Gebiet erscheint ihm Mitteleuropa und die russisch-sibirische Steppe (S. 71), als engst zusammengehörig Germanisch, Keltisch, Italisches und Griechisches (S. 155); sie stimmen in den Gutturalen zusammen als westliche Gruppe gegenüber einer östlichen, die Slavisch, Litauisch, Albanisch, Thrakisch, Phrygisch, Arisch umfaßt (S. 103). Das Italisches leitet Kretschmer von jenseits der Alpen aus dem Keltischen ab; zwischen Italisches und Keltisches beständen viel engere Beziehungen als zwischen Italisches und Griechisches;

¹⁾ P. Kretschmer in Gercke-Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft³⁾, S. 526.

²⁾ Einleitung zur Geschichte der griechischen Sprache 1896.

die Hypothese einer gräkoitalischen Ursprache sei aufzugeben (S. 154). Die Messapier in Kalabrien aber seien von Albanien herübergekommen (S. 263); Messapisch und Aiolisch-Thessalisch gehen vielfach zusammen (S. 278) — ganz wie in der steinzeitlichen bemalten Keramik! Die Annahme, daß die Griechen einst weiter nördlich Wohnsitze gehabt haben, sagt Kretschmer, ist zwar nur eine Hypothese, aber eine notwendige, nicht zu umgehende (S. 153). Die Makedonier sind ein den Griechen nahe verwandtes Volk, Dorer und Makedonier werden bei Herodot (V 56) gleichgesetzt (S. 284 ff.). Dagegen sind die Völker von Epirus, Akarnanien, Aitolien ungriechisch (Thukyd. III 94: ἀγνωστότατοι γλώσσαν); nur *Dona* liegt in der ἀρχαία Ἑλλάς (S. 254).

Die Osseten im Kaukasus (Koban) sind indogermanisch, ebenso noch weiter östlich die Arier, die hauptsächlich mit dem Italisches-Keltischen übereinstimmen. Es müsse in vorgeschichtlicher Zeit ein westindogermanischer Stamm durch Auswanderung nach dem äußersten Osten des indogermanischen Gebiets verschlagen und in den dortigen Völkern aufgegangen sein (S. 142). Die Skythen dagegen sind Iranier und bezeichnen einen späteren Vorstoß vom Osten her (S. 161). Sehr deutlich zeige sich das Überströmen indogermanischer Völker von der unteren Donau nach Kleinasien. Zu den ältesten Einwanderern gehören hier die Troer (S. 182), dazu kommen die Phryger, Mysier und Bithynier (S. 172). Überall vermittelt das Phrygische (einschließlich des Altarmenischen) zwischen dem Griechischen und Arischen (S. 169).

Zu diesen schon über 30 Jahre alten Äußerungen P. Kretschmers kommen seine neuesten in Gercke-Nordens Handbuche. Ein paar Bezeichnungen landläufiger Dinge haben sich im Norden in vollständigerer Form erhalten als bei den Griechen und Römern und sprechen somit dafür, daß im Norden der Ausgangspunkt dieser Sprachbewegung gewesen ist. Das lateinische *luna* (Mond) ist altpreußisch *lauxnos* „Gestirne“, Praenest. „*losna*“. Ferner ist das griechische ἥλιος (Sonne) im Gotischen *sauil*, was zusammen mit *helios* auf eine Grundform, *savelios*, deutet.

Eines der augenfälligsten Beispiele für den Zusammenstoß des Nördlichen und Südlichen in der Ägäis möge den Schluß machen: die zweierlei Bezeichnungen für „Burg“ in Eigennamen wie in Appellativen. Pergamos ist offenbar das indogermanische Wort dafür; so heißt nicht bloß die Burg des Attalos in dem seit lange indogermanisierten Mysien, sondern bei Homer auch die Burg des Priamos. Pelasgisch aber ist die Burg, die Hauptfestung des Landes, „*Larisa*“, so in der Argolis, so in Thessalien, so auf Lesbos und in der Äolis nördlich von Smyrna. *Lar* heißt etruskisch „der Herr“, *Larisa* also Herrensitz, „Herrenhausen“. Ebenso stehen appellativ gegeneinander, wie Kretschmer kürzlich gezeigt hat¹⁾, πύργος und τύρσις; πύργος ist germanisches Lehnwort von „Burg“; das Schiffslager von

¹⁾ Glotta 22. 1933. S. 100 ff.

Die „pelasgische“ Unterschicht

Troja, wie eine nordische Volksburg gestaltet, nennt Homer *τύργος* oder *τύργοι*. *Τύργος* aber, lateinisch *turris*, ist der altmittelländische Wohnturm (oben Abb. 65), das „Schloß“; Kronos thront als Herrscher auf den seligen Inseln in einer *τύργος*.

Von der Topographie und Archäologie aus wird manches zur Aufhellung des Pelasgischen geschehen können. Wenn man an den verschiedenen Same (Kephallenia), Samos, Samothrake vorbeifährt, sagt man sich vor diesen mächtigen Felsen, der Name müsse etwas wie „Block“ oder „Kloß“ bedeuten; und richtig steht bei Strabo, Samos heißt in der alten Sprache „Berg“. Daidalos, der älteste Bildner, wird heißen nach dem pelasgischen Worte *dais*, Saßel, Feuer, er ist als erster Toreut der „Feuerwerker“. Auf dieser Bahn folgt dann aber *δαίμων* als „Seuergeist“, „göttlicher Funke“. Man möchte fortfahren, aber die gestrengen Sprachforscher werden hier schon von Irrlichtern sprechen.

Besondere Beachtung verdient das Verhältnis des Illyrischen zu Griechenland. Die bekannten pelasgischen Namensendungen haben in Dalmatien: *Cissa*, *Gissa*, *Gissa*; in Epirus: *Assos*, *Molossos*; in Dardanien: *Kaißos*. Dem Namen der westgriechischen Insel Korfyra (Korsu) entspricht der Flußname *Korkyras* in Pannonien, und der Name der dalmatischen Insel *Melite* kehrt auf Korfyra im *Meliteion oros* wieder. Die Böoter haben ihren Namen vom Boion-Gebirge in Nordepirus, außerdem gibt es einen Gaunamen *Boioi* am Ochrida-See. Von den drei dorischen Phylen: *Hylleis*, *Dymanes* und *Pamphyloi* sind die *Hylleis* ein illyrischer Stamm¹⁾. In allen Landschaften finden sich illyrische Namen: in Attika die Deme *Lafiadai*, *Paionidai*, *Melite*; in der Argolis: *Asine*, *Mideia*; in Lakonien: *Messapea*, *Karystos*; in Arkadien der *Ladon*-Fluß; in Achaia: die Quelle *Sybaris*; auf Euböa die Städte *Karystos*, *Dystos*, *Geraistos*, *Iristos*; auf Kreta: *Kadiston*, der Berg *Tetyros*, der Bach *Messapios*²⁾.

Die „pelasgische“ Unterschicht

Mit dem Namen „Pelasger“ haben die Griechen nicht den Volksstamm einer bestimmten Gegend bezeichnet, sondern ganz allgemein die alte Unterschicht der Bevölkerung, die sie bei ihrer Einwanderung in den verschiedensten Gegenden vorgefunden hatten. Daher ist der Streit, der früher lange geführt ist, wo das Stammland der Pelasger gewesen sei und ob es Pelasger als Volk überhaupt gegeben habe, müßig. Wenn man die Bezeichnung richtig versteht, muß man die Pelasger durchaus gelten lassen³⁾. War aus der Sprache schon zu entnehmen, daß die Indogermanisierung Griechenlands sich auf einer alten fremdartigen Grundlage vollzogen hat, von der manches später immer noch durchscheint, so ist uns in der materiellen Kultur, die die Ausgrabungen seit Schliemanns Zeiten

¹⁾ Ed. Norden *Altgermanien* 1934 S. 268.

²⁾ Dies alles und noch mehr in Joffs Artikel „Illyrien“ bei Ebert (*Reallex.* VI S. 36 fg.).

³⁾ Ed. Norden: *Altgermanien* 1934 S. 250.

ans Licht gebracht haben, ein weit genaueres Bild erstanden. Wir lernen da jene alte Unterschicht selbst kennen, sehen ihre Verwandtschaft mit dem übrigen alten Mittelmeere, und wir unterscheiden dann weiter zwei verschiedene Einströmungen, die Jahrhunderte von einander getrennt, vom Norden gekommen sind und sehr verschieden gewirkt haben. Die erste, um 2000—1800 vor Chr., die „achäische“, hat das nordische Megaronhaus mitgebracht, aber auch viel aus dem handkeramischen Kreise, durch den sie nun schon stark auf den Süden vorbereitet war. Sie hat die Mykenische Kultur geschaffen, in deren Verlaufe aber wesentliche mittelländische Elemente mit zur Geltung gekommen sind. Sechshundert Jahre später, um 1200, ist dann mit der „dorischen Wanderung“ ein neuer nordischer Einstrom erfolgt, der nicht durch handkeramisches Land gegangen war. Er hat den nordischen Charakter viel stärker und rücksichtsloser durchgesetzt als der erste, hat die vorausgegangene Kultur zertreten, statt sie fortzusetzen. Wieder 600 Jahre hat diese Periode gedauert, dann sind im 7. Jahrhundert v. Chr. auf allen Gebieten, im Leben, in der Kunst, im Jenseitsglauben die alten Quellen des Landes, die verschüttet waren, wieder aufgebrochen, und aus diesem Wiederaufleben hat sich das klassische Griechentum gestaltet.

Die homerischen Lieder sind in ihrer jetzigen Gestalt Kinder der zweiten Einwanderungsperiode, der stark nordischen; die Ilias ist im 9., die Odyssee erst im 6. Jahrhundert fertig geworden. Aber ihr Stoff ist die vorausgegangene griechische Heldenzeit, die große Mykenische Periode. Daraus ergibt sich eine gewisse Zweispältigkeit. Sagen und gewiß auch fertige Lieder aus der früheren Periode lagen vor und erlaubten vielfach getreue Darstellung des längst Vergangenen. Aber das eigentliche Leben, die vielen kleinen Alltäglichkeiten, der Handel und Wandel werden aus der neuen Zeit heraus geschildert. So kommt es, daß wir bei Homer bald das Eine, bald das ganz Andere unserer Ausgrabungen bestätigt finden können.

In die alte, kurz gesagt „pelasgische“ Unterschicht können wir bisher nur wenige Blicke tun. Zu oft ist sie durch die wertvollen späteren Schichten des Mykenischen und klassischen Griechischen überdeckt, die man natürlich nicht beseitigen mag. In Tiryns haben Dragendorff und Karo aber kurz vor dem Kriege auf freien Flächen des Palastes ein paar tiefe Einstiche gemacht und etwa 2 m unter der Schliemannschen Schicht einen riesigen Rundbau gefunden. Er hat 26½ m Durchmesser und liegt genau in der Mitte der Burg (Abb. 134). Damit ist zweierlei klar: daß es ein großer runder Wohnturm war nach Art der Nuragen von Sizilien, und daß auch die Burg schon in jener Frühzeit mit offenbar starker Mauer, wie es sie ebenfalls in Spanien und Sardinien gab, bestanden hat. Einfache runde Wohnhäuser haben sich auch in der ältesten Schicht von Orchomenos ergeben, und die zugehörige Keramik entspricht in Tiryns wie in Orchomenos der der Kykladen und von Malta, nur daß in Orchomenos wie überhaupt in ganz Mittelgriechen-

Die „pelasgische“ Unterschicht

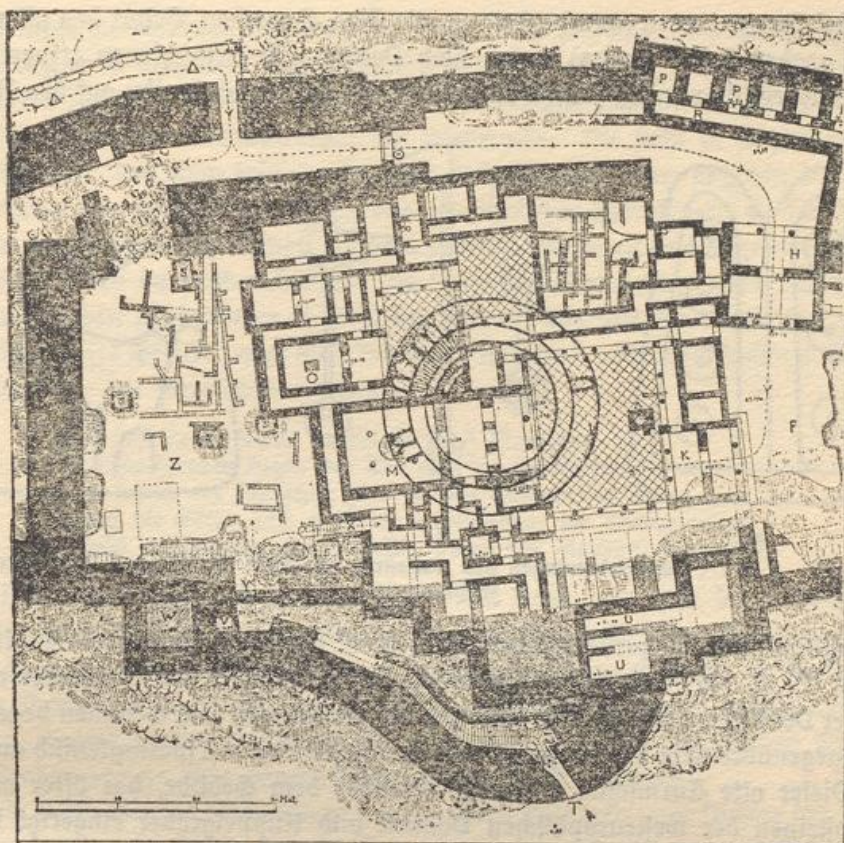


Abb. 134. Die Burg von Tiryns mit dem großen Rundbau in der Unterschicht. Norden ist links.
1: 1000.

land dann bald auch die bemalte Balkan- und Thessalische Keramik Eingang gefunden hat.

Bei Homer ist einmal eine Erinnerung an einen pelasgischen Rundbau nicht zu verkennen. Auf dem Hofe des Odysseus gibt es noch eine alte Tholos. Sie liegt dicht an der Hofmauer. In dem Winkel zwischen beiden treibt Telemachos die ungetreuen Mägde zusammen und hängt sie dann an einem Seile auf, das er um den Pfeiler in der Tholos schlingt (Od. 22. 457 ff.). Dieser Bau hatte also noch die alte Mittelstütze der westeuropäischen Kuppelhäuser (s. oben Abb. 24). Er war offenbar ein Vorratsraum; für solche nebensächlichen Gebäude pflegen alte Formen sich am längsten zu erhalten¹⁾.

Zwei Dinge, die bei Homer auftreten, lassen sich als westeuropäisch bzw. altmittelländisch erweisen: ein Schild und ein Beil.

¹⁾ Auf einer Wagenfahrt von der Stadt Algier nach Süden zu den ersten Kabylendörfern sah ich vor einigen Jahren, wie die Leute dort zwar in rechteckigen Hütten wohnen, daneben aber Rundhütten mit einem oben aus dem Kegeldache herausragenden Holzpfeiler haben.

Bei Homer tragen manche Helden, wie Aias, Sarpedon, Hector den altertümlichen großen Schild (sakos)¹⁾, der noch Panzer und Beinschienen erspart, den man schwerfällig vor sich herschiebt und der den Hector, als er ihn auf den Rücken

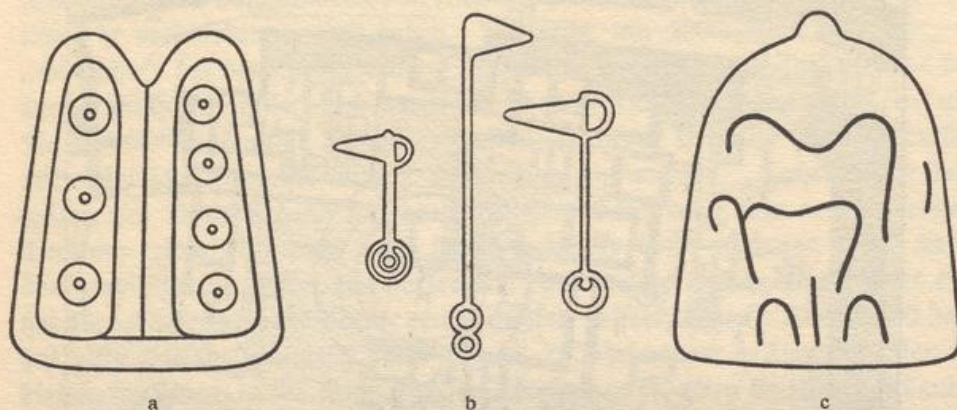


Abb. 135. a und c Schildzeichnungen aus westeurop. Gräbern, b Ätze von ligurischen Selszeichnungen.

gehängt hat, um sich zurückzuziehen, mit seinem Rande an Nacken und Fußknöchel schlägt (Il. 6. 177). Es ist der mykenische Schild, wie wir ihm in der Löwenjagd auf der Dolchklinge (unten Abb. 150) und auf Goldringen und Gemmen begegnen. Ihm gegenüber steht der jüngere kleine Rundschild, der erst spätmykenisch auftritt.

Dieser alte Turmschild entspricht offenbar dem Gebilde, das öfter an den Wandsteinen der westeuropäischen Dolmen und Kuppelgräber eingeritzt ist als symbolische Mitgabe ins Jenseits (Abb. 135 a und c).

Die Beilform aber, die in ligurischen Selszeichnungen häufig ist (Abb. 135 b), kann uns den Meisterschuß des Odysseus kurz vor dem Freiermorde endlich klar veranschaulichen. Zwölf der großen, zum Baumfällen benutzten Ätze (pelekys) hatte Telemachos in einer rasch gezogenen Estrichfurche aufgestellt; durch ihre Löcher sollte der Schuß gehen (Od. 21. 120 ff.). Die alte Auffassung, daß es sich um die bloßen Klingen und ihre Stiellöcher handle, ist aufzugeben: dann wäre keine Furche nötig gewesen, und Odysseus hätte auch durch die dicht über dem Boden befindlichen Löcher nicht „vom Stuhle aus“ schießen können (Od. 21. 420). Bei den ligurischen Ätzen hat man die Wahl, ob man die halbrunden Ösen am Klingenkopfe oder die Ringe am Stielende²⁾ als Schußlöcher ansprechen will. Ich denke die Kopflöcher kommen kaum in Betracht. Telemachos wird die Ätze mit ihren schweren Klingen nach unten gestellt haben, dann genügt einfaches Häufeln, um sie fest und gerade zu stellen, während er sonst die Stiele sehr tief hätte einbohren müssen.

¹⁾ φέρων σάκος ἤντε πύργον Il. 7. 219; 17, 128.

²⁾ Die Ösen wie die Ringe dienen zum Aufhängen. Il. 13. 611 hängt eine Streitaxt unter dem Schilde.

Troja

Homers zwiespältige Äußerungen über das Leben nach dem Tode erklären sich so, daß er in Odysseus' Hadesfahrt die düstere Auffassung seiner eigenen Zeit ausführlich schildert, in einigen sonstigen Andeutungen aber die hoffnungsvollere Zuversicht der alten Mittelmeerperiode wiedergibt. Die steht in Beziehung zu dem Glauben, der schon früh in Ägypten aufgekommen war, daß den Königen ein besseres Los vorbehalten sei als den gewöhnlichen Sterblichen: sie brauchten nicht in das Grabesdunkel hinab, sondern würden hinauf zu den Sternen entrückt, und jeder Stern da droben bedeute die Seele eines hervorragenden Menschen. Im pelasgischen Mittelmeere ist nicht der Himmel das Ziel der Verklärten, wohl aber ein „seliges Gefilde“ oder die „Inseln der Seligen“. In der Odyssee 4. 561 ff. sagt Proteus, der weisagende Meer-gott:

Nicht steht es dir bevor, erhabener Fürst Menelaos,
Im roßweidenden Argos den Tod und das Schicksal zu leiden;
Nein, fernab zur Elysischen Flur, zu den Grenzen der Erde,
Senden die Götter Dich einst, die unsterblichen; wo Rhadamanthys
Wohnet, der blonde, und leichtestes Leben den Menschen beschert ist.

„Diese Verse lassen einen Blick tun in ein Reich, von dem die homerischen Gedichte sonst keinerlei Kunde geben“, hat schon Erwin Rohde erkannt¹⁾ und er sah auch, daß sich in dieser Auffassung ein alter Glaube ausspreche, der im homerischen Griechenland verschwunden, aber im klassischen wieder durchgebrochen war²⁾. Rudolf Malten hat dann hinzugefügt³⁾, daß schon die Namen Elyision und Rhadamanthys eine vorgriechische Kulturschicht anzeigen.

Die Verse mit der Weissagung an Menelaos stammen vom Dichter der Telemachie, dem große Stücke der Odyssee angehören, und ein paar ähnliche Auslassungen finden sich in entsprechenden Stücken. Kalypso will den Odysseus „unsterblich und unalternd für alle Zeit“ machen, um ihn ganz an sich zu fesseln⁴⁾. Die Begleiter des Odysseus rufen bei ihrer Weiterfahrt dreimal die Seelen ihrer bei den Kikonen gefallenen Gefährten, um sie mit in die Heimat zu bringen (Od. 9, 65). Die Seelen der erschlagenen Greier führt Hermes als flatternde Fledermäuse nach der Asphodeloswiese (Od. 23, 6 ff.); und bei der Bestattung des Patroklos sollen die geschlachteten zwölf Trojaner als dienende Geister die Seele des Helden ins Jenseits begleiten.

Troja

In Troja herrscht das Alleinheimische noch fast unberührt; die ersten vom Norden einströmenden Elemente heben sich scharf vom allgemeinen alten Untergrunde ab.

¹⁾ E. Rohde, Psyche² S. 69.

²⁾ Ebenda S. 158.

³⁾ Arch. Jahrb. 28. 1913.

⁴⁾ Od. 5, 135 f. 209 f.; 23, 335 f.

Griechenland nebst Troja

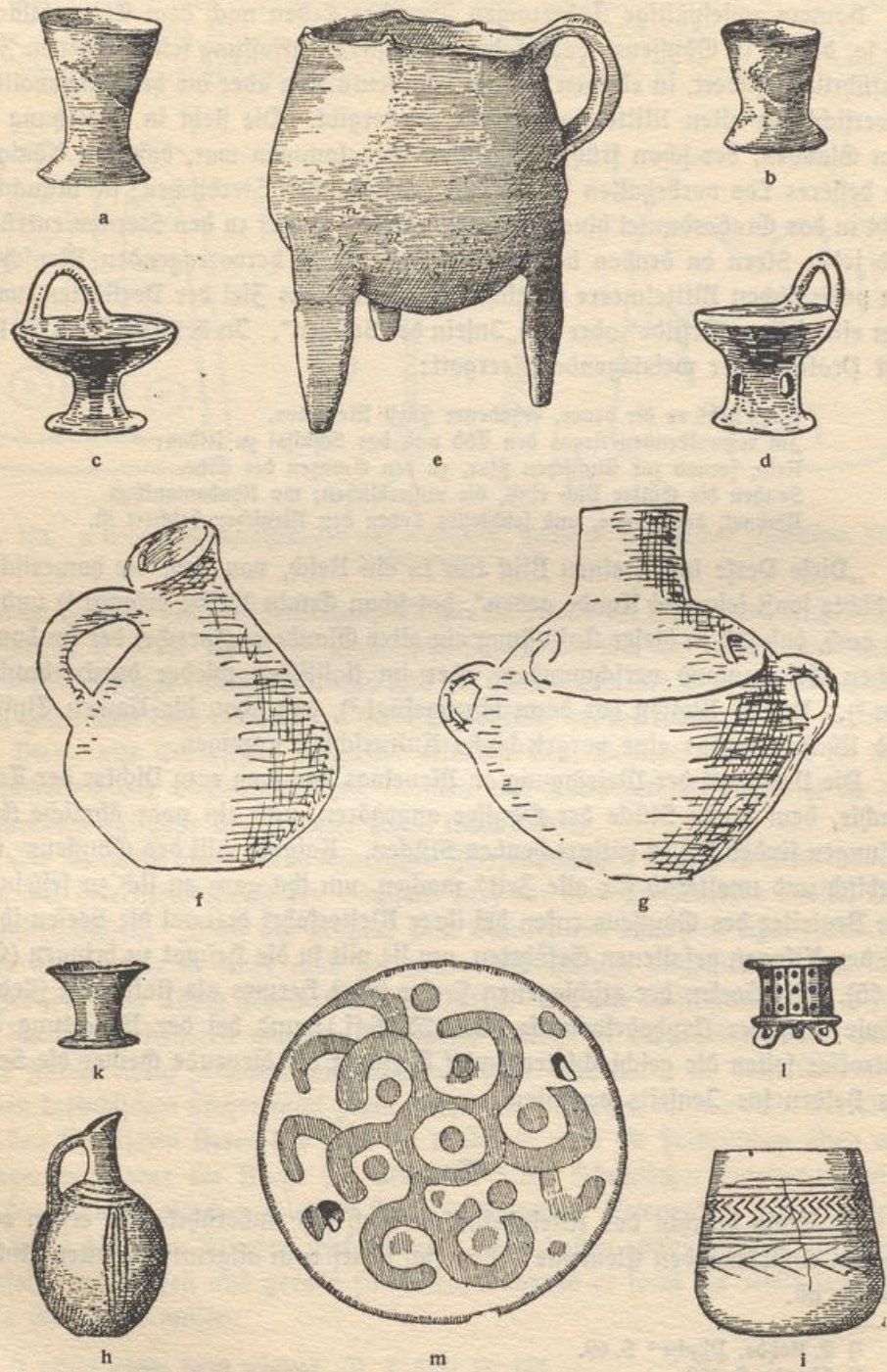


Abb. 136. Trojanische Tongefäße. a—e Troja I; f—i Troja II; k—m Troja III—V.

Die Burg Troja liegt am kleinasiatischen Ufer der Dardanellen, nicht weit von der heutigen türkischen Festung Kum Kaleh, als mächtiger Königssitz mit dem fruchtbaren Hinterlande der Skamanderebene und am Eingang der Meeresstraße, die zu den reichen Kornländern der unteren Donau und Südrußlands führt. Wenn dem trojanischen Kriege überhaupt eine tatsächliche Begebenheit innewohnt — was man am Ende nicht unmöglich zu finden braucht —, so kann es nur die sein, daß der neue Seebund, der unter mykenischem Szepter sich im Archipel gebildet hatte, die Macht des unbequemen älteren Troja brach und sich selbst dadurch neue große Entwicklungsmöglichkeiten schuf. Die Hauptschicht von Troja, die zweite von unten, die in drei Bauperioden eine lange Blüte gehabt hat (2500—2000 v. Chr.), die großen Paläste enthält und die vielen Schatzfunde geliefert hat, ist durch einen allgemeinen Zerstörungsbrand zugrunde gegangen. Er war so katastrophal, daß die 5 m dick aus Holz und Lehm gebaute Burgmauer mit verbrannt ist, die Schätze aus den Häusern nicht gerettet sind und die Stätte weiterhin für Jahrhunderte nur zu dürftiger dörflicher Siedlung benutzt wurde (Schicht 3, 4 und 5). Erst die 6. Periode entspricht zeitlich der mykenischen Kultur (1400 bis 1200 v. Chr.). Nun ist die Burg mit neuen Mauern und neuen großen Wohngebäuden versehen, und von da an bleibt der Burgcharakter ununterbrochen erhalten. Die 7. Stufe ist die frühgriechische, die 8. die hellenistische, die 9. die römische.

Tritt man von Europa her an die Hauptschicht der trojanischen Kultur heran, so ist trotz mancher Anflänge an das vom Mittelmeere oder den Donauländern her Gewohnte der Haupteindruck der von etwas Fremdem, Neuem, also wohl einheimisch kleinasiatischem. Die fugligen Formen der Keramik gehen unmittelbar auf die Kürbisflasche zurück, wie sie auch der Keramik von Cypern und der von Jortan Gelemba im Hinterlande von Pergamon zugrunde liegt. Mit Cypern stimmen auch die Dolche mit umgebogener Griffangel überein. Die hochrote Särbung der Gefäße findet sich ebenfalls hauptsächlich nach Kleinasien hinein (Jortan, Gordion) und über Cypern bis nach Ägypten hin. Aber bei näherem Zusehen führen doch viele Säden einerseits nach dem Mittelmeere, anderseits über Thracien nach Mitteleuropa.

Wir haben in Troja die erste Burg am Gestade des griechischen Meeres vor uns; und zwar ist es eine kleine Herrenburg, in der 1. und 2. Periode nur von 40—45 m Kreisdurchmesser, mit nicht mehr Raum, als sie unsere mittelalterlichen Dynastenburgern zu bieten pflegen. Für die 1. Schicht kennen wir die Burg sehr wenig, nur der von Schliemann zu Beginn seiner Grabungen lang über den Hügel gezogene und bis auf den Felsen hinuntergetriebene „große Nordgraben“ hat sie angeschnitten. Aber wir erkennen doch beiderseits die dicke steinerne Umfassungsmauer und im Innern ein paar Hauswände. Die Keramik aus dieser ersten Siedlung ist graubraun oder schwärzlich mit polierter Oberfläche und mehrfach eingeritzten und weiß eingelassenen Verzierungen. In ein paar schüchternen

Versuchen tritt auch Weißmalerei auf. Am häufigsten ist die Schale mit verdicktem und in Zickzackritzungen (Abb. 137) verziertem Rande. Die früher für Becher gehaltenen Gefäße aus dieser Siedlung sind entschieden Untersätze (Abb. 136 a,

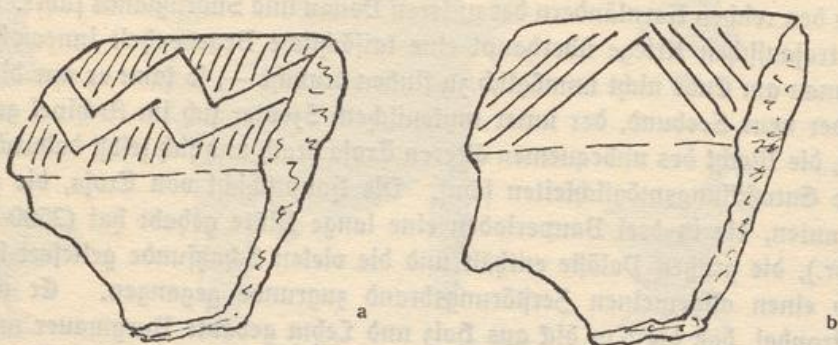


Abb. 137. Troja I. Verdickte Schalenränder mit Zickzackverzierung. $\frac{2}{3}$.

b). Man sucht in dieser Zeit noch, wie man die Gefäße zum Stehen bringen soll. Der zylindrische Untersatz ist mit seinem Aufsatz zusammengewachsen in den Trinkschalen Abb. 136 c, d, die sehr häufig sind und offenbar das homerische *Depas amphikypellon* vorstellen, denn das heißt „doppelhöhllich“ von κύπη (= lat. *cupa*, franz. *coupe*) „Höhlung“. Zwei große, Kürbisförmige Kochtöpfe, die am Felsboden mit Kinderleichen darin gefunden sind, haben drei hohe Beine (Abb. 136 e). Die Werkzeuge der ersten Siedlung sind meist steinerne, aber ein paar Kupfer- oder Bronzenadeln gehören dazu, so daß wir mit dem Übergang zur Metallzeit zu rechnen haben.

Die Keramik dieser ersten Schicht von Troja hat schon Schliemann am westlichen Ufer des Hellespont in dem sogenannten Tumulus des Protefilaos genau so wiedergefunden. Bezeichnende Eigentümlichkeiten von ihr, wie die Schnurösen und Henkel der Schalen, haben sich weiterhin auch unter dem ältesten Materiale der Tumuli in der Gegend von Saloniki ergeben¹⁾. Die verdickten Schalenränder finden sich an der unteren Donau.

Die Burg der 2. Schicht ist das große Troja mit seiner 5 m dicken Burgmauer und den allbekannten Palästen. Die Bauperioden der zweiten Burg zeigen sich besonders an der Burgmauer (Abb. 138). In der 1. Periode springen ihre Tore als mächtige viereckige Bastionen vor, durch die ein schmaler Fahrweg wie ein Höhlengang lang emporsteigt. Schliemann dachte hierbei an das Skäische Tor Homers, auf dem die Frauen und Greise sich versammeln, um den Ausgang des Kampfes zu sehen. Die 2. Periode behält diese Torblöcke nur wenig umgebaut noch bei. Erst die dritte vermauert sie und legt an anderer Stelle die Kammertore an, mit Vorhalle vorn und hinten und einer Kammer in der Mitte, die nachher für die mykenische Zeit charakteristisch sind und durch das ganze

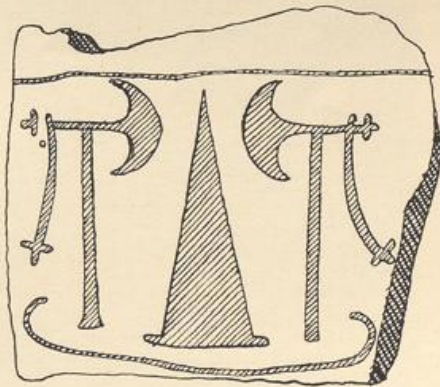
¹⁾ Ztschr. f. Ethn. 1905, S. 96—99 (Hub. Schmidt).



1. Felsbild von Litsleby, Tanum. Nach O. Almgren.



2. Kivifstein 8. Kulthandlung
Nach O. Almgren.



3. Kivifstein 1. Obelist und Beile.
Nach O. Almgren.



Hofergrab der „Aunjetitzer Kultur“ vom Landhaus bei Halberstadt.
Nach A. Götze. 1908.

Griechentum hindurch als Propyla, Eingänge zu Festplätzen, ihre Rolle gespielt haben. Und diese Tore springen nicht mehr nach außen vor, sondern weit nach innen hinein.

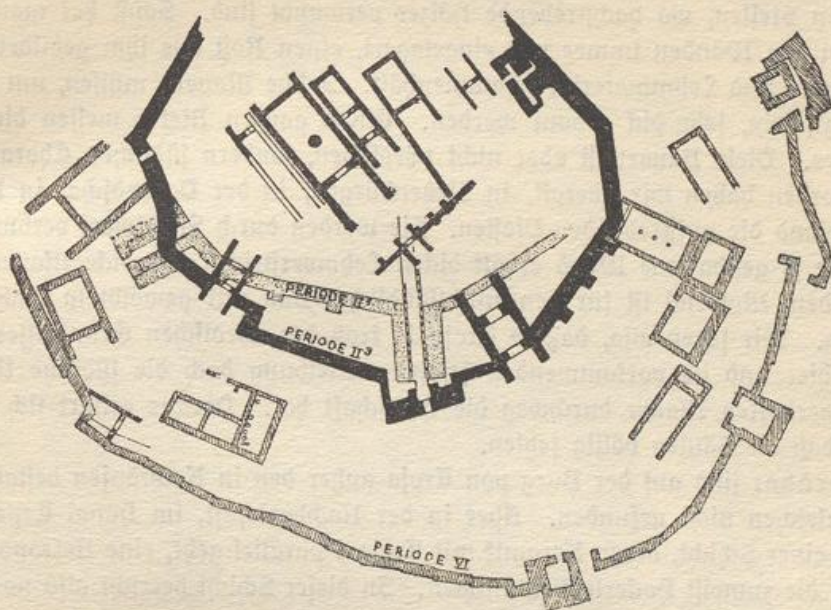


Abb. 138. II. und VI. Burg von Troja. Nach Dörpfeld. 1:2000.

Der Palast und seine Nebengebäude sind uns nur aus der 3. Periode der zweiten Burg bekannt, naturgemäß, da das Letzte am besten oder allein erhalten zu sein pflegt. Von der 1. und 2. Periode ist nur zu erkennen, daß ihre Anlagen innerhalb friedlicher Entwicklung umgebaut oder abgerissen worden sind. In der 3. Periode liegt in der Mitte der Burg ein 10:30 m großer rechteckiger Bau mit einer Vorhalle von 10:10 m in der Front und einem Saale von 10:20 m, in dessen Mitte der Herd steht. An das Haupthaus schließt sich links und rechts ein schmäleres dreiteiliges Gebäude. Diese Palastbauten weichen so sehr ab von dem jetzt erkannten Hofhause des alten Mittelmeeres und haben so viele Analogien in Mittel- und Nordeuropa, daß ihre Herkunft von dort nicht zweifelhaft sein kann (siehe Abb. 22 und 132). Das trojanische Megaron ist noch ohne Säulen, während es in Thessalien solche schon gab und in Tiryns und Mykene außer zweien in der Front noch vier um den Herd stehen. Das mahnt dazu, gerade dem trojanischen Bau keine zu starke Belastung durch das Dach zuzutrauen, also eher an ein Giebeldach als an ein flaches Dach zu denken. Ein Giebeldach nehmen wir ja auch für das nordische Haus unbedingt an; es wird also Grundriß und Aufbau dieses Hauses in Troja übernommen worden sein.

Für den Wandbau in Troja ist noch folgendes zu beachten. In der Periode II² ist der Ausgang des großen SW-Tores flankiert mit Pfosten, die im Abstände

von $\frac{3}{4}$ m voneinander halb in die Wand eingelassen sind, um diese zu halten und die Decke zu tragen. Ferner sind die Anten des Palastes der Periode II³ mit dichtgestellten viereckigen Pfosten verkleidet. Das sind, wie es scheint, die einzigen Stellen, wo höchstrebende Hölzer verwandt sind. Sonst hat man das Holz in den Wänden immer nur eingelagert, einen Kofst aus ihm gebildet, der das Stein- und Lehmmaterial zusammenhält. Solche Mauern müssen, um tragfähig zu sein, sehr dick gebaut werden. Einen ganzen Meter messen die des Palastes. Diese Bauart ist aber nicht nördlichen, sondern südlichen Charakters. Im Norden haben wir überall, in Siebenbürgen, in der Dobrudscha, in Norddeutschland die aufstrebenden Pfosten. Sie werden durch Flechtwerk verbunden, und die so geschaffene Wand erhält dicken Lehmverstrich. Die dicke Mauer aus lagerndem Material ist für den mittelländischen Bau mit gewölbtem Dache erfunden. Wir sehen also, daß in Troja II trotz des nördlichen Grundrisses und einer hier und da vorkommenden Pfostenverkleidung doch die südliche Übung der lagerhaften Mauer durchweg die Herrschaft hat. Daraus erklärt sich wohl auch, daß die Säulen völlig fehlen.

Gräber sind auf der Burg von Troja außer den in Kochtöpfen bestatteten Kinderleichen nicht gefunden. Aber in der Nachbarschaft, im Hanai Tepe, hat sich in einer Schicht, deren Keramik mit Troja I parallel geht, eine Nekropole ergeben, die zumeist Höckerleichen enthielt. In dieser Schicht herrscht also noch die altmittelländische Bestattungsart.

Was die Kleinfunde aus Troja II betrifft, so ist schon auf ihren stark selbständigen, kleinasiatischen Charakter hingewiesen worden. In der Tat scheint die Keramik hier den Glaschenkürbis unmittelbar nachgeahmt zu haben, nicht wie in Westeuropa erst durch Vermittlung des Leders. Darin stimmen Troja, Cypern, Jortan Gelembé und Gordion überein. Überall hat die Hauptmasse der Gefäße kugliges Unterteil mit gerade aufgehendem engen oder weiten Halse, und die Schnabelkanne spielt eine große Rolle (136 f. h).

Ein besonderes Wort verdienen die Schatzfunde. Von A bis S zählen sie im Museum, es sind also 18 Stück. Davon gehören nach dem äußeren Befunde sieben sicher zur zweiten Ansiedlung (A, G, J, K, L, N, Q), und die anderen unterscheiden sich in ihrer Zusammensetzung auch nicht von ihnen. Als Hauschätze bringen sie uns ein wundervoll lebendiges Bild von dem, was Homer über die Schatzkammern in den Palästen erzählt. Bei Odysseus verwaltet Eurykleia diesen wichtigen Raum. Darin stehen Truhen mit Gewändern und Decken, und daneben Eßvorräte, wie Öl, Wein und dergleichen. Menelaos holt den silbernen Mischkessel, den er dem Telemachos als Gastgeschenk verehren will, aus seiner Schatzkammer, und Priamos die reichen Gaben, mit denen er bei Achilleus die Freigabe der Leiche seines Sohnes zu erreichen hofft. Wie nun bei Homer sowohl Rohmaterial wie gebrauchsfertige Sachen in den Schatzkammern lagern, so sind auch die trojanischen Schätze aus Rohmaterial, Halbfabrikaten und völlig

fertigen, ja schon vielfach gebrauchten Stücken zusammengesetzt. Das Rohmaterial besteht in Barren und Schmelzfönigen (Schliemann, *Ilios*, S. 542, 550). Halbfabrikate finden sich im Großen Schätze A in Gestalt von vielgelochten und

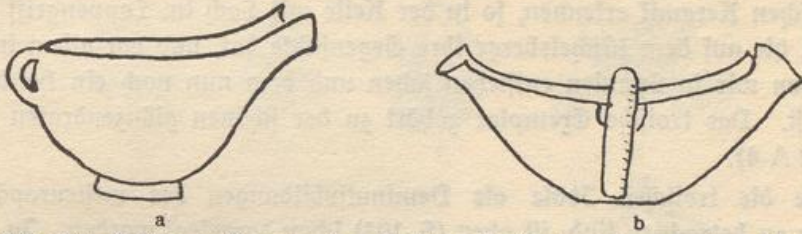


Abb. 139. Tassen. a Ton von den Kykladen, b Gold aus dem großen Schätze von Troja II. $\frac{1}{4}$.

geferbten Stangen, die zu Perlen zerschnitten werden sollten (ebenda S. 550 und 553), und von Hunderten kleiner Öfen, die zu Gliedern von Fuchsschwanzfetten bestimmt waren (ebenda S. 554 Nr. 894—897). In Fülle treten die gebrauchsfertigen Stücke auf: kupferne Beile und Dolche, silberne und goldene Gefäße, goldene Schmucksachen, als da sind Kopfgehänge, Ohrringe, Armbänder, Nadeln. Wie sorgfältig diese Sachen aufbewahrt wurden, zeigt folgende kleine Beobachtung. Mehrfach fiel in den Gefäßen, die die Goldsachen enthielten, ein feines weißliches Pulver auf. Als Otto Olshausen es chemisch untersuchte, ergab sich, daß es wahrscheinlich der Überrest ist von feinem Leder¹⁾, aus dem man sich also Futterale für das glänzende Geschirr denken darf.

Ganz eigenartig und stilistisch besonders interessant sind die Kopfgehänge aus dem Großen Schätze. Sie erinnern daran, daß wir uns noch in der allerersten Metallzeit befinden, die Schmucksachen der vorausgegangenen Periode aus anderem, vergänglichem Materiale nachzuahmen pflegt. Das eine der Gehänge will offenbar Schnüre darstellen, die aus Leinen oder Wollfäden bestanden haben müssen und in Knötchen und Quasten endigten; das andere hat sich Häkelarbeit mit Luftmaschen zum Muster genommen. Es fehlt noch jede Andeutung eines vegetabilischen Motivs, alles ist technisches Ornament.

Auch für solch eigenartige Stücke ergeben sich manchmal weite Beziehungen. Die Form der Kopfgehänge im Ganzen kehrt wieder in einem auffallenden Stück der Villanovazeit im Museum zu Ancona (Abb. 167). Die großen Silbergefäße Taf. XXXV 1 — die offenbar Mischkrüge sind — gehen zurück auf die „Tulpenbecher“ des Michelsberger Stils im fernen Westen; die goldene „Saucière“ verweist auf die Kykladen, wo solche Gefäße, wenn auch nur mit einem Ausguß, typisch sind (Abb. 139).

Das Edelmetall zeigt immer am ehesten fremden Einfluß, kostbare Stücke werden leichter weithin verbracht als alltägliches Geschirr. Ich würde mich nicht wundern, wenn sich eines Tages herausstellte, daß die großen Silbervasen,

¹⁾ *Ztschr. f. Ethnol.* 1887 S. 348 f.

so wie sie dastehen, von Spanien nach Troja gekommen wären, gerade weil sie von Silber sind, für das Spanien in jener Frühzeit in erster Linie in Betracht kommt (Taf. XXXV 1). Aber einigen westeuropäischen Einfluß kann man auch in der troischen Keramik erkennen, so in der Kelle mit Loch im Lappengriff (Abb. 52 B 2), die auf dem Michelsberge ihre Gegenstücke hat, und vor allem in dem Pokal, den wir in Spanien entstehen sahen und dem nun noch ein Henkel zugefügt ist. Das troische Exemplar gehört zu der schönen glänzendroten Ware (Abb. 52 A 4).

Wie die troischen Idole als Deminutivbildungen des westeuropäischen Menhirs zu betrachten sind, ist oben (S. 104) schon dargelegt worden. In dieser Entwicklung scheint mir einer der stärksten Beweise zu liegen für die enge Zusammengehörigkeit der kleinasiatischen Küste mit der Kultur des Mittelmeeres.

Neben solchen westlichen Beziehungen Trojas stehen die nördlichen. Auch da erhalten wir den besten Anhalt wieder durch das Edelmetall. Im Großen Schätze sind zwei kleine Goldringe gefunden, offene Ringe, deren verdickte Enden spiralig übereinandergreifen. Schliemann hatte sie für Loödenhalter erklärt. Es sind aber offenbar Ohrgehänge, die vermittelt eines Fadens oder besonderen Ringes am Ohre befestigt waren. Von derartigen „Hängespiralen“, wie Hubert Schmidt sie getauft hat ¹⁾, haben wir schon ein paar aus einem Aunjetitzer Grabe in Thüringen kennen gelernt (Abb. 127); in Ungarn und besonders in Siebenbürgen ist eine ziemliche Zahl gefunden, so daß ihre Formentwicklung und ihre Verbreitung sich wohl erkennen läßt (Abb. 140). Die älteste Form ist die in Troja erhaltene, einfach ringförmige. Nachher werden die Gehänge ovaler, erhalten oben eine Ausbuchtung, um besser auf dem Befestigungsbändchen oder -ringe zu halten, und unten eine stärkere Verdickung der Enden. Allmählich winden sich die Enden mehr in die Höhe und rollen sich zur Spirale. Bei den mykenischen Stücken liegt die Spirale noch innerhalb des Gehängerahmens, bei kaukasischen ragt sie weit darüber hinaus. Damit ist für die Verbreitung der Schmucksachen einiges angedeutet. Ihre Heimat ist wahrscheinlich Siebenbürgen, das alte Goldland, von da haben sie sich westlich in die frühest metallzeitliche Aunjetitzer Kultur hineingezogen, südlich in die Balkanhalbinsel nach Troja und Mykene und östlich an der Nordküste des Schwarzen Meeres entlang nach dem Kaukasus.

Die Keramik zeigt nordischen Einfluß nur in Einzelheiten. Die Gesichtsverzierung am Halse oder Deckel hat ihre Vorstufe an der Donau. Bei Belgrad (Dintscha) sind mehrfach Gefäße gefunden, die schon Augen und Vogelnase haben. In der Verzierung hört die in Troja I herrschende großlinige Einritzung ganz auf. Einige Gefäße zeigen Umschnürungsmotive wie die Kanne Abb. 136 h, die in Form und Ornament merkwürdig an den umflochtenen Kürbis oben Taf. XI 4 erinnert. Manche mit ganz dichter Ornamentik, wie die schöne schlanke

¹⁾ „Troja, Mykene, Ungarn“, Ztschr. f. Ethn. 1904, S. 615.

und die niedrige breite Amphora Abb. 141 a b, sind ohne Einwirkung der mitteleuropäischen Schnurkeramik wohl kaum denkbar. Als besonderes Kulturmoment muß hervorgehoben werden, daß mitten in Troja II, und zwar in seiner 2. Periode,

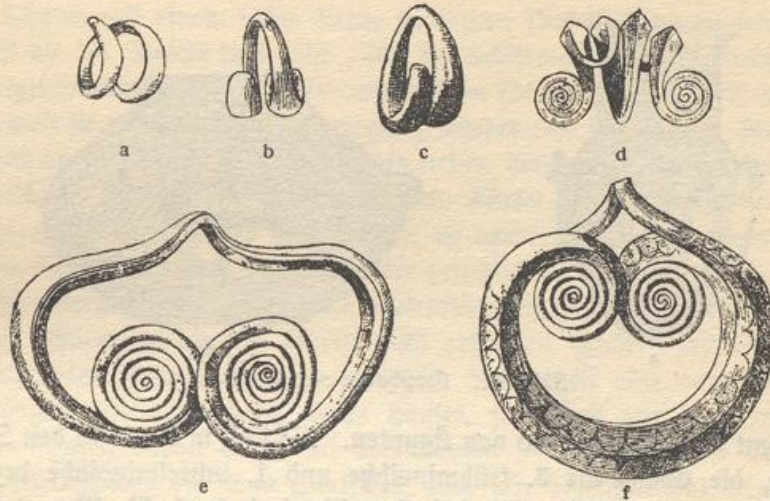


Abb. 140. Goldene Hängespiralen aus Troja (a), Ungarn (b, c), dem Kaukasus (d) und Mykene (e, f). Nach Hubert Schmidt. $\frac{1}{1}$.

die Töpferscheibe auftritt¹⁾. Eine grobe Gattung von gelben Tellern, Tassen und Kannen zeigt die deutlichen Drehlinien. Dadurch ändert sich auch manches in der Verzierung; die Horizontallinien treten in den Vordergrund, aus dem Zickzack wird die Wellenlinie. Da die Töpferscheibe in West- wie in Nordeuropa noch viele Jahrhunderte, ja im Norden noch rund zwei Jahrtausende nach Troja II unbekannt bleibt, kann ihre Einführung nur an der kleinasiatischen Küste entlang, also wohl von Ägypten her erfolgt sein.

Wie kommt nun in diese Kultur von Troja II mit ihrer stark kleinasiatischen Färbung und ihren weit mehr ägäischen als donauländischen Beziehungen der nordische Palast? Antwort: er muß schon zur Zeit von Troja I oder zu Beginn von Troja II gebracht sein, auf dem Wege, den die älteste Keramik von Thrakien und Makedonien her weist. Die neuen Ankömmlinge brachten damals ihren gewohnten Hausrat mit, tauchten dann aber immer mehr in die höherstehende Kultur von Kleinasien und dem Inselmeere ein und besaßen so in Troja II als einziges festes Stück nur noch ihre alte Hausform. Wenn man die jetzt frei liegende Oberfläche von Troja II später nach ihrer völligen Verwitterung einmal wegräumt, um Troja I aufzudecken, wird man dort wohl schon dieselben Häuser finden wie in den thessalischen Burgen Dimini und Sesklo.

Für die Datierung der zweiten Burg von Troja haben wir einigen Anhalt. Viele Fundstücke, wie die Schnuröfengefäße und die kyprischen Dolche, verbinden

¹⁾ Hub. Schmidt, Katalog von Schliemanns Sammlung trojanischer Altertümer S. XIII.

sie mit der frühen Kykladenzeit, die der kretischen Kamares-Malerei (um 1900 v. Chr.) vorausliegt. Einige unscheinbare Stücke, Knopfsiegel mit Verzierungen¹⁾, die man früher für Inschriften halten wollte, führen aber den Saden über Kreta

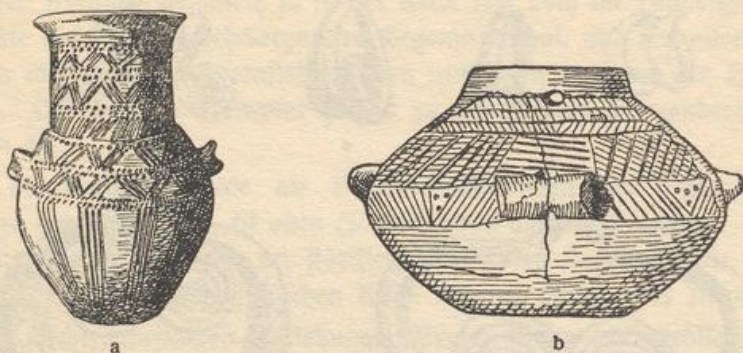


Abb. 141. Amphoren von Troja II.

in bestimmt datierte Schichten von Ägypten. Sie sind in Kreta in den Schichten gefunden, die Evans als 3. frühminoische und 1. mittelminoische bezeichnet, und in Ägypten in Schichten der VI. Dynastie, d. i. (nach Ed. Meyer) der Zeit um 2500 v. Chr. Auch die hochrote Keramik, die Troja mit Ägypten gemein hat, wird hier in das 3. Jahrtausend gesetzt. So kommen wir für Troja II mit seinen drei Bauperioden rund auf die Zeit von 2500—2000, und die folgenden Siedlungen III—V, die sich noch mit der Kamares-Malerei berühren und bis zum Mykenischen reichen, würden rund von 2000—1500 anzusetzen sein.

Diese Datierung wirkt dann nach Westen und Norden fort. Troja II entspricht der 1. sikulischen Periode, den älteren Terramaren Italiens und El Argar in Spanien. Auch sie sind also zwischen 2500 und 2000 anzusetzen. Ihnen allen voraus liegen aber die Glockenbecherstationen von Palmella und Ciempozuelos in Spanien, Anghelu Ruju auf Sardinien und Remedello in Italien; sie stehen gleich der bemalten Keramik von Thessalien und den Karpathen, sowie weiterhin den jüngeren Megalithgräbern des Nordens und erhalten ihr Datum durch die ägyptischen Dynastien I—V, d. i. die Zeit von 3300—2500.

Troja III—V sind offene Siedlungen mit ärmlichen Häusern aus dünnen Mauern. Was an Inventar diesen Perioden zuzuweisen ist, läßt sich von dem Troja II angehörigen nicht klar abscheiden. Es ist nur zu vermuten, daß gewisse keramische Eigentümlichkeiten hierher gehören, die sich von dem sichern Gut der zweiten Burg entfernen und überleiten zum Mykenischen. Dahin gehören die spärlichen Stücke mit Spiralverzierung. Die Deckelbüchse Abb. 136 l m mit dem unbeholfenen Wirbel von verzweigten Spiralen hat ihre elegante Vorstufe auf Artknäufen der Zeit um 1700 v. Chr. in Ungarn²⁾, also in demselben illyrischen

¹⁾ Schliemann, Ilios, S. 626, Nr. 1212 ff.

²⁾ Ebert, Reallex. unter „Gaura“ Bd. IV. 1 Taf. 94.

Kreise, der auch für die großen Kopfgehänge von Troja anzunehmen ist, seit wir das entsprechende Stück von Ancona kennen (unten Abb. 167). Weiter gehört dahin ein zierlicher Untersatz, mit rehhraunem Urfirnis überstrichen (Abb. 136 k), einige Schalen mit einem roten Kreuz in derben Pinselstrichen eingemalt.

Erst die VI. Schicht (vgl. Abb. 138), bei Schliemanns letzten Ausgrabungen 1890 angeschnitten und nach Schliemanns Tode (26. Dezember 1890) von Dörpfeld, so weit sie erhalten war, freigelegt, ist wieder eine feste Burg. Sie hat über den Schichten II—V aus deren Schutt ein neues, beträchtlich erweitertes Planum hergestellt und ihren Mauerkranz in weitem Gürtel außerhalb des der zweiten Burg gezogen. Ihre ganze Mittelpartie ist aber nicht mehr vorhanden, weil in diesem Teile die spätere Bebauung, die griechische und besonders die römische, so tief hinuntergegriffen hat, daß die mykenische Schicht zerstört wurde. Deshalb hat auch Schliemann die VI. Schicht nicht gefunden, sondern erst Dörpfeld bei den erweiterten Ausgrabungen nach 1890. Sie enthält eine neue Burgmauer aus schöngehauenen Quadern, große Häuser, zum Teil von ausgesprochenem Megaron-Typus, davon eines mit drei Säulen in der Mitte der Längsachse, und an Kleinfunden ein zwar spärliches, aber sehr bezeichnendes Hausinventar der späteren mykenischen Zeit: Tassen, Becher, Trichter und Bügelfannen von feingelblichem Tone mit flüchtig aufgemalten Spiralen oder Andeutung von Gewächsen, einen Elfenbeinkamm, auch ein paar Goldfunde mit Rosetten und dergleichen. Hier und da ist in dieser Schicht VI ein Gebäude verbrannt, aber im ganzen ist sie von den Nachfolgern übernommen worden.

Der mykenische Stil, den wir in Troja finden, ist nicht frühmykenisch, er ist jünger als die Schachtgräber von Mykene, die in das 16. Jahrhundert gehören. Man wird ihn in das 15. und 14. Jahrhundert zu setzen haben.

In der VI. und zu Beginn der VII. Schicht blüht die einheimische graue Ware in ausgezeichneter Technik, dünnwandig, scharf gedreht und fein poliert. Sie ist vielfach mit Wellenlinien verziert (XXXV 2 e), die sich auf ihr auch im Kaukasus wiederfinden — das erste Auftreten des für die Slaven in Norddeutschland 2000 Jahre später so bezeichnenden Ornamentstücks! — und sie hat die starke Neigung, jeden Knopf und Henkelvorsprung in einen Tierkopf zu verwandeln (XXXV 2 b, d). In den früheren Perioden von Troja waren ja auch schon öfter Gefäße zu Tiergestalten geworden oder Vasen hatten Menschengesichter erhalten. Das volle Spiel der Tierornamentik entfaltet sich aber erst auf den Spinnwirteln. Bei ihnen ist man wegen ihrer Kleinheit nicht immer sicher, aus welcher Schicht sie stammen. Interessant ist aber zu sehen, wie ganz in der Weise von Susa aus reinen Flechtmotiven die lebendigen Wesen entstehen: aus Kammustern Dierfüßler, besonders Hirsche, aus dem Hafenkreuz ein Menschlein, und wie dann beide gelegentlich zusammen gruppiert werden, so daß der Hafenkreuzler den Hirsch an der Strippe hält (Abb. 142).

In der VII. Schicht tritt eine ganz neue Keramik auf, die mit ihren Buckeln

und Riefen und hohen und spitzen Henkeln und ihrer derben Machte aus allem bisher Dagewesenen herausfällt. Es ist diejenige, die man wegen der Buckel für die Mutter der Lausitzer Keramik hat halten wollen. In der Tat sind die Buckel

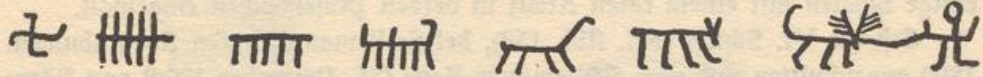


Abb. 142. Entstehung der Tierornamentik nach Motiven auf Spinnwirteln. $\frac{1}{4}$.

der späten schlesischen Keramik des 8. Jahrhunderts verwandt. Die trojanische Gattung ist zusammengesommen aus der „Pannonischen“ und der gerieften ungarischen „Schulterkeramik“ (Taf. XXXVI 8). Hubert Schmidt hat sicher recht, wenn er die Keramik dem Einbruch der Kimmerier in die Troas, der für das 8. Jahrhundert überliefert ist, zuschrieb.

Was wir aus den Ruinen von Troja als einem großen schriftlosen Denkmal ablesen, ist dies: Die 1. Burg ist zwischen 3000 und 2500 v. Chr. angelegt von Einwanderern, die nach ihrer Keramik zu urteilen aus Thracien gekommen sein müssen, wenn sie auch nicht dem Zuge der bemalten dortigen Steinzeitkeramik angehörten. In der 2. Burg steht die zur Balkankultur gehörige Megaronform des Palastes als nordisches Zeichen isoliert auf der Burg, alles übrige ist vom einheimischen Milieu aufgesogen worden. Die Burg hat aber vielfache Beziehungen zum Mittelmeere, sehr enge zu den Kykladen, weitere bis Sizilien und Spanien hin. Diese 2. Burg ist in einer großen Katastrophe zugrunde gegangen und dann mehrere Jahrhunderte nicht wieder aufgebaut worden. Sie muß also einer feindlichen Zerstörung, einer Eroberung zum Opfer gefallen sein, die die Machthaber vernichtete oder vertrieb. Das Ereignis muß zwischen 2000 und 1800 liegen, also im Hochstande der kretischen Blüte und in der Zeit der achäischen Einwanderung nach Griechenland. Man kann an die Seeherrschaft des Minos denken, der die Macht der Seeräuber brach, im Inselmeere Zucht und Ordnung herstellte, besonders die Karer bändigte, d. h. archäologisch: die Kykladenkultur sich unterwarf und auch Athen unter seiner Botmäßigkeit hatte. Aber man kann auch an eine Abzweigung der Achäer denken, die hier ihre erste Heldentat vollbrachten, so mächtig und wirkungsvoll, daß sie sagenhaft bis auf Homer lebendig blieb. Die VI. Burg ist nicht erobert und zerstört, sondern von den sesshaft gewordenen und nun weit ausgreifenden Achäern neu angelegt.

Die griechische Seldenzeit — Mykenische Kultur

Die erste große nordische Einwanderung, die ihre Vorboten nach Troja gesandt hatte, hat auf dem griechischen Festlande so eindringlich gewirkt, daß hier ein ganz neues Gesicht entstanden ist. Die griechische Heldenzeit können wir die Periode nennen, als deren Mittelpunkt der Herrsersitz von Mykene erstrahlt

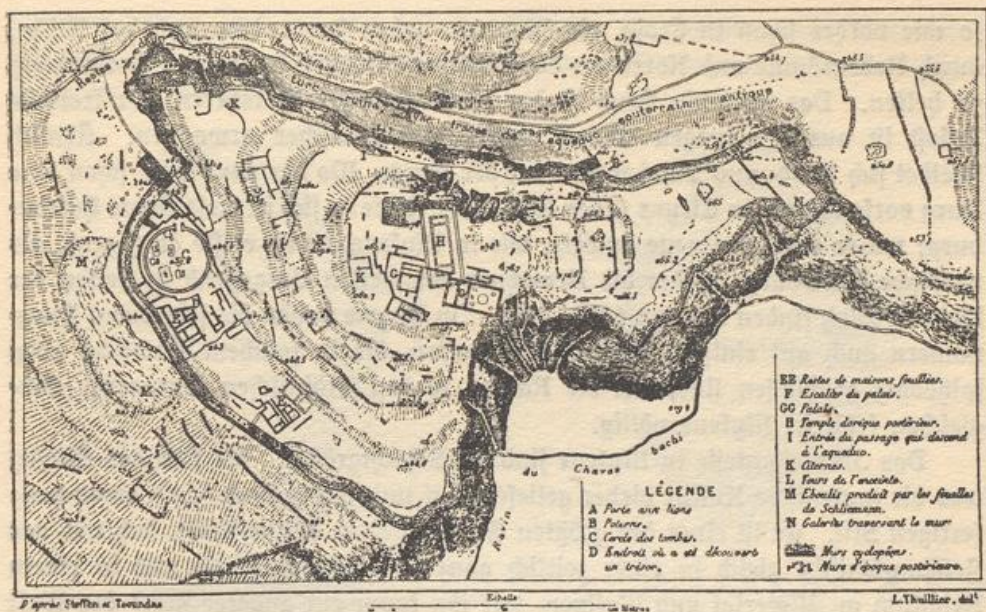


Abb. 143. Burgplan von Mykene. 1:3600.

und die in Homer den Verkünder ihrer Taten gefunden hat. Den reichsten Aufschluß über ihren Charakter geben uns die Ausgrabungen Schliemanns in Mykene (1876) und Tiryns (1884). In dem Bilde, das sie entrollen, lassen sich heute mit großer Klarheit viele nordische Züge von den südlichen unterscheiden, so daß wir hier über einen Brennpunkt der europäischen Kulturentwicklung wichtige Aufschlüsse bekommen.

Das Auffallendste ist, wie in Troja, das nordische Langhaus mit Vorhalle. Es hat hier aber schon zwei Säulen in der Front zwischen den Anten und vier Säulen im Saale um den Herd, wie sie auch in Thessalien (Sesklo und Dimini) nach dem Ausweis von Pfostenlöchern schon verwendet waren. Sie dienten als Stützen für die Zugbalken, nicht etwa als Träger eines basilikalen Oberbaus; denn das Megaron hatte sicher einen offenen Dachstuhl mit Giebeldach darüber. Wo bei Homer der Angriff gegen die Freier sich vorbereitet, fliegt Athena wie eine Schwalbe auf den Dachbalken, um von da der kommenden Szene zuzuschauen (Od. 22. 239). Es wäre auch nicht einzusehen, woher der spätere griechische Tempel sein Giebeldach haben sollte, wenn das mykenische Megaron, aus dem er sich in allem entwickelt hat, es nicht gehabt hätte.

Im Ganzen zeigt sich aber in Tiryns für das Megaron, wie diese Hausform viel weniger geeignet ist für ein großzügiges Wohnen als das mittelländische Hofhaus. Während man in Kreta um den Hof herum das Hufeisen von Wohnräumen nach Belieben ausgestalten, bei Vergrößerung des Hofes immer mehr Zellen gestaffelt mit Lichtschächten dazwischen anlegen kann, baut man in Tiryns

so wie vorher schon in Troja, ein Megaron neben das andere und hat Mühe, durch Nebenräume und Korridore dem weiteren Bedürfnis und der Verbindung zu helfen. Das nordische Haus ist das eines einfachen Gutsherrn, der kretische Palast ist aus der langen Übung verwöhnter Herrscher erwachsen. Ähnlich scheidet sich Nord- und Südcharakter bei der Burg. Wo der neue Herr schon eine Burg vorfand, wie in Tiryns (oben Abb. 134), setzte er sich in diese kleine Herrenburg; wo er aber eine neue anlegte, wie in Mykene, baute er sie ganz groß, als nordische Volksburg, in der die Bewohner der weiten Umgegend in Zeiten der Not mit Platz finden konnten (Abb. 143). In Tiryns haben die sehr dicken Burgmauern auch auf einigen Strecken Kasematten, die in falschem Gewölbe oben spitzbogig geschlossen sind, wie die Räume in den sardinischen Nuragen. Dergleichen fehlt in Mykene völlig.

Das Interessanteste in Mykene sind die Schachtgräber. Sie sind das Älteste, was die mykenische Kultur bisher geliefert hat und zeigen doch schon einen ganz fertigen Stil. Es ist einer der größten Glücksfälle der Wissenschaft, daß uns das Frühmykenische gleich in einer zeitlich ganz geschlossenen Masse und in einem Reichtum an Material und Motiven, wie ihn kaum ein anderer Fund der Welt wieder vor Augen führt, beschert wurde. Schliemanns Weltruhm wäre schon wohlbegründet, wenn er nur den trojanischen und den mykenischen Goldschatz zutage gefördert hätte.

Die Schachtgräber haben jetzt endlich auch eine würdige Publikation gefunden durch Georg Karo, die uns nun nach allen Richtungen urteilen läßt. Sie enthalten nichts Frühhelladisches — das dem „Frühminoischen“ auf Kreta und dem „Alten Reich“ von Ägypten zeitlich entspricht — und auch manche mittelhelladische Gattungen (= „Mittl. Reich“) fehlen, so die Schwarz- und Rotpolitur, das Minysche, die Kamaresware. Die Schachtgräber sind also nach dem Ablauf des Mittelhelladischen anzusetzen, und sie umfassen auch nur eine kurze Spanne, eher zwei als drei Generationen, meint Karo. Er setzt sie in die Zeit von 1550 bis 1500.

Die Gräber haben ursprünglich außerhalb der Burg gelegen, am felsigen Berghang eingeschachtet. Erst bei einer Erneuerung der Befestigung sind sie durch einen vom Löwentore ausgehenden Mauerbogen mit einbezogen, und nun ist auch erst die ebene Fläche über ihnen angelegt und mit einer runden Einfassung umzogen worden.

Dies Verhältnis läßt uns gleich an einem Beispiel erkennen, wie die „Mykenier“ ursprünglich waren und wie sie dann wurden. Die in den Gräbern gefundenen Masken zeigen härtige Gesichter mit Ausrasierung einzelner Teile; die Stelen aber, die etwa 100 Jahre später im Gräberrund errichtet wurden und die Kriegs- und Jagdtaten der Verstorbenen darstellen, zeigen sie alle bartlos. Im Mittelmeere herrschte, wie Kreta und Ägypten dartun, allgemein das Rasiermesser. Die neuen Herren waren härtig aus ihrer nordischen Heimat ge-

kommen, hatten sich dann aber bald der südlichen Sitte anbequemt. Aus dieser südlichen Sitte haben sie dann auch schon die runde Umhegung für ihre neu hergerichtete Grabstätte genommen.



Abb. 144. Schnurkeramische (a c) und mykenische (b d) Amphoren.

Die Keramik tritt in den Schachtgräbern sehr zurück; es herrschen die vornehmen Gefäße aus Gold und Silber. In einigen wenigen Stücken zeigt sich der Zusammenhang mit dem Norden, so bei der hohen und der gedrückten Amphora Abb. 144 b und d, die beide ersichtlich aus thüringischer Wurzel stammen (vgl. Abb. 144 a und c). Die hohe Amphora 144 b hat ganz auffallend dieselbe Form, dieselbe Umschnürungsverzierung und an derselben Stelle die Henkel wie ihr thüringisches Vorbild, aber bezeichnender Weise belebt sie schon ein phantastisches Seetier.

Als weitere Dinge, die nach dem Norden weisen, sind zunächst zu nennen die schönen großen Bernsteinperlen der Schachtgräber. Schliemann hat sie auf ihren Gehalt an Bernsteinsäure untersuchen lassen und das Ergebnis erhalten,

daß sie mit ihren $7\frac{1}{2}\%$ von der Nordsee stammen müssen, denn der sonst in Betracht kommende sizilische Bernstein hat nur $2\frac{1}{2}\%$ Säure. Aus den Schachtgräbern sind auch ein paar schwere Hängespiralen vorhanden (Abb. 140 e f), wie wir sie ähnlich schon in Troja kennen lernten, und die in Ungarn und dem Aun-

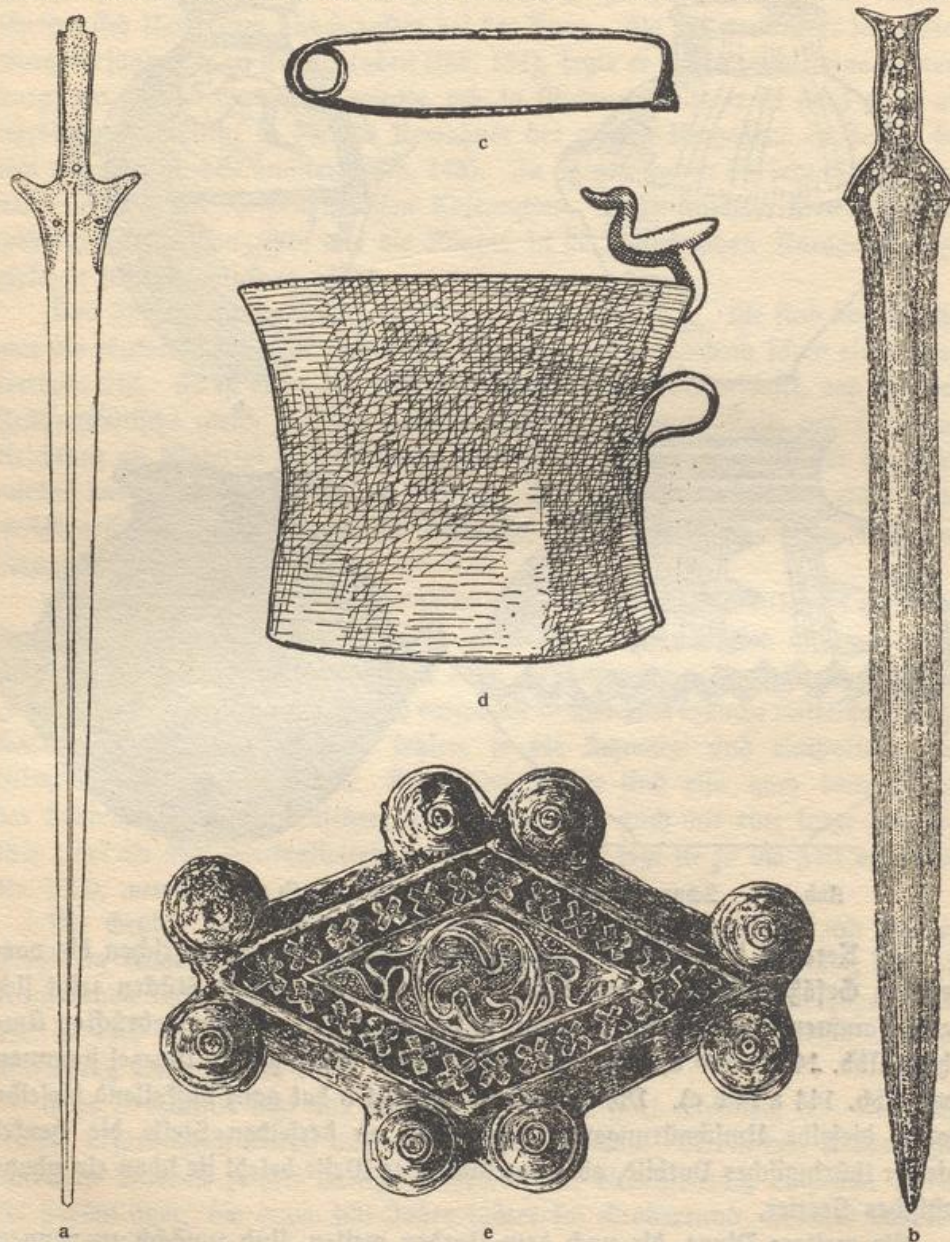


Abb. 145. a Kretisches Schwert von den Kykladen. $\frac{1}{4}$. b Nordisches Schwert gef. bei Mykene. $\frac{1}{4}$. c Bügelnadel gef. bei Mykene. $\frac{1}{2}$. d Bronzebecher von Tiryns. e Goldplattierter Knopf aus dem Schachtgrabe. $\frac{1}{1}$.

jetziger Kreise ihre Heimat haben. Sodann ist ein Schwert aus Mykene vorhanden, das unbedingt als nordisch anzusprechen ist, ein breites Griffzungenschwert (Abb. 145 b) von der Art der in Ägypten gefundenen mit den Königsnamen. Homer muß wohl diese Schwertform meinen, wenn er hier und da von einem Krieger rühmt, daß er ein thrakisches Schwert besitze (Il. 23. 560 f., 807 f.).

Die ersten Sibeln, die wir im Mittelmeere überhaupt kennen lernen, sind in Mykene gefunden und haben die Form eines Violinbogens (Abb. 145 c). Vorher gab es nur einfache Nadeln. Die Sibel ist im Norden erfunden als eine Nadel mit einem Drahtfaden in ihrer Öse. Demgegenüber bedeutet die neue südliche Form einen Fortschritt: sie besteht aus einem Stück, und in Folge einer Spiralbiegung an seiner Wurzel federt der Faden beim Erfassen der Spitze.

Schließlich ist wohl zu beachten, daß in Kreta sich eine eigene Schrift — Bilderschrift sowohl wie Kursive — der Palastherren gefunden hat, daß aber auf den mykenischen Burgen dergleichen völlig fehlt; das einzige was hier an Schrift auftritt, sind einige Hieroglyphen auf ägyptischen Importstücken. Es ist wohl kein Zweifel, daß auch in dieser Besonderheit sich ein nordisches Element der mykenischen Kultur ausdrückt. Die zugewanderten Herren der achäischen Burgen waren Analphabeten. Sie haben auch während des ganzen Verlaufs ihrer Herrschaft keine Schrift angenommen. Ihre Sprache ist also nicht aufgeschrieben und damit für uns völlig verloren.

Mitgebracht haben die neuen Herren sodann auch die Spiralornamentik, die in herauschendem Rhythmus und Reichtum die Goldsachen der Gräber und auch der Stelen über ihnen erfüllt. Sie kann nur aus dem Lande der Bandkeramik stammen, wo sie z. B. in Butmir bei Serajewo schon hochentwickelt war; durch dies Land muß also die Zuwanderung gegangen sein. Und in diesem Lande sind seither auch andere sehr auffallende Zeichen alten Zusammenhanges mit Mykene aufgetreten. In Trebenište am Ochrida See, auf der Grenze von Albanien und Jugoslawien, werden seit einigen Jahren Gräber ausgegraben, die, ganz wie die mykenischen Schächte angelegt, Goldmasken als Abbilder der Toten enthalten. Die Gräber gehören in das 6. Jahrhundert v. Chr. und die ursprüngliche Auffassung, mykenische Sitte habe noch in so später Zeit bis hierher gewirkt, ist durch Fabricius und Pernice unter allgemeiner Zustimmung dahin berichtet worden, daß in einem der Heimatländer der mykenischen Kultur, in dem hohen weltfremden Berglande von Ochrid bei vornehmen Geschlechtern die alte Übung noch fortbestanden hat, als Mykene und die mykenische Kultur längst versunken und vergessen waren. Ochrid liegt im Kernlande des alten Illyrien, und viel weiter nördlich, aber immer auch noch in Illyrien, hat sich in Fürstengräbern von Kl. Glein bei Graz dieselbe Erscheinung gezeigt wie in Mykene: Masken und Handschuhe, wenn auch hier nicht aus Gold sondern aus Bronze¹⁾.

¹⁾ Abgebildet bei Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 183.

Aus demselben illyrischen Gebiete finden sich sodann Spiralschlingen (Abb. 128 u. 163 b), die ganz die hierneben abgebildete Form aus dem Mykenischen Schachtgrabe ergeben (Abb. 145 e); und kürzlich ist in Tiryns ein Becher mit



Abb. 146. Tongefäße aus den mykenischen Schachtgräbern.
a c Grab VI, $\frac{1}{8}$; b, Grab III, $\frac{1}{3}$.

einem Vogel auf dem Rande gefunden (Abb. 145 d), bei dem man an den bekannten Mischkessel aus Hallstatt mit dem Pferd auf dem Rande erinnert wird (unten Abb. 164).

Bei dieser starken Verbundenheit Mykenes mit dem handkeramischen wie noch dem hallstädtischen Illyrien wird man daran denken, daß eine Hauptgestalt der homerischen Lieder, Odysseus, ein illyrischer König war. Er herrschte auf den jonischen Inseln und in Epirus. Das alte Illyrien reichte aber über diese Gebiete noch nach Akarnanien und Atolien bis zum Korinthischen Golf. Unterscheidet sich nicht auch Odysseus wesentlich von den ganz aufs Heldische gestellten Iliasfiguren Agamemnon, Achill und Aias mit seinem überlegenen Sinn und ruhigen Blut? Die Odyssee ist rein die Geschichte seiner Abenteuer und seines Ruhms, des Vielgewandten und Charmanten. Alles ist Seefahrt, alles spielt im westlichen Mittelmeere, alles ist Klugheit des täglichen Lebens, alles ist offenbar illyrische Weise und Sage.

Wir hörten schon, daß die illyrische Sprache starken Anteil hat am Urgriechischen, wir werden uns also nicht zu scheuen brauchen auch den Einfluß in der Spiralornamentik und der Maskensitte illyrisch zu nennen.

Der starke Einschlag der Illyrier hat offenbar bewirkt, daß die Mykenier sich so rasch und so vielseitig in das Mittelmeerwesen eingewöhnt haben. Wir sahen es in den kleinen Einzelheiten der täglichen Gebrauchsstücke, sehen es an dem Betriebe der Kunst und sehen es in den Gedankenregionen des Totenkults und Jenseitglaubens.

Schon in den Schachtgräbern sind die Schnabelfanne (Abb. 146 a) und die gedrückt kugelige kleine Amphora (Abb. 146 b) von den Kykladen in mehreren

Exemplaren vorhanden und die birnförmigen Amphoren und Kannen mit engem Halse, die hier zuerst auftreten (Abb. 146 c) und später im Mykenischen so beliebt geworden sind, dürften auch über Kreta aus dem westeuropäischen Stile stammen.

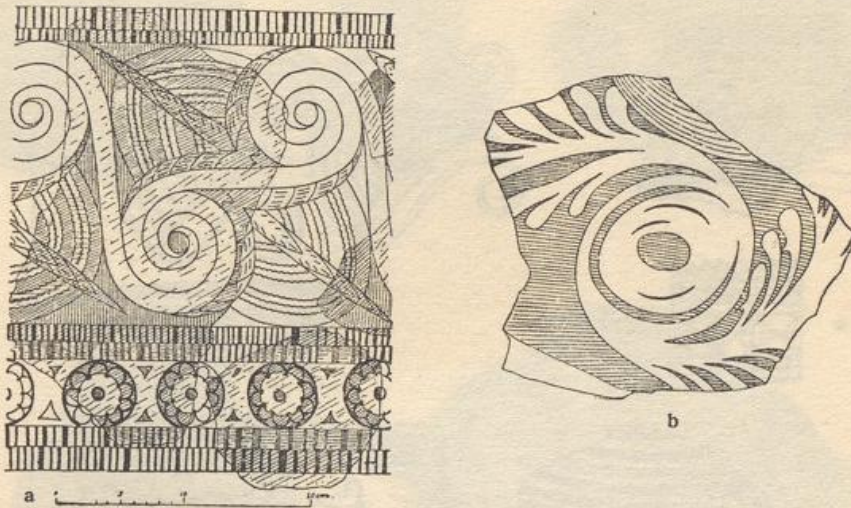


Abb. 147. Spiralverzierung. a aus dem Palaste von Tiryns, b von einer Tonscherbe aus dem 4. mykenischen Schachtgrabe.

Für die Ornamentik ist interessant zu sehen, wie wieder die Bildfreudigkeit des Südens auf den Nordländer großen Eindruck gemacht und seine Liniengebilde umgestaltet hat. Sie blühen auf wie die Spiralen in Malta und Kreta und die geraden Linien in Susa und Mussian. Das monumentale Beispiel ist die Alabasterdecke der Grabkammer zu Orchomenos mit ihren Spiralen, aus deren Zwickeln Palmwedel hervorwachsen, und eine ganz entsprechende Wandmalerei im Tirynther Palaste (Abb. 147 a). Im Rahmen einer Grabstele wird die Spirale zu einer sprossenden Ranke ¹⁾, auf einer Tonscherbe zu einer Art Alge (Abb. 147 b). Auf der kleinen Vase Abb. 146 b ist die Spirale selbst schon aufgegeben, ihr großes rundes Auge ist mit einem Palmwedel gefüllt, und die Führungslinie geht abwechselnd oben und unten um diese Augen herum, ganz wie gelegentlich im Cucuteni-Stile. In den Zwickeln zwischen dieser Linie und den Augen sind große runde Punkte angebracht, die wir auch schon von Cernavoda und Cucuteni her kennen (oben Abb. 94 c).

In der geradlinigen Ornamentik spielten das Rauten- und das Dreiecksband eine große Rolle, und auch sie werden lebendig gemacht, indem sie Köpfe erhalten und anscheinend zu laufen beginnen (Abb. 148 a—e). In ähnlicher Weise scheinen mir aber die in so auffallender Dreiecksform gestalteten goldenen Zierbleche der Schachtgräber zu erklären, die Tiere, bald Hirsche, bald Katzen giebelförmig ge-

¹⁾ Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen ³ 1891 S. 205.

lagert zeigen. Sie erwachsen aus dem alten Dreiecksmotiv mit den oben übereinander kreuzenden Linien, das schon in der Schnurkeramik und dann auch in Sizilien und im Hallstattkreise vorkommt (Abb. 149).



Abb. 148. Mykenische Scherben. Nach Surtwängler-Loeschke.

Die Waffen haben schon in den Schachtgräbern durchweg kretische Formen. Die Schwerter sehen breit an und laufen mit starker Mittelrippe ganz spitz zu (Abb. 145 a), sind also rein zum Stechen bestimmt, wie man auch aus einigen Kampfbildern sieht. Die Dolche haben breite Klinge und mehrere von denen in den Schachtgräbern zeigen eine wunderbar kunstreiche Tauschierarbeit, eine Löwenjagd (unten Abb. 150), oder Enten, die im Papyrusdickicht von Katzen überrascht werden. Die Darstellung ist durch die Verwendung von Gold, Silber und Kupfer farbig gestaltet. Das Gold verstand man außerdem zu färben — wie heute in Japan — so daß es zuweilen ganz rötlich auftritt. Eine Ente, die von einer Katze gepackt wird, hat einen roten Blutsleck am Halse.

Es ist das eine Technik, die nur in dieser frühmykenischen Zeit der Schachtgräber geübt worden ist. Außer in ihnen ist sie nur noch an einem Schwerte aus Thera ¹⁾ und an einem Dolche aus dem Grabe der Aahotep in Ägypten gefunden. In der Folgezeit muß sie völlig abhanden gekommen sein. Im Dipylonstile sind die Verzierungen in das Metall eingraviert, bei den phönizischen Arbeiten sind sie in Relief getrieben.

¹⁾ Mém. de la Soc. des antiquaires du Nord 1878—83 pl. VIII p. 234.



1



2



3



4



5



6



7



8

Bronzezeit-Keramik aus Schlesien und Ungarn

1. 2. 3. Vorläufige Gefäße, Mus. Breslau, 1. 3. Jordansmühl $\frac{1}{7}$, 2. Pansdorf $\frac{1}{9}$,
4. 5. Wattina bei Werschetz, Südungarn, 6—8. Stuhlweißenburg, Berl. Mus., $\frac{1}{4}$.



1



2



3



4



5



6



7



8



9



10



11

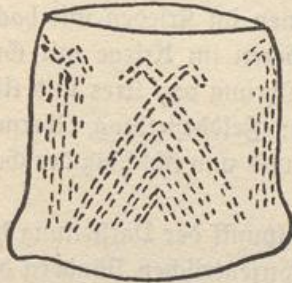


12

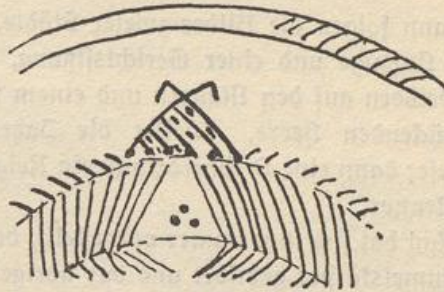
Łausitzer Keramik

1—6. Älterer und mittlerer Łausitzer Stil, 7—9. Gōriher Stil, 10, 11. Billendorfer, 12 Schlesischer Stil. Alle Veri. Museum. Etwa 1/5.

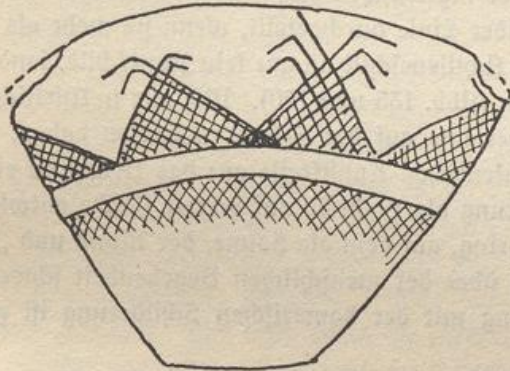
Bei dem hohen Alter dieser Technik — um 1500 v. Chr. — ist um so erstaunlicher, daß sie bei Homer noch in die Erscheinung tritt, in einem Stück allerdings, das man immer schon als besonders alt angesehen hat, nämlich der Beschreibung des Achilleus-Schildes. Es heißt da (Il. 18, 561 ff.):



Böhmen



Hallstatt



Sizilien



Mykene

Abb. 149. Dreiecksmotive von der Steinzeit bis Hallstatt.

Drauf auch ein Rebengefilde von schwellendem Weine belastet
Bildet' er schön aus Gold, doch schwärzlich glänzten die Trauben:
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben aus dunkeler Bläue des Stahles,
Samt dem Gehege von Zinn.

Dann ist von einem Ackerfelde die Rede, auf dem gepflügt wird (548 f.):

Aber es dunkelte hinten das Land, und Geackertem ähnlich
Schien es, obgleich von Gold; so wunderbar hatt' er's bereitet;

und von einer Herde hochhauptiger Rinder (574):

Einige waren aus Golde geformt, aus Zinne die andern.

Schließlich wird der Reigentanz von Jünglingen und Jungfrauen beschrieben:

Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
hängen goldene Dolche zur Seit' an silbernen Riemen.

Wie wir uns die Anordnung der ganzen Schildbilder zu denken haben, wird ebenfalls nur durch mykenische Funde klar. Homer beginnt seine Beschreibung:

Auf ihm schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Auch den vollen Mond und die rastlos laufende Sonne.

Dann folgen die Bilder zweier Städte, der einen im Frieden mit hochzeitlichem Aufzuge und einer Gerichtsitzung, der anderen im Kriege mit Greisen und Weibern auf den Mauern und einem unter Führung von Ares und Athena heranrückenden Heere. Weiter die Jahreszeiten: Feldbestellung, Kornernte, Weinlese; dann eine Viehherde und ein Reigentanz und zum Abschluß des Ganzen der Okeanos.

Man hat sich nun immer vorgestellt, den Mittelpunkt der Darstellung hätten die Himmelskörper gebildet und das übrige sei in konzentrischen Bändern darum herumgelaufen, so wie es bei phönizischen Silberschalen der Fall ist. Aber solche rundlaufenden Bilder gibt es in der mykenischen Kunst noch gar nicht. Runde oder ovale Flächen werden in gerader Linie durchgeteilt, wenn sie mehr als ein Bild aufnehmen sollen¹⁾. Und der Achilleusschild ist gar kein Rundschild, sondern ein Saos, ein Turmschild²⁾ gewesen (Abb. 135 und 150). Wie wir in Wirklichkeit die von Homer beschriebenen Bilder uns auf der Fläche zu denken haben, das deuten zwei Beispiele aus dem mykenischen Kunstkreise an: das Bruchstück eines Silberreliefs, das eine Stadtbelagerung als Hochbild auf breiter Fläche entwickelt zeigt, und der bekannte große Goldring, auf dem die Sonne, der Mond und „das wogende Meer“ oben in der Luft über der menschlichen Begebenheit schweben (Abb. 152 a). Die Übereinstimmung mit der homerischen Schilderung ist ganz augenfällig.

Dies eine wichtige Stück, die Schildbeschreibung, könnte schon genügen, um zu zeigen, daß Teile der homerischen Dichtung die mykenische Kultur noch gekannt haben. Die Beziehungen gehen aber noch weiter. Der Goldreichtum bei Homer entspricht ganz dem der mykenischen Schachtgräber. In der Odyssee wird, wie oben schon gesagt, bei allen Gelagen: im Hause des Odysseus, bei Nestor, bei Menelaos, bei den Phäaken, stets aus goldenen Bechern getrunken, und nur der grobe Kyklop und der brave Sauhirt haben jeder einen hölzernen Trinknapf (Kissybion).

Es muß auffallen, daß Homer außerordentlich viel Tier- und Pflanzenzierat erwähnt. Goldene und silberne Hunde hüten die Tür am Palaste des Alkinoos. Jünglinge stehen als Sackelhalter auf Basen, Hephaistos wird sogar von goldenen Jungfrauen gestützt und geleitet. Goldene Tauben saßen auf dem Becher des Nestor. Am Wehrgehent des Herakles (Od. 11, 611) sah man

Bären und Eber voll Wut und grimmig funkelnde Löwen,
Treffen und blutige Schlachten und Niederlagen und Morde.

¹⁾ J. B. Ephemeris 1904, S. 20. Brit. School Athens 1904, S. 56.

²⁾ φέρων σάκος ἥτε πύργον JI. 7. 219; 17. 128.

Odysseus nestelte sein Gewand mit einer goldenen Sibel (Od. 19, 227):

„die vorn gezieret mit Bildwerk.
Zwischen den Vorderklauen des gierig blidenden Hundes
Zappelt ein flediges Rehchen; und alle sah'n mit Bewundrung,
Wie aus Golde gebildet der Hund an der Gurgel das Rehfalß
hielt, und das ringende Reh zu entflieh'n mit den Füßen sich mühte.“

Am Panzer des Agamemnon waren Streifen aus verschiedenem Metall (Il. 11, 26):

„Auch drei bläuliche Drachen erhoben sich gegen den Hals ihm,
Beiderseits voll Glanz wie Regenbogen . . .“

Das alles ist nicht nordisch, sondern ganz und gar kretisch-mykenisch. Und noch mehr: die Art, wie Homer die ihm vor Augen stehenden Kunstwerke schildert, entspricht so sehr dem Charakter der mykenischen Kunst, daß sie den vielen, die Schriftliches leichter lesen als Bildliches, diesen Charakter erst ganz zum Bewußtsein bringen werden. Brunns feinem Kunstgefühl ist es zuerst aufgegangen, daß die orientalischen Schildereien, die assyrischen und die phönizischen, nur eine Bilderschrift seien, eine einfache Aufreihung von Tatsachen, gegenüber den lebendigen, von Empfindung und Leidenschaft durchglühnten Darstellungen der Mykenier. Er hat sicher recht. Aber nicht anders als die assyrisch-phönizische verhält sich die Dipylonkunst mit ihren eintönigen Ringelreihen, Aufbahrungen, Wagenzügen, und die Dipylonpoesie, wie etwa Hesiods Theogonie, zur mykenischen Kunst. Werfen wir nur einen Blick auf die in winzigen Figuren dargestellte Löwenjagd der mykenischen Dolchflinge (Abb. 150). Ein ganzes Drama entrollt sich auf dem schmalen Streifen. Fünf Männer sind gegen drei Löwen in den Kampf getreten. Der erste Mann ist eben gefallen, sein Schild sinkt ihm nach. Ein zweiter und dritter Mann treten mit höchster Kraftanstrengung, mit weitaußholender Lanze in die Bresche. Der erste hält seinen Schild vor, der zweite hat ihn noch umgehängt. Zwei Löwen ergreifen daraufhin die Flucht, der erste stürzt unbesinnlich gestreckten Laufes ab, der andere sieht sich noch einmal um. Der dritte, schon verwundete Löwe nimmt den neuen Kampf auf. Über den gefallenen Gegner hinweg springt er die kämpfenden Männer an. Aber er wird ihrer nicht Herr werden. Hinter den ersten beiden pirscht sich vorsichtig schon ein dritter heran und ein vierter im Hintergrunde steht hoch und wurfbereit.

Richtiger würde man wohl statt „im Hintergrunde“ sagen „daneben“, denn was auf der Bildfläche notgedrungen hintereinander auftritt, ist in Wirklichkeit nebeneinander gedacht, im Halbkreise um die Löwen herum. So erläutert Homer solche Szenen und fügt all das hinzu, was in der temperamentvollen Darstellung gewissermaßen zwischen den Zeilen zu lesen ist. Man nehme aus der Schildbeschreibung welche Szene man wolle, z. B. das Gericht (Il. 18, 497—508):

Auch war dort auf dem Markte gedrängt des Volkes Versammlung:
Denn zwei Männer zankten und haderten wegen der Sühnung
Um den erschlagenen Mann. Es beteuert der eine dem Volke,
Alles hab' er bezahlt; doch der andre leugnet die Zahlung.

Jeder drang, den Streit durch des Kundigen Zeugnis zu enden.
Diesem schrien und jenem begünstigend eifrige Helfer;
Doch Herolde bezähmten die Schreienden. Aber die Greise
Säßen umher im heiligen Kreis' auf gehauenen Steinen;
Und in die Hände den Stab dumpf rufender Herolde nehmend,
Standen sie auf nacheinander, und redeten wechselnd ihr Urteil.

Solche homerischen Schilderungen sind echt mykenische Kunst. Sie sind nicht trockene Historie, sondern Dramen voll Saft und Blut. Und diese Kunst ist nicht im Orient gewachsen, sondern durchaus im alten Mittelmeere. Sie hat ihre Vorläufer in der blühenden empfindungsreichen Wandmalerei und Plastik von Knossos, einen Ausläufer in den feinsinnigen Gestaltungen unter Amenophis IV. und ihre letzten Wurzeln in den paläolithischen Tier- und Menschengestalten von Westeuropa, die erst eben mit dramatischer Gruppierung beginnen, aber auch schon als Einzelbilder groß und reich sind wie die Natur selbst.

Waren die Mykenier schon in der Schachtgräberzeit so weit in den Geist des Südens eingedrungen, daß sie sich mit derartiger Kunst umgaben, so sehen wir sie bald auch auf dem Gebiete des Totenkultes, des Jenseitglaubens und der Götterverehrung neue Wege wandeln. Das bedeutendste Stück dafür sind die großen Tholen, die Kuppelgräber, die sie zu bauen anfangen. Damit wird das, was in Spanien verheißungsvoll begonnen hatte und in Frankreich und Irland etwas schwächer nachgeahmt war, nun zur höchsten Vollendung gebracht. Das „Atreusgrab“ in Mykene und das Kuppelgrab von Orchomenos, die wahrscheinlich beide denselben Baumeister gehabt haben, sind die erstaunlichsten und schönsten von allen. Es ist unmöglich mit Wilamowitz¹⁾ noch zu glauben, daß die Mykenier diese Bauform aus dem Norden mitgebracht hätten. Sie ist dort nie und nirgend nachzuweisen, hat im Süden aber nicht bloß in den Gräbern von Spanien und dem Nordwesten, sondern auch in den Auragen von Sardinien und dem großen Rundbau von Tiryns ihre klaren Vorstufen.

¹⁾ Glaube der Hellenen 1929 S. 60 und öfter.



Abb. 150. Dolchflinge mit Löwenjagd aus dem 4. Schachtgrabe von Mykene. Gr. 23 cm.

Die Tholen von Mykene sind wie die älteren im Westen mit bienenkorbförmiger Kuppel in „falschem Gewölbe“ unterirdisch angelegt und mit einem langen, von wohlgefügtten Quaderwänden flankierten Zugange versehen (Abb. 151). Wie

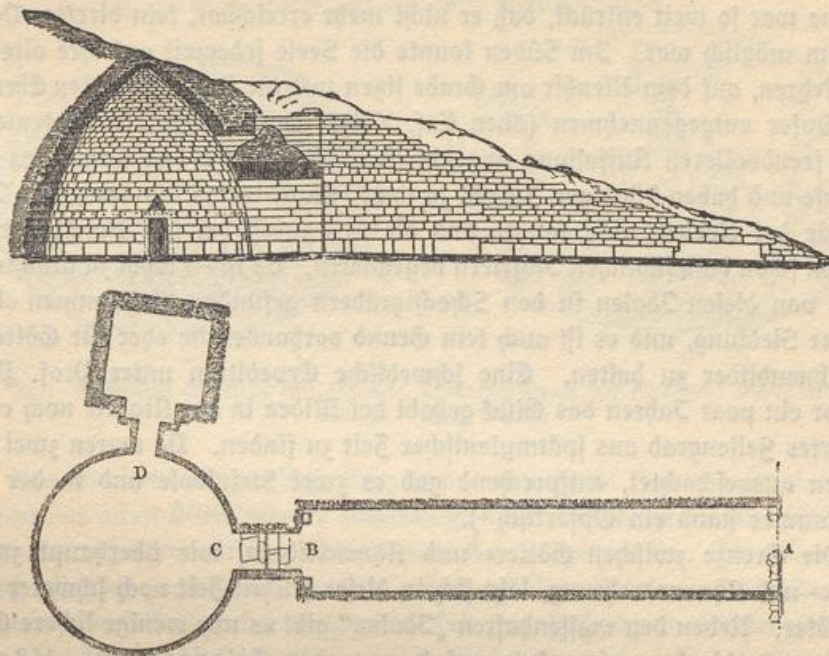


Abb. 151. Sog. Atreusgrab in Mykene. 1:600.

in Spanien die Komeral-Tholos schon einen Nebenraum für das eigentliche Grab hatte (oben Abb. 29), so haben auch das Atreusgrab in Mykene und die Tholos in Orchomenos neben dem großen Rund die kleine, hier viereckige Grabkammer. Das ist der letzte Rest der Sitte, die einst zahlreiche solche Kammern um den Hauptraum legte, in Sardinien, auf Malta, in Etrurien (oben Abb. 41. 66).

Die Front der königlichen Tholen in Mykene pflegt reich gegliedert zu sein. Über dem Türsturz ist regelmäßig das Entlastungsdreieck ausgespart, das mit einer großen Steinplatte geschlossen wird. Derselben Erscheinung begegnen wir beim Löwentore der Burg, wo die dreieckige Platte die von Löwen flankierte Säule zeigt. In dieser Konstruktion liegt eine Erinnerung an die alte allgemein übliche Züwölbung jeder Öffnung mit vortragenden Platten. Auch die Entlastungsplatte selbst haben wir ja schon in Sardinien angetroffen (oben Abb. 46). Umgekehrt scheint mir aber links und rechts von der Tür eine Erinnerung an nordische Bauweise aufzutreten. Da wächst je eine Halbsäule aus der Wand heraus. Sie ist mit großem Zickzack verziert, hat ein starkes Wulstkapitell und hilft den Türsturz tragen. Es sind die $\sigma\tau\eta\lambda\alpha\ \pi\rho\omicron\beta\lambda\eta\tau\epsilon\varsigma$, die sich vorwölbenden Pfeiler, von denen Homer bei der Mauer des griechischen Schiffslagers spricht und die bei dem nordischen Pfostenbau mit Lehmwänden ganz von selbst entstehen.

Der Unterschied zwischen diesen weiträumigen prunkhaften Gebäuden und den alten engen Schachtgräbern ist sehr stark, nicht bloß im Äußeren sondern auch in der Bedeutung. Im Norden gab es ja keinen ständigen Totenkult. Der Verstorbene war so weit entrückt, daß er nicht mehr erreichbar, kein direkter Verkehr mit ihm möglich war. Im Süden konnte die Seele jederzeit auf ihre alte Welt zurückkehren, auf dem Menhir am Grabe sitzen und die ihr zugedachten Ehrungen und Opfer entgegennehmen (oben Taf. XX). Jetzt haben die Mykenier sich dieser freudvolleren Auffassung angeschlossen, schaffen für den Toten das große Gehäuse und haben ständigen Zutritt zu ihm. Flugs treten nun auch die „Idole“ auf, die der Norden nicht kannte und die uns zuerst bei den Bandkeramikern, also den schon halb südlichen Myriern begegneten. Es ist — wohl zu beachten! — keines von diesen Idolen in den Schachtgräbern gefunden, sie stammen alle erst aus der Siedlung, und es ist auch kein Grund vorhanden sie eher für Götter- als für Ahnenbilder zu halten. Eine schwedische Expedition unter Prof. Persson hat vor ein paar Jahren das Glück gehabt bei Midea in der Argolis noch ein unberührtes Seltengrab aus spätmykenischer Zeit zu finden. Da waren zwei Grabmulden ausgeschachtet, entsprechend gab es zwei Steinidole und in der Mitte des Raumes stand ein Opfertisch¹⁾.

Die Grenze zwischen Götter- und Ahnenbildern, wie überhaupt zwischen Götter- und Ahnenverehrung, läßt sich in dieser frühen Zeit noch schwerer ziehen als später. Neben den massenhaften „Idolen“ gibt es nur wenige sichere Göttergestalten, so die lanzenbewehrte auf dem großen Goldringe (Abb. 152 a) und einer bemalten Tafel von Mykene²⁾, eine nackte männliche mit Speer auf einem Inselsteine³⁾ und die von Löwen flankierte Berggöttin ebenfalls auf einem Inselsteine (Abb. 152 b). Im letzteren Falle erscheint auf dem Berge oder Steinhäufen, der zu Zeiten des bildlosen Kultes für sich allein das Heiligtum darstellt, die Göttin in lebendiger Menschengestalt, in den anderen Fällen steht sie in der Luft oder auf der ebenen Erde. Daraus erklärt sich, daß wir in diesen Göttergestalten niemals ein starres totes Bild vor uns haben, sondern eine bewegliche lebendige Erscheinung. Auf dem Mykenischen Goldringe (Abb. 152 a) möchte ich in der unteren Szene eher die Verehrung einer verklärten Verstorbenen als eine Götteranbetung sehen. Der sehr familiäre Verkehr der Gruppe paßt dafür besser und die Gestalten entsprechen völlig dem später so unendlich oft dargestellten Heransichereiten der Hinterbliebenen zu der sitzenden Verstorbenen (unten Abb. 158); auch würden wir sonst zwei Götterschichten erhalten, eine auf der Erde, die andere in der Luft. Die Lusterscheinungen des Doppelbeils und der Gewappneten (Zeus und Athena) bezeichnen meines Erachtens die heilige Stätte, an der sich die Verehrung vollzieht. Ganz oben aber sind die Sonne, der Mond und das

¹⁾ Archiv für Religionswissenschaft 27 S. 385 ff.

²⁾ Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen² S. 326.

³⁾ Archiv f. Religionswissenschaft 1904 S. 144.

Meer dargestellt, so wie es in der Ilias auch für den Schild des Achill als erstes erwähnt wird (Il. 18. 483 f.):

Auf ihm schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Auch den vollen Mond und die rastlos laufende Sonne.



Abb. 152. a Großer Goldring aus Mykene, b Siegelabdruck aus Knossos. Beide in doppelter Größe. Nach Evans.

Noch in vielen Dingen ließe sich zeigen, wie sehr die Mykenier in die wonnige Wärme des alten Mittelmeeres eingetaucht sind. Von Ägypten und Asien haben sie sehr wenig übernommen, nur ein paar Spuren zeigen sich. Von Kreta haben sie sich offenbar zunächst die Künstler geholt, um ihre Paläste zu schmücken und all die kleineren Wünsche der steigenden Lebensauffassung zu befriedigen. Aber dann haben sie selbst das Werkzeug in die Hand genommen, um das eigene Fühlen und Wollen um so deutlicher auszusprechen. Und in der Tat stellt sich so im ganzen die mykenische Kunst als sehr energisch und männlich der weichlichen kretischen gegenüber. Die mykenische strafft sich in Jagd und Krieg, in Männerthaten, die kretische schwelgt behaglich in Wohlleben und Spiel und Weiberverehrung. So ist die mykenische Kunst der Ausdruck eines jungen hochstrebenden Volkes, das seiner Kräfte sich immer mehr bewußt wird und dem wir gerne die weltgeschichtlichen Erfolge glauben, die ihre Sagen berichten und ihre Kulturgüter in ihrer weiten Verbreitung beweisen.

Ausgebreitet hat sich die mykenische Kultur vom griechischen Festlande aus weit stärker nach Südosten hin als nach Westen. Schon an der Westküste von Griechenland ist sie spärlich. Das Dörpfeldsche Alt-Pylos ist dort ein Hauptstützpunkt, daneben stehen Siedlungen auf Kephälonia, Korfu, Leukas. Importstücke gehen bis Sizilien. Nach Osten dagegen zieht sie sich über die ganzen Inseln an die kleinasiatische Küste (Troja, Pitane, Milet), nach Cypern und Palästina. Die Philister sind offenbar ein von Kreta hierher gekommenes Volk mit mykenischer Kultur gewesen. Sie sind die Pulesata der ägyptischen Inschriften, die aus dem Kefti-Lande stammen, dem Kaphthor der Bibel (Jeremias 47. 4). Ihre Keramik von Geser ist eine entartet mykenische, ebenso die Rüstung Goliaths, Beinschienen

und Helm, sowie seine Neigung zum Einzelkampfe, die den Juden ebenso schrecken-
erregend ungewohnt ist, wie sie der der homerischen Helden entspricht.

Neuerdings ist ein geschichtliches Licht auf die mykenische Kultur gefallen und läßt sie uns als ein achaisches Reich erscheinen, im homerischen Sinne als einen Bundesstaat unter Führung eines Großkönigs¹⁾. In den 11000 Keilschrift-
Tafeln, die Berlin aus Bogasköi besitzt und die von E. Sörner nach und nach ent-
ziffert werden, ist von der Politik die Rede, die der Großkönig der Hettiter in
Bogasköi in seiner Lage zwischen den Assyrern, den Ägyptern und den Achaiwaja
(Achäern) zu beobachten hat.

Wir sehen, wie achaische Großkönige bald mit dem Chattikönig befreundet
Teile seiner Länder, wie Pamphylien zu Lehen haben und von da aus Cyprien
schon im 14. Jahrhundert stark kolonisieren, bald kriegerische Vorstöße z. B. gegen
Karien unternehmen. Die ganze Wirksamkeit der mykenischen Kultur, wie wir
sie aus der Verbreitung der Keramik schon nebelhaft zu sehen glaubten, tritt uns
klar vor Augen. Das nördliche Griechenland ist zuerst der Schwerpunkt des neuen
Reiches, ganz wie es auch die Sagen und die Funde bezeugen. Dann verlegt er
sich nach der Argolis. Nach den Tafeln sind diese Ereignisse etwa auf 1250—1225
zu berechnen. Das wären etwa die Ereignisse, die die griechische Überlieferung
in der Eroberung Trojas zusammengefaßt und um 1200 angefaßt hat.

Wie steht es schließlich um die homerische Geographie? Was ist da Wahr-
heit und was Dichtung? Daß das Troja-Ilion der Lieder von Schliemann wieder-
gefunden ist, sollte heute nicht mehr bezweifelt werden. Der stark befestigte,
goldreiche Königssitz am Mäander, in der Nähe des Hellespont und im Ange-
sichte von Tenedos ist eben diese Stätte, die später immer noch Ilion hieß. Ein
Dichter erfindet Handlungen und verknüpft willkürlich Geschehnisse, aber wenn
er eine Örtlichkeit mit ihrem wirklichen Namen nennt, schildert er sie auch so,
daß seine nachprüfenden Hörer und Leser sie anerkennen können; denn der Dichter
will, daß man ihm glaube, und er möchte erreichen, daß man aus der Glaub-
haftigkeit der Umwelt, die er bietet, auch Vertrauen zu seiner Handlung fasse.
Wenn aber diese Handlung ein Jahrtausend zurückliegt, wie bei der Zerstörung
Trojas oder dem Burgundenschicksal des Nibelungenliedes, kann es kommen,
daß sich im Laufe der Zeit die Handlung ausgestaltet und auf andere Örtlichkeiten
verschoben hat. Der Weg, den die Nibelungen ziehen von Worms nach Passau
und von da die Donau hinunter über Melk und Pöchlarn und gegen Wien, ist
die echte alte Straße, aber ist dies wirklich der Todesweg der Burgunder gewesen?
Und wie steht es mit der wirklichen Rolle von Xanten und Worms im Siegfried-
schicksal? So können wir auch in den homerischen Schilderungen hier und da er-
kennen, daß die besungenen Geschehnisse in einer früheren Sagenform an etwas
anderem Orte angefaßt waren.

¹⁾ E. Sörner, Mitt. d. Deutsch. Orient.Ges. Nr. 63, 1923.

Alfred Brückner hat darauf aufmerksam gemacht¹⁾, daß das Schiffslager der Griechen vor Troja nicht nördlich an der Mündung des Stamander gelegen haben werde, sondern südwestlich von Troja am offenen Meere in der Besika-Bucht mit der Insel Tenedos als Rückendeckung. Der Flußkampf der Ilias läßt dies Verhältnis noch erkennen. Achill muß den Stamander überqueren, um Troja zu erreichen, und als er in ihm zu ertrinken droht, ruft Hera den Hephaistos auf, daß er einen mächtigen Brand entfache; den will sie dann vermittelt des West- und Südwindes gegen Troja blasen, daß er den Troern Gesicht und Rüstung verbrenne (Il. 21, 331 ff.). Eine Reihe anderer Momente kommt hinzu. Bei der reißenden Strömung der Dardanellen hat es an der Stamandermündung nie einen Hafen gegeben. Die Troer sind auch mit dem gegenüberliegenden Thracien in ständiger Verbindung; Rhesos ist mit seinen herrlichen Rossen erst frisch von dort gekommen. Die Griechen aber stützen sich auf Tenedos, und Poseidon, der ihnen zu Hilfe kommt, stellt in der tiefen Meeresbucht zwischen Imbros und Tenedos seine Rosse ein.

Die Eigenschaften, die in der Odyssee dem Wohnsitze des Odysseus zugeschrieben werden, kommen nicht auf einer Insel zusammen; sie müssen im langen Verlaufe der Textentstehung von verschiedenen Inseln genommen sein. Die Lage von Ithaka, wie Odysseus selbst sie bei den Phäaken schildert (Od. 9. 21 ff.), weist auf Korfu. „Ich wohne auf Ithaka,“ sagt er, „am prächtigen, waldbigen Neriton. Viele Inseln liegen da im Haufen dicht beieinander, Dulichion und Same und das walddreiche Zakynthos; die meine aber liegt küstennah am weitesten gegen Abend, — die andere fernab gegen Morgen und Mittag.“

Zakynthos ist natürlich Zante; Same, Od. 4. 845 „das schroffe Samos“ genannt, muß schon seines Namens wegen (nach Strabo = „Berg“) Kephallonia sein, das sich wie Samothrace steilfelsig 1600 m hoch erhebt. Ist dann mit Dulichion Leukas gemeint, so sind von den zusammenliegenden Inseln die drei großen genannt: Leukas, Kephallonia und Zante, und zwar mit Korfu dann in der genauen Reihenfolge von Norden nach Süden. Das kleine Ithaka und die ganz kleinen Echinaden bleiben unerwähnt. Das weit „gegen Abend“ (πρὸς ζόφον) vorgeschobene „Ithaka“ aber muß somit Korfu sein.

Die gleiche Auffassung scheint im Schiffskatalog zugrunde zu liegen (Il. 2. 631 ff.): „Odysseus führt die hochgemuten Kephallenen, die Ithaka bewohnen mit dem walddreichen Neriton und Krofyleia haben und das rauhe Agilips und Zakynthos und Samos und das Festland gegenüber.“ Hier sind fünf Inseln genannt, offenbar das kleinere Ithaka mit. Nach der Reihenfolge erscheint das an der Spitze genannte „Ithaka“ wieder als Korfu; die mittleren Krofyleia und Agilips, deren Namen nur hier vorkommen, wären dann Leukas und Ithaka, denn die letzten, Zakynthos und Samos, sind wieder unbezweifelbar.

¹⁾ Arch. Anz. 1912 S. 617 ff. 1925 S. 236 ff.

Abweichend von diesen beiden Stellen, nach denen Odysseus auf Korfu zu wohnen scheint, wird aber gelegentlich von einer Fährte gesprochen, auf der Dieh vom Festlande gebracht wird, und eine Furt nach dorthin verrät sich, wenn Eumaios den Odysseus fragt, was für Schiffer ihn hergefahren hätten, denn zu Fuße werde er wohl nicht gekommen sein (14. 190). Eine solche Verbindung ist für die breite Straße östlich Korfu bei der Felsigkeit und Hasenlosigkeit beider Küsten undenkbar und für Ithaka bei der weiten Entfernung erst recht. Sie ist unbedingt von Leukas genommen.

An dritter Stelle treten Eigenschaften auf, die durchaus nur Ithaka bietet. So schon die Nachbarschaft von Samos mit dem Inselchen Asteris — heute Deukalion — zwischen beiden (4. 845); dann die Phorkysbucht zwischen Zangenfelsen und darüber die Webstuhlhöhle der Nymphen — eine Stalaktitenhöhle — (13. 96 ff.); und im bergigen Süden der Koraxfelsen mit der Quelle, wo Eumaios haust (14. 1 ff., 398 ff., 407 ff.)¹⁾.

Liegen hier nur verschiedene Sagenformen und Textstufen vor, oder hat der Schwerpunkt dieses westlichen, ursprünglich wohl illyrischen Reiches sich vom Norden her, von der üppigsten, zur Herrschaft vorbestimmten Insel allmählich gen Süden zum Griechentum vorgeschoben? Umfassendere Ausgrabungen auf den verschiedenen Inseln können darüber vielleicht einmal Aufklärung bringen. Bisher haben die Grabungen auf Leukas fast nur vormykenische Kultur ergeben²⁾: in der Choirospilia-Höhle Keramik von der Stein- bis zur mykenischen Zeit und in den Dörpfeldschen Rundhügeln frühhelladische Funde. Zur Zeit Homers konnte „Ithaka“ längst aus verschiedenen Inseln zusammengewachsen sein; das alte Reich des Odysseus lag weit zurück in traumhafter Erinnerung.

Nordische Periode — Dipylon-Kultur

Die mykenische Kultur ist in Griechenland abgelöst worden von einem geometrischen, auf Flecht- und Webmotiven begründeten Stil, der nach dem ersten Hauptfundort, einem großen Friedhof vor dem zum Piräus weisenden Athenischen Doppeltore, dem Dipylon, genannt wird. Alexander Conze hat als erster die Verwandtschaft dieses Stils mit dem nordeuropäischen erkannt und ihn als die älteste Ausprägung des Ariertums angesprochen. Gegen die vielerlei Bedenken, die dagegen im Laufe eines halben Jahrhunderts vorgebracht sind, ist seine Auffassung doch immer wieder an die Oberfläche gekommen. Es scheint in der Tat, daß nach der ersten nordischen Zuwanderung, die in der gleichmäßigen Mischung von Griechen und Pelasgern die „Achäer“ der mykenischen Kultur hervorbrachte, etwa 1200 v. Chr. ein neuer Nordstrom gekommen ist, der nun die Gränsierung des Landes vollendete. Achtzig Jahre nach der Eroberung

¹⁾ Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen im Kap. „Ithaka“.

²⁾ Karo bei Ebert Reallex. unter „Leukas“ VII S. 286 Taf. 201 A.

von Troja, erzählt die griechische Legende, seien die Dorer, die Herakliden, nach Griechenland gekommen. Herodot (I 56) will wissen, daß sie zuerst in Makedonien, Südepirus und Thessalien gesessen und sich dann nach dem Peloponnes

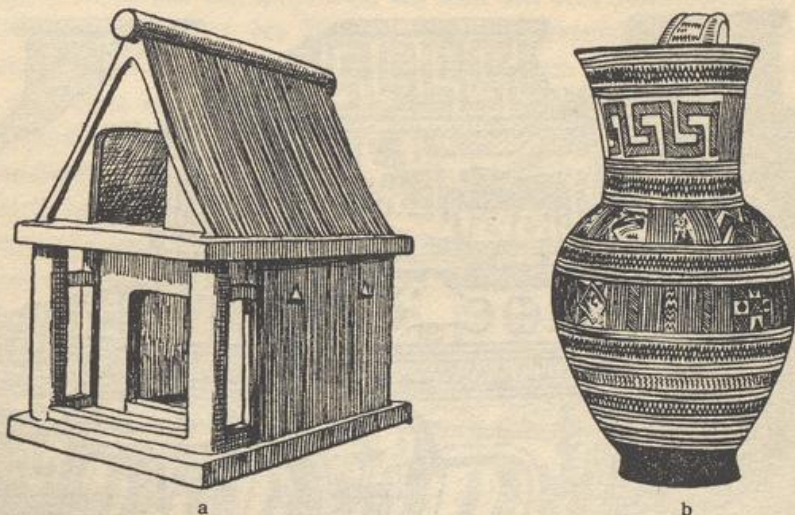


Abb. 153. Dipylonkultur: a Hausmodell aus Argos. $\frac{1}{7}$. b Kanne aus Attika. $\frac{1}{8}$.

geschoben hätten. Vor den Toren Athens sollen sie zwar von Kodrus, der dabei sein Leben verlor, zurückgeschlagen sein, so daß Attika ein jonischer Staat blieb, aber im Peloponnes hätten sie mit Sparta als Dorort ihre Herrschaft aufgerichtet.

Diese Überlieferung stimmt nicht übel zu dem allgemeinen Charakter der Dipylonkultur. Es läßt sich zwar keine bestimmte Gegend auf dem Balkan oder weiter nordwestlich nachweisen, von wo die Kultur fertig nach Griechenland gewandert wäre. Sie tritt auch in Griechenland selbst gar nicht in einheitlicher Fertigkeit auf, sondern in starker landschaftlicher Verschiedenheit, in Böotien anders als in Attika und in Troja anders als auf den Inseln. Sie hat also unterwegs und an ihren neuen Plätzen sich immer noch fortgebildet. Aber überall lassen sich Grundzüge erkennen, die nach dem Norden weisen. Unter den Gefäßen des Berliner Museums z. B., die aus Attika stammen, ist Abb. 153 b mit dem zylindrischen Hals und dem Bandhenkel direkt eine Lausitzer Kanne, wie sie mit oder ohne Budel sich besonders nach Ungarn hinein verbreitet hat. Die Amphoren haben im Prinzip dieselbe Form, nur höher gezogen und mit zwei Henkeln; ein bombenförmiger Kessel, der häufig ist, kommt ebenso häufig in der Hallstattkultur vor und ist altes Donaугut von der Bandkeramik, besonders Butmir her (oben Abb. 80 a b).

In der Verzierung fehlt die ganze phantastische Welt von Meerwesen und Pflanzen des mykenischen Kreises. Es herrscht das textile Element, und die zuweilen auftretenden Darstellungen aus dem Leben, wie Aufbahren und Ab-

fahren der Leiche, Reigentänzen und Wettfahren ordnen sich linear ganz in diesen Stil ein. Der Mäander drängt sich meist in großen Linien vor, daneben stehen dichter oder looserer vielfältige andere Flechtmotive, manche so gestaltet, daß



Abb. 154. Große Dipylonvase. Bestattung.

einem der Gedanke kommt, es möchten Dipylonstil und Susastil aus einer gemeinsamen Wurzel stammen.

An die Susa-Menschen erinnern auch die Gestalten auf den Dipylonvasen mit ihrem dreieckigen Oberkörper. Solche Formen entstehen in der Webe- und Flechttechnik ganz von selbst, ebenso wie die strenge Zoneneinteilung und die geflüchtliche Füllung des ganzen Raumes, der horror vacui, der in alle leeren Flächen Streumuster wie Kreise, Hakenkreuze, Zickzackgruppen setzt (Abb. 154).

Der ganze Stil dieser Dipylongefäße steht zu dem vorausgegangenen mykenischen in ganz demselben Gegensatz wie schon in der Steinzeit der Megalithstil zu dem handkeramischen. Der eine ging von einer alten Technik aus, die den Aufbau des Gefäßes aller Verzierung zugrunde legte, der andere fand das fertige Gefäß, den Kürbis vor und konnte ihn ohne Schranken und Rahmen in beliebigem Spiele schmücken.

Mit Dipylonornamenten bemalte Scherben sind vor zwei Jahren im Athener Museum zu einem wertvollen Hausmodell zusammengesetzt worden (Abb. 153 a)¹⁾. Es hat eine flache Vorhalle mit 2 Säulen in der Front, recht-

¹⁾ Kurt Müller in den Ath. Mitt. 48. 1923.

eckigen Hauptsaal mit kleinen dreieckigen Fenstern und einen hohen, steilen Giebel mit dickem runden Firstbalken. Es ist ein echtes Megaron, und der Giebel, der hier für ein solches zum ersten Male bewiesen wird, ist so steil, als wenn er ganz frisch herkäme aus den Gegenden, wo man mit dem Schneeschub zu rechnen hat. Die kleinen Fenster des Modells sind uns ebenfalls eine willkommene Belehrung; kleine runde waren schon einmal bei einem bulgarischen Hausmodell — das aber keine Vorhalle hat — zwischen der bemalten Steinzeitkeramik aufgetreten (oben Abb. 99 a).

Manchmal setzen sich mykenische Formen im Dipylonkreise fort, hier und da so stark, daß man gemeint hat, der neue Stil bedeute gar keine neue Einwanderung, sondern habe sich ganz friedlich und allmählich aus dem vorausgegangenen entwickelt. Dagegen spricht vornehmlich die neue Feststellung Th. Wiegands auf dem Boden von Milet. Der alte Kern der dortigen Kolonie liegt, durch mykenisches Kulturgut bestimmt, an der Theaterbucht. Auf einem Hügel südlich der Stadt, dem Kalabak-Tepe, aber haben sich die neuen Dipylon-Ankömmlinge niedergelassen und von da aus die Gewalt an sich zu reißen gesucht. Sie waren also neue und feindliche Leute, und so wird es durchweg auch in Griechenland gewesen sein. Allmählich hat der dorische Stil als Mode der Zeit sich überall durchgesetzt, so daß auch Attika, trotzdem es nach Bevölkerung und Sprache jonisch blieb, ihn angenommen hat, — ein Gegenstück zur Annahme der Villanova-Kultur durch die autochthonen Etrusker!

In dieser dorischen Dipylonzeit sind die homerischen Epen zu ihrer endgültigen Gestalt gelangt und die Verhältnisse der Zeit sind in ihnen vielfach zu erkennen. Mit der alten festen Sicherheit im Inselmeere, die die Kreter und nachher die Mykenier gewährleistet hatten, war es vorbei. Die neuen Herren kamen aus dem Binnenlande und sind lange Zeit nicht aufs Meer gegangen. Der Seeraub machte sich wieder breit, Eumaios und Eurykleia sind durch ihn aus ihren guten Häusern in den fremden niederen Dienst verschleppt. Und die vornehmen Geräte und Schmucksachen werden nicht mehr von Kreta nach Mykene oder von Spanien nach Troja gebracht, sondern von den Phönikern nach Griechenland und nach Italien. Homer kennt natürlich nicht den befestigten Palast wie auf Kreta, den es ja auch in Griechenland nicht gegeben hat; aber er kennt auch die kleine Herrenburg nicht mehr, wie Troja und Tiryns sie darstellen. Er schildert einerseits einfache Gutshöfe und andererseits Königssitze in Burgen, die schon befestigte Städte sind. Auf einem Gutshofe wohnen Odysseus und Kirke. Als Odysseus nach Hause kommt, findet er seinen alten Hund auf dem Mist, der herausgeschafft ist aus den Ställen der Kinder und Maultiere. Und als Odysseus' Gefährten zu Kirke hineinwollen, klopfen sie am Hofstore und hören dabei schon den Gesang der Huldin aus ihrem Gemache. Das ist jedesmal der alte Gutshof. In Stadtburgen dagegen wohnen Priamos und Alkinoos. Troja hat viel Volk und weite Gassen, in denen Prozessionen zur Athena ziehen. In Alkinoos'

Feste ist der Markt der Phäaken und man muß den Weg wissen, um zum Palaste zu finden. Dort sitzt im nordischen Megaron Nausikaas Mutter „am glänzenden Feuer des Herdes an die Säule gelehnt“. Die große Mauer, welche diese ganze



Abb. 155. Sturm auf das Schiffslager. Nach W. Andrae.

Stadt umzieht, „weit und hoch, mit Pfosten gebaut, ein Wunder zu schauen“ ist in solcher Bauart für den Süden ganz unerhört. Die Bauart kehrt aber wieder beim Schiffslager der Griechen vor Troja und wird dort durch die Ereignisse des Sturmes der Trojaner auf die griechische Befestigung vielfältig beleuchtet. Trotzdem hat sie sich bei alten und neuen Erklärern der richtigen Auffassung bis heute völlig entzogen. Erst unsere norddeutschen Ausgrabungen in der altgermanischen „Römerschanze“ bei Potsdam (oben Abb. 131) und den Römerkastellen von Haltern a. d. Lippe haben das Bild ermöglicht, das W. Andrae nun auf meine Bitte von dem Sturm auf das Schiffslager entworfen hat (Abb. 155).

Die Bestandteile der Befestigung sind bei Homer Graben, Pfosten und Wall. Der Graben hat natürlich außen vor dem Walle gelegen, und zwischen Graben und Wall muß ein breiter ebener Gürtel sich hingezogen haben, denn in dem Abenteuer mit Dolon heißt es, daß hier die Hundertschaften der Griechen als Nachtwachen lagerten. Wo aber haben die Pfosten gestanden? Diese Frage hat die verschiedensten Antworten gefunden, und alle waren sie falsch. Die Einen meinten: in der Mitte des Grabens, den man sich dann als Spitzgraben dachte; die Andern: an den Wänden des Sohlgrabens, um sie zu stützen; die

Dritten: auf der Krone des Walles. An das einzig Richtige, daß die Pfähle (σκόλοπες) die Pfosten einer Holzfront des Walles gewesen sind, dachte niemand, einmal weil der Homertext selbst in Verwirrung gekommen ist durch ein paar spätere Einschießel, die die Pfähle mit dem Graben in Verbindung bringen (7, 435—441; 9, 350; 12, 63 f.), zum andern weil bei uns niemand ein Bild von einem mit Holz gebauten Walle hatte.

Im alten Text schlägt der greise Nestor einfach vor, „einen hohen Wall mit tiefem Graben anzulegen zum Schutze für das Achäerheer und die Schiffe“. Der Graben wird dann nachher des öfteren ohne Schwierigkeit durchschritten. Zu Beginn des Dolon-Abenteuers gehen die Achäerfürsten durch den Graben ins Freie (10, 304 f.), und am Schluß derselben Affäre führt Odysseus die Rosse des Rhesos durch den Graben ins Lager (10. 564). Der Ansturm der Trojaner vollzieht sich nachher in der Weise, daß fünf Sturmkolonnen den Graben ohne Aufenthalt überschreiten und dann erst vor der Mauer in Kampf geraten (12, 84 ff.). Was hier aber das Haupthindernis ist, malen am eindrucksvollsten die Verse 12. 258 bis 260: „Sie reißen die Zinnen und Brustwehren ab und wuchten an den vorspringenden Pfosten, die die Achäer zuerst in die Erde gesetzt haben als Halter des Walles.“ Die στήλαι προβλήτες, die „sich vorwerfenden, vorwölbenden Pfosten“ sind das Bezeichnende jeder dieser hölzernen Wallmauern, denn hinter ihnen zieht sich die Flechtwerk- oder Bohlenwand hin.

Die auffallend breite Berme des Schiffslagers findet ebenfalls nur in Deutschland ihresgleichen: die großen steinzeitlichen Befestigungen im Rheingebiete: bei Urmix, bei Mayen, bei Plaidt haben sie ebenso.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Homer in diesem Schiffslager eine große nordische Burg, eine Volksburg in der ganzen Eigenart ihrer Befestigung schildert, und daß die Griechen mit diesem nordischen Stück auch seinen nordischen Namen übernommen haben, wurde oben (S. 232) schon erwähnt: Homer nennt die Befestigung πύργος oder gelegentlich auch πύργοι, d. i., wie P. Kretschmer gezeigt hat, unser urgermanisches Wort „Burg“.

Ein vortreffliches Gegenstück zu der nordischen Burg bei den homerischen Griechen bildet nun aber das nordische Schiff, nachdem Aug. Köster uns in den unzähligen schwedischen Selszeichnungen das Floß des Odysseus erkennen gelehrt hat. Zu dem, was oben darüber schon gesagt ist (S. 209 f.), bleibt nur hinzuzufügen, daß auch die bildende Kunst der homerischen Zeit uns durchweg diesen Typus des Etagenfloßes vor Augen führt. Im vorausgegangenen Mykeniertum herrscht noch völlig das Hohlboot, wie es in Ägypten und Vorderasien durch die Herstellung aus Papyrusbündeln oder aus Häuten entstanden war (Abb. 156); auf den Dipylonvasen aber tritt uns nun das nordische Etagenfloß entgegen, auf dessen Plattform, den Ikria der Griechen, die Ruderer sitzen und die Kämpfer sich betätigen (Abb. 157).

Ein weiteres nordisches Stück, das sich bei Homer von der vorausgegangenen mykenischen wie pelasgischen Zeit stark abhebt, ist das für Patroklos nur ange-



Abb. 156. Mykenisches Schiff auf einem Siegelstein. Nach A. Köster.

deutete, für Hektor am Schlusse der Ilias genau beschriebene Hügelgrab. Es ist das alte Thüringer Grab, das sich gegen Ende der Steinzeit den Norden erobert hat und dann in immer weiterer Ausbreitung von 1500—1200 v. Chr. die führende Form in Mitteleuropa geworden ist. Überall begegnet wieder die einfache Mulde im Boden, überdeckt zunächst mit einer Feldsteinpackung und darüber dem Erdmantel. Genau so läßt Homer die Trojaner das Grab des Hektor bereiten. Nachdem der Scheiterhaufen gelöscht und die Knochen

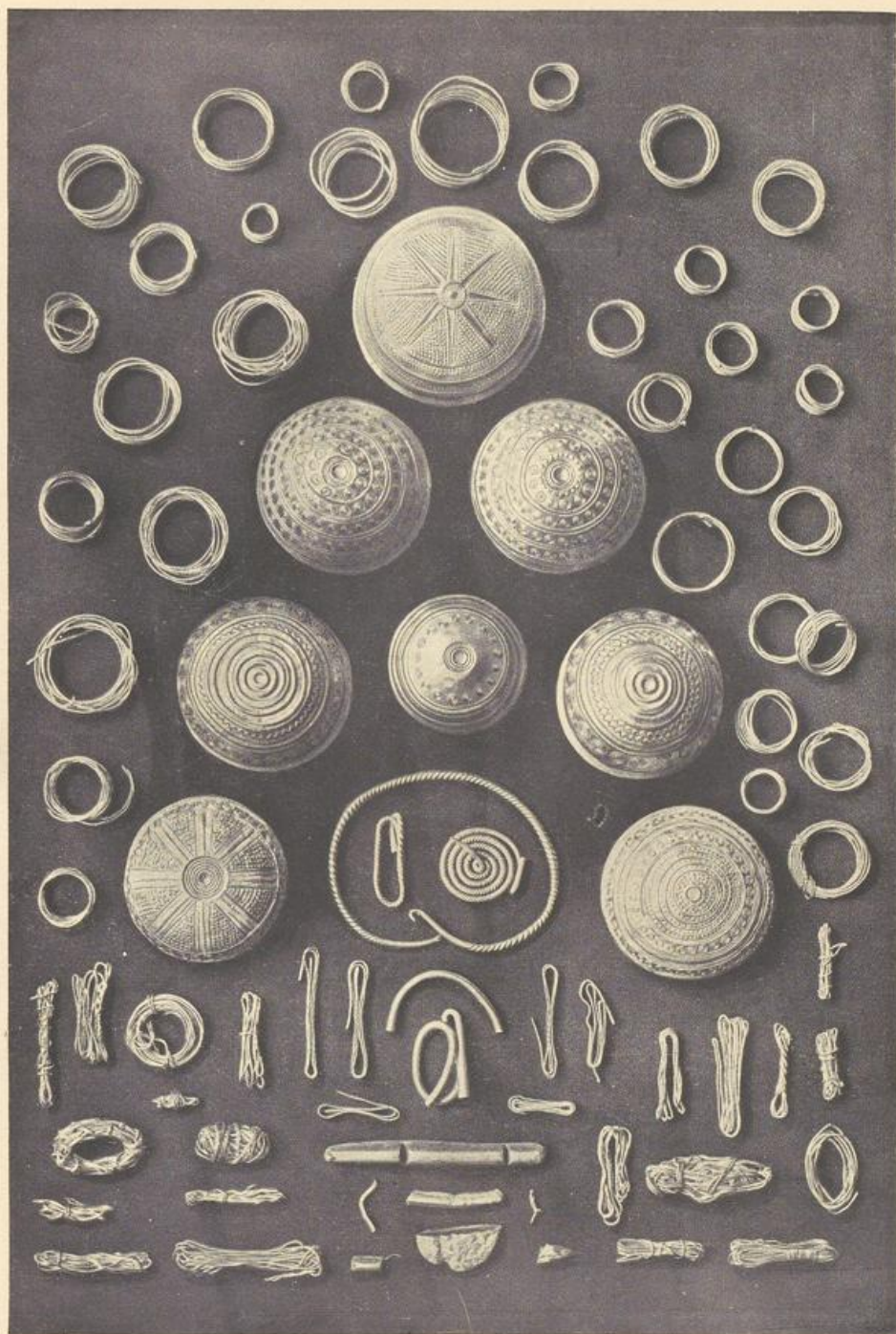
herausgelesen sind, heißt es (Il. 24. 794):

Jeho legeten sie das Gebein in ein goldenes Kästlein,
Und umhüllten es wohl mit purpurnen, weichen Gewanden;
Senkten sodann es hinab in die hohle Gruft, und darüber
häuften sie dicht geordnet gewaltige Steine des Feldes;
Schütteten eilend das Mal, und ringsum stellten sie Späher,
Daß nicht zuvor anstürmten die helmumschienten Achäer.
Als sie das Mal geschüttet, enteilten sie. Jeho von Neuem
gingen sie nach dem Gebrauch und feierten stattlichen Festschmaus
Dort in Priamos' Hause, des gottbeseligten Herrschers.
Also bestatteten jene den Leib des reisigen Hektors.

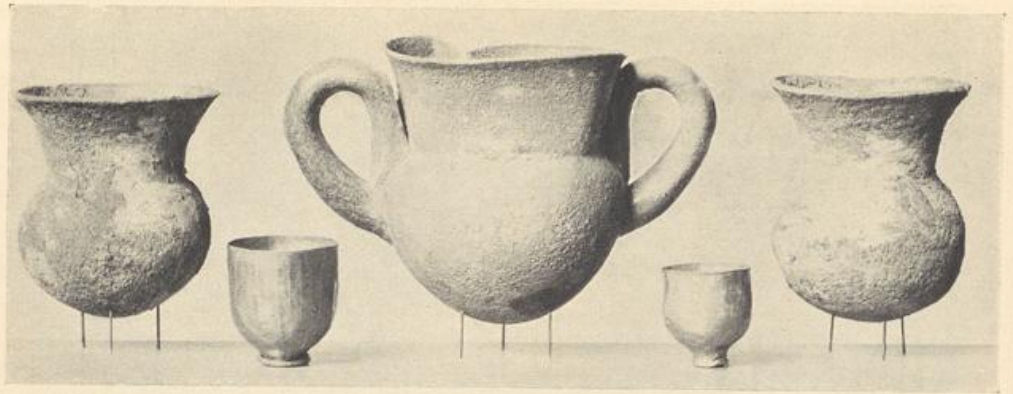
An dieser Schilderung interessiert uns aber nicht bloß die Form des Grabes, sondern auch das Verhalten der Bestattenden. Sie gehen, als sie den Erdmantel fertig geschaufelt haben, einfach nach Hause zum Mahle. Sie haben den Toten nicht ausgestattet, ihm nichts Besonderes mitgegeben; sie bringen auch kein Opfer am Grabe und treffen keine Vorrichtungen für künftige Feste und Spiele zu Ehren des Verstorbenen. Sie gehen nach Haus, ihre Pflicht ist getan; der Tote ist fern, sehr fern, sie werden nie mehr eine Beziehung zu ihm haben.

Bei der Bestattung des Patroklos spielen noch einige Züge aus altmitteländischer Zeit herein: die geschlachteten Trojaner, die den Toten begleiten, die Wettspiele, die ihn erfreuen sollen; die verwendeten Honigtöpfe deuten zurück auf die Zeit der Leichenkonservierung. Aber von weiterem, künftigen Verkehr mit dem Abgeschiedenen ist auch hier nicht die Rede.

Wilamowitz hat immer stark betont: bei Homer gibt's keinen Gräberkult. Nichts kann sein Wort mehr bestätigen als Hektors Bestattung. Diese Grabbehandlung steht in krassem Gegensatz zu den fabelhaften Aufwendungen, die man früher mit den Tholosbauten, mit den Steinalleen, mit den Cromlechs für den Seelenkult gemacht hatte. Die Auffassung vom Schicksal des Verstorbenen im Jenseits hatte sich durch die zweite nordische Einwanderung völlig geändert. Bei uns wird in den steinzeitlichen Megalithgräbern wie in den folgenden Hügel-



Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde. Mai 1913.
Berl. Mus. $\frac{1}{4}$.



1



2



3

Trojanische Gefäße

1. Troja II: Silberhumpen (Mischkrüge und Goldbecher). $\frac{1}{6}$. 2. Troja VI: Graue Keramik. $\frac{1}{4}$.
3. Troja VII: Budelkeramik. $\frac{1}{6}$. Alle im Berl. Mus.

gräbern den Verstorbenen wohl eine Wegzehrung mitgegeben und eine dürftige Ausstattung für die anspruchslose Unterwelt; aber man kommt nicht zurück, um durch Spiel und Tanz die die Sonne mitgenießende Seele zu erfreuen. An



Abb. 157. [Schiff von einer Dipylonvase. Nach A. Köster.

unsern Gräbern steht niemals ein Menhir, kein Festplatz ist daneben angelegt und keine Steinallee geleitet die Besucher hin.

So einfach, so bar allen Seelenkultes wie die homerische Beschreibung, sind auch in Wirklichkeit die Gräber dieser Zeit in Griechenland, die vielen vom Dipylon in Athen und sonst bis nach Kleinasien hinein. Die Auffassung dieser ganzen Zeit hat Homer zu dem düsteren Unterweltsbilde gestaltet, das sich entrollt, als Odysseus die Seele des Teiresias befragen und dabei auch seine Mutter sehen will. Keine Rede davon, daß man die Seelen dieser Großen und Lieben auf die Oberwelt rufen könnte. Odysseus muß selbst den furchtbaren Weg zum Hades hinab, muß ein Blutopfer bringen, um die Schatten so weit zu beleben, daß sie Bewußtsein erhalten und reden können. Was sie dann sagen, zeigt ihr kraftlos schwebendes, hauchförmiges Dasein, ohne Freude, ohne Hoffnung.

Ich glaube, es kann kein Zweifel sein, daß Homer mit dieser Schilderung die Auffassung, die unsern nordischen Gräber zugrunde liegt, zum Bilde gestaltet hat. Und wir dürfen ihm dankbar sein. Es ist das einzige Mal, wo diesen stummen Denkmälern Worte verliehen werden. Auch die Religionsstifter und -Lehrer verraten ja nur wenig, wie man sich das Jenseits vorzustellen habe. Das Christentum erhält durch die Bibel nur Andeutungen. Die anschaulichen Bilder schaffen nachher die großen Künstler, wie Fra Angelico, Orcagna, Michelangelo. Und so hat es für das Nordisch-Griechische Homer getan. Möglich, daß der Grieche dabei das Nordische etwas zu saft- und kraftlos dargestellt hat, daß man bei uns sich das Jenseits, wenn auch für ewig abgetrennt, so doch als eine leidliche Acker- und Viehwirtschaft vorstellte, — Tatsache bleibt jedenfalls, daß grade in unserm nordischen Kreise die Leichenverbrennung aufgekommen ist, schon gegen Ende der Steinzeit um 2000 v. Chr., während man im südlichen Kreise, überall wo der Glaube an ein Fortleben der Seele bestand, auf möglichste Erhaltung der leiblichen Reste bedacht war.

Wiederaufleben des Mittelländischen

Im 7. Jahrhundert v. Chr. vollzog sich in Griechenland ein großer allgemeiner Umschwung auf wirtschaftlichem und politischem, künstlerischem und geistigen Gebiete. In der Kunst wich die steife Geometrie der lebendigen Natur von Pflanzen und Tieren, und wie damit an die Übung früherer Zeiten wieder angeknüpft wurde, so geschah es auch im Kultus und in der nun erstehenden Philosophie.

Das Wiederaufleben altmittelländischer Züge kam einmal aus griechischem Boden selbst, wo in den Mysterien der alte Glaube sich verkapfelt durch die dürre Dipylonzeit hindurchgerettet hatte, zum andern aber aus den neuen Kolonien der Griechen an der Kleinasiatischen Küste und in Unteritalien und Sizilien, wo vielfach alte Übung und alter Glaube noch lebendig war.

Wie sehr der Unsterblichkeitsglaube in den Mysterien wurzelt, hat uns Wilamowitz gelehrt: „die Weißen sind es, die nach Pindaros die Seligkeit verleihen, die Weißen von Eleusis. Die *μυστικοὶ λόγοι* und *μυστικὰ δρώμενα* von Eleusis geben dem Gläubigen die Überzeugung, daß der Geweihte im Jenseits den Göttern selige Reigen tanzt, während der nicht Geweihte sich in Strömen Kotes wälzt und in das durchlöchernte Faß schöpft. Voraussetzung ist die individuelle Unsterblichkeit der Seele“¹⁾.

Die Dipylonkultur hatte über See bei weitem nicht so ausgegriffen wie die mykenische; so war im Osten wie im Westen viel Altes unberührt geblieben.

Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade an der Kleinasiatischen Küste sich die Menhirform für den Götterkult am längsten gehalten hat: im pamphylischen Perge für Artemis, im lydischen Julia Gordus und dem karischen Jafos für die Stadtgöttinnen, ähnlich in Sardes und in Tarjos, im syrischen Emesa schließlich noch für den Kaiser Elagabal²⁾. In Kleinasien tritt uns auch der alte Menhirgebrauch für das Grab am deutlichsten entgegen. Die phrygischen und lykischen Grabtürme und das ähnliche Monument des Maussolos in Halikarnaß sind zu feinen Kunstformen erblühte Menhirs. Wie das Grab jetzt wieder als der Sitz der Seele des Abgeschiedenen empfunden wird, zeigt sich in Äschylos' Persern. Da wird in der Not des Krieges, nach dem Zusammenbruch von Xerxes' großem Heereszuge, in Susa der Geist des alten Darius beschworen, um zu helfen und zu retten. Dreifach ertönt der Ruf: Komm, steige herauf, erscheine auf der Spitze deines hohen Hügels! Aus dem mittelländischen Menhir ist auch die griechische Grabstele erwachsen, im Norden ist dergleichen nicht üblich. Die Sirenen als Erscheinungsformen des Verstorbenen, die so oft in ihrer Spitze dargestellt sind, bezeugen die alte Bedeutung nach der bei Äschylos hervortretenden Auffassung. Wieder sind es aber kleinasiatische Denkmäler, die uns über das Schicksal

¹⁾ v. Wilamowitz, Homer. Untersuchungen 1889 S. 208. Die Quellen bei Sam Wide in Gerde-Nordens Einleitung² S. 181.

²⁾ Baumeister, Denkmäler, 1885 Artikel „Götterbilder“.



Hallstatt-Keramik

1—4. Hallstatt I: Urnenfelder mit Lausitzer Einfluß. Nach Reinecke. $\frac{1}{4}$, 5. Hallstatt II: Gündlinger Stufe. $\frac{1}{6}$, 6. Hallstatt III: Salemer Stufe. $\frac{1}{6}$, 7—9. Hallstatt IV: Ungarische Hallstatt-Typen. $\frac{1}{5}$.



Griechische Grabfiguren

Opferndes Mädchen und thronende Frau. Beide Berlin.

der Seele nach dem Tode des Menschen anschaulich aufklären. Auf dem sogenannten Harpyien-Monument von Xanthos in Karien sind auf dem Relieffrieze eines turmartigen Grabbaues thronende Gestalten dargestellt, Männer und



Abb. 158. Totenverehrung. Grabreliefs vom sog. Harpyien-Monument in Xanthos.

Frauen, denen mehrere Heranschreitende Gaben bringen (Abb. 158). Die frühere Auffassung, daß es sich um Gottheiten handle, ist heute aufgegeben¹⁾. Es sind ebenso wie in den anderen derartigen Darstellungen am Rande des Mittelmeeres, in Ägypten, Hettitien, die Verstorbenen, die von den Hinterbliebenen verehrt werden. Hinter ihnen erscheinen merkwürdige Flügelwesen mit Eikörper und Menschenkopf, die kleine Menschenpuppen, das sind die Seelen der Verstorbenen, durch die Luft emportragen. Einmal hoßt ein solches Seelchen noch zusammengefauert auf der Erde und wartet auf seine Beförderung. Von Jonien sind die philosophischen Lehren von der Unsterblichkeit ausgegangen (Pythagoras), von da hat die Darstellung der Verstorbenen als gottähnlich Thronender sich wieder verbreitet. Auf den griechischen Grabreliefs, die in unendlicher Fülle und Schön-

¹⁾ Nur in dem konservativen Londoner Museum sprechen die alten Etiketten an den Originalen noch von fünf Unterweltsgottheiten.

heit uns vor Augen stehen, läßt sich nachher die interessante Entwicklung verfolgen. Zuerst sitzen die Verstorbenen für sich allein ganz feierlich da, die Hinterbliebenen treten, zuweilen sogar als kleine Figuren gestaltet, rein huldigend vor ihnen auf. Dann greift die Verklärte schon ein Kind, ihr Kleinstes und Liebstes, aus der Schar heraus, nimmt es auf den Schoß und liebkost es (Leukothea-Relief). Zuletzt verschmilzt sie immer mehr mit der vor ihr stehenden Familie, gibt dem Manne die Hand und läßt sich von den anderen umringen, erhebt sich wohl auch halb von ihrem Sitze, in lebhafter Freude über den lieben Besuch. So schildern in hundertfältiger Abwechslung die attischen Grabreliefs immer wieder den Besuch der Hinterbliebenen bei dem verklärten Familienmitgliede. In echt griechischer Weise wird die Szene dabei so menschlich, daß man von den zwei verschiedenen Welten, denen die Beteiligten angehören, nichts mehr spürt. Daher ist sie denn zumeist angesehen als eine Wiedergabe des schönen Zusammenlebens der Familie hier auf Erden oder auch als ihre glückliche Wiedervereinigung im Jenseits. Und ebenso wird die hoheitsvolle Darstellung der einzelnen verklärten Persönlichkeiten bis heute vielfach mißverstanden, indem man sie nicht für eine Verstorbene, sondern für eine Göttin hält. Noch einer der jüngsten großen Erwerbungen des Alten Museums zu Berlin, der schönen thronenden Frau aus parischem Marmor, ist dies Schicksal widerfahren. Es scheint, daß man zuweilen weit zurückblicken muß auf die vorgeschichtliche Entwicklung im Mittelmeere, um für die Deutung eines klassisch-griechischen Bildwerks den richtigen Fingerzeig zu erhalten. Im Ahnentum liegt der Angelpunkt für die Lösung dieser Schwierigkeiten. Er pflegt der klassischen Archäologie nur im pompejanischen Hause flüchtig und unklar zu begegnen und im übrigen als nicht vorhanden betrachtet zu werden. Erinnert man sich aber, wie schon im Paläolithikum Männer und Frauen in feierlicher Haltung dargestellt werden, wie dann im Neolithikum der Mensch am Grabe und die Andeutung einer Menschenfigur im Vorraum des Grabes entschieden Kultobjekte sind, wie in der frühen Metallzeit die Gräber von Malta Kultnischen mit Pfeilern und daneben ganz realistische Menschenbilder enthalten, wie in Kreta uns das Totenopfer vor solchen Pfeilern und Bildern malerisch anschaulich vor Augen gestellt wird und wie in Ägypten und Hettitien vom 3. Jahrtausend an immer wieder die Verehrung der Verstorbenen durch die Hinterbliebenen die Grabsteine füllt, so wäre es höchst sonderbar, wenn in der Zeit der großen Einwirkung von Jonien auf Griechenland hierher nichts Ähnliches gebracht sein sollte. In der Tat hat das Heroon, die Kultstätte für den verklärten Verstorbenen, damals eine ganz bestimmte Form angenommen. Ein Naistos, ein baldachinartiges Tempelchen, bei dem vier dünne Säulen ein flaches Giebeldach tragen, bildet die Schutzhülle für ein Rundbild, das meist sitzend, zuweilen auch stehend die gottähnlich gewordene Persönlichkeit darstellt. Auf vielen Grabvasen sehen wir diesen kleinen Bau gemalt und dazu Männer und Frauen, die herantreten, um Opfergaben zu bringen oder auch mit dem als lebendig betrachteten Bilde

sich zu unterhalten¹⁾. Zuweilen sind die Heroa statt frei stehender Bauten nur einfache Wandnischen gewesen; diese Form deuten viele Grabreliefs mit Einzeldarstellung des Verstorbenen oder Begrüßungsszenen an.

Die Berliner „Göttin“ (Taf. XXXVII 2), die für all diese Fragen ein gutes Beispiel ist, zeigt nun durch ihre Erhaltung, daß sie nie in einem Tempel gestanden hat, sondern im Freien unter einem kleinen Schutzbau sich befunden haben muß. Sie ist von den Füßen bis fast zu den Knien hinauf stark verwittert. Der Regen hat diese Teile ungehindert getroffen. Auf dem Schoße nimmt die Verwitterung nach hinten zu ab, und an Brust und Gesicht ist sie kaum mehr zu bemerken. Dagegen ist die Nase, der Haarfranz und das Diadem wieder von ihr betroffen. Die Seiten des Thrones, auf dem die Gestalt sitzt, sind sehr wenig korrodiert und die Rückseite gar nicht, so daß hier die fein umrissene Palmettenverzierung noch deutlich zu erkennen ist.

Irgend etwas, was auf eine Göttin deutete, ist an der schönen Frau nicht zu bemerken. Die Bohrlöcher im Haarfranze werden einen Bronzeschmuck gehalten haben, wie er auch für sterbliche Weiber üblich war²⁾. Die hoheitsvolle Haltung aber beweist ebenfalls keine Gottheit. Sie entspricht ganz den sitzenden Figuren vom heiligen Wege bei Milet und besonders denen vom Harpyien-Monument von Xanthos (Abb. 158). Eine von diesen gleicht völlig unserm Rundbilde, nämlich die rechtsitzende. Sie hat denselben Thron, denselben Fußschemel und ganz dieselbe Haltung. Der linke Arm ist fast wagerecht vorgestreckt, die Hand hält einen Granatapfel, der rechte ist ein wenig erhoben, um eine Blume vor die Nase zu bringen. Genau dieselben Armmotive zeigt das Berliner Bild, dem leider die Hände fehlen. Wir werden sie uns also ähnlich ergänzen dürfen, vielleicht auch mit einer Trinkschale in der Hand, wie die andere der beiden Frauen in Xanthos sie hält. Der Vergleich mit den Figuren von Xanthos ist berechtigt und bestimmend, denn das Berliner Werk, wenn es auch wahrscheinlich in Unteritalien aufgestellt war, stammt doch von einem jonischen Künstler und aus derselben Zeit wie das xanthische Grabmal aus dem Anfang des 5. Jh. vor Chr.

Deutlicher noch als solch eine Einzelfigur sprechen die Gruppenbilder der sogenannten Heroenreliefs und der Totenmahle vom Leben nach dem Tode. Der Heros zu Pferde oder mit dem Pferd am Zügel ist immer der Abgeschiedene. Das Pferd ist ursprünglich die Erscheinungsform des Toten, so wie es auch die Schlange ist. Erst allmählich werden die Tiere mit der Gestalt in lebendige Beziehung gesetzt: der Mann besteigt oder führt sein Pferd, die Frau läßt die Schlange sich um ihre Arme ringeln. Die sogenannten „Schlangengöttinnen“ von Knossos werden aus einer Ahnennische stammen, wo sie verehrt wurden.

Auf den Totenmahreliefs wird dem Verstorbenen von den Hinterbliebenen ein Mahl ausgerichtet. Die Schlange nimmt meist schon mit daran teil. Der Ver-

¹⁾ Athen. Mitt. 1911, S. 127.

²⁾ Vgl. die Frauengestalten von der athenischen Burg.

klarte auf der Kline am Speisetische, genießt und spendet zugleich den Göttern. Diese sind immer mindestens im Geiste zu Gaste geladen, und zuweilen folgen sie der Einladung auch ganz persönlich, so wie auf dem allbekanntem Neapeler Relief Dionysos mit seinen Begleitern, als ein Dichter sein Totenmahl hält¹⁾.

Anders als in solcher ganz einfachen Weise vermag ich im ganzen Rahmen des mittelländischen Totenkultes diese Steine nicht aufzufassen, so viel anderes auch über sie geschrieben ist. Trifft meine Auffassung aber das Richtige, so werden wir auch viele Einzelfiguren auf Grabreliefs oder in Rundplastik, die sich anschicken, ein Opfer zu bringen, und deshalb gemeinhin für Priester und Priesterinnen gehalten werden, für Abgeschiedene, Verklärte ansehen müssen, die im Jenseits ihre erste Pflicht erfüllen. Der Kalbträger von der athenischen Akropolis ist kein Hermes, sondern ein Mann, der sein Kalb zum Opfer bringen will. Die mancherlei Frauen und Mädchen, die eine Taube, eine Statuette, ein Weihrauchkästchen in der Hand haben, sind ebenso aufzufassen. Ihr wehmütig gesenktes Haupt verrät deutlich den ernstesten Schritt, den sie tun wollen (Taf. XXXVII 1). Vielleicht ist dann auch der Lysias auf der bekannten bemalten Stele mit Kantharos in der einen, Ährenbündel in der anderen Hand nicht im priesterlichen Ehrenamte, das er einmal bekleidet haben würde, dargestellt, sondern als Verklärter, der opfern will.

¹⁾ Springer-Wolters¹² 1923, S. 406.

Elftes Buch

Die Eisenzeit

Man hat gelegentlich gesagt, Südrußland sei das östlichste der Mittelmeerlande. Das ist für sehr alte Zeit gewiß richtig. Es hat die Höckergräber mit Rötelsbeigabe, und die Kaukasus Sprachen scheinen dem Baskischen urverwandt zu sein. Aber nachher sind die weiten fruchtbaren Ebenen vom Dniepr bis zum Kaukasus Durchzugsland und Kolonialland gewesen für begehrliche Völker, sei es aus Mitteleuropa, wie die Band- und Schnurkeramiker, sei es aus Transkaukasien, wie die Skythen, oder aus Zentral- oder Vorderasien, wie die Hunnen, Awaren, Kumanen, Bulgaren. Immer wurden dann die bisherigen Ansiedler zum guten Teile beiseite, in den Kaukasus, gefegt, um Platz zu schaffen für die neuen — ähnlich wie es in Südengland gegangen ist, wo auch nacheinander die Iberer, Kelten, Sachsen, Normannen, Dänen als Herren auftraten und die unbehaglichen Vorbesitzer seitwärts in die Berge drückten.

Im Kaukasus hat sich infolgedessen immer allerhand Altertümliches erhalten zu Zeiten, wo anderwärts längst andersartige Kulturen blühen. Beziehungen zum handkeramischen Kreise treten auf, zu Troja und Mykene; dann aber setzt im Gegensatz zu der alteuropäischen Westost-Entwicklung ein Rückstrom ein, der von Südrußland aus die Donau hinauf unablässig die Länder bis Mittel- und Westeuropa hin befruchtet. Am leichtesten ist es zu erkennen an der Tierornamentik, die wir steinzeitlich in Petreny (Bessarabien) beginnen sahen (oben Abb. 93). Sie scheint wie ein unausrottbarer Ansteckungsstoff am südrussischen Boden zu haften, der jedes neu einziehende Volk wieder befällt und von ihm weitergetragen wird. Zur Kolchis-Zeit hat es die Trojaner und Mykenier gepackt, nachher hat es auf die Hallstattkultur gegriffen und von da nach Italien hinein (Salisker); dann sind die Skythen ganz verseucht worden und haben vieles an den Frühlatène-Strom, der die Donau hinaufgeht, mitgegeben. Schließlich sind die Goten, die aus Ostpreußen bald nach Christi Geburt an das Schwarze Meer kamen, dort bis über die Ohren versunken in die Nachflänge des griechisch-skythischen Stils. Sie haben ihn in neuer Art auf die Grundlage von Bandgeschlingen gestellt und bei ihren weiten westlichen Wanderungen über fast ganz Europa verbreitet, besonders nach Skandinavien hin, wo er bis ins Mittelalter das Charakteristikum der Wikingerkunst abgibt.

So reihen sich in der Folgezeit die Hauptstiele in Europa aneinander und bilden eine einheitliche Linie, die sich freilich in den einzelnen Ländern immer auf viel Altheimisches auflegt.

Kaukasus

Die Zeit liegt noch nicht sehr fern, wo die „Kaukasische Rasse“ als Grundtypus des europäischen Menschen angesehen wurde. Die Anthropologie wandelte in den Fußtapfen der Sprachforschung und glaubte die Bewohner unseres Erdteils vom Osten gekommen. Noch im Banne dieser Auffassung sind die ersten Ausgräber, der Franzose Chantre und der Deutsche Rudolf Virchow, mit großen Erwartungen in die Hochtäler des Kaukasus gezogen. Ihnen beiden verdanken wir die umfassenden archäologischen Aufklärungen über jene Gegend, Rudolf Virchow im besonderen die reiche Kaukasus-Sammlung des Berliner Museums. Chantre und Virchow haben beide — letzterer bei Gelegenheit des Tifliser Kongresses 1881 — am Nordhang des Kaukasus bei Koban am Kasbeck gegraben, andere, wie die in Tiflis wohnhaften Fr. Bayern und E. Rösler und dann als Ingenieure des Siemensschen Kupferwerkes von Kedabeg W. Belä und E. Carthaus am Südhang des Gebirges. Das ist wohl zu unterscheiden. Der Nordkaukasus hat mehr Beziehungen zu Südrussland und Ungarn, der Südkaukasus, dessen Küstenstrich Kolchis ist, mehr zu Kleinasien und dem Mittelmeere.

In Koban handelte sich's um Hödergräber mit reicher Bronzeausstattung, aber fast ohne Keramik. Ein Grabbefund Chantres mag das Inventar veranschaulichen. Am Kopfe trug die Frau zwei große „Rudernadeln“, um den Hals eine Kette von roten Achatperlen, auf der Brust eine große Bogenfibel und mehrere kleinere Fibeln, an den Unterarmen Spiralschulpen konisch sich verengend, um den Leib einen Gürtel, offenbar aus Leder, dessen Verschlussstücke, Haken und Öse, erhalten sind; neben der Brust liegt rechts eine Hängespirale als Tierkopf gestaltet, links ein Napf und ein Kännchen aus Bronze. Die Armspiralen und die Hängespiralen — von denen oben Abb. 140 d schon eine abgebildet ist — sind dem Kaukasus aus Ungarn zugekommen, die Höderbestattung wird ebenfalls daher stammen. Bemerkenswert sind in dieser Koban-Kultur ferner die breiten Verschlussleisten von Ledergürteln mit Mäander- oder Spiralmustern, oft auch mit Tierfiguren verziert und zwar schon in einer Emailtechnik, indem der Grund um das Ornament oder das Tier ausgehoben und mit einer farbigen Masse gefüllt ist. Es ist das erste Vorkommen dieser Technik, die dann im Latène und Römischen sich fortsetzt (Abb. 159 c).

Am Südkaukasus herrscht das „Amazonenbeil“ an Stelle des geschweiften, das Beil, das auf griechischen Vasenbildern die Amazonen führen und das in Bogasköi die große Königsfigur am Tore geschultert hat. Es ist in Originalstücken bisher nirgend als hier im Südkaukasus gefunden (Abb. 159 a, b). Daneben stehen sehr breite und lange Schwerter, nicht spitz, sondern rundlich endigend, also keine

Kaukasus

Stich-, sondern eine Hieb-*waffe* (g). Die Dolche sind schlank. Schwerter und Dolche haben schöne Knäufe, entweder aus Holz mit durchbrochener Bronzehülse überzogen oder in eingelegerter Arbeit aus farbigen Steinchen zwischen Bronzestäbchen,

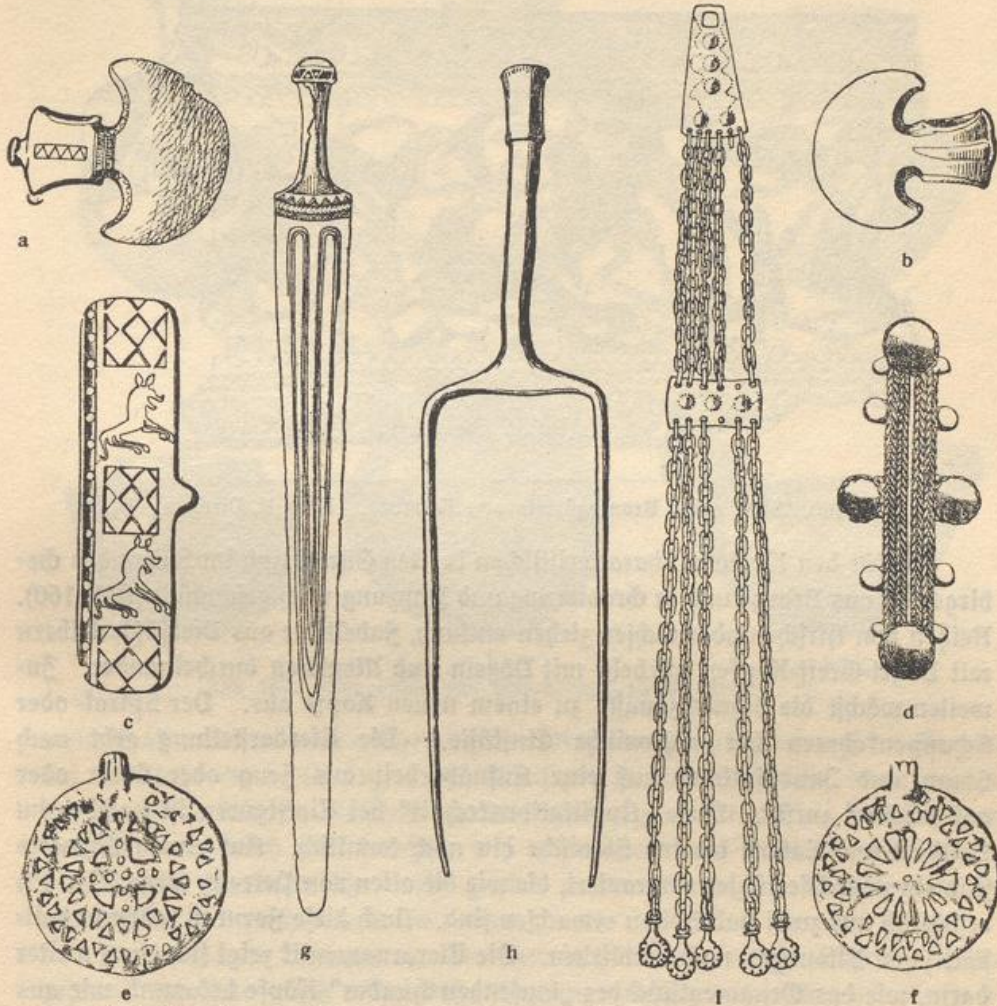


Abb. 159. Kaukasus-Bronzen. c von Koban (Nordkaukasus), die übrigen von Kedabeg (Südkaukasus). Berl. Mus. a b $\frac{1}{5}$, c-f $\frac{1}{2}$, g-i $\frac{1}{6}$.

wie in Ägypten. Paarweise treten auf große Ringe mit Schlangenwindung durch die Mitte und durchbrochene runde Zierplatten mit geometrischen Mustern (e f). Öfter begegnet das Stridornament, das an Hettitien anknüpft und sich später bis zu den Slaven in Norddeutschland fortgesetzt hat (d). Eben solange und weithin sind die großen Gehänge zu verfolgen (i), die im Kaukasus am Gürtel getragen wurden. Ein besonderes Stück ist die große Gabel (h), offenbar eine Waffe. In Sendschirli (Nordsyrien), also bei den Hettitern, kommt sie zur selben Zeit in Eisen

vor, und ein dreizackiges eisernes Exemplar (tridente) ist in Vetulonia (Etrurien) in einem Villanova-Grabe gefunden. So weit ist sie vom Osten nach dem Westen gegangen.

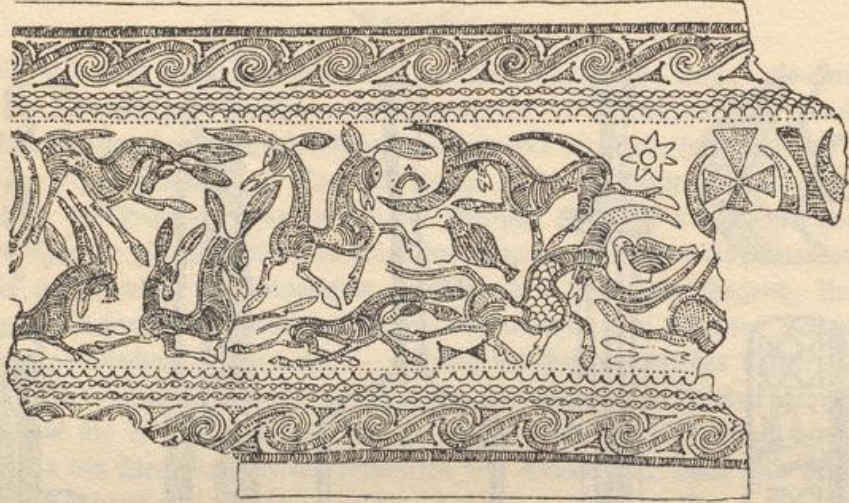


Abb. 160. Stück eines Bronzegürtels von Kedabeg. Nach R. Dirchow. $\frac{1}{2}$.

Die für den Kaukasus charakteristischen breiten Gürtel sind im Süden des Gebirges oft aus Bronze und in Gravierung und Punzung reich geschmückt (Abb. 160). Reihen von Hirschen oder Ochsen ziehen entlang, Sabeltiere aus Vierfüßlerleibern mit Vogel-Greif-Köpfen wirbeln mit Vögeln und Menschen durcheinander. Zuweilen wächst die Schwanzquaste zu einem neuen Kopfe aus. Der Spiral- oder Schuppenrahmen hat mykenische Einflüsse. Die Tierdarstellung geht nach Saum und Innenfüllung auf eine Aufnäharbeit aus Zeug oder Leder oder auf Sticerei zurück. Diese „Applikationstechnik“ bei Tierfiguren ist nachher im Hallstatt und Latène bis ins Slavische hin noch kenntlich. Auf einem Schwerte sind ein paar Vierfüßler eingraviert, die wie die alten von Petreny (oben Abb. 93) ersichtlich aus zwei Halbkreisen erwachsen sind. Auch diese Form ist späteren hallstattischen Bildungen noch verblieben. Die Tierornamentik zeigt sich dann weiter darin, wie das Ornamentstück des „laufenden Hundes“ Köpfe bekommt, wie aus einem tropfenförmigen Gehänge ein Vogel geworden ist und aus der gebogenen Parierstange des Dolches zwei Köpfe.

Das breite Hiebschwert des Kaukasus, das ebenso zu dem mykenischen wie zu dem nordischen schmalen Stichschwert in Gegensatz steht, setzt sich nun aber fort: durch Hallstatt, Latène zu den Römern, Franken und Wikingern, während die Griechen das kurze Stichschwert behalten haben.

Ein halbmondförmiger Gürtelhaken mit Tiergesicht aus dem Kaukasus hat in der Berliner Sammlung sein genaues Gegenstück in einem römischen.

Keramik haben wir in Berlin nur vom Südkaukasus. Das erste, was in die

Augen fällt, ist, daß die „graue Ware“ von Troja VI (Taf. XXXV 2) hier unverkennbar stark vertreten ist in ähnlichen bauchigen Formen, scharf gedreht und fein poliert und vielfach verziert mit der Wellenlinie (Abb. 161). Dies Wellenorna-



Abb. 161. Tongefäße aus Samthawro bei Tiflis. $\frac{1}{8}$.



Abb. 162. Tongefäße von Elisabethpol (Südkaucasus). $\frac{1}{8}$.

ment ist offenbar auch nie ausgestorben. Wir haben es gefunden auf der Keramik des 4. Jahrhunderts am letzten der römischen Dobrudscha-Wälle, dann zieht es auf avarischen Töpfen, die schon als Vorstufe der slavischen wirken, durch Ungarn und Süddeutschland und herrscht, wie allbekannt, vom 9. Jahrhundert an im ostdeutschen Slavenbereiche. Es gehört wohl ursprünglich den Avaren, die unter Attila mit nach dem Westen zogen.

In der grauen Keramik von Samthawro bei Tiflis, die Sr. Bayern Virchow geschenkt hat, finden sich mittelgroße Kannen, die ganz mit solchen von Troja VI übereinstimmen (Abb. 161 c), dann bombenförmige Gefäße wie im Dipylon- und Hallstattstil und größere schlankhalsige Kannen, die schon ganz an Latène-Formen gemahnen (Abb. 161 a). Die eigenartigen Knöpfe mit glatter Oberfläche (Abb. 162 b) kommen ebenso später in der Hallstatt-(Villanova-)Zeit Oberitaliens vor.

Eine besondere Gattung sind die weiß inkrustierten kurbisförmigen Näpfe aus der Gegend von Elisabethpol (Abb. 162). Auf ihnen sehen wir aus dem Sanduhrenmotiv durch Anfügung von Kopf und Schwanz ein Tier entstehen (b) und aus aufeinanderstehenden Dreiecken mit abzweigenden Zickzackbändern einen grotesken Menschen (a liegend, mit Kopf nach rechts) — ganz wie in Susa-Mussian

mehr als tausend Jahre früher. Der Napf c trägt auf seinem Rande ein paar kleinere Gefäße, ganz wie es später im Hallstattkreise vorkommt (Taf. XXXIX 6).

Im ganzen zeigt diese Kaukasuskultur das Bild einer Stauwelle, die auf östlicher Grundlage indogermanisches Gepräge von Troja und Mykene her erhalten hat und so nach Überschreitung des Kaukasus im Begriff ist nach Asien vorzudringen. Sie haben dort in der Tat nachher die chinesische Tierornamentik hervorerufen. Zugleich sehen wir, wie aus diesem Staubecken Rückströme die Donau hinauf nach Mitteleuropa gegangen, von da auch nach Italien eingedrungen sind und oft Jahrhunderte lang fortgewirkt haben.

Hallstatt und Illyrien

Den Stil im Donaukreise von etwa 800—500 v. Chr., den man bisher nach Hallstatt nannte, kann man heute getrost illyrisch nennen. Das Städtchen Hallstatt im Salzkammergute hat im Laufe der Jahrzehnte wohl die größte Zahl von Gräbern geliefert, die je an einem Orte ausgegraben ist. Man spricht von 2500. Die reichen Salzlager dort haben lange Zeit eine starke Bevölkerung in guten wirtschaftlichen Verhältnissen gehalten. In der ersten eindrucksvollen Veröffentlichung über die Funde hatte der verdiente Wiener Archäologe v. Sacken 1868 sie für keltisch erklärt und in Sonderheit den Tauriskern zugeschrieben, deren Name heute noch in den Taurischen Alpen fortlebt. Nachher hat sich aber immer mehr herausgestellt, daß zur Zeit der Hallstattkultur das ganze Ostalpengebiet noch illyrisch gewesen ist. Von den 2500 Gräbern bei Hallstatt selbst hat Adolf Mahr bei einer großen Nachprüfung nur 10 als keltisch gelten lassen können, alle anderen sind illyrisch ¹⁾. Und Walter Schmid in Graz hat diese Erkenntnis dann auf ganz Noricum — die Länder Kärnten, Steiermark, Niederösterreich — erweitert. Die Einbrüche der keltischen Völker, der Taurister, Skordister, Bojer usw. haben erst mit dem großen Aufschwollen des Keltentums aus Südwestdeutschland um 400 v. Chr. begonnen, und in manchen Gebieten, wie im mittleren Steiermark, hat sich der illyrische Stil noch bis in die römische Zeit gehalten ²⁾.

Dieser illyrische Stil der Hallstattzeit geht zurück bis auf die steinzeitliche Bandkeramik und ist dadurch manchen mykenischen Elementen so außerordentlich verwandt. Wir haben oben schon gesehen, daß die erste Einwanderung nach Griechenland, der die mykenische Kultur verdankt wird, mancherlei aus Illyrien mitgebracht hatte: die Spiralornamentik, die Schachtgrabanlage, die Ausstattung der Leichen mit goldenen Masken und Handschuhen; ja auch nach Troja hatte die vom Balkan gekommene Einwanderung schon Illyrisches gebracht: die Spiralen und die großen Kopsgehänge, von denen wir gleich weiter hören werden. Wenn jetzt die Hallstattkultur als illyrisch erwiesen ist, so müssen damit auch die ihr ver-

¹⁾ Mitt. Prähist. Komm. Wien II S. 328.

²⁾ Bericht der Röm. Germ. Komm. Frankfurt a. M. 15. 1923/24 S. 192.

wandten Elemente in Mykene und Troja, ebenso wie die ihren Urboden bildende Bandkeramik als illyrisch angesehen werden.

Zunächst in die Augen fallen die Spiralverzierungen wie Abb. 163a b, die

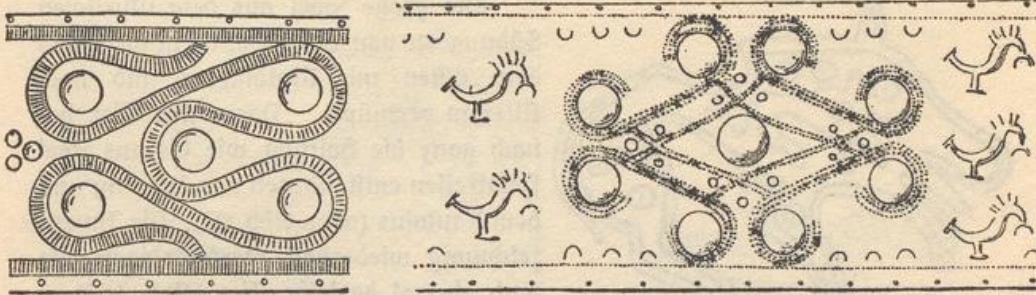


Abb. 163. Hallstattornamente von Gürteln. Nach v. Sacken. $\frac{2}{5}$.

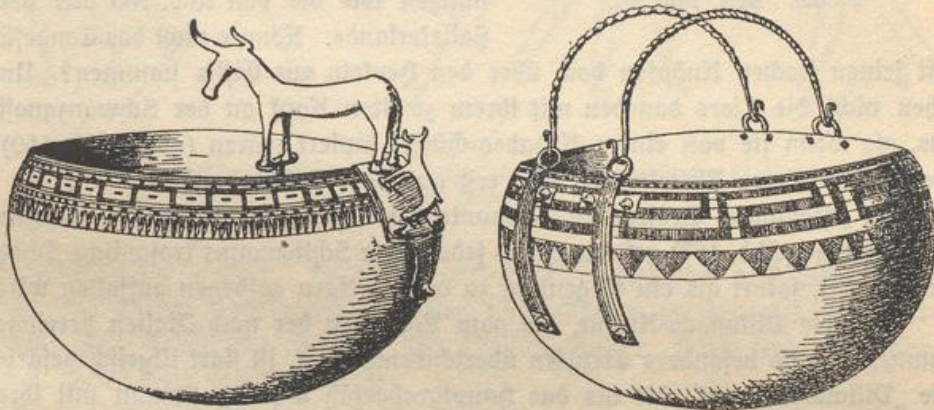


Abb. 164. Zwei Bombenfessel von Hallstatt. Nach v. Sacken. $\frac{1}{6}$.

ganz pannonischen und mykenischen Stücken entsprechen (oben Abb. 145 e). Dann weisen die Bombenfessel von Hallstatt (Abb. 164) zurück auf die alte in der steinzeitlichen Bandkeramik allgemein herrschende Form. Bei einem tritt auch vom Henkel her ein Pferd genau nach innen vor, wie auf dem Tirynther Becher der Vogel (oben Abb. 145 d). Von den Goldmasken aus Trebenischtze am Ochrida-See zeigt Taf. XXXVIII die besterhaltene. Sie ist ungeschickter gemacht als die mykenischen, die Nase mußte aus einem besonderen Stück angefügt werden. Das Gesicht hat den archaisch-griechischen Stil des 6. Jahrhunderts mit den vorquellenden Augen. Es ist von einem Flechtbande rings umgeben, dem Nachfolger von Spiralbändern, wie sie die mykenischen Stelen umgeben, — aber ebenso auch die Stelen von Novilara in Picenum, und damit kommen wir an die Westküste der Adria und erfahren, daß hierher ein starker illyrischer Einstrom erfolgt ist, zunächst in das picenische Gebiet zwischen Rimini und Ancona, aber dann auch nach Inneritalien hinein, bis Etrurien und zum Saliterlande. Der-

schiedenes Alte kommt hier zusammen. Ed. Norden hat für Picenum ein „pelasgisches“ Volk, die Asili scharfsinnig erschlossen und fragt, ob nicht die bisher rätselhafte Sprache der Novilara-Inschriften ihm angehören können¹⁾.

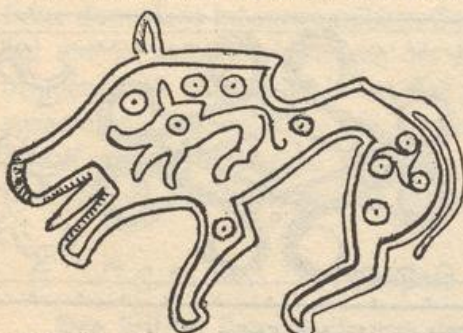


Abb. 165. Goldplattierte Fibel von Dolja Dolina. Berl. Mus. $\frac{2}{3}$.

Die große Fibel aus dem illyrischen Südungarn von Dolja Dolina ist weit nach dem Osten mit Mythischem und noch Älterem verknüpft. Das wilde Tier hat noch ganz die Haltung wie die aus zwei Halbkreisen entstandenen von Petreny und dem Kaukasus (oben Abb. 93). Die Innenzeichnung wiederholt merkwürdigerweise noch einmal daselbe Tier (Abb. 165).

Zum Kaukasus zurück deuten Erscheinungen wie die von Abb. 166 aus dem Salischerlande. Könnte nicht das Tongefäß

mit seinen flachen Knöpfen hoch über den Henkeln aus Tiflis stammen? Und sehen nicht die Tiere daneben mit ihrem zweiten Kopf an der Schwanzquaste aus, als wenn sie von einem Kedabeg-Gürtel kopiert wären (oben Abb. 160)? Sie sind aber aus Mittelitalien und erst aus dem 7. Jahrhundert.

Im picenischen Gebiete, in Belmonte bei Ancona, ist das große bronzene Kopfgehänge (Abb. 167) gefunden, das jedem, der Schliemanns trojanische Schatzfunde kennt, sofort als ein Gegenstück zu den dortigen goldenen auffallen wird.

Auch die Villanova-Kultur, die vom Nordosten her nach Italien hereingekommen ist und besonders Etrurien überschwemmt hat, ist stark illyrisch gefärbt. Die „Villanova-Urne“, die als das Hauptgrabgefäß auftritt, stammt mit ihrer Neigung zum Kropfhalse ganz ersichtlich aus Pannonien. Man vergleiche das italische Stück (Abb. 167 b) mit dem pannonisch-illyrischen auf Taf. XXXII 7.

Erst wenn man diese Zusammenhänge des Hallstättsch-Illyrischen mit dem Mykenischen und letzten Endes dem Altbandkeramischen erkannt hat, entwirren sich aus dem Durcheinandergehen der verschiedenen Einflüsse in der Bronzezeit die Alten mit Jungem verbindenden Züge im Hallstättschen. Die Gräber in Hallstatt selbst sind der nord-ostdeutschen Sitte des Verbrennens und Hügelerrichtens nicht gefolgt, sondern der alten bandkeramischen treu geblieben. Es sind Schachtgräber ohne Hügel darüber und sie enthalten fast ausschließlich Körperbestattungen. Wo aber der nordische Einfluß gewirkt hat, wie in Baden und Württemberg und auch in Teilen von Österreich, sind die Toten vielfach verbrannt und auch in stattlichen Holzkammern unter riesigen Hügeln geborgen. Und da haben auch die Häuser vielfach die nordische Art angenommen als Pfostenbauten wie bei den Lausitzern. Aber im Grundriß folgen sie gern der südlichen Sitte des

¹⁾ Ed. Norden, *Altgermanien* 1934 S. 232 ff.

Hofhauses in Hufeisenform, so in der Wasserburg Buchau (oben Abb. 23) und so auf dem Goldberge bei Nördlingen.

Die Hallstattzeit bringt die erste allgemeine Verwendung des Eisens, und

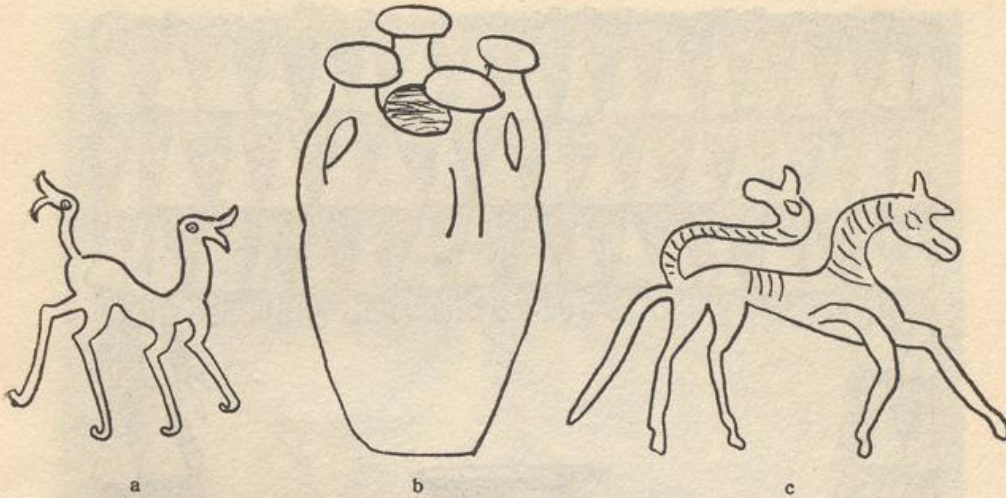


Abb. 166. Gefäß und eingeritzte Tierfiguren, a b von Alfidena in Samnium, c von Capena.

zwar zunächst für Waffen. Große Schwerter mit breiter oder auch geschweifter Klinge sind an der Tagesordnung. Auch Lanzenspitzen werden aus Eisen hergestellt. Für Gerät und Schmuck, wie Messer, Nadeln, Hals- und Armringe, Gürtel, bleibt aber noch die Bronze.

Man rechnete früher die Hallstattkultur von 1200—500 v. Chr. und teilte sie in 4 Perioden. Heute beläßt man die ersten beiden davon, die „Urnenfelderkultur“ (1200—1000) und „Gündlinger Stufe“ (1000—800) lieber noch bei der Bronzezeit, den Montelius-Perioden IV und V, und gewinnt damit für die verbleibenden beiden Hallstatt-Perioden von 800—500 einen einheitlicheren Stil. Den Urnenfeldern ist noch die vorausgegangene Bandkeramik und Hügelgräberkultur anzumerken bei starkem Einschlag des Lausitzer Stils (Taf. XXXVI 1—4). Die Gündlinger Stufe in Südbaden, dem Elsaß und der Pfalz hat diese Stufe übersprungen und setzt im Wesentlichen die alten Pfahlbauformen fort (Taf. XXXVI 5). Die Urnenfelderleute werden wir als indogermanisierte Illyrier, die Gündlinger als Kelten anzusehen haben.

In der eigentlichen Hallstattkultur treten nun auch in Süddeutschland die Formen auf den Plan, die im Osten, in Österreich und Ungarn sich schon lange verbreitet haben und dort aus altem steinzeitlichen Gut erwachsen sind: die Schulteramphora der kannelierten Keramik und der einfache fragenlose, halbkugelige Napf. Sie verbreiten sich als „Salemer Typus“ (Bodensee) mit reicher

Bemalung (XXXVI 6) in Süddeutschland und gewinnen dann im Junghallstättischen als „Koberstadter Typus“ auch das Rheinland.

Kaum irgendwo ist das immer wieder Ausschlagen einer alten Wurzel so

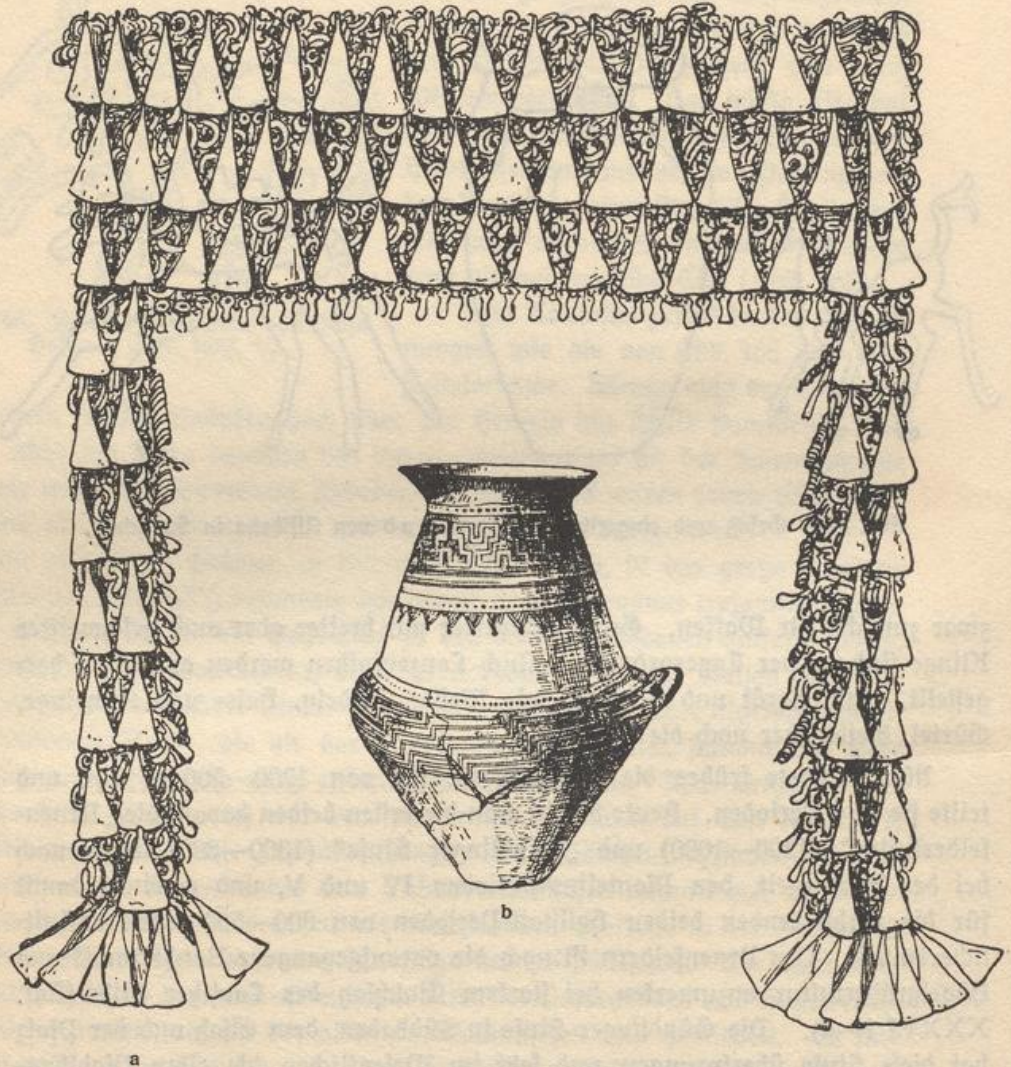
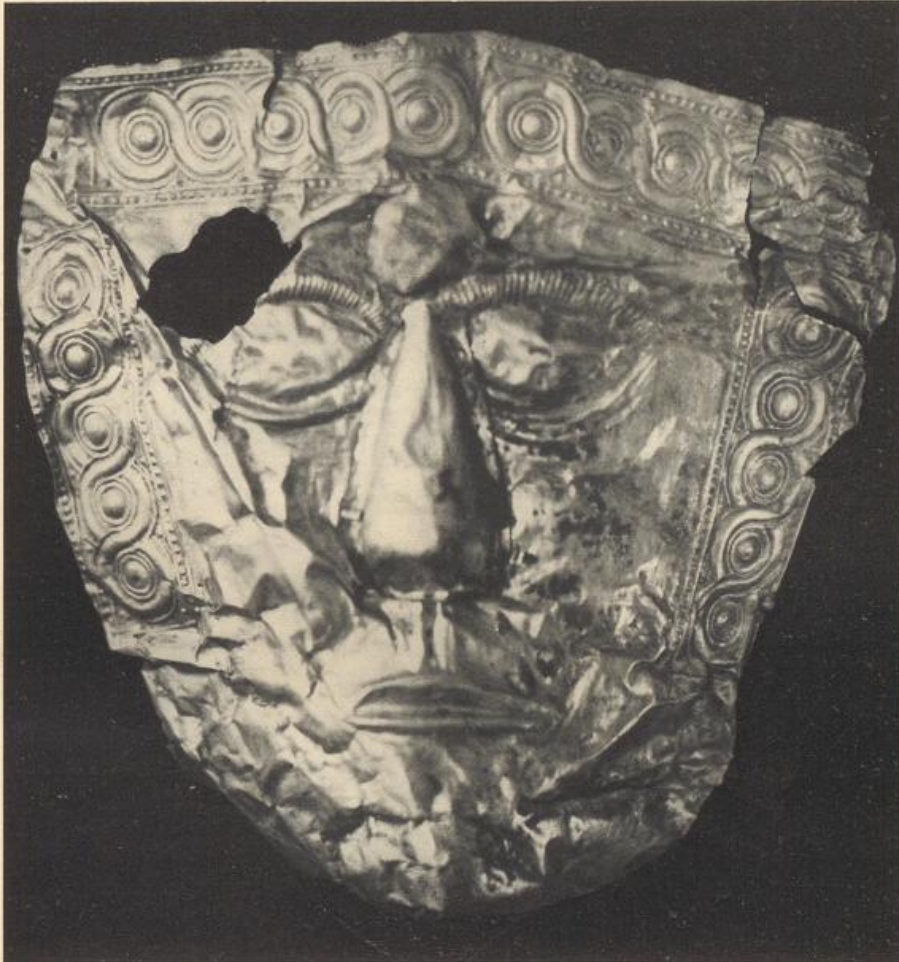


Abb. 167. Bronzener Kopfschmuck von Belmonte b. Ancona. b Villanova-Urne.

deutlich wie im Hallstattstile. In Ungarn tritt auch die Spirale in Relief, zuweilen auf Büdeln, noch wieder auf. Gelegentlich sitzen dabei kleine Töpfchen dem großen Topf auf der Schulter (XXXIX 6), ganz wie es vorher auch im Kaukasus vorkommt (Abb. 162 c). In den Verzierungen aber versteigt sich dieser Kreis schon zu ganzen Bildern aus dem täglichen Leben, wir befinden uns also wohl in der Nähe des Ausgangspunktes der Dipylonkultur.



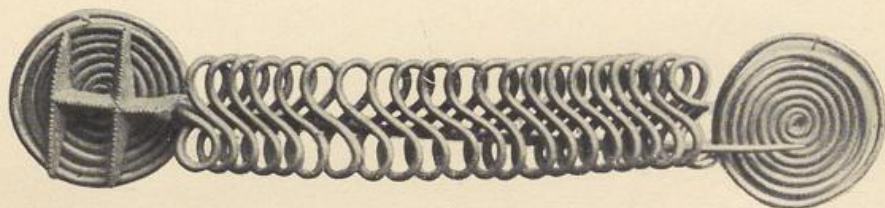
Goldene Maske aus einem Grabe bei Trebenishte (Ochrida). Nach Dulic.



1



2



3



4



7



5



6



8

Villanova und Hallstatt

1. Bronzene Villanova-Urne aus dem Königsgrabe von Seddin. Märk. Mus. $\frac{1}{6}$. 2. Villanova-Helm, gefunden in der unteren Oder. Berl. Mus. $\frac{1}{4}$. 3. Schlingbügelfibula aus der Mark. Berl. Mus. $\frac{1}{2}$. 4-8. Tongefäße und Bronzeimer aus Krain. $\frac{1}{7}$.

Wagen werden von Pferden gezogen und von Männern geleitet (Abb. 168); auf dem Wagen steht eine Art Menhir. Vielleicht handelt es sich um einen gottesdienstlichen Festzug; man wird an den Umzug des Nerthus-Wagens bei

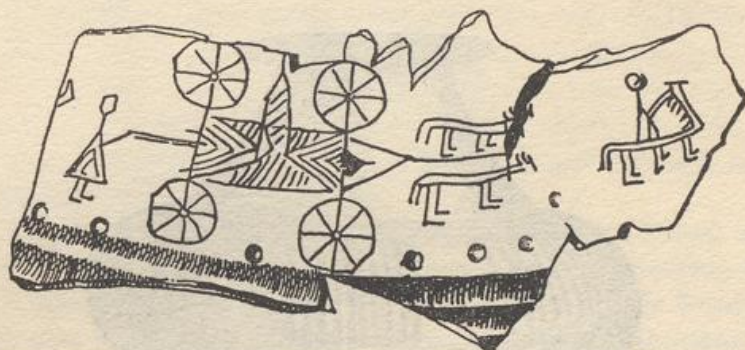


Abb. 168. Wagen und Reiter auf Gefäß aus Oedenburg. Nach Hoernes. $\frac{1}{8}$.

Tacitus erinnert. Oder es erscheint eine Reihe von Frauen (Abb. 169), die in verschiedener Art weben und sticken. Die eine spinnt mit einer herabhängenden Handspindel, die andere arbeitet an einem Webstuhl, von dem die Fäden in ein unteres Geschoß hinabgehen. Eine dritte scheint die Leier zu schlagen, nach der zwei weitere tanzen. Die Figuren sind ganz textil gehalten. Ihre Körper gestalten sich drei- oder viereckig, die Arme und Beine halten sich möglichst an die Richtungen, in denen die Fäden laufen. Auch dieser geometrische Stil der Figurenzeichnung entspricht ganz dem Dipylonstil.

Es ist sehr merkwürdig, daß die beiden Arten des Hallstattstils, die spirralige und die geometrische, im wesentlichen nur die Stilarten fortsetzen, die schon steinzeitlich in diesen selben Gegenden geherrscht haben, die Hinkelstein- und die Bandkeramik. Wenn in der dazwischenliegenden Bronzezeit die Fäden vielfach für unser Auge verschwinden, so werden sie an entlegenen Stellen oder auch auf vergänglichen Stoffen, wie Kleidern, Leder, Holz, sich fortgesetzt haben, um nachher wieder allgemein sichtbar aufzutreten.

Der Hallstattstil hat sich stark nach Frankreich und Spanien hin verbreitet. Von Burgund ¹⁾ nach der Marne ²⁾ hin können wir seine Schwerter, Bronzebecken, Zisten und charakteristischen Tonscherben verfolgen und vom Juradistrikt über den Tarn nach den Pyrenäen ³⁾. In Spanien waren echte Hallstattfunden bisher besonders aus Andalusien bekannt, bis vor einigen Jahren vom Marquis de Cerralbo große Nekropolen mit mehreren tausend Gräbern der Hallstatt- und Latène-Zeit in der Provinz Guadalajara (Kastilien) aufgedeckt wurden. Es stellen diese Hallstattfunde in Frankreich und Spanien etwas ganz Neues gegen

¹⁾ Déchelette II 2, S. 642.

²⁾ Ebd. S. 646.

³⁾ Ebd. S. 653—675.

das bisher in langem Zuge dort entwickelte Einheimische dar, eine erste vom Osten ausgegangene große Eroberung, die wir als die keltische erkennen können. Und damit werden diese Gebiete auch nun erst indogermanisiert.

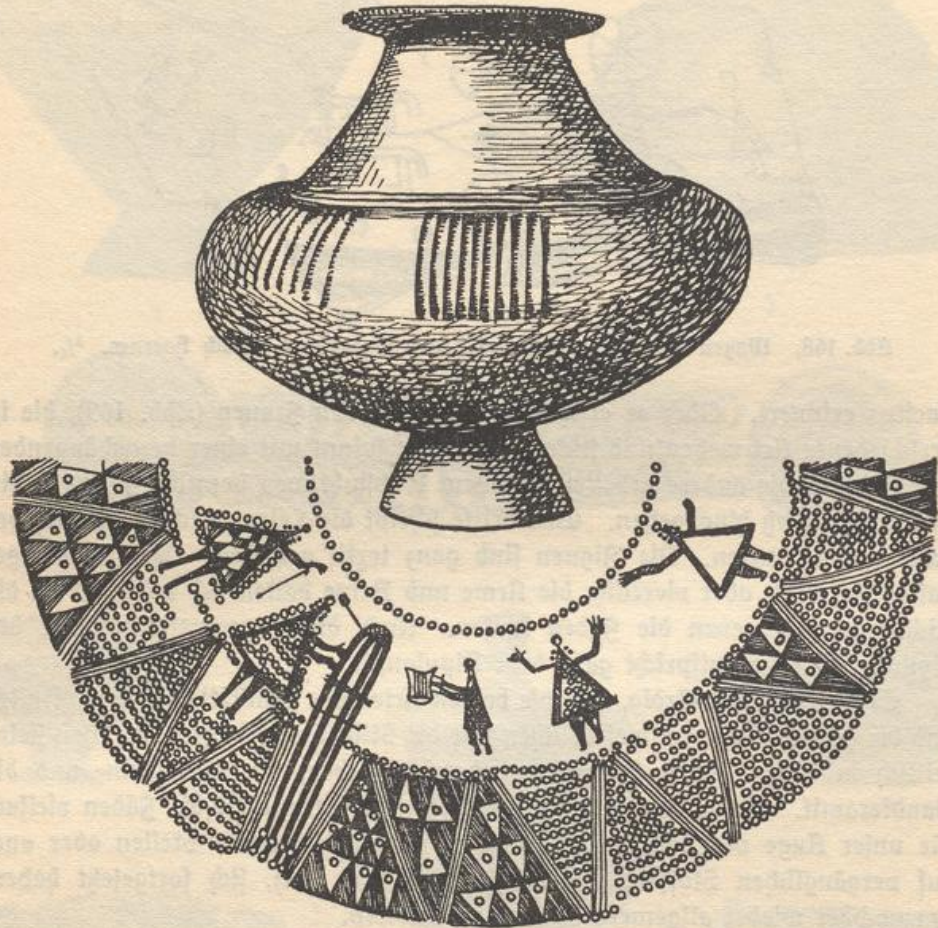


Abb. 169. Amphora von Oedenburg. Von einer andern: Spinnende, webende, tanzende Frauen. Nach Hoernes.

Der Norden

Die Zeit um 700 v. Chr. muß gradezu eine Weltenwende gewesen sein. Wie in Griechenland die große Kolonisation einsetzte, die den sturen Dipylonleuten anderes Leben und Bewegung gab und ihnen sogar frohe Hoffnungen für das Leben nach dem Tod erweckte; wie im Donauraume das Illyriertum neu erwachte, sich in Form brachte, östliches Gut aufnahm und es nach Westen weiter trug; wie aus Südwestdeutschland die Kelten nach Frankreich aufbrachen, von da nach Spanien und England gingen und diese Länder endlich indoger-

manifzierten, — so ist nun auch der Norden, der so lange ruhig seine eigene Bahn gegangen war, von dem allgemeinen wirbelnden Tanze erfaßt worden und hat in auffallender Weise mitgetan.

In der nordwestdeutschen Keramik zeigen sich einerseits hallstätische, andererseits lausitzische Einflüsse. In der Lausitz erstehen überall Burgen zum Schutze der Gaue in den unruhigen Zeiten. Am einschneidendsten aber ist, daß mit dem Süden, dem Hallstattkreise und Italien, ein Handel angebahnt wird, der das Land mit den schönsten Bronzewaren überschwemmt und ersichtlich auch ganz neues, gewichtiges Gedankengut mitbringt.

Die große italische Bronze-Urne auf Taf. XXXIX 1 stammt aus dem „Königsgrabe“ von Seddin in der Mark. Sie enthielt eine Lausitzische Tonurne der Zeit um 700 v. Chr., und in dieser lagen erst die verbrannten Knochen. Das ganze Grab aber war ein aus großen Steinen aufgebautes Kuppelgrab, in das man heute noch durch einen engen Eingang hineingehen kann, — eine ganz einzigartige Erscheinung in unsern Gegenden, die vom Süden her angeregt sein muß. Auf derselben Tafel ist 2 ein italischer Helm derselben Zeit, der bei Stettin vor 20 Jahren aus der Oder ausgebagert ist, und 3 ist eine Schlingbügel-fibel aus der Mark, die ebenfalls südlicher Import die ganze Spiralfreudigkeit des Donaukreises zur Schau trägt. Der Eberswalder Goldfund zeigt mit seinen acht Trinkschalen völlig den illyrischen Stil in der Punztechnik der Punkte und Buckel wie in der Anordnung der Kreise und Sterne. Hergestellt können die Stücke sehr wohl in dem herrschaftlichen Hause ihrer Fundstelle sein, denn es war Rohgold mit in dem Schatze, und die Verzierung ist nicht so sorgsam und fein ausgeführt wie auf sicheren Importstücken, z. B. einem Goldbecher aus Werder im Berliner Museum.

Es ist eben nicht bei der einfachen Entgegennahme der Stücke aus dem Süden geblieben, man hat die eigene Arbeit in diese Richtung eingestellt, man hat die eigene Auffassung nach dem neu Kennengelernten gemodelt. Und so ist denn auch ein Wandel in der Bestattung eingetreten, sowohl der Form wie der Idee nach.

Die Germanen hatten, wie oben schon dargelegt (s. S. 272 f.), nicht denselben Unsterblichkeitsglauben mit dem dazugehörigen Gräberkult wie die West- und Südeuropäer. Und doch gibt es bei uns, wenn auch nur im nordöstlichen Deutschland, nicht wenige Steinkreise z. T. mit Menhiren, denen man ihre Verwandtschaft mit dem Westen und Süden nicht abstreiten kann. Seit Stonehenge die Phantasie unserer Zeit immer mehr beschäftigte, als Sonnentempel und astronomische Beobachtungsstätte, hat man auch unsern Steinkreisen immer zuversichtlicher dieselbe Bedeutung zugetraut, hat durch Messungen und Sternberechnungen diese Auffassung zu beweisen und sogar die Zeit der Anlage solcher Plätze zu bestimmen gesucht. Einen großen Gutshof, Haus Gierke unweit Detmold, wollte man nach den Linien seiner fünfeckigen Umwallung und Um-

mauerung auf die Zeit von 1850 v. Chr. datieren und als eine Pflanzstätte junger Astronomen, gewissermaßen eine Druidenschule ansehen¹⁾. Aber zwei Urkunden des Detmolder Archivs zeigten alsbald, daß der Hof, so wie er heute dasteht, mit den Gebäuden, den Gemüesefeldern, dem Wäldchen, dem Fischteich darin und der großen kostspieligen Umhegung im Jahre 1696 n. Chr. angelegt ist²⁾. Stonehenge, der König der Steinkreise, ist durch die endlich erfolgten Ausgrabungen als eine große Grabstätte erwiesen, und auch in unsern Steinkreisen ist, wo immer nur gegraben wurde, regelmäßig die Urne oder auch mehrere, ja viele Urnen gefunden worden. In Börnicke bei Nauen hat A. Göhe 1915 und 1916 auf einer mit 20 oder 30 Steinkreisen bedeckten Fläche über 500 Urnen gehoben. Die sonst selten erhaltenen Steinkreise waren hier durch eine zeitig darüber gewehrte starke Düne geschützt worden.

Die Grabungen bei uns haben aber überall überraschender Weise gezeigt, daß die deutschen Steinkreise keineswegs der frühen Zeit von 2000—1500 v. Chr. wie im Westen angehören, sondern erst der frühen Eisenzeit von etwa 600 bis Christi Geburt. Die Kreise bei Odri nahe Danzig mit ihren Menhirs, die alle Welt für steinzeitlich hielt, gehören sogar erst in die Römerzeit.

In dieser späten Zeit war in Westeuropa die alte Kultur durch die Kelteneinwanderung längst völlig überdeckt und erloschen. Unsere Steinkreise können also unmöglich von dort her übertragen sein. Wo waren denn aber sonst in jener Spätzeit Steinkreise noch lebendig? Antwort: nur in Oberitalien, insbesondere in Etrurien. Und das ist nun die Gegend, aus der immer schon zwei andere auffallende Stücke unserer frühzeitlichen Kultur hergeleitet wurden: die Hausurnen und die Gesichturnen (Abb. 170). Sie sind in Italien mit den Steinkreisen zusammen beheimatet, und sie finden sich auch in Deutschland in denselben Gebieten mit ihnen zusammen. Montelius hat schon vor Jahrzehnten gesagt, die Haus- und Gesichturnen seien im Gefolge des großen Handelsverkehrs mit Italien zu uns gekommen und fänden sich deshalb besonders in den Landstrichen, wo die italischen Händler als Gegengabe den Bernstein holen wollten. Die Auffassung von Kossinna und einigen seiner Anhänger, die Haus- und Gesichturnen seien germanische Erfindung und hätten sich von Jütland aus verbreitet, ist noch jüngst von dem Dänen Rosenberg widerlegt worden:³⁾ die jütländischen Exemplare sind die letzten, nicht die ersten ihrer Gattung. Ganz abwegig ist die neueste Auffassung von La Baume, die Urnen hätten ihre Gesichtszeichen erhalten, um den bösen Blick abzuwehren, der dem Verstorbenen auf seinem Wege zur Unterwelt und dort selbst schaden könnte. Der böse Blick kann, wie jeder Blick, nur im Lichte wirken, im Dunkel ist er machtlos. Das wußten auch die alten Ger-

¹⁾ Forschungen und Fortschritte 1927 S. 89 (Riem).

²⁾ Mannus 1928 S. 232—236. 240.

³⁾ Mémoires des antiqu. du Nord 1933/34.

Latène

manen und meinten es sogar vom Götterbild. In der sog. älteren Edda stehen zwei Geschichten, wo einmal der Gott Thor dem Unhold Alwis, das andere Mal der Held Atli der Unholdin Hrimgerd nächtlicher Weile begegnen, sie mit

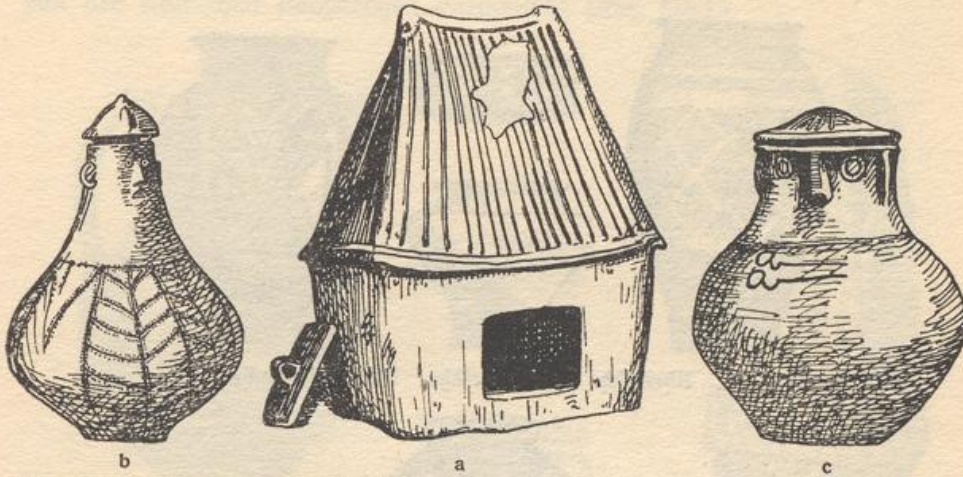


Abb. 170. a Hausurne von Aschersleben. $\frac{1}{7}$. b c Gesichtsurnen aus Westpreußen. $\frac{1}{4}$.

listigem Gespräche bis zum Morgenrauen aufhalten und dann durch ihren Blick auf einen Schlag töten.

So muß es bleiben bei der Entlehnung der Hausurnen, Gesichtsurnen und Steinkreise aus Oberitalien. Man will wie dort jetzt auch den Verstorbenen in einem Häuschen wohnen lassen, man verkörpert ihn sich in der halbmenschengestaltigen Urne. Ja, man gibt ihm jetzt sogar kleine Figuren mit in's Grab, offenbar Abbilder seiner selbst, die aus einem Gefäße opfern und ihm damit den Eintritt in's Jenseits und sein Schicksal dort erleichtern sollen, — alles ganz wie im Süden.

Wer sich etwa scheut, bloßen Handelsbeziehungen einen Einfluß auf das Gefühlsleben des Volkes zuzutrauen, derart, daß sogar althergebrachte Kultformen verändert werden, der möge bedenken, daß ganz Ähnliches im 17. und 18. Jahrhundert durch den Handel mit China hervorgerufen wurde. Es ist damals nicht bloß chinesisches Porzellan und chinesische Seide nach Europa gekommen und nicht bloß in Bauten, Tapeten, Möbeln die Chinoiserie gepflegt worden, sondern es hat auch unsere abendländische Philosophie einen starken Einfluß von jenem fernen Kulturland her erfahren¹⁾.

Latène

In Süddeutschland setzt in den folgenden Jahrhunderten (500—Christi Geburt) die Hallstattkultur sich fort in landschaftlich so oder so abgewandelten

¹⁾ Forsch. u. Fortsch. 1932 S. 367.

Die Eisenzeit

Formen, die aber in wesentlichen Eigentümlichkeiten zusammenstimmen und nach der ersten großen Fundstelle Latène am Neuenburger See ihren Namen führen. Es ist mit der Latène-Kultur, wie wir es schon mit verschiedenen anderen



Abb. 171. Rheinische Latène-Gefäße. Nach Schumacher. $\frac{1}{6}$.



Abb. 172. Englische Latène-Gefäße. Nach Read, Kat. des Brit. Museums. $\frac{1}{6}$.

erfahren haben: die Blütezeit zeigt bald diesen, bald jenen fremden Einfluß, aber die Wurzel ist bodenständig. In den Gräbern finden wir durchweg die Körperbestattung der Hallstattzeit, die Burgen und Häuser führen ebenfalls die Gewohnheiten dieser Vorgängerin weiter. Die Keramik folgt in Süd- und Mitteldeutschland der bauchigen Krugform von Hallstatt und entwickelt bald eine ins Breite gezogene, aber von oben her plattgedrückte Flasche, bald einen schlanken, nur wenig ausbuchtenden Becher. In Frankreich, wo an der Marne und Aisne früh eine reiche Latène-Kultur erblüht ist, hat der Bronzeimer mit eckiger Schulter ein ähnliches Tongefäß hervorgerufen, das in allen Größen auftritt. Die Verzierung der Keramik bleibt ebenfalls bei den Hallstattmotiven, indem sie in vereinfachter Bemalung bald die geometrische Art fortsetzt (Abb. 171), bald in blumigen Gebilden die zugrunde liegenden alten Spiralen deutlich erkennen läßt (Abb. 172).

Dölkisch bedeutet das durchweg den Unterschied zwischen Kelten und Illy-

riern. Die Kelten müssen sich aus der Indogermanisierung der Pfahlbauer durch die Illyrier entwickelt haben. Sie sind dann bronzezeitlich etwa im Stil der Adlerbergstufe zu erkennen, werden aber auch später immer noch von den illyrischen Nachklängen durchmischt (Abb. 173 f.).



Abb. 173. Bronzefanne von Waldalgesheim, $\frac{1}{5}$, und Stein von St. Goar. $\frac{1}{20}$.

Auch bei dem Metallschmuck geht der Zwiespalt der Hallstattzeit weiter, der sich in die Schlagworte Textil oder Spirale fassen läßt. Die gewöhnlichen Arm- und Halsringe bleiben bei den alten Flecht- und Webemotiven, die vornehmeren aber, wie besonders eine Reihe von Goldfunden, zeigen ein ganz neues eigenartiges Schmuckwerk, das von der unteren Donau kommend alte Spiralführung zu phantastisch geschwellten Bandmustern oder gar an das Tierreich anklingenden Gebilden wunderbarlich und anmutig zugleich gestaltet hat.

In zweien der Hauptfunde dieser Art, von Kl.-Aspergle in Württemberg und Waldalgesheim a. d. Nahe, haben sich originale griechische Sachen mitgefunden, in Kl.-Aspergle eine schwarzfigurige Trinkschale, in Waldalgesheim ein bronzenes Eimer. Bei der Trinkschale hat bezeichnenderweise die einfache griechische Bemalung den prunkliebenden Latène-Leuten nicht genügt. Sie haben noch einen Kranz aus Goldblech aufgelegt, bei dem S-förmige Bänder, die in der Mitte anschwellen, sich von einem großen runden Punkte zum anderen schlingen. Die Punkte sind offenbar alte Spiralaugen. Ganz dasselbe Ziermuster kehrt wieder in Waldalgesheim an einer Bronzefanne, die sich durch plump angelegten Henkel und Ausgußröhre als einheimisches Stück verrät (Abb. 173 a b), und findet sich auch auf einem kleinen Steinpfeiler aus St. Goar (173 c), wo es seinen spiraligen Ursprung noch deutlicher zeigt; es hat besondere Pflege

und noch allerhand Abwandlungen gefunden in England (Aylesford) und wird dort Trompetenmuster (trumpet pattern) genannt.

Zuweilen werden in grotesker Weise Menschen- oder Tierköpfe mit diesem



Abb. 174. Bronzehalsring aus dem Dept. Aube, $\frac{1}{2}$. In der Mitte Ziermuster von einer runden Goldplatte aus Auvers, Seine et Oise, $\frac{2}{3}$. Beide im Brit. Mus.

Zierwerk verbunden. Wie auf dem Steine von St. Goar der Menschenkopf offenbar an die Stelle eines alten Spiralkopfes getreten ist, aus dem die großen fischblasenförmigen Bänder sich nach oben hin entwickeln, so knotet sich leicht auch das Ende eines Sibelbügels zu solch einem Kopfe zusammen, oder auf Hals- und Armringen entstehen ähnliche Formen (Abb. 174). Es ist die Fortsetzung des Spielwerks, das hallstattisch schon in den Schlangenkopf-Spiralen und den Gesichtsurnen auftrat. Bei den Späthallstattfibeln biegt das Fußende gewöhnlich etwas nach der Höhe des Bügels zurück und ist mit ein paar Knöpfchen verziert. Aus diesen Knöpfchen entwickeln sich Augen, und so entsteht ein Tierkopf. Abb. 175 zeigt gegenüber einer Hallstattfibel ein Latène-Stück, bei dem das Bügelende zu einem Widderkopfe geworden ist, außerdem auf dem Bügel eine ganze Menschenfigur und am anderen Ende noch ein Menschenkopf angebracht ist.

Das klassische Land für solche „Tierornamentik“, die groteske Umbildung eines leblosen Teiles zu etwas Animalischem, ist in dieser Zeit das skythische Südrußland. Der Goldfund von Vetttersfelde in der Lausitz aus der Zeit um

500 v. Chr. ist dafür schon ein sprechender Beleg¹⁾. Die Schwanzenden des großen Fisches rollen sich um und bilden zwei Widderköpfe; auf dem Körper des Fisches sind zwischen den Schuppen ganze Szenen sich tummelnder Meerwesen dar-



Abb. 175. a Hallstattfibel von Pottenstein (Oberfranken); b Frühlatène-Fibel von Nieder Schönhausen b. Berlin. ³/₄.

gestellt. Ähnliche Gebilde begegnen uns bei den Stythen auf Schritt und Tritt. Die Mähnenhaare eines Löwen werden zu Schlangen, die kurzen Parierstangen der Dolche zu Tierköpfen, die beliebte S-Spirale zu einem laufenden Hunde mit umgewandtem Kopfe. Deshalb wenden die Tiere in diesem Stil so gern den Kopf um, weil sie aus jener Spirale entstanden sind. Aber vielfach wird die völlige Animalisierung nicht erreicht oder gar nicht einmal erstrebt, sondern es bleibt bei der bloßen Belegung eines Linienspiels. Wie da aus ursprünglichen Bändern stufenweise ein Tierkopf wird, zeigen vortrefflich ein paar Stücke aus einem Silberfunde von Craiova (Taf. XL). Der „Wirbel“ aus Voluten, die von einem Mittelpunkt ausgehen, ist ein sehr altes Motiv; es ist schon in Troja auf einen Büchsendeckel gemalt (oben Abb. 136 m) und dann in Ungarn usw. auf Schwertknäuse graviert. Das erste der Craiova-Stücke (3) zeigt noch einfache, in ihrer Mitte anschwellende Bänder mit Fransen jederseits. An der Spitze rollen sie sich um und tragen hier wie eine Blüte ein Volutengebilde. Auf Nr. 4 ist aus dem Volutengebilde infolge des großen runden Auges — das in Wirklichkeit ein Nietkopf ist — schon etwas Tierkopfähnliches geworden; das vom Mittelpunkt ausgehende breite Band hat die Fransen auch nur noch an einer Seite, so daß sie wie eine Mähne erscheinen. In Nr. 5 sind die Voluten zu einem delphinartigen Maule geworden und die Ringelung über dem Auge — das aber seine Nietform behalten hat, — zu Ohren. Nr. 6 endlich führt uns sehr

¹⁾ Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 215.

annehmbare Hundstöpfe vor; Auge und Hals haben natürliche Form gewonnen, das Ohr sitzt richtig, nur der Unterkiefer verrät in seiner leichten Umröllung immer noch die Entstehung aus der alten Volute. Die beiden Tiere Taf. XL 1, 2 sind dadurch interessant, daß sie mit ihren Bauchstreifen, dem Saum um den Kopf, dem breit geöffneten Maule, den kralligen Klauen auf die Tiere der Kaukasus-Gürtel zurückweisen (Abb. 160).

Ich glaube, daß die skythischen Sachen eine große Bedeutung für unsere donauländische und rheinische Latène-Kunst haben. Die Schwellbänder, die sich in dieser immer finden, auch bei klassisch-antiken Formen (s. Abb. 174 Mitte) gab es in Griechenland nicht, sie sind erst in Südrußland gebildet worden, wo die Neigung dazu seit der Steinzeit bestand (Petreny). Von Südrußland die Donau hinauf besteht ein sehr reger Verkehr. Wir sehen original-skythische Goldsachen bis nach Dettersfelde bei Guben, also mitten nach Deutschland vordringen. Auf einer dakischen Burg der Latène-Zeit bei Craiova habe ich eine attische Vasenscherbe der Zeit um 420 v. Chr. gefunden, die sicher nicht direkt von Athen über den Balkan dorthin gekommen ist, sondern aus dem hellenisierten Südrußland. Die Dakier haben sich makedonische Münzen zum Vorbild genommen für ihre eigenen. Im Lager der Helvetier in der Schweiz fand Cäsar Aufgebotslisten in griechischer Sprache, und auf dem Oppidum Bibracte sind Namen in griechischen Buchstaben auf Gefäße eingeritzt worden. All dieser griechische Einfluß ist sicher nicht über den Balkan aus Griechenland, sondern aus dem griechisch-skythischen Südrußland gekommen und zugleich damit die Tierornamentik.

Wie stark das Hallstatterbe sich gegen Norden hin verbreitet, zeigt am anschaulichsten die schwarze Tonflasche aus einem Grabfunde von Maßhausen in der Oberpfalz. Auf ihrer Schulter ist ein Fries von Tieren eingraviert, Hirschen, Hasen, Hunden, Gänsen, die ganz an den eines Bronzedeckels aus Hallstatt und weiterhin an rhodische Vasenbilder erinnern. Aber wohl zu bemerken sind es hier lauter einheimische Tiere, es fehlen die geflügelten Vierfüßler und auch die wilden mit Tier- oder Menschengliedern im Maule. Am meisten Eingang aus der Latène-Kultur haben im Norden die Schmucksachen gefunden, die Halsbänder mit trompetenförmigem Ende, die Armbänder, die aufgereihete Perlen nachahmen, die Sabeln mit flachem, aber langem Bügel. An den Sabeln hauptsächlich sind die verschiedenen Perioden der Latène-Zeit leicht zu erkennen. Zuerst ist der Bügel noch stark gewölbt, man erkennt die Entwicklung aus der hallstädtischen Bogenfibel, und sein Ende ist nur wenig zum Rücken aufgebogen; dann wird er flacher und das Ende kehrt etwa bis zu seiner Mitte zurück, wird auch gern durch einen oder zwei Knöpfe oder Perlen an ihm befestigt; schließlich läuft der Bügel der Nadel nahezu parallel und sein Ende kehrt fast den ganzen Weg noch einmal zurück. Das sind die drei Perioden, die wir nach O. Tischler (Königsberg † 1891) als früh-, mittel- und spätlatène bezeichnen.

Die Latène-Leute haben sich, auch hier immer auf der Hallstattgrundlage

Römische Kaiserzeit

weiterbauend, sehr stark im Waffenschmieden betätigt. Lange Eisenschwerter und schwere Hiebmesser, breite, wie ganz schlanke Lanzenspitzen, Helme, Brustpanzer und langovale Schilde bezeichnen ihre Sitze und ihre stolzen Eroberungswege. Nach Italien hinein über Ancona gegen Rom hin und östlich über Europa hinaus gar bis Pergamon können wir sie verfolgen. Die Trophäen aus seinem Galliersiege an den Kaitosquellen hat König Attalos auf den Balustradenreliefs der Athenahalle dargestellt und darunter die unverkennbaren gallischen Schilde, Helme und tierköpfigen Feldzeichen. Darin zeigt sich aufs deutlichste, daß wir in den Trägern der Latène-Kultur die keltischen Gallier zu sehen haben, die 389 v. Chr. vor Rom erschienen, hundert Jahre später vor dem delphischen Apollotempel und wieder gute hundert Jahre darauf an den Pforten des Pergamensischen Reiches.

Ganz Süd- und Mitteldeutschland gehört schließlich dieser Kultur und diesem Volke. Nach Norddeutschland sind aber nur die leichtwandernden Metallstücke von ihm gedrungen; die Keramik behält ihre alten Grundzüge und zeigt damit, daß kein Bevölkerungswechsel stattgefunden hat.

Eine ähnliche, ethnologisch wichtige Beobachtung läßt sich in Nordwestdeutschland machen. Die einfache, aus den Bronzezeitformen erwachsene Keramik, wie sie aus Urnenfriedhöfen der Gegend von Limmer bei Hannover, von Harpstedt und Nienburg an der Weser reichlich vorhanden ist, schiebt sich durch Westfalen an den Rhein vor, wo wir sie bei Duisburg und Köln von der SpätHallstattzeit an in flachen Hügelgräbern auftreten sehen. Wohl mit Recht will man hierin das erste Vordringen der Germanen an den Rhein erkennen¹⁾ und darf damit wohl auch den Kranz von keltischen Burgen in Beziehung bringen, der etwas weiter südlich das Sieger Land mit seinen wertvollen Erzgruben, die natürlich den Kelten ans Herz gewachsen waren, gegen die gefährlichen neuen Feinde schützen sollte.

Römische Kaiserzeit

Die Latène-Periode pflegt man bis Christi Geburt zu rechnen, aber die Einflüsse ihrer Kultur reichen in Wirklichkeit viel weiter. Sie sind in den keltischen Provinzen des Römischen Reiches noch jahrhundertlang in Geltung geblieben und haben noch die Grundlage abgegeben für die sich bildenden Neukulturen der frühgermanischen Stämme der Franken, Alemannen und Bajuwaren. Von provinziäl-römischer Kunst spricht man daher im Gegensatz zur klassisch-römischen. In Rom und noch mehr in Neapel und seiner reichen Umgebung, dem alten griechischen Kolonisationsgebiete in Italien, ist der elegante griechische Stil völlig zur Herrschaft gekommen. *Graecia capta ferum victorem cepit.* Die Wandmalereien in den Kaiserpalästen des Palatin wie in den Häusern der fam-

¹⁾ Schumacher, *Prähist. Ztschr.* VI, 1914, S. 101.

panischen Landstadt Pompeji haben die ganze Anmut, die reiche Ideen- und Farbenwelt des hellenistischen Griechenland. Die Bronzearbeiten der unermüdetlichen Werkstätten von Capua („Campana supellex“), deren Erzeugnisse durch die in der Stadt nachweisbaren Fabrikantennamen (P. Cipi Polibi usw.) beglaubigt sind, lassen sich in dem feinen Schwung ihrer Formen, dem Geschmaç und der Sauberkeit ihres spärlichen Schmuckes leicht unterscheiden von den entsprechenden Arbeiten nördlich der Alpen. Ein wohlorganisierter Handel hat sie in den ersten anderthalb Jahrhunderten nach Christi Geburt über den Brenner weit nach dem Norden und über Aquileja an die Donau und diese hinunter vertrieben, bis der Markomannenkrieg diese Verbindungsfäden zerriß und nun ein neues Fabrikationszentrum am Niederrhein, wahrscheinlich Gressenich, sich auftrat, um unsere Gegenden zu versorgen. So stammen in dem römischen Tafelgeschirr des Hildesheimer Silberchatzes die meisten Stücke aus einer italischen Fabrik der augustischen Zeit, der große Humpen mit dem Tierfries aber wahrscheinlich schon aus einer gallischen. Eine italische Nachahmung hellenistischer Ware von Samos und Pergamon ist das feine, leuchtend rote Tongeschirr, die terra sigillata. Arretinische Ware hieß sie in Italien, weil sie in Arezzo hergestellt wurde. Bald gründeten die Fabrikanten aber Tochterfabriken in Spanien und in Gallien. Wir sehen ihre Namen dort auf Geschirr auftauchen, das andere Formen und andere Farbe annimmt. In Anlagen wie den großen Römerlagern bei Haltern an der Lippe, die zeitlich eng umgrenzt sind — sie wurden von Drusus 11 v. Chr. gegründet und unter Tiberius 16 n. Chr. zerstört — läßt sich all solche Entwicklung gut verfolgen.

Aber selbst in den römischen Provinzen an der Donau und am Rhein ist das Klassisch-Römische für die einheimische Bevölkerung zunächst wenig vorbildlich gewesen und im freien Germanien hat es gar nicht gewirkt. Man hat die vornehmen Importstücke willig aufgenommen und gern benutzt, aber nachgeahmt hat man sie nicht, ebensowenig wie etwa der römische Mauerbau oder die römische Hausanlage bei den Germanen Eingang gefunden hätte. So entwickelt sich eigentlich in jeder Gegend die Keramik auf der bisherigen Bahn weiter, in Frankreich und Süddeutschland in den Latène-Formen, in Nord- und Ostdeutschland in den Nachklängen des Lausitzer Stils. Nur eine neue Form tritt hier auf, die man gern als römisch bezeichnet, das ist die „schwarze Situla“ mit Mäanderverzierung auf der Schulter (Taf. XLI 2—4). Sie muß irgendwie aus einer alten Hallstattwurzel stammen, sie erinnert mit ihrer eckigen Schulter und dem in starker Schweifung eingezogenen Unterteil sehr an die Hallstattsitula, die auf der Trinkszene von Kuffarn als Mischkessel erscheint, oder an das typische Gefäß von der Marne. Diese schwarze Consitula ist im 1. Jahrhundert v. Chr., wie es scheint, in Böhmen entstanden und hat sich von da elbawärts verbreitet. In Darzau, Kreis Salzwedel, bevölkert sie einen großen Urnenfriedhof und ist dann stark nach Mecklenburg hineingegangen, westlich stellenweise bis an die Wejer vor-

gedrungen (Quellhorn bei Bremen). In der Mark findet sie sich nur spärlich, hauptsächlich bei Küstrin, häufiger aber wieder an der unteren Weichsel (Rondsen bei Graudenz) und östlich bis nach Polen hinein (Mlawka), aber immer begleitet von den Formen, die in den Gegenden schon von lang her einheimisch waren, in Polen z. B. von den braunen rauhen Gefäßen aus der Gesichtsurnenzeit. Die schwarzen Situlen stellen einen Fremdstil dar, der für einige Zeit bei den Vornehmen an Elbe und Oder Mode geworden ist, ähnlich wie das Kokoko in Deutschland; eine neue Einwanderung bezeichnet er nicht.

Goten — Franken — Wifinger

Auffallende Schmucksachen, in ihrer Eigenart sehr anziehend, erfüllen in der frühgermanischen Zeit Europa. Es sind Bronze- und Goldsachen mit Flechtbändern oder sonstigen Bandgeschlingungen verziert und mit leuchtend dunkelroten Almandinen besetzt, die Bandgeschlinge oft in groteske Tierandeutungen auswachsend. Solch Geräte und Schmuck findet sich an der unteren Donau, von Italien durch Deutschland bis Skandinavien, in Frankreich und Spanien, überall, wo frühgermanische Stämme gesessen haben oder gewandert sind. Wo und wie sie zu diesen Dingen, zu diesem Stile gekommen sind, wissen wir heute recht wohl. Die Goten, die als äußerste der Germanen an der Ostsee saßen, also etwa in West- und Ostpreußen, sind in der mittleren Kaiserzeit die Düna hinauf und den Dniestr hinunter nach Südrußland gezogen und haben sich dort ein stattliches Reich gegründet. Wir erfahren, daß sie um 215 die Provinz Dakien von der nördlichen Karpathengrenze her bestürmen, 238 fallen ihnen die großen Städte Olbia und Tyras am Schwarzen Meere zu, 251 schlagen sie den Kaiser Decius am Sumpfssee Halmyris in Klein-Skythien, d. i. in der Dobrudscha, und besetzen darauf die Krim, 336 nehmen sie auch Cherson und Pantikapaion ein. 375 aber werfen sich die Hunnen von Asien her auf die Ostgoten und mit diesen weiter auf die Westgoten und damit kommt die Völkerwanderung in Gang. 378 wird Kaiser Valens bei Adrianopel besiegt, 395 durchzieht Alarich der Westgote schon Makedonien, Griechenland, Myrien, 410 ist er in Rom. Sein Nachfolger Athaulf, der Honorius' Schwester Placidia geheiratet hatte, führt 412 die Westgoten nach Gallien und gründet dort das langdauernde Reich mit der Hauptstadt Toulouse.

Das Merkwürdigste ist nun, daß bei diesem Auszuge aus Südrußland das Germanentum in ganz neuem Gewande erscheint. Nichts von dem, was sie aus ihrer alten Ostseeheimat etwa haben mitbringen können, ist zu bemerken. Die ganze Ausstattung ist am Schwarzen Meere neu beschafft. Bandgeschlinge sind freilich früher schon einmal germanische Übung gewesen, aber erstens ist das lange her, es war in der Bronzezeit, und zweitens sahen sie ganz anders aus. Es waren Spiralgebilde und was aus ihnen hervorgeht. Jetzt aber herrscht das Flechtband als Hauptmotiv, und das ist dem nördlichen Germanentum ebenso grundfremd,

wie es den östlichen Völkern, Trojanern, Hettitern und danach Joniern altvertraut ist. Die Verzierung mit schönen Steinen haben die Germanen ebenfalls erst in Südrußland kennengelernt. Sie findet sich dort schon mit rein hellenistisch-römi-

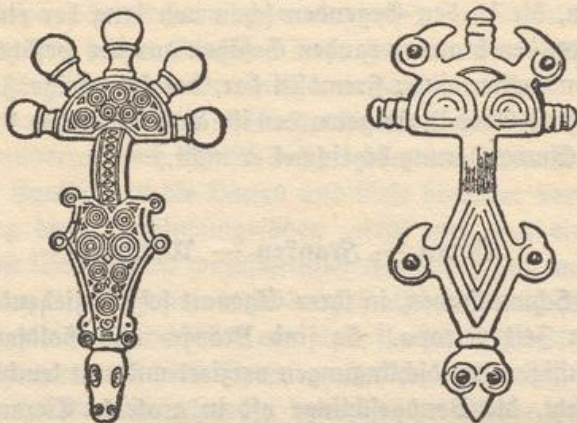


Abb. 176. Sprossenfibeln von Kertsch. $\frac{1}{2}$.

sehen Motiven zusammen. Und was sonst noch die südrussischen Goten hervorheben: das Diadem, der hohe mitraförmige Helm, die großen Prunkfibeln, die breiten, steingeschmückten Fingerringe, nichts erinnert an ihre alte Heimat, alles ist aus der römischen Kultur übernommen. Eine besondere Bewandnis hat es mit der Tierornamentik. Sie ist in den römischen Arbeiten nicht vorhanden, und man hat deshalb gerade sie als eine originale germanische Erfindung ansprechen wollen, als ein Zeichen, wie dieses Volk von Natur getrieben werde, überall Lebendiges zu sehen und auch die einfachste Ornamentik ins Organische hinaufzuheben. Nichts ist falscher als das. Es gibt kein Volk, das von Hause aus so am rein technischen Ornament hängt, aller Verwendung von Pflanzen-, Tier- und Menschenformen abhold ist, wie das germanische. Die verschwindend spärlichen Beispiele, wo in der Steinzeit einmal die zwei Ansatzbogen einer Schale zu Augen gemacht wurden oder ein Kammknopf zu einer Tierfigur, zählen nicht. In der späten Bronzezeit haben sich aber die Bandenden von Spiralen in Schlangen- oder Vogelköpfe verwandelt nur unter dem Einfluß der Hallstatt- und italischen Importstücke, die dergleichen reichlich aufwiesen. Den einfachen Anfang dieser gotischen Tierornamentik in Südrußland zeigt der Vergleich von ein paar „Sprossenfibeln“ wie den nebenstehenden (Abb. 176). Bei der ersten rührt sich noch keinerlei organisches Leben. Als dann aber kleine Steinchen in die rundlichen Vorsprünge kommen, werden diese Steinchen als Augen aufgefaßt und das ganze Rund bekommt einen Schnabel. Ebenso geschieht es in der Mitte des Bügels. Auch sein ovales Endstück hat zwei Steinchen erhalten, die einem schon wild entgegen-gloßen, und nachher tritt auch dieses Stück regelmäßig als Tier- oder Menschenkopf auf.

Die Germanen haben in Südrußland kaum etwas von der realistischen Darstellung der importierten Antike, wohl aber mit großer Vorliebe die einheimisch-skythische Animalisierung des Linienornaments angenommen. Für sie bleibt



Abb. 177. Bronzezierat von Kästchen (?) aus Süddeutschland. Berl. Mus. $\frac{1}{4}$.

das Band immer Band und erhält nur einige Andeutungen eines lebenden Wesens: Augen, Schnabel, Krallen, Schwanz. Die Germanen bleiben durchaus bei ihrer alten Liebe für das einfache Linienenspiel und bringen die Bänder und Schnüre nur ihrem Herzen um so näher, indem sie ihnen den Charakter lebender Wesen andichten. Es ist, als ob jemand seinen nächsten Haus- und Kriegsrat, sein Schwert, seinen Helm, seinen Mantel als seine treuesten Freunde bezeichnen würde — „schieß dreißig Jahre bist du alt“ — und nun ein Zeichner solchen Stücken Augen, Arme und dergleichen verleihen wollte. Die Stücke bleiben dabei durchaus, was sie sind, sie werden nur in ihrem Wesen gehoben. Deshalb ist gar nicht daran zu denken, daß die tierischen Bänder der Germanen etwa die verdorbenen Nachahmungen von römischen wirklichen Tiervorlagen wären, und es ist auch müßig, den Schlingungen im einzelnen nachzugehen, um die gänzlich verrenkten Gestalten der einzelnen Tiere herauszubekommen. Das sollten gar keine Tiere sein; das Linienenspiel als solches, sein tolles und doch rhythmisches Durcheinander erfreute das germanische Auge. So sind die Knäufe und Bügel von Abb. 177 zu verstehen, die an die Gestalten von Vögeln erinnern, und so der Vierer- und Achterwirbel in Abb. 178, dessen skythische Entwicklungsreihe wir vorhin besprochen haben (Taf. XL).

Unter diesem Gesichtspunkte ist die Tierornamentik in der Tat eine einzigartige, originale Leistung der Germanen, die niemand ihnen vor- oder nachgemacht hat und die sie besonders im hohen Norden zu großer Blüte gebracht und noch bis in die romanische Zeit fortgeführt haben.

Zu den wichtigsten Funden des frühgotischen Stils gehört der Goldschatz von Pietroassa bei Buzau in Rumänien: ein paar Goldschalen mit massiven Leoparden als Henkeln, eine runde Servierschüssel, mehrere riesenhafte Adlerfibeln, ein

Halsband mit Runeninschrift u. a. enthaltend; er hat wahrscheinlich dem König Athanarich († 381), der in jener Gegend geherrscht hat, angehört¹⁾. In Weimar sind seit 20 Jahren eine Reihe von fränkischen Gräbern mit almandinbesetzten



Abb. 178. Rundscheiben. a von Eisen, b c von Bronze aus Süddeutschland. Berl. Mus. $\frac{1}{2}$.

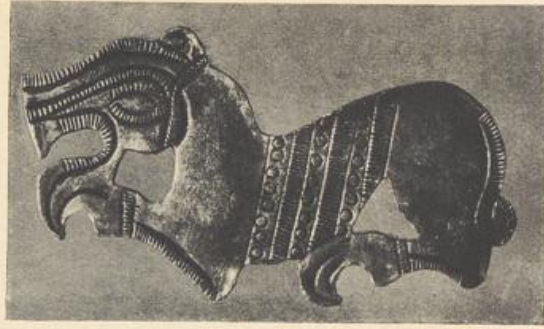
Goldfachen unter dem Straßenpflaster aufgedeckt, die nach der Inschrift BASENAE auf einem silbernen Löffel aus der Zeit der Königin Basena, der Gemahlin Bisinos, stammen. Da diese Königin später den Franken Childerich geheiratet hat, durch den sie Chlodwigs Mutter wurde, lassen sich die Weimarer Gräber in die Mitte des 5. Jahrhunderts datieren²⁾. Sehr reiche merovingische Grabfelder sind in Nordfrankreich zutage gekommen in der Gegend von Soissons, St. Quentin, Péronne. In Tournay ist das Grab Childerichs († 481) geöffnet und ihm ein schönes Schwert nebst Skramasax, goldene Fibeln und der Siegelring mit der Inschrift CHILDERICI REGIS entnommen worden³⁾. Die Keramik dieser Zeit ist nicht vielseitig. Überall begegnet ein grauer oder schwarzer doppelkonischer Napf mit eingestempelten Verzierungen. Die Formen der langhalsigen Kannen sowohl wie der doppelkonischen Näpfe und Tassen zeigen immer noch die Nachwirkung des Latène-Stils vom Rhein und Main.

Als besondere Merkwürdigkeit hat sich in Spanien ein westgotischer Königspalast erhalten, der in den Hauptzügen dem Saale des Nibelungenliedes, in dem der letzte Kampf der Burgunden stattfindet, entspricht. Es ist ein Langhaus mit Fenstern nur an den Schmalseiten, Türen aber je in der Mitte der Langseiten mit vorgelegten Freitreppen. Das Gebäude ist erhalten dadurch, daß es im Mittelalter zur Kirche St. Maria de Naranco umgebaut wurde (Abb. 179).

In Nordwestdeutschland haben sich die Sachsen gegenüber der gotisch-fränkischen Kultur sehr zurückhaltend benommen. Man findet wohl hier und da ein Schwert oder eine Bronzefibel der neuen Form in ihren Gräbern, aber niemals Goldfachen. Die Sachsen waren damals wohl das konservativste Volk in Deutsch-

¹⁾ Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 288.

²⁾ Ebenda S. 280. ³⁾ Ebenda S. 300 f.



Skuthische Silberbleche des 4. Jahrh. v. Chr. aus dem Sunde von Craiova, Rumänien. Berl. Museum. $\frac{1}{1}$.



Römische Kaiserzeit

Betender Suebe, Bronze, Frankreich. $\frac{1}{4}$. Schwarze Tongefäße mit Rädchenverzierung.
Berl. Museum. $\frac{1}{8}$.

land. Sie haben ihre Hügelgräber bis auf Karl den Großen fortgeführt, der ihnen bei Todesstrafe verbieten mußte, sie weiter zu benutzen. Und doch sind sie politisch mächtig und sehr rührig gewesen. Ihre kühnen Eroberungszüge würden

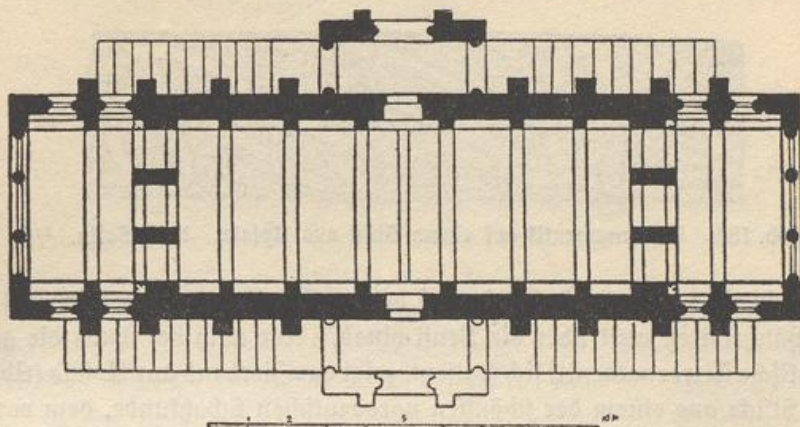


Abb. 179. Westgotischer Palast St. Maria de Naranco bei Oviedo. 1:200.

wir, wenn sie nicht auch historisch bekannt wären, an der sächsischen Keramik verfolgen können (Taf. XLII). Es herrscht ein bauchiger Topf mit einer Buckelverzierung, die oft noch an Altlausitzer Muster erinnert. Ganz dieselben Gefäße sehen wir nun sporadisch auftreten schon im 3. Jahrhundert n. Chr. in Thüringen bei Eisleben, Jena, Weimar, in größerer Menge aber in Westfriesland, auf einem bestimmten Strich an der Südwestküste von Norwegen und besonders reichlich auf den ersten angelsächsischen Friedhöfen in England. Kein Zweifel, daß diese Verbreitung auch eine kriegerische Wanderung des Volkes anzeigt. Die Sachsen haben die Küsten von Friesland und Norwegen erobert, und die Sachsenurnen in England lassen sich durch die mitgefundenen Metallsachen auf das 5. Jahrhundert bestimmen, also gerade in die Zeit, in der auch nach unseren geschichtlichen Quellen das Britenland von den Angeln und Sachsen in Besitz genommen wurde.

Aus dieser Zeit hat sich ein prächtiges Boot erhalten. Im Nydamer Moor ist es, vollgefüllt mit Waffen, also offenbar als ein Siegesopfer versenkt. 1863 ausgegraben war es schon nach Kopenhagen verbracht worden, als eine besondere Abmachung in den Friedensbedingungen mit Dänemark es nach Kiel zurückführte. Es ist ein schlank und elegant gebautes Schiff von 75 Fuß Länge bei $10\frac{1}{2}$ Fuß größter Breite mit 15 Ruderbänken ausgestattet¹⁾. Die Planken, die Bänke, die Dollen, das Steuer, alles ist so wohl erhalten, daß eine völlige Wiederherstellung möglich war. Damit haben wir eins von den Fahrzeugen vor Augen, mit denen es unseren Vorfahren im 5. Jahrhundert gelang, England zu erobern.

Die Wifinger haben ihren Namen von den Wieks, den „Buchtiedlungen“

¹⁾ Schuchhardt, Vorgesch. v. Deutschland² 1934 S. 280.

an der Küste von Bohuslän. Sie entwickeln die gotisch-fränkische Kultur im Norden weiter. Ihr Schmuckmetall ist meist Silber wie bei den Slaven. Sie prunken mit großen „Schildkrottfibeln“, haben Schwerter und Lanzenspitzen mit Silber und



Abb. 180. Tierornamentik auf einem Stück aus Upsala. Nach Salin. $\frac{1}{4}$.

Gold tauschiert, tragen noch Fibeln auf beiden Schultern und verbinden sie mit großen Hängeketten weit über die Brust hinab. Wie auch bei ihnen die gotische und fränkische Tierornamentik sich fortsetzt, zeigt das Zierband aus Upsala (Abb. 180) und die Stücke aus einem der schönsten norddeutschen Schatzfunde, dem von Hiddensoe. Aus 9 Anhängern war eine goldene Brustkette gereiht. Die Grundform der einzelnen Glieder ist das gleicharmige Kreuz, mehrere Male aneinander gesetzt. Die in Säden und Körnchen (Siligran) hergestellten Zierbänder lassen überall Gesichter überraschend hervorblicken.

Die in Deutschland seltenen Wikingergräber (bei Burtehude, bei Schleswig, auf Amrum) zeigen den Toten verbrannt und auf dem Brandplatze selbst mit einem flachen Hügel überdeckt. Björkö am Mälarsee westlich Stockholm, das alte Birka, war ein Hauptort der Wikinger und gibt mit Burg, Stadt und großem Gräberfelde ein klassisches Bild von ihrer Siedlungsart.

Südlich Schleswig wird die große umwallte Handelsstadt der Wikinger, Halthabu, nach früheren Voruntersuchungen durch das Kieler Museum jetzt planmäßig ausgegraben. Werkstätten zur Herstellung von Gläsern, Bronzen und Knochenkämmen waren dort schon erkannt. Jetzt fallen meist quadratischen Holzhäuser auf, und man hofft die älteste Kirche des Nordens wieder zu finden, die der Slg. Ansgarius „in Schleswig“ gebaut hat. Schleswig war der deutsche, Halthabu der nordische Name für die Stadt, das hat Prof. Schwantes kürzlich erwiesen.

Auch dem berühmten alten Vineta (eigentlich Jumne, Jumneta) hat man 1934 begonnen seinen Sagenschleier zu lüften. Prof. A. Hofmeister hatte gezeigt, daß es in der Stadt Wollin zu erkennen sei. Auch hier haben wir eine Doppelnamigkeit: Julin=Wollin sagten die Slaven, Jumne=Jomsborg die Nordländer; ebenso ist es bei Stettin=Burstaborg und Cammin=Steinsborg. Das Bild, das die Gründungssage der Jomsborg erkennen läßt, mit dem ausgeschlemmten Hafen in der Mitte der Siedlung paßt auf Wollin: ein sumpfiges Moor liegt hier zwischen der Altstadt und dem ganz mit alten Scherben durchsetzten Silberberge. Die eigentliche Jomsborg, die Wikingerfeste, scheint nach den bisherigen Grabungen

auf der Stelle der Altstadt ¹⁾ hoch über der weiten slavischen Siedlung gethront zu haben ²⁾.

Slaven

Schließlich noch ein Wort über die Slaven.

Die Slaven schleichen sich mit einer ganz fremden Kultur in Ostdeutschland ein, einer Kultur, die in allem auf Südosteuropa zurückweist. Ihre Keramik unterscheidet sich so sehr von der hergebrachten germanischen, daß man jede Scherbe leicht erkennen kann. Sie hat eine rauhe, körnige Oberfläche, während die germanische fein geglättet ist. Die Gefäße sind eimerförmig wie die frührömischen Bronzesitulen mit rundlicher Schulter, es ist die uralte Form, die schon die kleinen trojanischen Silbervasen hatten und nachher die bemalten Tonvasen des kretischen Palaststils (oben Abb. 146c). Die Verzierungen sind gitterförmiges Flechtwerk oder Wellenlinien auf der Schulter, später im 10. und 11. Jahrhundert, wo die Gefäße auf der Drehscheibe hergestellt werden, horizontale Riefelungen. Eine Vorstufe für diese Keramik scheint sich auf einem Friedhofe der römischen Zeit bei Reichenhall gefunden zu haben: dieselben rauhen Gefäße von Eimerform mit Wellenverzierung. Auch historische Quellen sprechen dafür, daß ein Teil unserer Slaven aus jenen südöstlichen Gegenden gekommen ist. Die Serben und Sorben werden gleichgesetzt.

Im Herbst 1917 habe ich in der Dobrudscha in den Kastellen des spätesten der drei sogenannten Trajanwälle, des erst im 4. Jahrhundert n. Chr. angelegten, in Menge eine Keramik gefunden, die unserer slavischen ganz außerordentlich verwandt ist: dieselbe rauhe Oberfläche, harte Wand, starkes Umbiegen des Randes, eingekraßte Flechtverzierungen, häufiges Wellenband, alles stimmt überein. Das gibt uns einen neuen Anhalt dafür, daß die Slaven, die zu uns kamen, mit Balkankultur durchtränkt gewesen sein müssen. Die rauhen Töpfe mit Wellenlinien sind von dort zuerst durch die Aaren im Hunnenzuge zu uns gekommen.

Die Slaven kommen mit der Gewohnheit, ihre Toten zu verbrennen. Erst allmählich gehen sie zur Bestattung über. Ihre Häuser sind stark in den Boden versenkt, ihre Burgen, die überaus zahlreich auftreten, kleine Rundwälle mit einer Etagenmauer aus Erde und Holz, d. h. die eigentliche hohe Mauer hat vor sich eine Terrasse, durch die der Graben und damit der Feind weit abgehalten werden soll.

Es ist das eine Anlage, die mit dem Aufkommen der Belagerungsgeschütze entstanden ist und sich ähnlich in jenen Zeiten auch bei fränkischen und sächsischen Befestigungen beobachten läßt. Den Sachsen haben die Slaven ersichtlich ihre ganzen Rundwälle nachgeahmt, denn nur im Grenzlande gegen sie finden sie

¹⁾ A. Hofmeister, Der Kampf um die Ostsee vom 9. bis 12. Jh., Greifswald 1931.

²⁾ Prähist. Ztschr. 23. 1932 S. 142 ff. (Schuchhardt).

sich (s. oben S. 228). Sonst setzt die slavische Kultur gegen den Westen scharf ab und hat ihre Hauptbeziehungen nach dem Osten. Neben Eisen ist Silber ihr Hauptmetall. Große, wie Stricke geflochtene silberne Halsringe sind an der Tages-



Stythisch 4. Jh. v. Chr.



Slavisch 11. Jh. n. Chr.

Abb. 181. Stythischer und slavischer Tierkopf. $\frac{1}{4}$.

ordnung. Silber wird als Tauschmittel verwendet, indem Schmucksachen und arabische Münzen kleingehackt werden. Ein sehr merkwürdiger silberner Depotfund ist aus Driesen in der Neumark 1908 in das Berliner Museum gekommen (Taf. XLIII). Außer Halsringen und großen Brustketten finden sich darin mehrere silberne Täschchen, vielleicht für Reliquien, mit phantastischen Flügeltieren, auch einem Paar Rehen wappenartig symmetrisch gruppiert, mit den Hälsen an einen in der Mitte stehenden Baum gebunden, ein ganz mythenisch anmutendes Motiv, und die Tiere mit einem Kopf (Abb. 181), der aus dem stythischen Silberstück von Craiova (Taf. XL 4) kopiert zu sein scheint. Eine Münze des Corveyer Abtes Saracho von Rosdorf (1056—1071) datiert den Fund in das 11. Jahrhundert.

Im Jahre 1921 habe ich das Glück gehabt, mit Robert Koldewey zusammen in dem bekannten großen Ringwall von Arkona auf Rügen den Grundriß des slavischen Tempels wiederzufinden. Er entspricht durchaus der Beschreibung des Sago Grammaticus, der als Sekretär des Bischofs Absalom im Jahre 1168 die Eroberung des Platzes durch Waldemar von Dänemark mitgemacht hat. Der Grundriß — eine breite und dicke Steinpackung — zeigt einen quadratischen Bau von 20 × 20 m. Im Innern fanden wir auch die Fundamente der 4 großen Holzsäulen, die mit Vorhängen versehen das Allerheiligste bildeten und zwischen denen das große Holzbild des Swantewit stand. Eine 1 m tiefe Fundamentgrube mit 3 Sündlingen darin zeigte uns den Platz dieses Standbildes.

Der Tempel stand auf der äußersten heute erhaltenen Ostspitze des Burgplatzes, davor gegen Westen lag ein großer freier Festplatz und dann am Walle entlang ein breiter Gürtel von Häusern (Abb. 182).

Die quadratische Form des Baues weicht völlig ab von germanischen Tempeln — die es freilich nur in der allerletzten Heidenzeit (Island) gegeben hat, — ebenso wie von römischen und griechischen. Sie stimmt aber merkwürdig überein, samt ihren 4 Säulen, mit keltischen Tempeln am Rhein, in Nordfrankreich und in Süddeutschland¹⁾. Keltisch erhalten wir auch die einzigen Analogien zu der Beschrei-

¹⁾ Schuchhardt, Vorgech. v. Deutschland² 1934 S. 269 ff.

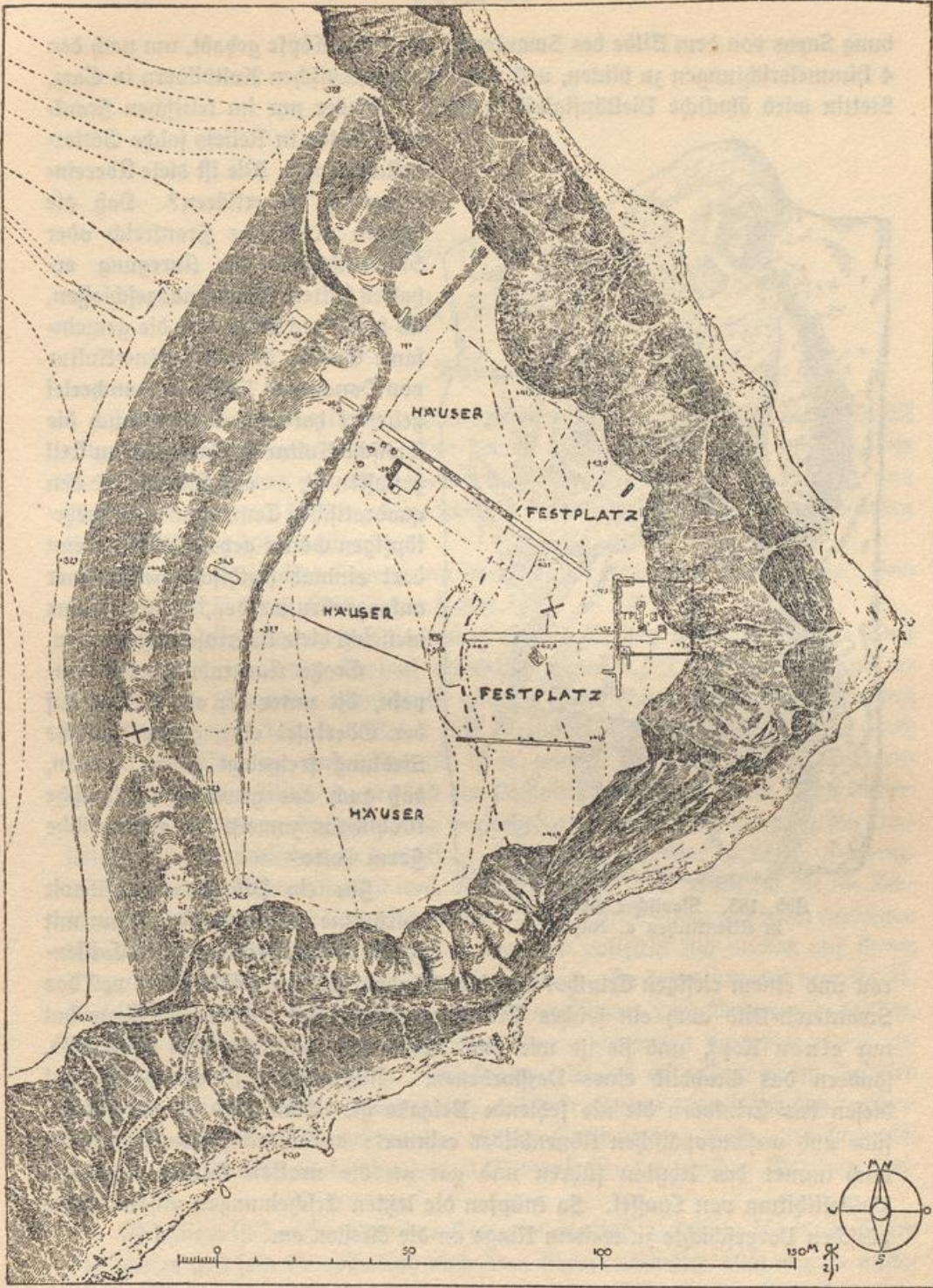


Abb. 182. Tempelburg Arkona auf Rügen. Nach Koldewey. 1:2500.

bung Sargos von dem Bilde des Swantewit. Er hat 4 Köpfe gehabt, um nach den 4 Himmelsrichtungen zu blicken, und von anderen slavischen Kultbildern in Garz, Stettin wird ähnliche Vieltöpfigkeit berichtet. Wieder nur im keltischen Frankreich



Abb. 183. Slavischer Grabstein in Altenkirchen a. Rügen.

reich treten in Reliefs solche Göttergestalten auf. Wie ist diese Übereinstimmung zu erklären? Daß die Slaven direkt aus Frankreich oder Süddeutschland die Anregung erhalten hätten, ist ganz ausgeschlossen. Es bleibt nur übrig, daß die gemeinsame Quelle, die der Latène-Kultur von Donau und Rhein so mancherlei geliefert hat und aus der auch die slavische Kultur zu ihrem besten Teil geflossen ist, — daß Südrußland den quadratischen Tempel und die mehrköpfigen Götter gehabt hätte. Wenn dort einmal skythische Heiligtümer aufgedeckt werden, können sie uns vielleicht diese Überraschung bringen.

Große Ausgrabungen in Opehn, die unter der alten Burg auf der Oderinsel eine große slavische Siedlung freigelegt haben, zeigen, daß auch das gewöhnliche slavische Wohnhaus zumeist die quadratische Form hatte.

Für ein Bild des Swantewit wird eine männliche Relieffigur mit spitzer Mütze, dem slavischen Tailenroß und einem riesigen Trinkhorn in den Händen gehalten (Abb. 183), weil das Swantewit-Bild auch ein solches Trinkhorn gehabt hat. Aber die Figur hat nur einen Kopf, und sie ist wie eine Reihe von ähnlichen kein Götterbild, sondern das Grabbild eines Verstorbenen. Merkwürdig ist aber, daß auf diesen das Trinkhorn die nie fehlende Beigabe ist. Man wird an die ältesten süd- und westeuropäischen Ahnenbilder erinnert: an die römischen Laren, die auch immer das Rhyton führen und gar an die uralten Damen aus dem Paläolithikum von Laussel. So knüpfen die letzten Erscheinungen unserer europäischen Vorgeschichte zu weitem Ringe an die ältesten an.

Zwölftes Buch

Gesamtbild

Kulturen

Zweierlei tritt uns in der alteuropäischen Kulturentwicklung eindrucksvoll entgegen: die Wirkung vom Westen her im ganzen Mittelmeere entlang, der Nord- und Donauzug nach dem Balkan und sein Eindringen in das mittlere und östliche Mittelmeer. Und das alles schon in der letzten Steinzeit und beginnenden Metallzeit, um 2000 v. Chr.!

Von einem östlichen Gegenstrom ist in so alter Zeit nichts zu bemerken. Der gleichen zeigt sich erst 1000 Jahre später.

Solange Ägypten und Babylonien als die ältesten Kulturländer der Welt galten, wäre ein solcher Verlauf undenkbar gewesen. Das Zweistromland erschien als die Wiege der Menschheit, und im Niltal hatten Kunst und Götterkult ihren Ursprung. Jetzt sind Babel und Memphis an Alter weit überholt durch Laussel und Altamira, und erstaunlich ist es, wieviel von den landläufigen Eigentümlichkeiten des Mittelmeeres sich im Paläolithikum des Westens schon vorgebildet findet: die runde Hütte, die Höckerbestattung mit Rötelsbeigabe, die Darstellung der Verstorbenen in demütiger, anscheinend betender Haltung. Hochentwickelte Lederarbeiten scheinen auch die Form geliefert zu haben für die im Neolithikum aufkommenden Tongefäße, und all diese Dinge lassen sich dann verfolgen bis an die kleinasiatische Küste hin. Zuweilen vollzieht sich mitten auf ihrem Wege eine Umwandlung, eine Dervollkommnung. So besonders mit dem Hause. Wohl sehen wir den einfachen Rundbau bis nach Tyrus, nach Orchomenos wirken, aber auf Sardinien beginnen doch schon die verschiedenen Gruppierungen, zunächst in beliebiger Anordnung. Auf Melos tritt das erste Beispiel im Hufeisen um einen Hof gelegter Rundräume auf, und dieser Typus erweist sich dann außerordentlich fruchtbar. Er hat zu den großen Palästen von Kreta, von Bogasköi geführt und in dem Atriumhause von Pompeji bis zum späten Altertum fortgelebt.

Nächst dem ist der Grabbau das Bemerkenswerteste. Daß er die runde Form des Hauses und sein Gewölbedach nachahmt, ist nur natürlich, aber wie die mykenischen Tholen mit ihrem langen Zugang und ihren gelegentlichen Nebenkammern

ihre genauen Vorbilder haben in Portugal sowohl wie in Irland, ist doch überraschend. Und auch der offene Rundplatz mit Schachtgräbern und Stelen darüber, der in Mykene so lange als Unikum erschien, hat eine Menge Analogien im englischen Stonehenge und ähnlichen Anlagen.

Die Keramik spricht dieselbe klare Sprache. Der mykenische Pokal mit rundlichem Behälter hat seine Wurzel in Spanien. Bei den Gefäßen pflegen Henkel und Fuß immer erst allmählich hinzuzukommen. In Spanien sehen wir die Form noch henkel- und fußlos in der Zeit von Troja II, in Kreta und Ägypten hat sie einen Fuß erhalten, in Troja und Mykene dann auch den Henkel. Ebenso hat der Glockenbecher auf den Kykladen Fuß und Henkel erhalten, die „Kielvase“ zunächst einen Fuß, und mit zwei Henkeln ist sie nachher der griechische Kantharos geworden.

Deutlich ist der Beginn des kretischen Kamaresstils mit seiner Pflanzenornamentik auf Malta zu erkennen: das erste Knospen und Treiben der bis dahin toten Spirallinie. Der Kamaresstil bereitet dann der üppig naturalistischen mykenischen Ornamentik den Boden. Hier hat aber der nordische Strom schon eingegriffen, denn die Spirale ist von der Donau über die Adria gekommen.

Auch Geräte und Schmucksachen zeigen den Entwicklungsweg vom Westen nach dem Osten. Die breite Steinflinge Spaniens hat den Kupferdolch hervorgerufen, der bis Mykene herrscht, der gehörnte Altaraufsatz von Kreta und Mykene kommt ebenfalls aus Spanien, und gebuckelte Knochenplatten, Traggriffe, Knöpfe gehen in derselben Richtung.

Die Rotbestattung der Hoder, die in Südrußland so häufig ist, läßt sich über Italien ins französische Paläolithikum zurückverfolgen.

Die ganze Entwicklung im ältesten Mittelmeere vom Westen nach dem Osten kann nicht mehr bezweifelt werden. Was Kreta und Mykene von Ägypten und vom Orient bekommen haben, sind nur Einzelheiten, die nicht Wurzel geschlagen haben, Schnittblumen, feine Seßlinge.

Aber nicht bloß nach dem Osten hin hat Westeuropa gewirkt, auch den Norden hat es, als dort sich das Eis zurückgezogen hatte, zunächst befruchtet und bevölkert. Freilich nicht allein. Thüringen mit seiner ebenfalls paläolithischen Kultur lag näher und hat gewiß stark mitgewirkt. Auf jeden Fall sehen wir im Norden neben den Anklängen an den Westen, wie Stein- und Knochengeräten, Köfenmöödinger-Keramik, Steingräbern, rasch neue Formen aufwachsen. Das massenhaft vorhandene Bauholz ruft ein rechteckiges Haus hervor statt des runden, die Keramik ahmt Korbflechterei nach statt Kürbis oder Leder, die Dolche und Schwerter halten sich schmal und schlank.

Schon in der Steinzeit herrscht auf deutschem Boden starke Bewegung. Die süddeutsche Bandkeramik erobert zeitweilig Mitteldeutschland bis nach Braunschweig hin. Die thüringische Schnurkeramik dringt nach dem Norden zwischen die Megalithkultur ein, geht dann mit ihr zusammen östlich in die Mark, nach

Polen und bis zur Ostsee (Stettin), südlich bis über die Donau und sogar stark in die Schweiz. Die norddeutsche Megalithkeramik mischt sich an der mittleren Elbe mit den beiden anderen Stilen zu dieser und jener Abart und dringt besonders im Rössener Gepräge scharf nach Süden und Südosten vor. Und alle die so entstandenen Stilarten Mittel- und Süddeutschlands beteiligen sich dann an dem Eroberungszuge nach dem Balkan. Die thüringische Schnurkeramik geht durch Südpolen nach Siebenbürgen, der Moldau und Südrußland (Cherson); der mittelalbische Tiefschich, unterwegs in Malerei umgefärbt, über Süddeutschland, die Ostalpen, Slavonien nach Rumänien, Bulgarien, Thessalien. Die donauländische Bandkeramik zieht an ihrem Strome hinunter und bildet an seinem Unterlaufe ein großes Staubecken in Siebenbürgen, Rumänien, der Ukraine und Bulgarien. Auch die Pfahlbaukeramik zollt schließlich noch ihren Beitrag in den Trichterhalsvasen von Pannonien und weiter abwärts. In dieser ganzen Bewegung herrscht ein rechteckiges Haus (Belgrad, Erös, Cernavoda), wie es der nordischen Kultur besonders eigen ist. Und daß sie mit Burgen vorrückt, zeigt uns, daß sie nicht bloß eine Kulturwanderung, sondern ein erobernder Volkszug ist. Hier ist auch die Bezeichnung „Burg“ aus dem Germanischen nach Griechenland übernommen.

Am Ägäischen Meere treffen nun diese beiden Ströme, der altmitteländische und der nordische, zusammen oder vielmehr der nordische greift ein in das Gebiet, das der direkt von Westeuropa gekommene längst in Besitz genommen hatte. Schon unterwegs, auf dem Balkan, hatte er einen Sondertrupp mit bemalter Keramik seitlich über die Adria nach Apulien und Sizilien geschickt und bald noch einen breiteren Strom donauländischer Spiralkeramik folgen lassen. Der Hauptmarsch ging an die untere Donau, dehnte sich dort breit nach Norden aus und erreichte gegen Süden das Ägäische Meer in Makedonien und Thessalien, von wo ihm der Weg nach Griechenland offen stand. Nach Kleinasien griff diese durch die bemalte Steinzeitkeramik charakterisierte Bewegung nicht hinüber. Dorthin muß ein anderer Zweig der Wanderung, den wir im Donaugebiete nur erst in geringen Spuren erkennen können (Gesichtsvasen, schwarzpolierte Keramik), das nordische Haus und Grab (Phryger) gebracht haben.

In der Ägäis zeigt die mykenische Kultur das erste große Bild der Mischung von nordischen Elementen mit den mitteländischen. Die Burg von Tiryns enthält in der Unterschicht den großen Rundbau der „Pelasger“. Sie ist zuerst eine Nuragen-Burg gewesen wie die auf Sardinien. Zwei Meter höher liegen die Megaronhäuser des neuen Herrenvolkes. Die Säulen dieser Häuser haben in ihrer Verdickung nach oben noch mitteländische Form, während das Giebeldach, das wir annehmen müssen, nordisch ist. Die großen Tholosgräber, durch vorfragende Schichten zugewölbt, sind das versteinerte Westeuropa, aber die Halbsäulen an der Front gehen auf den donauländischen Holz- und Lehmabau zurück. Das Gräberfeld von Mykene mit seinen Schächten und Stelen ist ganz mittel-

ländische Anlage, aber die Leichen darin sind schon nach nordischer Art ausgestreckt bestattet.

Auf Kreta ist aus Anfängen, die schon in Malta sich gestalteten, auf Grund der neuen Spirale der Kamaresstil erwachsen, der ein Linienpiel mit pflanzlichem Aufpuß treibt. Mykene hat mit derselben Tendenz das nordische hängende oder liegende Kautenband behandelt und Gebilde daraus gemacht, die Blumen- und Blattrihen und laufende Dögel vortäuschen, ohne sie jemals wirklich zu sein.

In all diesen Dingen können wir die Sadenwurzeln des mykenischen Stils einzeln, zum Teil nach dem Westen, zum Teil nach dem Norden weithin zurückverfolgen, nach dem Orient aber und nach Ägypten führt so gut wie gar nichts. Die eine und andere Technik ist von dorthier übernommen, aber die Linienführung und der Geist gehören der fruchtbaren Mischung des Mittelmeeres mit dem Norden.

Gegen Ende der mykenischen Zeit ist eine neue Welle über den Balkan her gekommen, die Dipylonkultur, stärker nordisch gefärbt als die erste und das griechische Festland nun völlig in Beschlag nehmend.

Auch über die Alpen ist noch zweimal, mit der Terramaren- und der Villanova-Kultur, ein Einstrom nach Italien erfolgt, der sich weit hinunter erkennen läßt, und dem nur das etruskische Gebiet, das offenbar staatlich schon festgefügt war, nicht erlegen ist. Und diese letzten Züge haben Italien sein endgültiges Gesicht gegeben.

Rassen

Man sollte meinen, und viele tun es, daß man Völkerwanderungen, wie wir sie von Mittel- und Süddeutschland nach dem Osten hin annehmen, am leichtesten müsse erkennen und kontrollieren können an den körperlichen Überresten der Inhaber jener wandernden Kultur. Aber damit geht es ähnlich wie mit den sprachlichen Überresten oder noch schlechter. Einmal sind aus der betreffenden Zeit oft nur sehr spärliche Menschenreste vorhanden — aus der Tripolje-Kultur bisher gar keine! — zum anderen, wo sie vorhanden sind, zeigen sie häufig starke Rassenmischung. Denn die hat schon früh überall eingesetzt.

Was wir vom paläolithischen Menschen wissen, ist immer noch sehr lückenhaft. In Europa scheint der Neandertaler die langen Perioden des Acheuléen und Moustérien hindurch allein das Feld zu beherrschen. Wir kennen ihn aus Frankreich und Belgien, aus dem Rheinlande, wo das Neandertal bei Düsseldorf dem ersten Funde 1856 den Namen gegeben hat, aus Ehringsdorf bei Weimar, aus Krapina bei Agram. Man hat ihn immer gern aus Afrika herleiten wollen, von wo die Tiere seiner Gesellschaft sicher stammen, und tatsächlich ist bei Broken Hill in Rhodesia 1921 auch ein ganz neandertalhafter Schädel gefunden worden¹⁾.

¹⁾ Der Rhodesia-Schädel und die weiterhin erwähnten sind abgebildet in Eberts Reallex. Bd. V Taf. 108—128.

Von Afrika aus wird also wohl die Neandertalrasse über Gibraltar nach Europa gekommen sein. Die asiatischen Schädel von Java und Peking sind ersichtlich Vorstufen des Neandertalers. Vielleicht ist Asien die Urheimat des Menschengeschlechts und Afrika-Europa sind die nächsten Etappen gewesen.

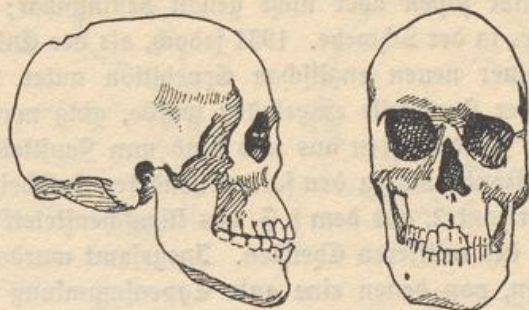


Abb. 184. Schädel von Oldoway in Ostafrika. Nach Reif.

Den Neandertaler scheint die letzte Eiszeit vertrieben oder vernichtet zu haben. Einige Nachflänge erinnern noch an ihn in den Schädeln von Gibraltar und von Predmost in Mähren; aber die Herrschaft haben im jüngeren Paläolithikum die schlanken großen Leute von Cromagnon und Aurignac mit dem schmalen Kopfe, der hohen Stirn und dem steilen Unterkiefer, — ohne Frage die Urväter des heutigen Europäers. Sie stehen auch in der Begabung und Betätigung eine erstaunliche Stufe höher als der Neandertaler; ihre verfeinerten Werkzeuge, ihr Körperschmuck, ihre Malerei und Plastik, die übersinnliche Ideen erkennen lassen, zeigen auf einmal den wirklichen Menschen. Mit Recht nennt man den Neandertaler den *Homo primigenius*, den „Urmenschen“ und Aurignac und Cromagnon den ersten *Homo sapiens*.

Wie erklärt sich dieser plötzliche Wechsel von einer geologischen Stufe zur andern? Der erste Gedanke galt — nach alter schlechter Sitte — einer Einwanderung aus Asien, trotzdem dort außer den drei ganz frühen Schädeln noch gar kein paläolithisches Menschenmaterial vorliegt. In der letzten Zeit standen zwei Meinungen schroff gegeneinander: H. Weinert¹⁾ betrachtete den Neandertaler, neben dem es gleichzeitig anscheinend nichts anderes in Europa gab, als den Stammvater aller folgenden Erscheinungen; E. v. Eidsiedt dagegen wollte diese Erscheinungen eine nach der andern aus Asien einwandern lassen: erst den „Mittelländischen“ Menschen, dann den mit den Mongolen verwandten „Kurzkopf“ und schließlich aus Sibirien den schlanken hellen „Nordischen“²⁾.

Die Frage ist für die Aurignac-Rasse jetzt gelöst. Die deutsche Tendaguru-

¹⁾ H. Weinert, *Ursprung der Menschheit* 1932 S. 261—270.

²⁾ Egon v. Eidsiedt, *Rassentunde und Rassengeschichte* 1933 S. 407.

Expedition hatte schon 1913 zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriassee bei Oldoway ein menschliches Skelett in 4 m Tiefe gefunden, das etwa 1,80 m groß mit schmalem Langkopf und schon ansehnlichem Kinn der Aurignac-Form eng verwandt, ja in der Entwicklung ihr schon ein wenig voraus war (Abb. 184). Das geologische Alter schien aber nicht genau bestimmbar; so blieb die Bedeutung des Fundes in der Schwebe. 1931 jedoch, als der Entdecker Prof. Hans Reck-Berlin von einer neuen englischen Expedition unter Leafey-Cambridge zur Nachprüfung der Fundstelle eingeladen wurde, ging man auf Feststellung der archäologischen Fundschichten aus und fand nun Faustkeile in Schülle, „vom Prächelléen in Horizont 1 bis zu den formvollendeten Spizbeilen des Acheuléen in Horizont 4. Horizont 2, aus dem s. Z. das Menschenskelett geborgen worden war, ergab Typen des mittleren Chelléen. Insgesamt wurden rd. 1500 Steinwerkzeuge geborgen, von denen eine gute Typensammlung auch nach Berlin gegangen ist“¹⁾).

Damit ist die Erklärung gegeben für das Auftreten der Aurignac-Rasse in Europa unmittelbar nach dem Verschwinden des Neandertalers: sie ist nicht aus dem Neandertaler entstanden, sondern frisch aus Afrika eingewandert. Die Bedeutung der neuen Erkenntnis geht aber noch weiter: es bekommen nun diejenigen Recht, die immer schon gesagt haben, eine in ihrer Formung so weit vorgeschrittene Rasse wie der Neandertaler könne nicht mehr zu einer andersartigen Form überspringen, sie müßten beide eine weit zurückliegende gemeinsame Wurzel haben; und da noch andere Formen bald nach jenen beiden erkennbar würden, solle man besser nicht von einem „Stamm“ und „Stammbaume“ des Menschengeschlechtes sprechen, sondern sich dessen Entstehung eher als einen „Busch“ vorstellen, der aus breitgelagerter Wurzel gleich in einer Reihe von Trieben emporstieße²⁾).

Die Form des Oldoway-Menschen ist in Afrika heute schon in verschiedenen Abarten nachweisbar, in Ostafrika sowohl wie in Südafrika. So eingewandert kann sie in Europa mehrere nahe beieinander liegende „Rassen“ hervorgerufen haben, im Süden und Westen die „mittelländische“ (auch „westliche“ genannt), im Norden die beiden Formen einmal von Cromagnon mit dem viereckigen Gesicht (früher zuweilen „dalisch“ von Dalarne in Norwegen, jetzt mehr „fälisch“ von Westfalen genannt) und zum andern die speziell „nordische“ mit dem schmalen, hohen Gesicht.

Altmittelländische Schädel sind außerordentlich spärlich erhalten, und kaum irgendwo ist einer veröffentlicht (die von Sergi, Schütz und Günther abgebildeten sind rezent). Wo aber einmal einer vorlag, hat noch kein ernsthafter Anthropologe ihn von einem nordischen Megalithschädel mit Sicherheit zu unterscheiden gewagt. Der in Abb. 184a dargestellte, den ich jetzt habe photographieren und

¹⁾ H. Reck in den Forsch. u. Fortschr. 1932 S. 235 f.

²⁾ Westenhöfer, Das Problem der Menschwerdung in der „Medizin. Welt“. Berlin 1934.

zeichnen lassen, ist einer von mehreren, die das Berliner Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte aus den Siretschen Ausgrabungen in El Argar (Ostspanien) erhalten hat, zusammen mit den der Periode von Troja II (um 2000 v. Chr.)

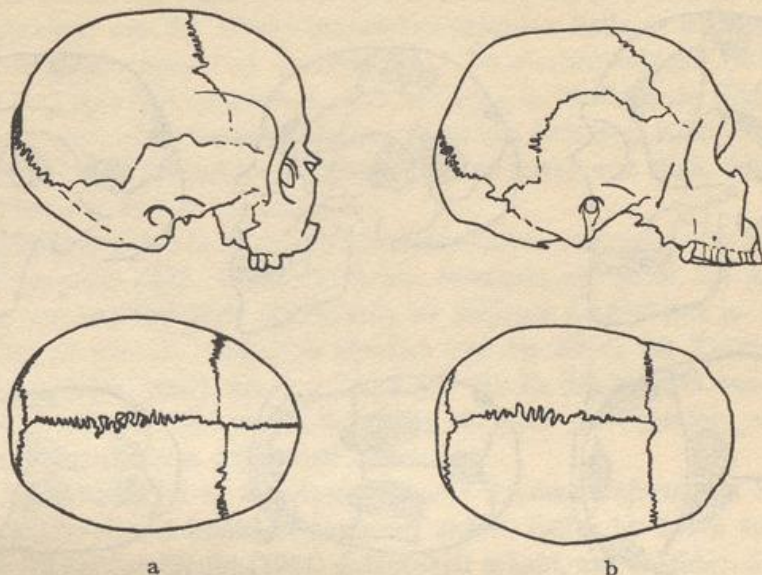


Abb. 185.

a Mitteländischer Schädel von El Argar, Spanien; b Megalithschädel von Rimbeck b. Scherfede. Beide im Berliner Museum.

angehörigen Kulturfunden (s. oben Taf. XII 1—6). Vergleicht man diesen Schädel mit einem Megalithschädel wie dem aus der großen Rimbecker Steinkiste in Abb. 184b, so unterscheidet er sich von ihm nur durch die reinere Bogenlinie des Umrisses. Er ist ebenso lang und ebenso breit wie jener, aber er hat nicht die kleinen Einbiegungen über den Augen und nicht die von da nach hinten ein Stück weit geradlinig laufende Kontur. Die alte Bevölkerung des Mittelmeeres hat also schon vor allen indogermanischen Einwanderungen einen ebenso schmalen und hohen Kopf gehabt wie wir, und man darf deshalb nicht, wie es heute oft geschieht, Reihen von antiken Büsten aufstellen und die Köpfe der berühmtesten griechischen Männer für nordisch erklären.

Neben den aus der Oldoway-Familie stammenden Menschenformen macht sich nun aber in Europa und besonders in West- und Mitteleuropa schon früh eine Form bemerkbar, die so stark vom Neandertaler sowohl wie vom Cromagnon und dem „Nordischen“ abweicht, daß man sie immer einer besonderen Einwanderung zugeschrieben hat. Das ist der Kurzkopf, die „alpine Rasse“ (Abb. 186a). v. Eichstedt möchte sie, wie schon erwähnt, aus Asien herleiten wegen der Verwandtschaft mit den heutigen Mongolen. Alte Schädel liegen aber aus Asien bisher nicht vor. Sie liegen in diesem Falle auch aus Afrika bisher nicht vor.

Aber die Länder, in denen die Kurzköpfe sich in Europa frühest verbreitet finden, deuten doch wieder eher auf eine Einwanderung aus Afrika als aus Asien. Die Glockenbecherleute, die im Übergange von der Stein- zur Bronzezeit über Deutsch-

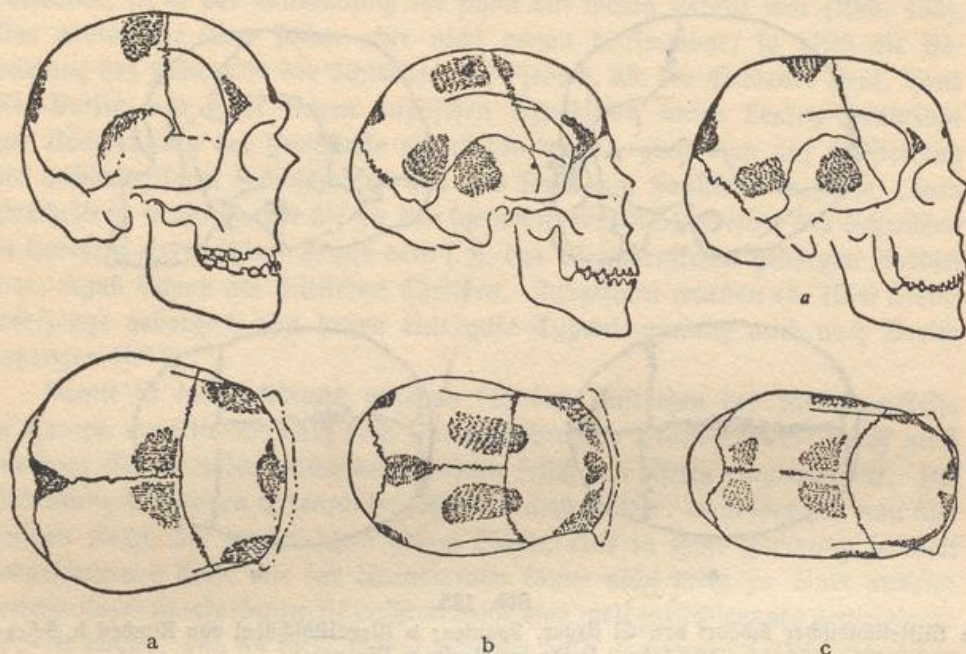


Abb 186. Steinzeitschädel aus Deutschland.
a Rundkopf von Plau in Mecklenburg. b Megalithkopf von Ostorf b. Schwerin. c Schnurkeramischer Kopf aus Böhmen. Alle nach Schütz.

land hinreiten, sind Kurzköpfe, die Kolonie, die sie am Adlerberge bei Worms hinterlassen, zeigt lauter ausgesprochene Kurzköpfe. Diese Leute kommen mit spanischen Bechern, also wohl aus der Pyrenäengegend, und das Volk, das in den Pyrenäen heute noch an älteste Verhältnisse erinnert, die Basten, ist kurzköpfig. In den Alpen und um sie sind die Kurzköpfe die ältesten, sie haben aber früher ganz Bayern beherrscht, wie die Reihen der alten Schädel in der Münchener Anthropologischen Sammlung in imponierender Einheitlichkeit dartun. Nach England sind sie erst in der Bronzezeit hinübergekommen: in den steinzeitlichen Langgräbern finden sich Langköpfe, in den folgenden Rundgräbern Rundköpfe. Im Norden sind die Lappen Rundköpfe. Sie haben noch vor ein und zwei Jahrhunderten in Mittelschweden gefessen und sind dann erst allmählich nach dem höchsten Norden abgedrängt worden. In Ost- und Südosteuropa aber, wo wir die Kurzköpfe am ehesten zu erwarten hätten, wenn sie aus Asien eingewandert wären, ist die alpine Rasse mit dem gedrungenen schweren Körperbau gerade nicht vorhanden. Die dinarische Rasse in Österreich und in den westlichen Balkanländern hat zwar den Kurzkopf, aber mit Adlernase und auf einem sehr

hohen schlanken Körper; sie sind den Alpinen vielleicht verwandt aber doch von früh her ein anderer Stamm.

So werden die Kurzköpfe wohl auch aus Afrika gekommen sein, vielleicht schon früher als die Oldoway-Leute, denn es scheint, daß sie in den Alpen, wie in den Pyrenäen, von der unternehmenderen schlanken Rasse in die eisfrei gewordenen Gebirge abgedrängt worden sind. In Norddeutschland finden sich Kurzköpfe in früher Zeit noch selten. Der von Plau in Mecklenburg (Abb. 186a) ist berühmt wegen seiner ausgesprochenen Form mit dem noch finnlosen Unterkiefer. Er hat den erstaunlichen Längen-Breiten-Index von 86,6, das heißt: die Breite beträgt 86,6% der Länge.

Megalithschädel sind in Norddeutschland wie auch in Dänemark und Schweden sehr viele gefunden (Abb. 186b); sie haben durchweg die Form des schon besprochenen von Rimbeck (Abb. 185b), auch die Rössener Schädel sind so, und der L.-Br.-Index ist 72—75. Erheblich schmaler sind die Köpfe der Thüringischen Schnurkeramik (Abb. 186c) mit dem Index 65—70, die sich dann in den Norden gedrängt und offenbar stark an der Schaffung der heute als eigentlich „nordische Rasse“ betrachteten Form mitgewirkt haben.

Der Megalithschädel ist die eigentliche alte Cromagnonform, die in Westfalen, im mittleren und südlichen Hannover und in Hessen bis heute verblieben ist. Eugen Fischer hat kürzlich (1934) Gelegenheit gehabt, aus hessischen Gegenden eine Menge Schädel der Megalith-, der Bronze- und der Völkerwanderungszeit zu bearbeiten und das erstaunliche Gleichbleiben der Form festzustellen. So zeigt uns nun auch die Anthropologie die uralten Wurzeln dieser deutschen Bevölkerung.

In Süddeutschland lassen die schlanken schmalköpfigen Alemannen uns zurückschließen auf die ostelbischen Sueben (Semnonen), aus denen sie stammen, und deren Herkunft weist weiter zurück auf Mittel- und Norddeutschland.

So stoßen in Deutschland eigentlich alle europäischen Rassen zusammen. Den Mittel- und Schwerpunkt bildet Cromagnon mit ihren Abarten in der schlankeren „nordischen“ und der rundlich untersehten „baltischen“, in der man Zuschuß aus unbekanntem Osten vermutet. Am Rhein ist das dunkle Haar wohl ein Nachklang vom Mittelländisch-Westischen, denn die Kelten waren blond wie wir, und auch in Island ist das auffallende Schwarz gewiß nicht keltisch, sondern viel, viel älter. Die „Alpinen“ schließlich, nach ihrer Begabung heute von manchen Anthropologen stark hinter den „nordischen“ Lieblingskindern zurückgesetzt, haben sich in ihrer zuverlässigen Beharrlichkeit immer mehr Boden erobert, so daß wir ihnen schon überall in Deutschland begegnen.

So interessant es ist, für ein Volk die verschiedenen Menschenarten, aus denen es zusammengewachsen ist, in der geschichtlichen Entwicklung aufzuzeigen, so verkehrt wäre es, Trennungen nach alter Nichtzusammengehörigkeit wieder aufleben zu lassen. Es hat längst die eine Art von der andern gelernt, jede hat

in ihrer Art ihre Vorzüge, und nach diesen Vorzügen sollte man sich die Arbeit in der großen Aufgabe der Verwaltung und Vorwärtsbringung des Ganzen brüderlich teilen.

Völker

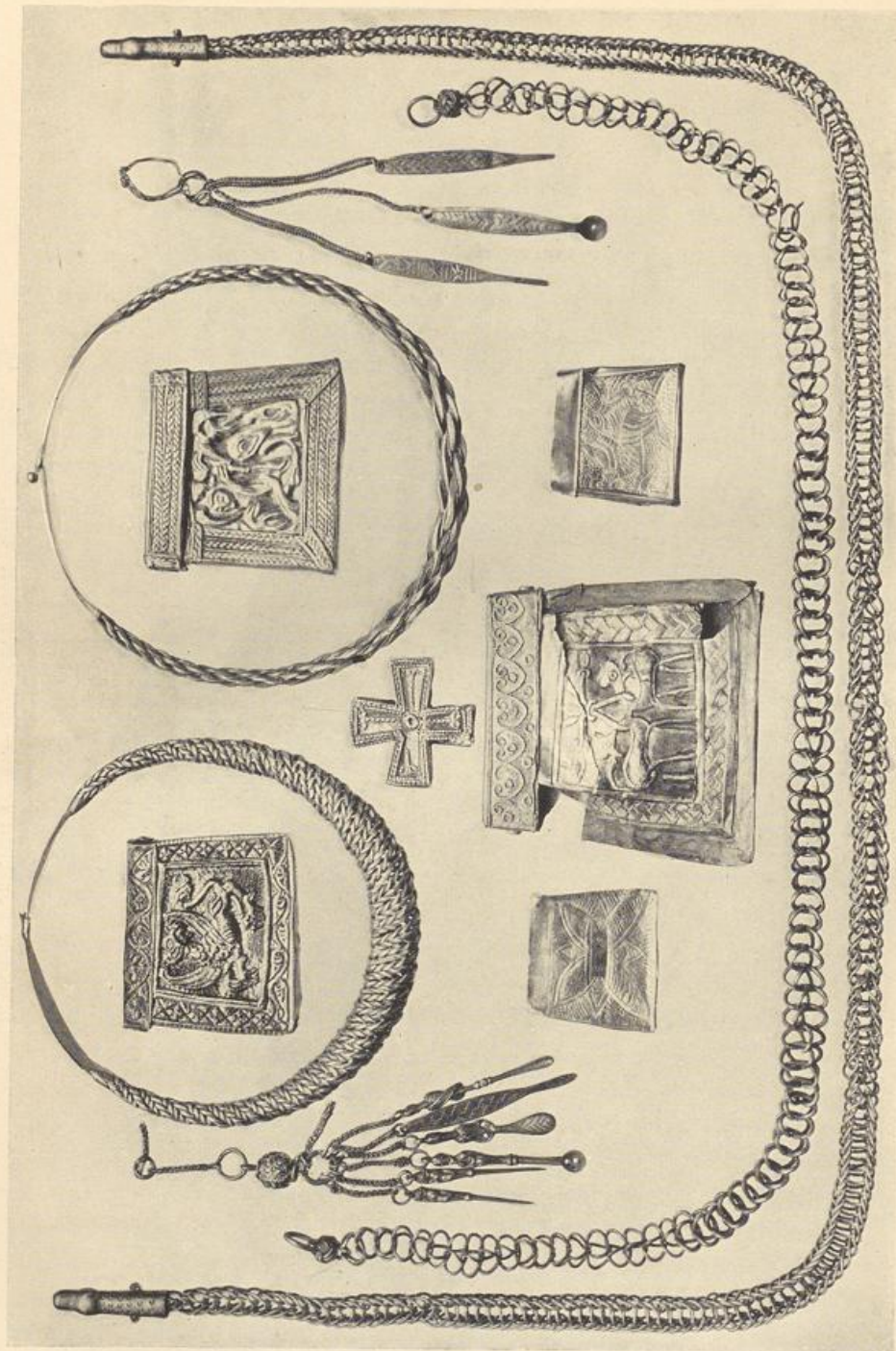
Unter Rasse verstehen wir die körperliche Beschaffenheit, unter Volk die kulturelle, insbesondere sprachliche Gemeinschaft, unter Staat die politische Geschlossenheit einer größeren Menschengruppe. Wir haben gesehen, wie im Norden beim Rückzuge der Gletscher von verschiedenen Seiten her die Zuwanderung erfolgt, sich aber allmählich eine einheitliche Kultur gestaltet und in ihr nun verschiedene Schädelformen nebeneinanderstehen. Ebenso ist es am Nordfuße der Alpen gegangen. Verschieden gestaltete Menschen haben sich durcheinandergeschoben, und in ihrer nachher leidlich einheitlichen Kultur mühen sich die Anthropologen bis heute, die eigentlich keltische Schädelform herauszufinden. Um derartiges zu verstehen, braucht man nur auf verwandte heutige Bildungen zu blicken. Nordamerika hat dieselbe vielfältige Zuwanderung erfahren und sich schon nach hundert Jahren zu einer einheitlichen Kultur verschmolzen.

Drei Dinge sind es, die zur Schaffung einer Volkskultur zusammenwirken: die menschliche Veranlagung, die natürlichen Verhältnisse des Heimatlandes und die Schicksale im Verkehre mit anderen Völkern, mit anderen Worten: die eigene Natur und die Erziehung einmal durch den Boden und zum anderen durch die menschliche Umgebung. Einheitliche Sitten und einheitliche Sprache werden durch staatliche Gemeinschaft immer am meisten gefördert werden. Heute wird die Volksgemeinschaft etwas zu einseitig nach der Sprache beurteilt. Die Friesen haben erst in neuerer Zeit ihr eigenes Idiom aufgegeben und das niedersächsische Platt angenommen; aber sie sind körperlich und kulturell doch immer noch als Friesen zu erkennen. Im Elsaß ist die französische Sprache, wieder unter staatlicher Einwirkung, lange Zeit herrschend gewesen, aber das Volk ist in seiner Leibesbeschaffenheit und in seinen Sitten alemannisch geblieben. Die Sprache wechselt am leichtesten, die Kultur, d. h. die Tracht, das Gerät, die Haus- und Grabanlage, der Götterglaube, halten sich viel zäher. Daher gibt die Archäologie eigentlich festere Anhaltspunkte für die Geschichte eines Volkes als die Sprache.

In Europa haben sich am kraftvollsten betätigt und insbesondere eine gewisse Vereinhlichung des ganzen Erdteils, seine „Indogermanisierung“ herbeigeführt die drei großen Völker der Germanen, Illyrier und Kelten. Bei den Germanen und Illyriern beginnt ihre Hochkultur und ihr Ausdehnungsdrang schon in so früher Zeit, daß wir ihren Namen für diese erste Betätigung aus ihren späteren Verhältnissen zurückschließen müssen. Wir können es aber mit ziemlicher Sicherheit tun. Für Nordwestdeutschland zweifelt niemand, daß die Sachsen Wittekinds noch die unverfälschten Nachkommen sind der Steinzeitleute, die die großen Megalithgräber erbaut haben. Von Urzeiten her sind aus westeuropäischer



Sächsische Torunen des 4.—5. Jahrh. n. Chr. Mus. Hannover. $\frac{1}{6}$.



Slawischer Silber Schmuck aus Driefsen, Kr. Friedberg. 11. Jahrh. Berl. Museum. $\frac{1}{3}$.

Einwanderung und thüringischem Zuzug im Norden die Germanen entstanden und haben dann in dieser Vermischung ihre Völkerzüge gemacht. Die Berechtigung, von einer nordischen Periode bei den frühen Griechen zu sprechen, gibt augenfällig das germanische Lehnwort für ihre Volksburg: πύργος = Burg.

Für die Illyrier wird ihr Name erst sicher zur Hallstattzeit. Aber die Hallstattkultur ist so unverkennbar die Tochter der alten Bandkeramik, daß wir auch diese schon illyrisch nennen dürfen, und die Verwandtschaft der Bandkeramik mit dem Mykenischen zeigt dann, wie die Illyrier mit den Germanen zusammen den ersten starken Einfluß von Mittel- und Nordeuropa nach Griechenland gebracht haben.

Die Kelten haben länger gebraucht für die Entwicklung zu einem einheitlichen und unternehmungsfähigen Volke. Auf dem Gebiete der alten Pfahlbauer, das dann von Nordischem beeinflusst und von einer Hügelgräber- und Urnenfelderzeit weiter gemodelt wurde, sind sie erst in geschichtlicher Zeit festgeschlossen und ausdehnungsbedürftig aufgetreten, um nun ihre großen Züge nach dem Westen und dem Osten auszuführen.

Mit dieser unserer archäologischen Grundlage gewinnen wir ein etwas anderes und vor allem ein bestimmteres Bild von der Indogermanisierung Europas, als es früher gezeichnet oder vermutet wurde. An eine Heimat der Indogermanen in Zentralasien kann ein für allemal nicht mehr gedacht werden. Wenn alle reale Kultur zur Stein- und Bronzezeit von Mittel- und Nordeuropa nach dem Osten geflutet ist, kann die Sprache allein nicht gegen den Strom geschwommen sein. Auch Südrußland oder Ungarn kommt aus demselben Grunde nicht in Betracht. Diese Länder haben in jenen frühen Zeiten noch gar keine eigene und einheitliche Kultur gehabt, und auch später sind sie lange immer Durchzugsgebiete gewesen.

Die Vereinheitlichung, die wir Indogermanisierung nennen, beginnt ohne Frage mit den Zügen, die die zu Germanen verschmolzenen Megalithleute und Thüringer nach Ost- und Süddeutschland unternehmen und dann unter starker Beteiligung der Illyrier auch nach der Balkanhalbinsel und hinüber nach Vorderasien ausdehnen. Mehrere solche Züge sind auf verschiedenen Wegen dorthin gegangen. Nachher, als in Südwestdeutschland sich noch ein drittes großes Volk, die Kelten, entwickelt hatte, haben diese besonders Italien und Westeuropa in die Indogermanisierung einbezogen.

Für alle diese Verhältnisse lehrt die archäologische Betrachtung, daß die Ausbreitung nach dieser oder jener Richtung nicht in einem langen Zuge erfolgt, daß nicht etwa ein bestimmtes Volk vom Nordmeere bis nach Troja oder Mykene wandert, daß die Entwicklung öfter Halt macht, ihre Kräfte sammelt und einen neuen Kulturherd bildet, von dem dann wiederum eine Wirkung nach verschiedenen Richtungen ausgeht. Die Germanen und Illyrier stehen da, wie die Gruppe einer Eiche und Buche in weiter Landschaft. Je nach dem Winde

werfen sie ihren Samen bald nach dem Westen, bald nach dem Süden, bald nach dem Osten. Neue Bäume wachsen dort auf, bequemen sich der Umwelt an und streuen dann ihren Samen abermals weiter, bis das ganze Land von ihnen durchsetzt ist. Aber die alte Vegetation des Landes wird sich dabei immer noch geltend machen, und so werden die Gesichter dieser Länder bei einer allgemeinen Familienähnlichkeit doch immer ihre individuellen Züge haben.

Berichtigung und Ergänzung zu S. 265 f.

1. Im Schiffstatolog (Jl. 2. 631 ff.) wird der Beschreibung des Odysseus-Reiches doch die jüngere Sagenform zu Grunde liegen. Kurz vorher wird Dulichion mit den Echynaden als Herrschaft des Megea genannt. Mit Dulichion ist durchweg, und besonders sicher hier, Leukas gemeint. In den beiden zu Odysseus' Gruppe gehörigen Inseln Krokyleia und Aigilips darf man deshalb wohl nicht Leukas und Ithaka sehen, sondern mit H. Kiepert eher nur die kleinen Inselchen nordöstlich von Ithaka. Damit wäre die Hauptinsel dann das spätere Ithaka und nicht Korfu.

2. Für das Phäakenland läßt sich dieselbe Zwiespältigkeit erkennen und erklären wie für Ithaka. Vor der dorischen Wanderung, als Griechenland noch die vielfältigen Beziehungen nach dem Westen hatte, konnte die Sage von der Kalypso-Insel Ogygia fern im Ozean entstehen, und das Phäakenland, das Odysseus von da, immer gegen Nordosten fahrend, erreichte (Od. 5. 272), lag, wie noch Nausikaa sagt, „am Ende der Welt“ (Od. 6. 204 f.), also wohl an der spanischen Küste. Nachher aber, in der „nordischen Periode“ hatte sich der Gesichtskreis so verengt, daß die Sage das beneidete Wunderland nach Korfu zurückzog, der entferntesten und üppigsten der griechischen Westinseln, die nun ja auch nicht mehr Ithaka war. Odysseus sieht beim Hinaufgehen zur Phäakenburg die zwei Häfen und vor dem großen alten Haupthafen erkennt man noch heute die versteinerte Barke, die den Odysseus heimgefahren hatte und bei ihrer Rückkehr den Zorn des Poseidon erfuhr.

Solche Verlegung des Phäakenlandes ist der Dichtung selbst noch bewußt. Zur Einleitung der Begegnung des Odysseus mit Nausikaa sagt der Dichter, die Phäaken hätten früher weiter weg in Hypereia (einem Phantasielande) gewohnt, seien dort aber durch das Gebaren der wilden Kyklopen — also weit im Westen — vertrieben und von dem Vater des jetzigen Königs nun in Scheria angesiedelt, wo sie ganz unbehelligt leben könnten (Od. 6. 4 ff.). — Die Odysseus-sagen werden in dieser Gegend entstanden und den Griechen bei Anlage der chalkidischen und korinthischen Kolonien auf Korfu im 8. Jh. vor Chr. bekannt geworden sein.

Wörterverzeichnis

Don Engelbert Hertel, Charlottenburg

- Aahotep 256
 Aamölle 44
 Abbeville 43
 Abbo (franz. Forſcher) 24
 Abercromby 153
 Aberdeenshire 82
 Aberg, Nils 137, 147
 Abris (= Grotten) 9, 10, 11,
 13, 15, 22, 29, 32
 Abruzzen 112, 128
 Abſalom, Biſchof 308
 Abuſir 103, 122, 123, 124
 Abydos 124
 Achäer 225, 248, 266, 271
 Achäerbund 2
 Achaia 233
 achaiſche Einwanderung 248
 achaiſches Reich (Mykene=
 Zeit) 264
 achaiſche Wanderung 234
 Achaiwa (= Achäer) 264
 Achatperlen 280
 Achenheim (Rhein) 15
 Acheuléen 12, 15, 16, 17, 18,
 21, 23, 34, 120, 135, 314,
 316
 Achilles 86, 242, 254, 265
 — und Patroklos 77
 Achilleus-Schild 257/258, 259,
 263
 Ackerbau 61, 153
 Adlerberger Keramik 211, 295
 Adlerberger Kurzſchädel 318
 Adlerfibeln 303
 Adrianopel 301
 Adriatiſches Meer 131, 166,
 188, 285, 312, 313
 Affen (in Europa) 9, 23
 — ſ. Gibbon, Gorilla
 Afrika 50, 51, 314, 315, 316,
 317, 318, 319
- Afrika, ſ. Nordafrika
 Ägäis, ägäiſches Meer 126,
 130, 188, 197, 231, 232, 313
 ägäiſcher Kreis 102, 245
 Agamemnon 254, 259
 Agram 21
 Ägypten, Ägypter 14, 33, 35,
 36, 38, 46, 49, 50, 51, 72,
 73, 75, 81, 86, 88, 95, 103,
 104, 108, 109, 110, 119,
 120—125, 127, 143, 193,
 204, 210, 237, 239, 245,
 246, 250, 253, 256, 263,
 264, 271, 275, 276, 281,
 311, 312, 314
 ägyptiſche Inſchriften 263
 ägyptiſcher Tempel 103
 Ahnenbilder 36, 106, 262, 310
 — ſ. auch Menhirfiguren
 Ahnengräber 106
 Ahnenkult 87, 107, 132, 133
 Ahnenniſchen 131—133, 181,
 276, 277
 Aias 236, 254
 Aigilips 265, 266
 Ainos (japan. Volksſtamm)
 193
 Aioliſch-Theſſaliſch 232
 Aisne 294
 Aitolien 232
 Akarnanien 232, 254
 Akerſtröm, Ake 126
 Alabaſterdede (Grabkammer
 in Orchomenos) 255
 Alariſch 301
 Albanien 166, 232, 253
 Albaſiſche Sprache 231
 Alemannen 299, 319
 Alentejo (Spanien) 194
 Alexander d. Gr. 3
 Alfidena in Samnium 287
- Algier 46, 73, 120
 Alfiſnoos 269
 Almandinen 301, 304
 Almeria (Spanien), Keramik
 u. Kultur 56—58, 67
 Almgren, Oskar 207, 208
 Alpen, Alpenländer 3, 6, 8,
 16, 38, 43, 45, 46, 60, 110,
 126, 128, 173, 194, 217,
 231, 284, 313, 314, 318,
 319, 320
 Alpenroſe (pontifche) 8
 Alpenwölfer 125/126, 318
 Alpine Raſſe 3, 89, 133, 316,
 318, 319
 Alsfeld (Oberheſſen) 154
 Altamira, bei Santander 10,
 29, 31, 311
 Alt-armeniſche Sprache 232
 Altar 101, 102, 113, 114, 131,
 132, (140, 141)
 Altarauffäße 59/60, 312
 „Altarſtein“ (angeblicher,
 Stonehenge) 84
 Alte Land b. Hamburg 206
 Altes Muſeum. Berlin 276.
 Altes Reich (Ägypten) 250
 älteſte Kirche des Nordens 306
 Altmark 141; ſ. auch Mark
 Brandenburg
 Altona 7
 Altpaläolithikum 11, 12
 — ſ. Steinzeit, ältere
 Alt-Pylos 263
 Alvaſtra (Schweden) 142
 Alwis (Edda) 293
 Amazonenbeil 280
 Amenophis IV. 123, 260
 Amerika 51
 amerik. Pumpelly-Expedi-
 tion 188

Wörterverzeichnis

- Amesbury 83, 85
 Amphora 101, 111, 136, 147, 148, 150, 168, 169, 172, 173, 179, 185, 186, 190, 212, 215, 220, 221, 245, 246, 251, 254, 255, 267, 289
 — bauchige 150—153, 168, 170, 176
 — eckige 213
 — eingeschnürte 213
 — kugelförmige 153, 171
 — Laufsther 220, 221
 — spitzbauchige 219
 — s. auch Schulter- und Schnuramphora
 Amphimachos (Karer) 225
 Amrum 306
 Amulette 42
 Anabasis 124
 Anau (Nordpersien) 184, 188, 189
 Ancona 243, 247, 285, 286, 288, 299
 Ancylus-Zeit der Ostsee 38, 39
 Andalusien 68, 289
 Anderson, schwed. Forscher 193
 Andree, Jul. 17
 Angelhafen 135
 Angeln (Volksstamm) 305
 angelsächsische Friedhöfe 305
 Anghelu-Ruju (Sardinien) 91, 246
 Anhänger (Schmuck) 14, 162, 180, 200, 306
 Ansgarius (Seliger) 306
 Anten (Bauweise) 132, 242, 249
 Anthropoiden (Menschenaffen) 23
 Antennenschwert 222
 Äolis 232
 Apennin 128
 Aphrodite 104
 Apollo 102, 104
 — tempel (Didyma) 81
 — (Delphi) 299
 — (Cretria) 98
 Applikationstechnik 282
 Apidenbauten 98—101
 Apulien 92, 101, 108, 109, 110, 127, 186, 187, 188, 212, 313
 Aquileja 300
 Arbor Low (Derbyshire) 82
 arctische Steinzeit 136
 Ares 104
 Arezzo 300
 Argolis 125, 252, 262, 264
 Argos 237, 267
 Arier (östl. des Kaufasus) 232
 Ariertum 266
 Aritsche Sprache 231
 Aristoteles 77
 Arkadien 125, 233
 Arkona auf Rügen 133, 308 ff.
 Arkturus (Stern) 78
 Arles (Selsgrab) 68
 Arm- oder Daumenschußplatte der Bogenschützen 57, 136
 Armbänder. Schnecken 24, 34; Elfenbein 28; Bronze 181, 201, 204, 223, 280, 287, 298; Gold 215, 225, 243
 — s. auch Manschetten
 Armenien 89
 Armenische Sprache 232
 Armberge 224
 Armringe 200, 202, 204, 223, 296
 Armspirale 223, 280
 Arretinische Ware 300
 Artefakte s. Werkzeuge
 Artemis 104, 274
 Aschenstiften, etruskische 129, 132, 136
 Aschersleben (Hausurne) 293
 Aschtabad (Persien) 188
 Äschylos' Perser 274
 Asien 89, 188, 190, 193, 263, 284, 301, 321
 — s. auch Klein- und Vorderasien
 — asiatische Schädel 315, 317, 318
 Äjili (Ur-Volk in Italien) 286
 Asphodeloswiese 237
 Assyrer 264
 Asteris (Inselchen) 266
 astronomische Beobachtungsstätte (angeblich) 291, 292
 — Linien (angebl.) der Steinalleen, Feststraßen 78, 85
 Asturien 194
 Athanarich 304
 Athaulf (Westgote) 301
 Athen 51, 125, 187, 248, 266, 267, 268, 298
 Athener 230
 Athena 104, 249, 262, 269
 Athenahalle (Pergamon) 299
 Atli (Edda) 293
 Ätolien 254
 Atreus 2
 Atreusgrab in Mykene 260, 261
 Atrium 97, 131, 132
 Atriumgräber 97, 130, 131
 Atriumhaus 90, 130, 131, 311
 Attalos, König 232, 299
 Attersee 173, 195
 Attila 283
 Attika 233, 267, 269.
 attische Grabreliefs 276
 attische Tetrapolis 231
 Atys, König 125
 Aube (Departm.) 296
 Aubrey holes 84
 Aufbahren der Leiche (Dipy-lonvase) 267/268
 Aufgebotslisten (Cäsar) 298
 aufgemalte Kreise 128, 173, 190, 206, 291
 — s. Ornamentif
 aufgemalte Muster = s. bemalte Keramik u. Ornamentif
 Aufnahmmuster (s. Ornamentif) 27, 75, 113, 203, 205, 282
 augenähnliche Muster 179, 244, 255, 297 s. Ornamentif
 Aunjetitzer Grab 244
 Aunjetitzer Kultur 110, 168, 214/215, 244, 252/253
 Aunjetitzer-Keramik 168, 214, 215
 Aurignac-Mensch 12, 22, 89, 315, 316
 — s. Homo Aurignacensis
 Aurignacien 12, 13, 15—25, 27, 33—37, 41, 43, 45, 47, 58, 67, 105, 122, 153, 204
 Aurith-Keramik 220, 221, 224, 227
 Auster 43
 Ausgebrannte Grabkammern (angebliche) 177, 182
 Autun (Museum) 54, 64
 Auvers (Frankr.) 296
 Awaren 279, 283, 307
 avarische Töpfe 283

Wörterverzeichnis

- Avebury (Stonehenge) 82, 86
 Aveyron 72
 Axt; aus Stein 141, 143, 147, 180 (207)
 — — Kupfer u. Bronze 195, 201
 — homerische 236
 — s. auch Lappen-, Loch-, Tüllenart und Beil
 Axtnäuse (Ungarn) 246
 Aylesford (England) 296
 Azilien 39—41
 „Baalshebbel“ b. Starzeddel 227—229
- Babow, Kr. Kottbus 224
 Babylonien 103, 120, 123, 311
 babylonischer Sikkurat (= babyl. Turm) 103
 Baden (Land) 286, 287
 Bahria-Keramik 100, 113
 — s. auch Malta-Keramik
 Bajuwaren 299
 Balearen 45, 88, 91—93, 133
 —bauten 92—94
 Balkan 2, 3, 8, 16, 47, 110, 112, 127, 154, 166, 170 bis 186, 195, 215, 228, 230, 244, 248, 284, 298, 307, 311, 313, 314, 318, 321
 Balkanteramik = s. bemalte Balkan-K.
 Baltikum 182
 baltische Rasse 319
 baltischer Höhenrücken 7
 Bamberg 221
 Bänder-Ornament 157, 158, 174, 179, 212, 295
 Bandschlingen 279,
 — s. Ornamentik 285, 301
 Bandkeramik 65, 110, 152, 154, 157—170, 173, 174, 176, 181, 184, 185, 186, 188/189, 207, 211, 212, 215, 216, 219, 221, 229, 234, 267, 268, 279, 284—289, 312, 313, 321
 Bandkeramiker 214, 227
 bandkeramische Kultur 253, 254, 262, 279
 Bandspiralen 224
 Bannkreis aus Steinen 137, 140
 Bär 30, 43, 44, 136
 Bär s. auch Höhlenbär
 Bari (Italien) 92, 101, 110, 128
 Barma Grande (Höhle) 24
 Barren von Gold, Silber 225, 243
 bärtige Gesichter 250
 Bartracht 250
 Basalt 17, 219
 Basebow b. Malschin 227
 Basena, Königin 304
 Basken 318
 Bastische Sprache 279
 Bauchgürtel = s. Gürtel
 Bauer, Jos. 46
 Baumeister (Forscher) Anm. zu Seite 104 und 274
 Baumes Chaudes (Höhle) 67
 Baumsärge 154, 198, 204
 Baußo da Torre (Höhle) 24
 Baven (Lüneburger Heide) 144, 145
 Bayern 133, 158, 212, 318
 Bayern, Sr. 280, 283
 Becher 50, 54, 92, 110, 148, 190, 213, 215, 219, 220, 240, 294
 — beutelförmiger 158, 214, 215
 — birnförmiger 214
 — doppelkoniischer 168
 — geschweiffter (Schnurbecher) 54, 56, 107, 109, 150 bis 153, 176, 189, 247
 — jütischer 182
 — kugliger 185
 — zylindrischer 151, 220
 — s. auch Bronze-, Gloden-, Kössener, Schulter-, Stengel-, Trichterrand-, Tulpen-, Zonenbecher
 Becken, ovals 151
 Bedhampton 86
 Bederfesa 139
 Befestigung: Graben, Pforten, Wall 270
 Befestigungen 124, 178, 271, 307
 — s. auch Burgenbau, Mauer, Wall
 Begouen, Graf 30
 Behla 222 (Anm.)
 Behrens 211—213
 Beigaben 141, 142
 — s. auch Schmuckfachen, Waffen, Sibelu, Werkzeuge, Urnen, Keramik u. a.
 Beigaben s. auch Grabbeigaben
 Beil 11, 18, 22, 44, 57, 58, 70, 72, 75, 141 (169), 177, 195, 208
 — dicknackiges 145, 150, 183
 — dünnnackiges 141, 142
 — spitznackiges 57, 136, 145, 165
 — durchlocht 145
 — homerisches 235, 236
 — langgestieltes 58
 — geschäftetes 145
 — doppelschneidiges 145
 — bootsförmiges 145
 — nachengebogenes 145, 147
 — s. auch Amazonen-, Doppel-, Sacetten-, Flach-, Hammer-, Kern-, kupfernes, Tüllenbeil, Spalter, Pide, Spitzbeil
 Beilhämmer 145
 Beinringe 223
 Bekleidung 11, s. Kleidung
 Belagerungsgeschütze 307
 Beld, W. 280
 Belfort 67
 Belgien 14, 15, 21, 41, 54, 158, 314
 Belgrad 171, 244, 313
 Belle Assise 6 (Colithen)
 Bellucci 71
 Belmonte b. Ancona 286, 288
 Belz, Anm. auf S. 139 u. 141
 bemalte Balkan-Keramik 176 bis 188, 193, 246, 266, 313
 bemalte Keramik 3, 27, 91, 102, 109, 110, 111, 114, 117—119, 121, 128, 160
 Anm., 163—166, 175, 187, 188, 221, 232, 235, 247, 248, 269, 287/288, 294, 307, 313
 Berber (= Iberer) 88
 Bergfried der Burg 95
 Berggöttin (mit Löwen, Mykene) 208, 262, 263
 Berghaus (= Sikkurat) 103
 Bergkristall 14, 60
 Bergsiedlungen = s. Siedlungen
 Bergwerke (vorgeschichtliche) 194, 195

- Berkelmeier (Gefäß) 148
 Berlin 7
 Berliner „Thronende Göttin“ 276, 277
 Berliner Staatl. Museum für Vor- u. Frühgeschichte 22, 29, 33, 36, 40, 51, 106, 132, 136, 168, 175, 196, 215, 223, 267, 280, 281, 282, 303, 304, 308, 316, 317
 — Altes Museum 276, 277, 291
 Berme (= Abfaß zwischen Wall und Graben des griech. Schiffslagers 271
 Bernburger-Keramik 167 bis 169, 214
 Bernstein 251, 252, 292
 Bernsteinfiguren (Tiere) 136, 138
 Bernsteinsäure 251—252
 Bernsteinschmuck 141, 251
 Bersu, G. 41, 42, 161
 Besiedlung 39, 46; weiteres s. bei Siedlung
 Besika-Bucht (Troja) 265
 Bessarabien 176, 177, 182
 Bestattung 21, 23—26, 36, 44, 45, 66—73, 84, 89 bis 91, 95, 99, 100, 126, 137 bis 139, 148, 197, 198, 237, 268, 272, 286, 291, 306, 308, 310
 — in Sella eingenäht 121
 — — Gefäßen 57, 109, 121, 240, 242
 — — Gruben 24, 66, 154, 162, 163, 222
 — — Kellern 64, 66, 163
 — an Wohnplätzen 24, 25, 45, 64, 67, 107, 162, 163
 — s. auch Brandgräber, Brand-, Höder-, Körper-, Nach-, Teilbestattung, gestredte Leichen, Urnenfriedhöfe, Megalithgräber u. besonders: Gräber
 Beutelförmiger Becher s. Becher
 Beutelförmige Keramik 212, 214, 220
 Beutelnapf = s. Napf
 Bezzenberger 92, 93
 Bibel 263
 Biber 44
 Bibracte (gallische Burg) 64, 110, 298
 Bieler See 60
 Bierschoppen (Gefäß) 50, 148
 Bilderalleen (Sphinge) 123
 Bilder der Verstorbenen 36, 72, 73, 106, 293
 — — — s. auch Ahnenkult, Jenseitsglaube, Idole, Menschendarstellungen, Totenkult
 Bildfreudigkeit des Südens 255
 — — Westens 46
 Billendorfer-Keramik 213, 220, 224
 Birka = Björkö 306
 Birke 43, 148
 — s. auch Zwergbirke
 Birkenbast 123
 Birfner 25
 birnförmiger Becher s. Becher
 birnförmige Gefäße 158, 255
 Bisino, König 304
 Bison 17, 18, 29, 30, 31
 Biteiros (Burg) 62
 Björkö am Mälarsee 306
 blauäugige Töchtern 193
 Bledebe (Kreis) 139
 Blutgräber (Udermark) 169
 Blutfarbe 25, 273
 —opfer 25, 273
 Boden der Gefäße 51
 Bodenplatte der Gefäße 51
 — s. Standfläche
 Bodengruben in Häusern = s. Gruben in Häusern
 Bodensee 60, 156, 167, 287
 Bogasfoi (Königsfigur) 280
 — Tontafeln 2, 193, 264
 — Palast 311
 Bogenband-Verzierungen 110, 113—115, 128, 160, 172, 179, 213, 216
 — s. Ornamentif
 Bogenfibel 280
 Bogen u. Köcher 75, 95, 96, 151
 Bohls, Dr. 139
 Böhmen 8, 110, 153, 154, 158, 160, 164, 165, 167, 170, 172, 173, 214, 219, 221, 257, 300, 318
 Boehlau, Joh. 145, 207 (Ann.)
 Bohrer (aus Stein) 13, 44
 Bohuslän 137, 207, 306
 Bojer (felt. Stamm) 284
 Bollacher, Maler 140
 Bologna 108, 112, 126, 128
 bombenförmige Gefäße 283
 bombenförmiger Kessel 267
 Bonnet, Robert (Anatom) 5, 23
 Bonner Provinzialmuseum 20, 57
 Boot, Nydamer 305
 „Bootsfahrt ins Jenseits“ 132
 Bootsform von Beilen 145
 Bötter (Namenerklärung) 233
 Bötien 267
 Borchardt (Abusir) 122
 Bordeaux 33
 Börnicke b. Nauen 292
 Borschmann 192
 „böjer Bild“ 292/293
 Bos primigenius (Urstier) 9
 Bosnien 174
 Bottnischer Meerbusen 38
 Boule (franz. Forscher) 17
 Brahe (Fluß) 7
 Brandbestattung in Häusern 162, 163, 198
 — — — s. auch Bestattung
 Brandenburg 39, 222
 — s. auch Markt Brandenburg
 Brandgräber 82, 100, 126, 129, 162, 169, 177, 197, 198, 211, 215, 222, 272, 286, 291, 306, 307
 — s. Bestattung
 Brandgräberfeld Walternienburg 168
 Brassempouy 32, 33
 Braunschweig 41, 159, 207, 312
 Breasted, J. H. 123, 127
 Breitshädel 155
 Bremen 301
 Brenner-Paß 300
 Bretagne 74—81, 86
 Brettidole (Kypern) 103
 Breuil 6, 15, 17
 Brillenfibel 201, 204, 223
 Bristol 62
 Britisches Museum 294, 296
 Broca 71
 Broken Hill (Rhodesia) 314
 Browne 85
 Bromberg 7
 Bronze 181, 183, 189, 195, 196, 200, 217, 306
 — s. auch Schmuck, Waffen

Wörterverzeichnis

- aus Bronze (Dolch, Schwert, Beil u. a.)
- Bronzearbeiten aus Capua 300
- Bronzebecher (Ciryus) 252, 254
- Bronzebeden 289
- Bronzeimer 198, 204, 294, 295
- Bronzefiguren (aus Nuragen) 95, 96
- (Laren) 133
- Bronzegehänge am Gürtel 281
- Bronzegefäß, in Ton nachgeahmt 221
- italienisches 222
- Bronzegürtel aus dem Kaukasus 118, 282, 286
- Bronzefanne (Walddalgesheim) 295
- bronzene Boote (Grabbeigaben) 132
- bronzene Handschuhe 253
- bronzene Totenmasten 253
- Bronzezeit, -gerät, -kultur 16, 46, 50, 57, 60, 61, 63, 64, 67, 86, 90, 93, 109, 111, 113, 118, 127, 128, 136, 145, 147, 153, 154, 173, 187, 194—219, 222, 223, 224, 228, 280, 281, 282, 286 bis 289, 291, 295, 318, 319, 321
- — — I.—V. Periode 199 bis 203, 211, 287
- Bronzezeit-Keramik 211—217
- Brüdnner, Alfred 265
- Brüdnner (Geologe) 6, 38
- Bruniquel 30
- Brunn 259
- Brunnenhäuser 95
- Brünn (Mähren) 21, 27, 32, 36, 45
- Brustgürtel 204 f. Gürtel
- kette, goldene 306, silberne 308
- Brustpanzer 299
- Bucchero-Keramik (Etrurien) 129
- Buch bei Berlin 162, 228
- Buchau (Wasserburg) 61, 287
- Buche 8
- Bücher, Karl 49
- Buchsbaum 8
- Büchsendeisel (Troja) 238, 297
- Büchsen (Gefäß) 220
- Buchtela 160 (Anm.)
- Budelferamik, Lausitzer 219 bis 221, 248, 267
- trojanische 219
- Budelnornament 184, 213, 214, 220, 221, 224, 228, 247, 288, 291, 305
- Reihen 28
- f. Ornamentif
- Budapest 57
- Bug (Fluß) 7
- Bügelfibel 214, 223, 224
- Bügelnadel 252
- Bügelkannen 247
- Bühavorstoß (Eiszeit) 16, 19, 38
- Büff-Kultur 176
- Bukowina 176
- Bulgaren 279
- Bulgarien 111, 163, 176, 181, 182, 184, 185, 188, 215, 313
- Bumerang (Wurstholz) 72
- Buntsandstein 17
- Büren (Kreis) 154
- Burg (Wortklärung) = πύργος u. τύρσις, auch pergamos, 125, 232, 233, 271, 313, 321
- Burgenbau 61, 63—66, 124, 166, 171, 177, 186, 226 bis 229, 239, 269, 271, 291, 294, 299, 306, 307, 308, 310, 313
- Burg Bajedow b. Malchin 227
- Burg im Oberudersee 227
- Burg Ciryus 234, 235
- Burg Troja 239 ff., 248
- nordische 125, 250, f. Dolfsburg
- südliche 250
- thessalische 254, f. Dimini, Sestlo
- Burgmauer 239, 240, 250
- Burg-Molkenberg 168
- (Keramik) 168, 220
- Burgund 289
- Burgunder 264, 304
- Burns (England) 195
- Butmir b. Serajewo 165 bis 167, 179, 183, 207, 212, 253, 267
- Butmir-Keramik 165—167, 176, 212
- Butterstadt 163
- Buttler 162, 228
- Buztehude 306
- Bußow (Mark) 220
- Buzau (Rumänien) 178, 303
- Cammin-Steinsborg 306
- Camp de Chasse 54, 55, 62, 64
- Campaignien 39, 48
- Campaigny 43, 145
- Campos (span. Burg) 64, 66
- Canosa-Dasen (Apulien) 109, 212
- Cantal (Frankreich) 5, 8
- Capena 287
- Caprien-Kultur 16, 31, 32, 86
- Capua (Campana supellex) 300
- Cardium edule 43
- carène, carenata (Vase) 107, 110 f. Kielvase
- Carnac (Bretagne) 74, 76, 78
- Carrara 132
- Carrow Keel (Irland) 69, 70
- Cartailhac (franz. Forscher) 15, 25, 51, 63, 67
- Carthaus, C. 280
- Caruana 99
- Caere (Etrurien) 129, 131, 132
- Cassau 141
- Cassel 163
- Cassibile 91
- Castelluccio 89
- Cäsar 64, 298
- Catenoy (Oise) 65
- Cernavoda (Dobrußtscha) 111, 118, 171, 177, 182—185, 255, 313
- Cevennen 62
- Chantre (franz. Forscher) 280
- Characeen-Sand 43 (Characeen = eine Algenart)
- Charente 15
- Chaulney 64
- Chaeronea 113, 188
- Chelléen 12, 14, 16, 17, 45, 316
- Cherson (Südrußland) 171, 172, 182, 301, 313
- Childe, D. G. 176 (Anm.)
- Chilberich, Frankenkönig 304
- China 191, 192, 193
- Chinesische Tierornamentif 284
- Chinesisches Porzellan u. a. 293
- Chinoiserie 293

- Chiufi 130
 Chlodwig 304
 Choirospilia-Höhle 266
 Christentum 273
 Christiania 7
 Chwoikow 177
 Ciempozuelos (Spanien) Keramif 56, 68, 113, 246
 Circoli (ital. Rundgräber) 84
 Clitumnus 127
 Collorgues (Menschenfiguren) 72
 Combarelles (Höhle) 29, 30
 Combe Capelle 22
 „con atrio“ (Grab) 90, 91
 Conguel 55, 57
 Conze, Alexander 26, 27, 266
 Coppa Navigata 112
 Cordoba 194
 Corneto 130
 Cornwall 82, 196
 Corradino (Malta) 90, 98
 Cortona = Gortyn 127
 Corveyer Abt Saracho 308
 Courjeonnet (Felsgräber) 70
 Craiova 118, 184, 297, 298, 308
 Cranß (Ostpreußen) 136
 Cravanche (Höhlen) 67
 Crawford 86
 Crespellano 112
 Croizard (Felsgräber) 70
 Cro-Magnon (Rasse) 21, 22, 23, 25, 155, 315—319
 Cromlech (runder Festsplatz) 76, 78—81, 86, 272
 Cucuteni b. Jassy 153, 176 bis 185, 255
 Cueva de los Tayos 67
 Curtius, L. 121
 Cypern = s. Kypern
 Cypraa-Schnecke 24, 100, 158
- Dach 143, 144, 182, 222
 — kuppelartiges 235, 241, 242, 269
 — s. auch Giebel-, Kegel-, Zeltdach
 Dachbalken 249
 Dachstuhl 249
 Daidalos 233
 δαίμων 233
 Dafer 298
 Dakien 301
 dalkische Burg 298
 Dalarna (Norwegen) 316
- dalkische Rasse 316
 Dalmatien 50, 233
 Dänemark 16, 38, 39, 42, 44, 45, 135, 138, 141, 142, 147, 149, 150, 153, 155, 198, 208, 225, 305, 319
 Dänen 279
 Danzig 150, 292 (Odry)
 Dardanellen 239, 265
 Dardanien 233
 Darius 274
 Darmstadt 221
 Darstellung von Sonne, Mond, Meer 258, 262/263
 Darstellung der Verstorbenen 275, 276 ff. 311
 Darstellungen = s. Menschen-, Tierdarstellungen, Pflanzliche Motive
 Dartmoor 62
 Darzau, Kr. Salzwechel 300
 Datierung der Troja-Perioden 245, 246
 Datten b. Pforten 224
 Daudiek 139
 Daun-Eiszeit 38
 Déchelette (franz. Forscher) 26, 28, 60, 62, 65, 71, 76, 289
 Decius, Kaiser 301
 Deckel auf Gefäßen 151, 184, 185, 216, 217, 297
 Deckelbüchse 246
 Deckmalerei (Grabkammer auf Malta) 115, 116, 117
 Decksteine (Grabbau) 137, 140, 142
 de Baye, J. 70
 de Geer (schwed. Geologe) 19, 20, 39
 de Sapparent (franz. Geologe) 19
 de Lastic (Sammlung) 29
 de Morgan, franz. Archäologe 189
 Deichsel eines Streitwagens 123
 Deichseln von Bronzefesseln 224
 Delos 230
 Dennis 131
 Depas amphikypellon (= doppelhöhliger Becher) 240
 Depotfunde 223, 308
 Detmold 291, 292
- Deukalion (Insel) 266
 Deutsches Chelléen, Acheuléen, Monstérien usw. 14—16
 Deutschland 17, 25, 38, 163, 166, 182, 186, 195, 196, 207, 271, 292, 298, 301, 304, 306, 318, 319 u. öfter.
 — s. auch Nord-, Mittel-, Süd-, West-, Ostdeutschland
 Deutschordensritter 125
 Deva (Siebenbürgen) 184, 185
 Devizes (England) 59, 60
 Diadem 302
 Diagonalkreuz (s. Ornamentif) 175, 176
 dicknackiges Beil 145, 150, 183
 Didyma (Apollotempel) 81
 Diemarden b. Göttingen 162
 Dijon 64
 Diluvium = s. Eiszeiten
 Dimini (Thessalien) 171, 176, 186, 245, 249
 Dinarische Rasse 318
 Dionysos (griech. Gott) 230
 Dionysos-Relief (Totenmaß) 278
 Dionys von Halikarnas 125, 127, 227
 Dipylon-Amphora u. Kanne 153
 Dipylon-Kultur (Namenerklärung) 266
 Dipylonstil 217, 256, 259, 266 bis 273, 274, 283, 288, 289, 290, 314
 Dirlammen (Oberhessen) 154
 Diskusgräber 69, 84
 Dithmarschen 198
 Dittmann, Dr. 154, 155
 Dniepr und Dniestr 172, 279, 301
 Dobrußtscha 111, 176, 182, 242, 283, 301, 307
 Dodona 232
 Dolch aus Stein 58, 59, 67, 72, 100, 142, 147, 180
 — — Kupfer, Bronze 181, 182, 195, 200, 201, 204, 207, 214, 215, 223, 239, 243, 245, 256, 281, 282, 297, 312
 Dolchflinge (mykenische, Löwenjagd) 236
 Dolchstab 58, 59, 68, 195, 196, 200

Wörterverzeichnis

- dolichokephaler Schädel (= j. Langkopf) 22, 67
 Dolja Dolina (Südungarn) 128, 286
 Dolmen 73—76, 92, 121, 137, 140—142, 145, 147, 171, 236
 Dolmenkeramik 53—55, 121
 Dolon=Abenteurer (Ilias) 270, 271
 Donau, Donaufreis 3, 8, 15, 25, 26, 32, 45, 48, 63, 66, 107, 110—112, 127, 128, 152, 157—192 ff., 197, 212 bis 215, 217, 232, 239, 240, 244, 245, 264, 267, 279, 284, 290, 291, 295, 298, 300, 301, 310, 311, 312, 313
 Donjon (= Bergfried) 124
 Doppelbeil 132, 208, 262
 „Doppelhöhliger“ Becher 240
 Doppelsonischer Becher 168
 Doppelschneidiges Beil 145
 Doppelspiralfibeln 224
 Dordogne 10, 15, 21, 22, 23, 45
 Dorer 232, 267
 dorische Phylen (Stämme) 233
 — Wanderung, Kultur 210, 234
 dorischer Stil (= Dipylon Stil) 269
 Dörpfeld 241, 247, 263, 266
 Dortmund 213
 Dos rebattu (= Steinmesser) 44
 Dove=See b. Braunschweig 41
 Drage (Fluß) 7
 Dragendorff 234
 Drahtspiralen (Gold) 225
 Drau 173
 Drawa, Nebenfluß der Neße, 167
 Drava Szarvas (Slavonien) 174
 Drehscheibe s. Töpfer= scheibe
 Dreiecks=Motive 49, 151, 158, 160, 189, 192, 216, 223, 255, 256, 257, 283
 — j. Ornamentif
 dreisprossige Nadeln 224
 dreizackige Gabel (Waffe) 282
 Drewenz (Fluß) 7, 167
 Driefen (Neumark) 136, 308
 Dromos (Zugang zum Grabe) 89
 „Druidenschule“ 292
 Drusus 300
 Dualismus Nord= u. Süd= europas 47, 230, 311, 313
 Dualismus: Schloß und Burg 125
 Dublin 69
 v. Duñ 26, 126, 129, 131
 Duisburg 299
 Dullenried b. Buchau 61
 Dulichion (Insel) 265
 Düna 301
 Duncan Madenzie 94
 Dussaud (franz. Forscher) 89, 114
 dünnackige Art 143
 dünnackiges Beil 141, 142
 Durchbohrungen der Werk= zeuge 24, 25, 44, 145, 147, 180
 Düsseldorf 20
 Dynastienburgen, mittelalter= liche 239
 Eber, springender 31
 Eber von Driefen (Bernstein) 136
 Eberstadt b. Gießen 160, 165, 167
 Eberswalde 7
 Eberswalder Goldfund 213, 223—225, 228, 291
 Ebert, M. 171
 Ebro (= Iberer Fluß) 88
 Echinaden (Inseln) 265
 Eckartsberga 161, 162
 Edda 293
 Edelhirsch 9
 Efeu 8
 Ehringsdorf b. Weimar 15, 17, 19, 21, 46, 47, 314
 Ehrlich, Prof., Elbing 169
 Eiche 8, 43
 Eichensärge, jütische 198, 204, 205
 Eickstedt, E. von 315, 317
 Eifel 15
 Eimer (Situla) 54, 56
 — (Tongefäß) 101, 148, 307
 eingeläutete Verzierungen 110
 — j. Ornamentif
 eingelegte Arbeit (farbige Steinchen) 281
 eingestochene Linien, Verzie= rungen 157, 158, 160, 162, 164
 — — — j. Ornamentif
 eingetieftes Haus 161, 307
 eingravierte Muster 256
 Eintrahen der Muster 158, 160, 164, 165, 179, 185, 216, 220, 307,
 — — — j. Ornamentif, Rit= linien, Rillen
 Einritzungen (j. Ornamentif) 50, 114, 128, 157
 Einschlüsse der Tuffe 8
 Einstempelung der Muster 212, 304
 — — — j. Ornamentif
 Einwanderung (angebliche) aus Asien 311, 315
 Eisenzeit 107, 194, 199, 207, 211, 279—304 ff., 308, 319
 eiserne Waffen 287, 299
 — Werkzeuge 181
 Eisfuchs 8, 18
 Eisleben 216, 305
 Eiszeiten u. Zwischeneiszeiten 5, 6—9, 16—20, 38, 39, 45—47, 89, 134, 135, 155, 156, 173, 194, 312, 315
 Elagabal, Kaiser 274
 El=Argar (Spanien) Keramik u. Kultur: 56, 57, 88, 91, 110, 190, 200, 225, 246, 317
 Elbe 7, 140, 150, 154, 168 bis 170, 184, 203, 218, 300, 313
 Elbing 169
 Elch 43, 44, 136
 Elefant, afrikanischer 23
 Elephas primigenius 8
 — antiquus 9, 16
 Eleusis (Weihen) 274
 Elfenbeinkamm 247
 Elfenbeinnägel (Grabbei= gaben) 158
 Elfenbeinplatte (als Schmuck) 25
 Elfenbeinstüde (Schmuck) 28
 Elfenbein=Rundfiguren 33, 34, 36, 45
 Elisabethpol (Kaukasus) 283
 Ellerbed b. Kiel 43
 El Oficio (span. Höfensied= lung) 64
 Elsaß 213, 287, 320
 Elyfion 237

- Elysiſche Flur 237
 Emailtechnik 280
 Emefa (Syrien) 104, 274
 Emilia (ital. Landſchaft) 92, 127
 Emschertal (Eſſen) 15, 17
 Endmoräne 7, 39
 England 8, 16, 60 62, 82—87, 128, 135, 142, 194—196, 199, 290, 294, 296, 305, 318,
 — ſ. auch Südenland
 Engler u. Prantl (Botaniker) 50
 Entenarten 43, 256
 Entlaſtungsdreieck 95, 97, 261
 Eolithen 5, 6
 Eozän 6
 Epipaläolithikum 41
 Epirus 232, 233, 254, 267
 Erdeven (Bretagne) 78
 Erdmantel über d. Grabe 272
 Eretria 98
 Erman 123
 Erösd (Siebenbürgen) 171, 176, 313
 Erſtein 159
 Ertebölle 44, 145
 Eſche 8
 Eſchenholz 123
 Eſtimos 35
 Eſſeg (Slavonien) 174
 Eſſen (Mouſtértien) 15
 — (Emschertal) 17
 Eſſen und Trinken (Beigaben) 141
 Eſtland 43
 Etagenfloß 271
 Etrurien 71, 89, 112, 127 bis 133, 261, 282, 285, 286, 292, 314
 Etrusker 35, 91, 95, 125—134, 230, 231, 269
 etruskiſches Grabgemälde 101
 etruskiſches Haus 130, 131
 etruskiſcher Tempel 130—132
 Euböa 89, 233
 Eumaios 266, 269
 Euphorbos (Trojaner) 225
 Europäer, Urväter der heu-
 tigen 315
 Eurykleia 242, 269
 Evans 93, 101, 103, 105, 108, 114, 117, 118, 246, 263
 Fabricius 253
 Fabrikantennamen, römiſche 300
 Fabrikationszentrum (Nieder-
 rhein) 300
 Facettenbeil 151, 153
 Facettenprofilierung 219
 — ſ. Ornamentif
 Fadenkrug 185
 fahrbare Kessel (Bronze) 224
 fäliſche Raſſe 155, 316
 Falister 279
 Falisterland 285, 286
 „falſches Gewölbe“ 62, 74, 89, 132, 143, 222 (Seddin), 250, 261
 — — Vortragung des Ge-
 wölbes 99, 313
 Farbe der Gefäße u. a. 31, 48 ff., 163—165, 177, 179, 180, 182—184, 189, 205, 216, 220, 221, 239, 244, 246, 247, 250, 256, 283, 298, 300
 Fächchen (aus Ton) 187
 Sauna 5, 8, 10, 17, 37, 43, 44
 — ſ. auch Affen, Bär, Biber, Bison, Eber, Edelhirsch, Eich, Eisfuchs, Flußpferd, Höderſchwan, Höhlenbär, -hyäne, -löwe, Hund, Lemming, Mammut, Moſchusochſe, Pferdespringer, Reh, Renntier, Rhinoceros Merd., Saiga-Antilope, Ur-elefant, -ochſe, -stier, Wiesent, Wildkaſe, -pferd, -ſchwein, Wolf, wollhaariges Nas-
 horn, Ziesel. S. auch Fiſche, Muſcheln, Schnecken, Vögel
 Faustkämpfer der Hallstatt-
 zeit 204
 Faustkeil 11—13, 37, 316
 Federsee 60, 61, 156
 Feige (Baum) 8
 Feldzeichen 299
 Fellkraher 34
 Fellsengräber 66—73, 129, 130
 — etruskiſche 129—131
 — in der Argolis 262
 — ſ. auch Höhlengräber
 Felszeichnungen 46, 86, 88, 121, 136, 208—210, 236, 271
 — nordiſche 207 ff.
 Fenster, runde (bulgar. Haus-
 modell) 184
 — dreieckige (Hausmodell aus
 Argos) 184
 — am Weſtgotenpalast 304
 Fere en Tardenois 40
 Fernwerder b. Brandenburg
 39, 40
 Ferrara 63
 Feſte (Jahresfeſt) 218, 227
 Feſte Koburg 125
 Feſtons (ſ. Ornamentif) 173
 Feſtplatz 81, 218
 — am Grabe 272
 — — Tempel 308
 — ſ. auch Cromlech
 Feſtſtraße 85, 86
 Feſtzug 289
 Feſtleibigkeit der weibl. Ge-
 ſtalten 106
 Feuerböde für den Herd 59/60
 Feuerherd = ſ. Herd
 Feuerquirlen 208
 Feuerſtein-Werkzeuge 9—17, 19, 23, 24, 39, 41, 43, 44, 46, 57, 120, 135, 138, 143, 145—147, 168, (169), 177, 180, 183, 194, 195, 196, 199, 240
 Fiala 165 (Anm.)
 Sibeln 201, 202, 213, 214, 223, 224, 253, 259, 280, 286, 296, 297, 298, 301, 303, 304, 306
 — ſ. auch Adler-, Bogen-, Brillen-, Bügel-, Doppel-
 ſpiral-, Hannoverſche, Schlan-
 gen-, Schlingbügel-, Schild-
 krott-, Sproſſenfibel
 Fiſche (Baum) 8
 Fidemühlen, bei Geeftemünde
 138
 Fieſole 130, 131
 Filigranarbeit 306
 Findlinge (Geſchiebelöde)
 137, 141
 Fingereindrücke als Muſter
 44, 117
 Singerringe 302
 Finow (Fluß) 7, 224, 225
 Finnland 136, 149
 Firſtbalken (Hausmodell) 269
 fiſchblaſenförmige Bänder 296
 — ſ. auch Schwellbänder
 Fiſche 43
 — ſ. auch Hecht

Wörterverzeichnis

- Sifcher, Eugen 319
 Sifchgrätenmuster 51, 113, 150, 173 (tannenbaumartig), 175, 216
 — f. Ornamentik
 Sifchwirbel (Schmuck) 24, 27, 37
 Sivizzano (Menschenfiguren) 72
 Schlachbeil, geschliffener Stein 180; f. geschliffene Steinbeile
 — Kupfer 181, 195
 Schlachgrab 211
 Flasche (Tongefäß) 49, 141, 147, 294, 298
 — f. auch Krugflasche
 Flaschentürbis 48—50, 57, 147, 158
 — f. auch Kürbisformen, -stil
 Flechten der Gefäße 50
 Flechtornamente 13, 26, 27, 34, 40, 50/51, 56, 75, 110, 113, 150—152, 157, 168, 174, 175, 189, 190, 219, 220, 223, 240, 247, 266, 268, 295, 301, 307, 312
 — f. auch Schrägkreuzung, Ornamentik
 Flechtstäbe 28
 Flechtwerkwände 61
 — f. auch Mauerbau, Wände
 Fledermäuse (Seelenglaube) 237
 Flensburg 43
 Flint = f. Feuerstein
 Flornborn b. Worms 158, 159
 Flora 5, 8.
 — f. auch Alpenrose, Birke, Buche, Buchsbaum, Efeu, Eiche, Esche, Feige, Fichte, Flaschentürbis, Föhre, Hasel, Hirse, Kiefer, Linde, Lorbeer, Pappel, Renntierflechte, Riedgras, Rosmarinheide, Schilf, Silberpappel, Ulme, Wassermoos, Weide, Wollweide, Zwergbirke
 Florenz, Museum 123, 131, 132
 Floß des Odysseus 271
 Flöße 209, 210
 — f. Etagenflöße
 Fluchburgen = f. Volksburgen
 Fluchtturm 95
 Flügelwesen 101, 275
 Flußnamen, illyrische 167
 Flußpferd 9, 17
 Föhre 8
 fondi di capanne (Hüttenböden) 92
 Font de Gaume (Höhle) 10, 29, 30
 Sortleben nach dem Tode 81, 198, 273
 — — — f. auch Jenseits-, Seelenglaube
 Forrer 162 (Anm.), 163 (Anm.) 193, 196, 264
 Franche Compté (Burgen) 64
 Fra Angelico 273
 Franken (römischer Wohnturm) 125
 — (Volksstamm) 282, 299, 304
 — (Keramik) 304
 — (Kultur) 306, 307
 Frankfurt, h. 176 (Anm.)
 Frankfurt a. O. 220, 227
 — a. N. 66, 162, 171
 fränkische Gräber (Weimar) 304
 Frankreich 5, 8, 12, 14—16, 19, 28, 34, 39, 41, 43, 45, 54, 57, 58, 60, 62, 64, 67, 68, 70, 73—76, 88, 103, 108, 109, 123, 128, 133, 135, 139, 140, 152, 156, 162, 195, 199, 260, 289, 290, 294, 296, 300, 301, 310, 312, 314
 — f. Nord- und Südfrankreich
 Franzenssaum als Ornament 175—176, 297, 298
 — — — f. Ornamentik
 Frauenberg b. Marburg 161
 Frauendarstellungen = f. Menschl. Darstellungen
 Frauengrab 204, 225, 280
 Frauentracht 204
 — f. auch Kleidung
 Frau von Klicovac 217
 Friedberg i. d. Wetterau 160
 Friedhöfe = f. Gräberfelder
 Friedrich, Joh. 193 (Anm.)
 Friesacker Moor 41
 Friesen (Volksstamm) 320
 Friesland 305
 Frijlar 142
 Frobenius, Leo 46, 74, 93, 121
 Frödin 142
 Fromholz-Eberswalde 46
 Frühhelladisches 250, 266
 frühminoische Schicht (Kreta) 246, 250
 Fuchschwanzfetten 243
 Furchenstich 149, 164, 173, 175
 — f. Ornamentik
 Furneß bei Naes (Kifarne) 68/69
 Fürstengrab (Helmsdorf) 215
 Fürstengräber von Kl. Glein (Graz) 253
 Fürstengräber (Weimar) 110
 Furtwängler 126
 Furtwängler-Loeschcke 256
 Fuß, als Maßeinheit 226, 305
 — am Gefäß 158, 165, 312
 Fußboden 61, 142, 162, 182
 Gabel (bronzene u. eiserne Waffe) 281, 282
 Galizien 3, 8, 176, 177
 Galley Hill (Schädel) 21
 Gallien 300, 301
 Gallier 299
 Gallierkrieg (König Attalos) 299
 Galli germani 156
 gallischer Hauptgott Merkur 76
 gallische Schilde 299
 Ganggräber 74, 75, 137, 141, 145, 147
 — f. Höhlen- u. Kuppelgräber
 Gard (Departement) 67, 72, 82
 Garmangabis, sueb. Göttin 156
 Garz 310
 Gatos (span. Höfensiedlung) 64
 Gauburg 227
 Gavrinis (Insel) 75
 Geestmünde 138
 Geestrüden 155
 Gefilde der Seligen 237
 — f. Jenseits- und Seelenglaube
 Gehänge am Gürtel 281
 gehörnte Altaraufsätze 59/60, 312
 Gehrdenener Burg (Hannover) 66

- „Geisterstraßen“ der Chinesen 81
 gelehrte Klingen (à encoche) 13
 Gemeinschaftshaus 227/228
 Gemme aus der Idäischen Grotte 103
 Gemmen 236, s. auch Inselsteine
 Genfer See 60
 Genua 72
 Geometrische Muster (s. Ornamentif) 27, 75, 100, 115, 119, 187, 266, 281
 — Motive (Diyonkultur) 266 ff., 289, 294
 geometrische Periode 27
 geometrischer Stil (Griechenland) 266 ff.
 Geräte aus Stein, Ton, Bronze 57—60, 145—147
 — s. auch Werkzeuge
 Gergovia 64
 gerippte Stoffmuster als Ornament 223
 — s. Ornamentif
 Germanen 1, 2, 4, 125, 155, 156, 169, 174, 181, 193, 208, 214, 228, 229, 291, 292, 299—303, 320—322
 Germania des Tacitus 156, 208, 218
 german. Eigennamen 156
 Herkunft des Namens der Germanen 156.
 Germanien 300
 germ. Lehnwort im Griechischen 125
 german. Sprachen 231
 geschäftetes Beil 145
 — s. auch Schäftung
 geschlemmter Ton für Gefäße 163
 geschliffene Steinbeile 57, 145, 180
 geschweifeter Becher s. Becher
 Geiser (Keramik) 263
 gesichtsähnliche Verzierungen an Gefäßen 244
 — s. Ornamentif
 Gesichtsurnen 292, 293, 296, 313
 Gesichtsurnenzeit 301
 Gesteine = s. Basalt, Bergkristall, Buntsandstein, Feuerstein, Granit, Graphit, Grauwade, Grünstein, Jadeit, Kalkstein, Marmor, Nephrit, Quarzit, Serpentin, Steatit
 gestielte Spitze (pointe à cran) 14
 gestreckte Leichen, Skelette 44, 137, 141, 158, 198, 211, 314
 — s. auch Bestattung
 Getreidearten s. Hirse
 Getreidescheunen u. Speicher 161
 getriebene Reliefs 256
 Gewand = s. Kleidung
 Gewandnadeln 200, 201, 222
 Gewebe (Stoffe) 28
 Gewölbekonstruktion 132
 Gewölbegrab 129, 222, 311
 gewölbtes Dach 242, 311
 — s. auch „falsches Gewölbe“
 Gibbon 20
 Gibraltar 315
 Giebeldach 145, 171, 241, 249, 269, 276, 313
 Gießen 15, 17, 162
 Gigantia (auf Gozo) 98, 99, 113, 114
 Girgenti 110
 Gironde 15
 Gläserherstellung 306
 Glätter (Werkzeug) 39, 40
 Glaube = s. Jenseitsglaube
 Gletscher 6, 7, 19, 20, 320
 Glockenbecher 54, 68, 152, 246, 312
 — —kreis 215
 — —stationen 246
 — —leute 318
 Glogau 170
 Glonn in Oberbayern 19
 gobelinartige Weberei 204
 Gölitzscher Grab 75, 151, 152
 Gold (Vorkommen, Goldsachen u. a.) 38, 109, 110, 184, 206, 207, 208, 215, 224, 225, 228, 236, 243, 244, 247, 250, 251, 253, 255—258, 286, 291, 295, 296, 298, 300, 304, 306
 Goldbecher aus Werder 291
 Goldberg (Württemberg) 178, 212, 287; 163 Anm.
 goldene Trinkschalen 213, 225, 258
 Goldfund von Eberswalde 213, 224, 228
 — — Dettersfelde 224, 296 bis 298
 — s. Dettersfelde
 Goldmasken (Gräber) 253, 285
 goldplattierter Knopf 252
 Goldringe aus Mykene 93, 105, 106, 258, 262, 263
 Goldschalen 226
 Goldschatz von Pietroassa (Rumänien) 303
 Goldscheibe (Sonnenscheibe) 209
 Goliaths Rüstung 263/264
 Gordion (Kleinasien) 239, 242
 Gorges d'Enfer 15
 Gorilla 23
 Gortyn 127
 Gortyzer Keramik 220, 221, 227
 Göteborg 207
 Goten 279, (Tierornamentif) 190, 301, 302, 306
 — (Keramik) 304
 Götterdarstellungen 71—73, 103, 105, 106, 208, 209, 262, 308, 310
 Götterepiphänien (Selsenbilder) 208
 Götterkult 25, 87, 104, 107, 120, 230, 260, 274, 278, 311
 Götterstein 102
 Gottheit, dargestellt durch Tiere 101
 — Wohnung der 103
 — unsichtbare 208
 „Göttin“ (Berliner) 276, 277
 Göttinger See 145
 Göttingen 162, 163
 Göze, A. 292, 168 Anm.
 Gozo (Insel) 98, 113, 114
 Grabbau 88—91, 95, 98, 127, 132, 154, 311,
 — nordischer 137—142
 — mit Steinen umstellt 44, 137
 Grabbauten 63, 66—73, 100, 132, 222, 236, 260 ff., 291
 — s. auch Atrium, Selsen-, Gang-, Gewölbe-, Höhlen-, hufeisenförmige, Hügel-, Kuppel-, runde, Schachtgräber

Wörterverzeichnis

- Grabbeigaben 59, 100, 158, 222 u. öfter
 — f. auch Beigaben
 Grab delle sedie, in Caere 129
 Grab der Dolomnier 91
 Gräben (bei Befestigungen) 65, 177, 270, 307
 — (bei Grabanlagen) 82, 83, 86
 Gräber 69, 70, 100, 158, 162, 163, 177, 188 Kurgane, 193, 197, 211ff. Bronzezeit, 225, 242, 250, 253, 272—274, 284, 286, 291, 292, 304, 306, 307, 310
 — eingetiefte Grube 24, 154, 197, 222, (262), 272
 — eingetiefte Steinliste 141, — — — f. Steinliste
 — f. auch Grabbauten, Brandgräber, Baumsarg, Höhlengräber, Urnenfelder, Hügel mit Einzelgrab, Megalithgräber, Bestattung
 Gräberfelder 222, 306, 307
 Gräberrund von Mykene 84, 250, 312, 313, auch Abb. 143
 Grabkammern 68—71, 73 bis 77, 89—91, 115, 121, 123, 127, 129, 132, 137, 255, 261
 — aus Holz 137, 154, 211, 222, 286
 Grabnischen = f. Nischen
 Grabreliefs (Harpyien=Monument) 275
 — griechische 275—278
 Grabstele (Entstehung) 274
 — f. Stele
 Grabtürme 274
 gräkoitalische Sprache 232
 Granit 145
 Graphit 184, 220
 Graudenz 301
 „graue Ware“ (Troja) 180, 247, 283
 Grauwaße 145
 Gravette-Spiße (Steinmesser) 13, 16
 Gravierung 282
 Graz 253
 Gressenich (Niederrhein) 300
 Griechen 1, 4, 35, 124, 125, 127, 177, 225, 232, 265, 266, 282
 Griechenland 3, 45, 70, 72, 77, 84, 89, 98, 104, 120, 127, 132, 230—278, 290, 301, 313, 314, 321
 Griechentum, Klassisches 234
 griechische Aufgebotslisten (Caesar) 298
 griechischer Einfluß über Südrußland 298
 griechische Grabreliefs 275 bis 278
 griechische Heldenzeit (mykenische Periode) 234, 248 bis 266
 griechische Sprache 231
 griechische Vasenbilder 280
 Griesheim 211
 Griffzungenschwert 253, auch Abb. 114c
 Grimaldi-Höhlen (Mentone) 22, 25, 34, 36
 Grodno 7
 Großgartach b. Heilbronn 160, 161, 167, 173, 212, 214
 große Schuß (Troja) 243, 244
 Großkönige 264
 Grotte du Cavillon 24
 Grotten 17, 20, 24, 25, 36, 37
 — f. auch Höhlen
 grottes artificielles 68
 Grubenbestattung 24
 — f. auch Gräber
 Gruben in Häusern (Vorratsgruben) 162, 165
 Grundmoräne 6
 Grundoldendorf, Kr. Stade 137—140
 Grünwedel (Turfan Exp.) 193
 Grünstein 136, 145
 Gschneiß-Eiszeit 38
 Guben 227
 Gummel 148
 „Gündlinger Stufe“ 287
 Günther, Rassenforscher 316
 Güntert, H. 181
 Günz-Eiszeit 6
 Gürtel, als Bekleidung des Mannes 33, 34, 36
 — als Schutzkleidung 122
 — ferner: 204, 205, 224, 280, 282, 285—287, 298
 Gürtelgehänge (Bronze) 281
 Gürtelhaken, halbmondförmiger 282
 Gürtelplatten 201, 204—206, 223, 224
 Gürtelquaste 205
 Gußformen 195
 Gutshof, (befestigter) 66, 95, 124, 125
 Gutshof Haus Gierle 291, 292
 Gutshöfe (Homer) 269
 Haarfarbe, dunkel u. blond 319
 Haarnetz 204, 205
 Haarreste (Tierfell) 25
 Haarschmuck 201, 225
 — spiralen 225, f. auch Loödenhalter
 Haartracht 33, 34, 36, 122, 204, 218, 225
 — der Sueben 218, 225
 Hade 11, 135, 165
 Hadmann 136
 Had Silber 308
 Hades (Unterweltglaube) 237, 273
 — f. Unterwelt
 Hafenanlage in Dineta 306
 Hagiar Kim (Malta) 98, 101, 105, 106, 113
 Hagia Triada (Kreta) 117, 132, 185
 Haimbach, Kr. Alsfeld 154
 Haithabu (Wikingerstadt) 306
 Hafenkreuz-Muster 247, 268
 — f. Ornamentik
 Häufelmotive (f. Ornamentik) 28, 34, 37
 Halberstadt 215
 halbmondförmiger Griff 109, 110
 halbmondartige Muster 158, 178, 183
 — f. Ornamentik
 Halbsäulen (Löwentor Mykene) 261, 313
 — f. auch Säulen
 Halifarnab 274
 Halle 225
 Hallstatt-Keramik 287—289
 Hallstattzeit, =kultur 111, 166, 184, 193, 201, 202, 204, 211, 213, 216, 219, 221—226, 254, 256, 257, 267, 279, 282—289, 291, 293, 294, 296, 298, 299, 300, 302, 321
 Halmyris (Sumpffee) 301
 Hal Safleni (Malta) 99, 100, 105, 106, 115, 116, 118

- Hal Safflieni Keramik 118
 Halsband 201, 225, 298, 304
 Halsbandlemming 18
 — f. Lemming
 Halskette aus ovalen Steinchen 162
 — 71, 72, 75, 280
 Halsstragen (Bronze) 201, 204 bis 206, 223
 Halsringe 202, 287, 296, 308
 Halschmuck mit Klappenblechen 224
 Hal Tarzien 98, 99
 Haltern a. d. Lippe 213, 270
 Hamburg 7
 Hammerbeil 223
 —art 195
 Hanaſ Tepe (b. Troja) 242
 Hanau 163
 Handelsverbindungen 153, 154, 194, 195, 291, 293, 298, 300
 Hängebecken (Bronze) 202
 —spiralen 215, 244, 245, 252, 280
 —ketten (slav. Schmuck) 306
 Handſchuhe, bronzene, aus Gräbern 253, 284
 Hannibal 124
 Hannover, Provinzialmuseum 148
 — 39, 66, 147, 155, 225, 319
 hannoversche Sibel 201—205, 213
 Harrassowitz, Prof. 18
 Harpstedt 299
 Harpunen 14, 39, 40, 43, 135, 183
 Harpyien=Monument 132, 275
 Harzgegend 8, 135, 159, 169, 207, 215, 221
 Hasel (Strauch) 8, 43
 Hatria (Kolonie) 131
 Hauser, Otto 21—23, 26, 162
 Anm.
 Havelberg 7
 Havelluch 7
 Haube 24, f. auch Kleidung
 Haus = f. Atrium, eingetiestes, etruskisches, Hofhaus (mittelländisches), hufeisenförmiges, Kuppel-, Megaron-, nordisches, ovales, pompejanisches, Pfosten-, quadratisches, rechteckiges, Dorhallenhaus
 Hausbau 88, 92—98, 142 bis 145, 151, 153, 161/162, 165, 170, 171, 177, 178, 182, 197, 198, 223, 227, 294, 306, 307
 Haus des Chirurgen (Dompeji) 130
 Haus des Oinomaos 98
 Haus Gierke (b. Detmold) 291, 292
 Hausgruben 162, 228
 Hausmodell von Argos 267, 268
 Hausmodell (Bulgarien) 184, 185, 269
 Hausmodell von Melos 96—99, 131, 311
 Hausſchätze 223, 242
 Haustiere: Hund 43, 44
 Hausurnen 292, 293
 Häute (Hohlboot) 271
 Hecht 43
 Heegermühle 223, 272
 Heidelberg 20, 173
 Heidesheim, Kr. Bingen 211
 Heilbronn 59, 60, 153, 159 bis 161, 163
 „heiliger Stadtberg“ b. Schöningen 227
 heiliger Hain der Semnonen 35, 218
 Heiligtümer 98, 106, 122, 208, 227, 262
 Heinrich I. (Burgen) 228
 Hektor 102, 236, 272
 Hektors Grab 272
 Helbig, W. 126
 Helios 209
 helios = gotisch sauil 232
 Helix nemoralis 24
 Hellenen 126
 Hellenentum 197
 hellenistisches Griechenland 300
 Hellepont 240, 264
 Helm 204, 214, 302
 — (Bronze) 214, 291
 — (Eisen) 299
 — gehörnter 95, 96, 127
 Helmsdorfer Fürstengrab 215, 216
 Helvetier 298
 Henkel (an Gefäßen) 44, 50, 51, 54, 56, 95, 107—110, 118, 119, 128, 147—150, 168, 172, 176, 212, 215, 216, 219, 240, 244, 251, 267, 285, 295, 303, 312
 Henning, Rudolf 171
 Hephaisſtos 104, 265
 Hera 104, 265
 Herakliden 125, 267
 Herkesheim b. Nördlingen 161
 Herd, =platz 10, 44, 59, 60, 67, 142—145, 161, 162, 177, (182), 186, 227, 241, 249, 270
 Herdauffſäße (Ton) 59/60
 Herdſaal im nord. Hause 112
 — f. auch Saal
 Hermenpfeiler 104
 Hermes 102, 104, 230, 237
 Herodot 86, 103, 125, 126, 167, 232, 267
 Heroenreliefs 277
 Heroon 87, 276, 277
 Herrenburg (Troja) 239, 269
 Herzmuschel 43
 Hesiods Theogonie 259
 Hessen 154, 160, 163, 319
 heſſiſche Keramik 160
 Hettiter 2, 35, 264, 281, 302
 Hettitien 275, 276, 281
 Hettitiſche Sprache 231
 Hiddensjöe (Schatzfund) 306
 Hiebmeſſer 299
 Hiebsſchwert 282
 — f. auch Stičſchwert
 Hieroglyphenſchrift 124, 253
 Hildesheimer Silberſchatz 300
 Hillebrand, C. 16
 Himmel als Ziel der Verklärten 237
 Hinkelſteiner Keramik 157 bis 160, 163, 165, 167, 173, 176, 212, 289
 Hippopotamus major 9, 17
 Hirsch 9, 18, 24, 29, 43, 44
 — f. auch Edel- u. Riesen-
 Hirsch
 Hirsch, Aron 224
 Hirschzähne = f. Zähne
 Hirse 177
 Hixader 137
 Hoare, R. Colt 84
 hochendes Sitzen der Frauen 105
 Hocherbestattung, =gräber, =ste=

Wörterverzeichnis

- lette 24—26, 36, 44, 45, 53, 57, 67, 70, 82, 97, 106, 121, 127, 131, 136, 141, 150, 153, 169 (Rössen), 177, 186, 188, 211, 214, 215, 217, 242, 279, 280, 311, 312
— s. auch Bestattung
Höderschwanz 43
Hodmezö Dazarhely 172
Hof im Atriumhaus 131
— — Palast 97
— — Melosmodell 96, 311
Hofhaus, mittelländisches 241, 249, 287
Hoffmann, E. 97
Hofmeister, A., Prof. 306, 307
Hofstör (Odyssee) 269
Hohlboot 271
Höhlen 9, 10, 12—15, 18, 21—25, 28, 29, 32, 33, 53, 67, 89, 127
— s. auch künstliche Höhlen u. Grotten, Abris
Höhlenbär 9
— Hyäne 10
— Löwe 9, 18
— Löwin (Darstellung) 30
Höhlengräber 66—73, 89—91
Höhlenmalereien 29—32
Höhlenzeichnungen 42
Hohlfuß (am Gefäß) 56, 107, 109
Holland 135, 140, 141, 148, 155
Holwerda, J. H. 140, 144, 148
Holzbild des Swantewit 308
Holzbau = s. Haus-, Mauer-
Wallaubau
Holz-Erdmauer 226
— s. Mauerbau
Hölzerne Grabkammer 137, 139, 150, 154, 198, 222
Holzfußboden 162
— s. Fußboden
Holzgefäße 49
Holzohle 44
Holz-Lehmbau 178, 182
— s. Mauerbau
Holzsäule 182
— s. auch Vorhallenhaus
Holznapf (Trinkgefäß) 198, 225, 258
Holzverwendung für Gefäße 148
Holzsäulen = s. Säulen
- Homer 1, 2, 100—102, 125, 171, 177, 209, 210, 225, 230, 232—237, 240, 242, 248, 249, 253, 257, 258, 264, 266, 269—273
homerisches Beil 235, 236
homerische Geographie 264
Homme Mort (Höhle) 67
Homo Aurignacensis 21, 22, 24
Homo Mousteriensis 21—23, 26
Homo primigenius 23, 315
Homo sapiens 315
Honan (China) 193
Honigtöpfe (Leichtentonsjer-
vierung) 272
Honorius 301
Horizontal-Rillen 219, 221, 222, 245, 307
— Vertikal Ornamentik 149, 150, 172, 216
— s. Ornamentik
Horn als Trink- u. Opfer-
gefäß 33, 35, 310 Abb.
Horngeräte 135
Horn-Büdel-Gefäße 221
Hörnerhelm 127, s. auch Helm
Hoernes 27, 28, 71, 72, 105, 118, 164, 165, 172, 174, 217, 289, 290
Hoteaux (franz. Sundplatz) 25
Höttinger Breccie (Innsbruck) 8
Hrimgerð (Edda) 293
hud = 4 (etrusk. Zahlwort) 231
Huelva 194
hufeisenförmige Gräber 83
hufeisenförmiges Haus 61, (131), 136, 142, 143, 249, 287, 311
Hügelgräber (gr. Hügel über dem Grabe) 137, 138, 141, 222, 272, 273, 286, 287, 299
— (fl. Hügel mit Einzelgrab) 142, 150, 151, 154, 181, 197, 198, 305, 306
Hügelgräber (Bronzezeit) 211 bis 214, 222, 321
Hügel über den Steingräbern 73/74
Hund 43, 44
- Hundisburg bei Neuhaßdens-
Leben 15
Hünenbetten 85, 123
— s. Megalithgräber
Hunerschans am Uddeler Meer 144
Hunnen 279, 301, 307
Hütte = s. Rundhütte
Hütte, viereckige 111 u. 235
Anm.
„Hypogäum“ 91
Hyttienia 231
- Iberer 77, 81, 88, (195), 230, 231, 279
iberische Sprache 231
Idäische Grotte (Gemme) 103
Idole 102—104, 136, 166, 174, 176, 180—182, 244, 262
Ifre (span. Burg) 64, 66
Ihna (Fluß) 167
Ikria (Plattform auf dem Etagenfloß) 271
Ilias 102, 234, 236, 253, 254, 257, 259, 263, 265, 272
Ilion 264
illyrische Kultur 208, 215, 216, 219, 246/247, 253, 254, 284—286, 290, 291
— Orts- u. Flußnamen 166 bis 167, 219, 229, 233
— Sprache 156, 233, 254
Illyrien, Illyrier 166, 167, 174, 181, 226, 228, 262, 266, 287, 294/295, 301, 320—321
Imbros (Insel b. Troja) 125, 265
Imola 128
Import 154, 243, 263, 291, 300, 303
— aus Ägypten 255
— — Griechenland 295
— — Italien 222, 302
— — d. Kaukasus 123
— — Spanien 58, 200
— — Ungarn 223
Inkubations-schlaf 106
Index (Schädel) 319
Indien 73, 142, 188
Indogermanen 1, 73, 128, 181, 232, 317
indogerm. Gepräge der Kau-
kasuskultur 284

- indogerm. Keramik 128
indogerm. Sprachen 3, 125, 188, 193, 230—232
Indogermanisierung 154 bis 156, 181, 320, 321
— s. auch nichtindogerm.
Etrusker 130, 134
— der Pfahlbauer 295, 321
— Frankreichs, Spaniens, Englands 290
— Griechenlands 112, 233
indogermanisierte Illyrier 174, 287
Inkrustation (s. Ornamentik) 100, 157, 165, 283
inkrustierte Näpfe 283
Innsbruck 8
Insel der Seligen 120, 123, 125, 233, 237
— — — s. auch Jenseits-, Seelenglaube
„Inselsteine“ (mykenische Gemmen) 102, 106, 262
Iranier 232
irische Missionare (Ledergesäße) 51
Irland 45, 68—70, 75, 100, 131, 195, 260, 312
Irmenjöl der Sachsen 103, 208, 209
Island 308, 319
Istrien 166
Italien 8, 15, 16, 45, 51, 63, 84, 88—90, 92, 101, 107, 110, 112, 120, 125—129, 197, 199, 214, 217, 246, 269, 274, 279, 283, 285, 286, 291—293, 299—301, 312, 314, 321
Italiener 1, 128
Italische Sprache 231
Italisch-Keltisch 232
Ithaka 265, 266, 322
Jade 174, 204
— s. auch Kleidung
Jadeit (Stein) 57
Jagddarstellungen 30—32, 256
Jagdzauber 30
Jäger- u. Fischer-volk 29, 43, 57, 151, 153, 155
Jahresfest der Semnonen 218
Janssen, Dr. 41
Japan 51, 193, 256
Jasos (Karien) 104, 274
Jassy (Rumänien) 153
Java (Pithekanthropos) 20, 23, 89, 315
Jena 305
Jenseitsglaube 36, 37, 120 bis 125, 129, 132, 223, 234, 236, 237, 254, 260, 272 bis 278, 291, 293
— s. auch Seelenglaube
Jeremias (Bibel) 263
Joff 233 (Anm.)
Jomsburg = Vineta 306
Jonien 275, 276
Jonier 302
joniische Bevölkerung 269
— Inseln 254
Jordansmühl 168, 170, 171, 214, 221
Jortan Gelemba (Kl. Asien) 239, 242
Juden 51, 104, 264
Jugoslawien 253
Julia Gordus (Lydien) 104, 274
Julien, L. (franz. Forscher) 24
Jumne, Jumneta (= Vineta) 306
Jungallstädtische Periode 288
Juragebiet (Burgen) 64, (Hallstattzeit) 289
jüdischer Becher 182, s. Becher
— Eichenfärgel 198, 204, 223
Jütland 7, 39, 44, 155, 204, 292
Kabiren (griech. Gottheiten) 230
Kabylen 121
Kahrs, Dr. 17
Kaiserebene 124
—quellen 299
Kaiser Elagabal 274
Kalabrien 110, 232
Kalapali-Tepe (b. Milet) 269
Kalbträger (Akropolis) 278
Kalkmasse, weiße (zur Linienfüllung) 216
Kalkstein 180
Kalksteinfiguren 34, 105
Kalktuff = s. Tuff
Kalypso 209, 237
Kamarea Malerei (Keramik) 109, 110, 113, 114, 117, 118, 119, 123, 246, 250, 312, 314
Kamm (Knochen) 44, 306
kammartige Ornamente 191, 193, 247
— s. Ornamentik
Kammertore (Troja) 240
Kammkeramik 156, 149
Kampffzene 31
Kanne 51, 212, 213, 220, 244, 245, 247, 255, 267, 283, 304
Kännchen 213, 280
Kannelüren (s. Ornamentik) 165, 182, 219, 220, 286
Kannelurlinien (Keramik) 165
Kantharos 278, 312
Kaphor (Bibel) 263
Kapitell (Mykene) 261
Kapitell, primitives 182, fuchsenförmiges 92
Karer (altes Urvolk) 125, 225, 230, 248
Karien 2, 104, 132, 264, 274, 275
Karl der Große 125, 208, 209, 305
Karlsruher Museum 54
Karnak (Ägypten) 123
Kärnten 167, 284
Karo, Georg 126, 234, 250, 266 Anm.
Karpäthen 8, 246, 301
Kartsteinhöhle (Eifel) 15
Kasbed (Kaukasus) 280
Kaspisches Meer 3, 184, 188
Kastilien 289
Käben 256
Käental im Ob. Elsaß (Anm.) 163
Kaukasische Rasse 280
Kaukasus 8, 18, 50, 118, 123, 127, 128, 142, 193, 232, 244, 245, 247, 279—284, 286, 288
Kaukasus-Keramik 283, 284
Kaukasus-Sprachen 279
Kedabeg (Kaukasus) 280 bis 282, 286
Kefti-Land 263
Kegelberg mit Sonnenscheibe 103
Kegeldach 235 (Anm.)
Kehrburg 222 (Anm.)
Keile (Geräte) 141
Keilschriften (Bogastöi) 264
Keld 170
Kelle 49, 54, 109, 244

- Kellergruben 66
 Kelten 1, 4, 88, 133, 156, 181, 279, 284, 287, 290, 292, 294/295, 299, 319—321
 keltische Burgen im Siegerland 299
 — Tempel 308, 310
 — Sprache 231
 Kendrid 84
 Kennett 86
 Kephallenia 233, 263, 265
 Keramik 43—45, 47, 48 ff., 53—57, 60, 65, 100, 112, 126, 128, 135, 188, 197, 198, 218, 227, 234, 264, 280 ff., 304, 307, 312
 — s. auch Adlerberger-, Ameria-, Amjetiker-, Aurither-, Bahria-, Band-, bemalte-, Bernburger-, beutelförmige-, Billendorfer-, birnförmige-, Bronzezeit-, bombenförmige-, Buchero-Budel-, Burg Mollenberger-, Butmir-, Dolmen-, El Argar-, Gefer-, Görtiker-, graue Ware, Hallstatt-, Hal Safleni-, hessische-, Hinkelsteiner-, indogerm., Jor-dansmühler-, Kamares-, Kamm-, Kaukasische-, Kimmerische-, Kötenmöddinger-, Kürbisstil-, Latène-, Lausiker-, Malta-, Marschwiker-, Megalith-, Michelsberger-, Mittelländische, Mykenische, nordwestdeutsche, Noßwiker-, Oder-Schnur-, Pannonische, Pfahlbaukeramik, Politur der Gefäße, rauhe Oberfläche; Rib-, röm. Kaiserzeit-, Rössener-, sächsische, Schnur-, Schulter-, Sikulische, Slavonische, Spanische, Spiral-, Stichband-, thessalische, thrakische, Tiefstich-, Tripoljer-, Trojanische Keramik, Umbiegen des Randes, Urnenfelder-, Volutens-, Westeuropäische Lederstil-, Walternienburger Keramik
 — s. auch Ornamentik u. die einzelnen Gefäßformen: Amphora, Becher u. a.
 Kerbschnitt-Ornamentik 212
 — s. Ornamentik
 Kerleskan (Bretagne) 76, 78 bis 80, 84
 Kermario (Bretagne) 78, 79, 81, 84
 Kernbeil 44, 45, s. Beil
 Kertsch 302
 Kessel (Bronze) 225, 285
 — fahrbare 224
 — (Ton, bombenförmig) 267
 Keßlerloch bei Thainingen 15
 Keulenköpfe 147
 Kiefer von Mauer 20
 — — Ehringsdorf 21
 — — s. auch Unterkiefer 319
 Kiefer (Baum) 43
 Kiefebüsch 145
 Kiel 43, 154, 305, 306
 Kieltraher (Feuersteingerät) 13
 Kielvase 107, 109, 111, 115, 160, 312
 Kiew 47, 153, 172, 177
 Kilarney (Irland) 69, 194/195
 Kilisien 104
 Kilimandscharo 316
 Kimbern und Teutonen 156
 Kimmerier 248
 kimmerische Keramik 215
 Kindergrötte (Mentone) 24
 Kinderklappen, aus Ton 220
 Kinderleichen (Troja) 240, 242
 Kirtle (Homer) 269
 Kissybon (hölzerner Trinnapf) 258
 Kittel 204
 Kivi-Grab 208
 Klapperbleche (Halschmuck) 224
 klassisch-römische Kultur 299, 300
 Klaatsch 22, 23, 26
 Klausenburg 172
 Kleeblattform der Gräber 69, 70, 100
 Kleidung 32, 35, 72, 118, 166, 204, 205, 289
 — s. auch Haube, Jacke, Kittel, Mantel, Nieder, Mütze, Rock, Schuhe, Wollkappe
 Kleinasien 50, 81, 91, 130, 154, 210, 232, 239, 244, 245, 263, 274, 280, 311, 313
 Kl. Aspergle (Württemberg) 295
 Kl. Gerau b. Darmstadt 211
 Kl. Glein (Graz) 253
 Kl. Machnow 135
 „kleine Stuben“ (Megalithgräber) 141
 Klincevac (Serbien) 217
 Klima 5—8, 11, 17, 18, 31, 34, 37—39, 153
 Klingen, steinerne 24, 312
 — s. Messer
 Knäufe von Dolchen, Schwertern 281, 297, 303
 Knebel (zum Tragen) 59
 Knochenasche, zur Füllung der Tiefstich-Rillen 149
 Knochenplatte (als Schmuck) 28, 312
 Knochenwerkzeuge = s. Werkzeuge
 Knöpfe 59, 60, 128, 200, 224, 252, 312
 — (= Knubben) an Gefäßen 157, 158, 173, 283
 Knöpfchenmotive 117, 184, 283, 286, 287, 296
 — s. Ornamentik
 Knöpfchenkrug 185
 Knopfsiegel 191, 193, 246
 Knorr 143
 Knossos 100, 103, 105, 106, 109, 114, 117, 260, 263, 277
 Knotenstrich-Muster 189
 — s. Ornamentik
 Knubben als Muster 221
 — s. Budelverzierungen
 Knubben auf der Schulter des Gefäßes 109
 — s. Knöpfe an Gefäßen
 Koban (Kaukasus) 280, 281, 232
 Koberstadter Typus 288
 Kochtopf (aus Ton) 44, 45
 Kochtöpfe (Troja) 240, 242
 Kodrus 267
 Köhl-Worms 158 (Anmerk.), 161
 Kofen, E. 17
 Kötenmöddinger (Muschelhaufen) Kultur 39, 43—47, 50, 53, 57, 135, 140, 149, 312
 Koldhis-Zeit 279, 280
 Koldewey 132, 308, 309
 Kolind Sund 44
 Kollmann (Anthropologe) 23
 Köln 158, 159, 161, 299

- Kolonien, griechische 274
 Kommandostäbe 13, 14, 135
 Königsgrab von Seddin 291, 222
 Königshöfe Karls des Großen 125
 Königspalast, westgotischer 304
 Königsitze in Burgen (Homer) 269
 konzentrische Kreise 128, 173, 190, 206, 291
 — s. Ornamentik
 Kopenhagen 150, 305
 Kopfgehänge (Troja) 242, 247, 284
 — (Belmonte) 247, 286, 288
 Koragfelsen 266
 Körbe (als Gefäße) 50/51
 Korbflechterei 27
 — motive = s. Flechtornamente
 korbgeflochtene Gefäße als keramische Vorbilder 148, 149
 Korfu 233, 263, 265, 266
 korinthische Gefäßformen 133
 Korinthischer Golf 254
 Korfyra 233
 — s. Korfu
 Korfyras (Flußname) 233
 Kornländer 239
 Körperbestattung 148, 197, 267/268, 286, 294
 — s. auch Bestattung
 Körperformen 3, 5, 12
 Korsika 45
 Körte, Gustav 126, 130
 Kostolež (Böhmen) 172
 Kossinna 136, 292
 Köster, August 209, 210, 271 bis 273
 Kottbus 224
 Kowattensee (Ostpreußen) 43
 Kowno 7
 Krapina b. Agram (Höhle) 21, 314
 Krater (Mischgefäß) 225
 Kragenflasche 49, 109, 141, 147, 148, 171,
 — s. auch Flasche
 Kraßer 12, 13, 18, 22
 — s. auch Kielkraßer
 Krause, C. 39
 Kreise, aufgemalte 118, 119, 268
 Kreise, konzentrische 128, 173, 190, 206, 291,
 — mit Punkt 220
 — s. Ornamentik
 Krendorf 224
 Krems a. d. Donau 32
 Kreta 35, 59, 63, 72, 76, 88, 91, 100, 103, 106, 108, 110, 113, 114, 117—120, 123, 132, 179, 184, 185, 208, 231, 233, 246, 248—250, 255, 263, 269, 276, 307, 311, 312, 314
 Kreter 230, 231, 269
 kretische Bilder u. Kurzschrift 253
 kretischer Kulturkreis 59, 92, 106
 kretischer Sarkophag 77
 kretisches Schwert 252
 kretische Tracht 32
 Kretschmer, Paul (Sprachforscher) 125, 127, 231, 232, 271
 Krim 18, 301
 Krokyleia 265
 Kronos (Herrscher im Jenseits) 125, 233
 Kronstadt 177
 Kropfhalsgefäße 217
 Kropffurne 128
 Krug (rundbauchig) 139, 153, 170, 185, 187, 216, 220, 294,
 — beuteliger 214
 — hoher 219
 Kübel, aus Ton 184, 185
 Kuchentapitell 92
 Küddow (Fluß) 7
 Kuffarn (Mischfessel) 226, 300
 Kugelamphora 153, 171
 Kugelflasche 171
 Kugelgestalt der Gefäße 49, 66
 Kugelfopfnadel 223 (Abb.)
 kugeliger Becher 185
 — — s. Becher
 Kultbilder 208
 — nischen 102, 103, 105, 106, 131, 276
 — platz 122, 123, 208
 Kulturen 2, 3, 11, 15, 18, 19, 23, 36, 37, 39, 45, 46, 88, 89, 176, 177, 184, 188, 194, 198, 213, 214, 218, 307, 311 bis 314, 320, 321
 Kulturkreis, nordischer 47
 Kulturkreis s. nordische Kultur
 — südlicher 46, 47
 — thüringischer 46, 47
 — westlicher 46
 — kretischer 53, 92, 106
 Kulturschicht (Gegensatz: sterile Schicht) 10, 17
 Kultus 35, 88, 101—104, 122, 276
 Kumanen 279
 Kumasa (Kreta) 59
 Kum Kaleh (türk. Festung) 239
 Kunda in Estland 43
 Kunst 18, 26—37 u. öfter
 — s. Felsbilder, menschliche Darstellungen, Ornamentik, Tierdarstellungen u. dgl.
 künstliche Grotten u. Höhlen 67—75, 89, 123, 140
 Kupfer 38, 58, 68, 127, 181, 183, 194ff., 214, 223, 256
 kupferne Beile 100, 181, 189 bis 190, 195, 196, 200, 204, 243
 — Dolche = s. Dolche u. Schwerter
 Kuppelbau 63
 Kuppeldach (Haus) 143
 Kuppelgräber 66—73, 222, Tholen 260—262
 — von Orchomenos 260, 261
 Kuppelhaus 170, 235
 Kürbisformen, als Flasche 48, 50, 92, 239
 — — Kanne 244
 — — Töpfe 240
 — — Schale 27, 148
 — s. auch Flaschenkürbis
 Kürbisstil (Keramik) 48, 121, 127, 148, 157, 158, 160, 164, 173, 179, 190, 212, 239, 240, 242, 268, 283, 286, 312
 Kurgane (= Hügelgräber) 188
 Kurisches Häff 136
 Kurztöpfe 315, 316, 318, 319
 Küstrin 7, 301
 Kyanosfries in Tiryns 179
 Kykladen-Idole 102, 103
 Kykladen 88, 89, 91, 96, 102, 108, 109, 113, 234, 243, 246, 248, 254, 312
 Kykladenkultur 248
 Kyflop 225, 258
 Kyprien 2, 121, 194, 239, 242, 245, 263, 264

Wörterverzeichnis

- Laaland 138
 La Baume 292
 La Celle sous Morel 8
 La Ferrassie (Höhle) 15, 23
 Lageneria vulgaris 48
 Lagonegro 112
 Laibach 110
 Laibacher Pfahlsbaukeramik
 173, 174
 Lalanne, Dr. (Bordeaux) 33
 La Micoque 15
 „Landhaus“ b. Halberstadt
 215
 Langbetten (Gräber) 137
 langgestieltes Beil 58
 Längen=Breiten=Index 319
 Langgräber (England) 318
 Langschädel 2, 3, 22, 155, 316,
 318
 längschneidige Pfeilspitze 43
 Lanzenspitze 200, 201,
 — aus Eisen 287, 299, 306
 — s. auch Pfeilspitzen
 La petite Métairie (Kermario)
 79
 Lappenart (Bronze) 201
 Lappen (Volksstamm) 136,
 318
 Laren (röm. Ahnengötter) 133,
 310
 Larisa (Worterklärung) =
 Feste, Burg, Herrensitz 232
 La Rochette 15
 Latène-Keramik 294, 299
 —=Zeit 279, 280, 282, 283,
 289, 293—299, 300, 304,
 310
 —=Perioden 298
 Latiner 128
 Latronico 112
 „laufender Hund“ (Ornament)
 282, 297
 Laugerie Basse, Haute, Inter-
 médiaire 15
 — Basse 25, 27, 28, 32
 Laufsit 60, 213, 296
 Laufsitzer Keramik 213, 219 bis
 221
 — Kultur 162, 169, 182, 198,
 218—229, 286, 287, 291,
 300
 Lauffel 15, 32—34, 36, 45, 72,
 105, 106, 122, 310, 311
 Lauterbach (Oberhessen) 154
 La Venus impudique 34
 Leafy=Cambridge=Expedition
 316
 Lebendigwerden des linearen
 Ornaments 118
 Leben nach dem Tode 36, 290
 — s. Jenseits=, Seelenglaube
 Lebus (Kreis) 145
 Lecce, ital. Provinz 101
 Lech (Licus) 167
 Lecoq (Turfan=Exped.) 193
 Leder(bearbeitung) 13, 27, 28,
 34, 48, 147, 158, 198, 207,
 243, 280, 289, 311
 Ledergefäße, =stil 51/52, 53,
 88, 109, 135, 136, 147, 148,
 150, 152, 157, 190, (242),
 198, 311, 312
 Lehe (Kreis) 154
 Lehm 18, 75
 Lehmbanken (Sitze) 161
 —dach (Kuppel) 143
 —estrich 92, 182
 —hütten 177
 —kapitell 182
 —mauerwerk 140, 143, 178,
 242, 261
 —schicht 106
 —ziegel 97
 Lehner 65, 66, 157
 Leichenkonservierung 272
 Leichenreste 141, 142
 — s. Skelette
 Leichenschmaus (Hektors Grab)
 272
 Leichenverbrennung 128, 213,
 273
 — s. Brandgräber, Bestattung
 Leier (Instrument) 289, 290
 Leinenbeutel für den Leichen-
 brand 198
 Leipzig 7, 17
 Leisner, Dr. G. 75
 Leitformen 11—15, 43
 — Laufsitzer Keramik 219, 221
 — Megalithkeramik 152
 — Schnurkeramik 152
 — Villanova-Kultur 128
 — des Nordens s. Spalter
 — des Solutréen 14, 38, 147
 Lekythen (Gefäße) 51
 Leleger (vorgriech. Volk) 230
 Lemberg 8
 Lemming (Wühlmaus) 8, 18
 Lemnos 125, 126, 230, 231
 Le Moustier 12, 15, 22
 Lengyel-Kultur (Südungarn)
 176, 177, 179
 Leo XIII. (Bestattung) 26
 Lepethymnos 127
 Le Rouzic 74, 79
 Lesbos 125, 126, 231, 232
 Les Eyzies 10, 12, 13, 15, 21,
 22, 25, 29, 32
 Leubingen b. Sömmerda 215
 Leufas 263, 265, 266
 Leutothea-Relief 276
 Lianokladi 186
 Libysche Wüste 46
 Lichtenau, Kr. Büren 154
 Lichtenfels in Oberfranken 47
 liegende S-Spirale 158, 179,
 295—297
 — s. Ornamentif
 Ligerer 88, 230, 231
 Ligurien 92
 ligurische Felszeichnungen 236
 Lille Vildemoje (Jütland) 44
 Limmer b. Hannover 299
 Limes 125
 Limoge 62
 Linde (Baum) 8
 Lindental b. Köln 161
 Lindentaler Hyänenhöhle
 (Gera) 15
 Lindenschmit 224 (Ann.).
 Lingolsheim (Elsass) 159
 Linienspiel 193, 297, 302,
 314
 — s. Ornamentif
 Lissabon 45
 Lissauer, Abraham 140
 Litzdorf b. Eckartsberga 161,
 162, 165
 Litauische Sprache 231
 Litorina litorea 24, 43
 Litorina=Zeit der Ostsee 38, 39,
 48
 Livius 125, 133, 156
 Lochart (Kupfer) 181, 200
 Loch Crew (Irland) 69
 Lochenthaler, goldene 244,
 s. auch Haarspiralen
 Lochnitz in Sachsen 163
 Locmariaquer (Bretagne) 76,
 77
 Lody 221
 Löffel 184
 — s. auch Schöpflöffel
 — silberner (Basena) 304
 London 8

- Londoner Brit. Museum 275
(Anm.), 294, 296
Long Stones 86, 87
Lorbeer (Baum) 8
„Lorbeerblattspitze“ (Seitform
des Solutréen) 14, 38, 147
Lössschäde 65
Löß 18
Loffow b. Frankfurt a. O. 227
Löwenjagd (mykenische Doldh-
ringe) 256, 259, 260
Löwen mit Berggöttin 262,
263
Löwentor von Mykene 95,
101, 250, 261
Lozère 67
luna = launos 232
Lüneburg 154, 155
Lüneburger Heide 16, 144, 145
155, 228
Luren (Bronzehörner) 208
Lüttich 158, 160
Lydien 91, 104, 125, 127, 274
Lydische Keramik 180
Lydische Dynastie 125
Lykien 274
Lyon 16, 45
Lyseas-Stele 278
- Mäander (Fluß) 264
Mäander-Ornament 28, 111,
157, 186, 217, 268, 280, 300
— f. Ornamentif
Madsen (dänischer Forscher) 44
Magdalénien 12, 14—19, 22,
25, 27, 28, 38, 39, 58, 136
Magdeburg 168, 172
Magische Zeichen 42
Maglemose-Kultur 16, 39—43,
47, 60, 142
Mahr, Adolf 284
Mähren 16, 32, 110, 153, 158
bis 160, 164—166, 170, 171,
186, 214, 215
Main 213, 221, 304
Mainz 18
Majorika 92
Makedonier 232
Makedonien 245, 267, 301, 313
Makedonische Münzen 298
Makowsky 36
Malkin 227
Malereien = f. Höhlenmale-
reien
— ägyptische 123
- Malereien in Gräbern 129,
132, 255
— auf Gefäßen 163, 164, 165,
179, 180
— f. auch bemalte Keramik
Malta 69—72, 88—91, 105,
106, 110, 113, 115—120,
128, 131, 133, 179, 184,
185, 188, 234, 255, 261,
276
Maltabauten 98—101
Maltakeramik 110, 111, 113,
115, 312, 314
Malten, Rudolf 237
Mammut (Elephas primi-
genius) 8, 17, 30
Mane er Hroet (Bretagne) 77
Männergräber 225
Männertracht 204
Männerschmuck 224
Manschetten (Bronze) 201,
205
Mantel 72, 204
Marburg (Hessen) 161
Marienburg (Westpreußen)
125
Mark Brandenburg 150, 153,
168, 218—223, 228, 291,
301, 312
— — f. auch Alt-, Neu-,
Udermark, Priegnitz
Marktleeburg bei Leipzig 15,
17
Marfomannenkrieg 300
Marmor 60, (Jdole) 102 u.
104
Marmorne Armringe (Rössen)
169
Marne 70, 289, 294, 300
Marokko 46
Marquis de Ceralbo 289
Marschen (Jütland) 155
Marschwißer Typus 168, 170,
214
Marsoulas-Grotte (Pyrenäen)
28
Mas d'Azil 32, 40, 43
Masken, in Gräbern 250, 253,
254, 284, 285
Maß-Einheit, nach Fuß 226
Mastaba (ägypt. Grabkammer)
123
Matera (Apulien) 111, 112
Mattenbehang (im Grabe) 152
— geflecht 28
- Mathhausen (Ob. Pfalz) 298
Mauer = f. Kiefer von Mauer
Mauerbau: Flechtwerk 61, 143,
145, 242; Holz u. Lehm 112,
229, 313; Holz u. Stein
218/219, 241; Stein u.
Lehm 64, 142; Ringmauer
(Burg) 96, 234, 239, 270;
Orthostatenbau 100, 101
— f. auch Wallbau, Pfosten-
haus, Hausbau
Mausoleum (Langgräber) 138,
141
Maußolos 274
Mayen (Burg), 65, 66, 178,
271
Mayer, Maximilian 92, 101,
111, 112
Medelstadt, Kr. Lehe 154
Medlenburg 41, 135, 139,
147, 155, 195, 198, 221,
300, 319
Megalith-Gräber (Hünen-
betten, Steingräber) 26,
73—76, 137—142, 147, 149,
246, 272, 312
—keramik (steinzeitliche) 147
bis 150, 152, 154, 155,
167—169, 173, 198, 206,
216, 230, 268, 312, 313
—Kultur 3, 153—156, 159,
167, 312, 321
—Schädel 316, 319
Megaronhaus 186, 228, 234,
241, 247—250, 269, 270,
313
Mehrfarbigkeit (gewebter
Gürtel) 205
mehrköpfige Götterbilder 310
Meiningen 41
Meinsdorfer Häuser (b. Plön)
136, 142, 143, 170
Meißel (Kupfer) 100, 141,
195, 196
Melas (Nuragenburg) 95
Melite (Insel), Meliteion oros
233
Melos-Hausmodell 96—99,
131, 311
Memphis 311
Menec (Bretagne) 78, 79
Menelaos 225, 237, 242, 258
Menhir 68, 69, 72, 73, 76,
77, 82, 84, 100, 101, 104,
122, 132, 187, 193, 208,

Wörterverzeichnis

- 244, 262, 273, 274, 276, 289, 291, 292
- Menshirfiguren 72, 75, 77, 103
- Mennige (Farbe) 25
- Menschen (erstes Auftreten) 5, 9, 12, 311
- Menschendarstellungen 9, 12, 15, 31—36, 42, 71—73, 75, 77, 101—107, 131, 136, 165, 174, 177, 192, 193, 207, 260, 262, 266, 276, 289
- männliche: 30—33, 72, 95, 96, 121, 208, 289, 310
- weibliche: 32, 33, 72, 75, 105, 106, 180, 208, 217, 225, 289, 290
- Menschenopfer 227 (Loffow)
- 237 u. 272 (geschlachtete Trojaner)
- Menschenrassen 20 ff.
- s. Rassen
- menschl. kleine Figuren 293
- — — s. auch Idole
- Mentone 16, 24, 32, 34, 163
- Merdisches Rhinoceros 9, 16, 23
- Mercur 76
- Merowinger Fürstengräber 110
- Merowingische Grabfelder 304
- Merseburg 75, 106, 151
- Merw (Persien) 188
- Mesolithikum = s. Steinzeit, mittlere
- Mesopotamien 89, 103
- Messpapier (Kalabrien) 128, 232
- Messer, aus Stein 11, 13, 14, 18, 24, 44, 135, 136, 177, 180, 183, 186, 200, 312
- — Knochen 39, 40
- — Bronze 201, 202, 214, 224, 287
- Messingwerk b. Eberswalde 224, 225
- Mestorf, Johanna 154
- Meta (Wendefäule in der Rembahn) 85
- metallarmes Ostdeutschland 224
- Metall(zeiten) 25, 27, 38, 46, 54, 58, 68, 88, 89, 92, 96, 100, 107, 110, 168, 181, 183, 194 ff., 213, 214, 217, (222), 223, 240, 243, 256 bis 259, 276, 305, 311
- Metall(zeiten) s. auch Bronze, Eisen, Gold, Kupfer, Silber, Zinn
- Methymna 127
- Metopen (Stäben am Gefäß) 150
- Meyer, Ed. 127, 246
- Mezine (Ukraine) 28
- Michelangelo 273
- Michelsberg b. Untergrombach (Bruchsal)
- Bestattung 163
- Burg 65, 66, 178
- Michelsberger Keramik 53/54, 56, 108, 109, 135, 147, 150, 152, 156, 160, 167, 212, 243, 244
- Midea (Argolis) 262
- Nieder (Stauentracht) 106
- Niesmuschel 43
- Nitrolithen 41
- Nilet 263, 269
- milites agrarii 228
- Mindel-Eiszeit 6
- Minnetrunk 35
- minoische Schichten (Kreta) 246, 250
- Kultur 111
- Minos (Seeherrschaft des) 248
- Minorka 67, 68
- Minorka-Grab 90
- Mischgefäß, =fessel, =früge 109, 225, 242, 243, 254, 300
- Mischkulturen an Elbe u. Oder 167—170
- Miskolcz (Ungarn) 16, 45
- Mitteldeutschland 15, 17, 47, 57, 58, 169, 174, 176, 219, 227, 294, 299, 312, 313, 314, 319
- Mitteleuropa 38, 46, 181, 193—208, 214, 231, 239, 241, 244, 272, 279, 284, 317, 321
- Mittelhelladisches 250
- Mittelländische Rasse 315, 316, 317, 319
- Mittelländisches Hofhaus 241, 249, 287
- Mittelländische Keramik 110, 111, 113, 115
- Mittelmeer-Kulturen 15, 19, 20, 25, 37, 45, 46, 57, 60, 71, 73, 88—120, 123, 127, 165, 166, 187, 188, 193, 195, 197, 199, 207, 208, 210, 212, 225, 230, 234, 239, 241, 244, 248, 250, 253, 254, 260, 263, 275, 276, 279, 280, 311
- Mittelmeer u. nordischer Einfluß = s. West-Ost Entwicklung, nord. Einfluß, nord. Zug nach dem Balkan, Dualismus Europas
- mittelminoische Schicht (Kreta) 246
- Mittelpfeiler als Dach u. Gewölbstütze, 53, 62, 63, 92, 235
- mittleres Reich (Ägypten) 250
- mittlere Steinzeit (Mesolithikum) 38—45, 53, 66, 142, 186
- Mitterberg (Salztammergut) 195
- Mława (Polen) 301
- Mnaidra 98, 100
- Moldau 176, 313
- Molfetta und Matera 101, 110, 111, 112, 187
- Mommjen 126
- Mondhenkel 128
- idole (Herd- oder Altaraufsätze) 59/60, 312
- Mondsee 173, 174, 195
- Mondseeformen der Gefäße 212
- Mongolen 315, 317
- Monolith 140
- s. auch Stonehenge
- Monsheim, bei Worms 159
- Monte Ammiata 128
- Monte Bradoni 128
- Montelius 38, 62, 73, 75, 140, 199, 207, 211, 287, 292
- Monteoru b. Buzau 178
- Moniferrand 22
- Mont St. Michel (Bretagne) 74
- Moordorf b. Aurich 209
- Moränen 6, 7
- s. Grund- und Endmoräne
- Mortillet, G. de 67
- Moschusochse 8, 18
- Moses (Auszug aus Ägypten) 104
- Mosjo (ital. Forscher) 59, 105, 109, 117
- mottes de beurre 43

- Mousterien 12, 15—23, 34, 39, 46, 47, 120, 314
 Much, M. 194 (Anm.)
 Mullerup, auf Seeland 42
 Müller-Brauel 74, 140
 Müller, Kurt 268 (Anm.)
 Müller, Max 127
 Müller, Otfried 126, 127
 Müller, Sophus 44, 45, 69, 140, 146, 205, 207, 225
 Münchener Anthropol. Sammlung 318
 Mundolsheim 163
 Münster i. Westf. 17, 137
 Münster-Langelage, Graf 148
 Münzen 308
 Muscheln 43, 48, 100 f. Schnecken
 Muschelhaufen = f. Kötenmööddinger
 Mussian (Persien) 189—191, 255, 283
 Mütze 37, slavische Spitzmütze 310
 Mykene, mykenische Kultur 2, 59, 63, 68, 84, 86, 93, 95, 97, 101, 105, 106, 108, 110, 113, 114, 123, 153, 164, 171, 177, 179, 180, 184—186, 193, 195, 207, 216, 234, 239—241, 244 bis 266, 269, 271, 279, 282, 284—286, 311, 312, 313, 314, 321
 — f. Tholosbauten
 Mykenier, bärtige 250
 mykenische Dolchflinge (Löwenjagd), 259, 260
 mykenische Keramik 254—256
 mykenischer Schild 214, 236
 mykenische Vasenmalerei 176
 Myser 232
 Mysterien (griechische) 274
 Mytilus edulis 43

 Nachbestattung 198, 211
 — f. auch Bestattung
 Nacktheit der Figuren 34, 105, 106, 204
 Nadeln (Knochen) 28, 34; (Bronze) 202, 214, 217, 222, 224, 240, 243, 252, 253, 280, 287
 — f. auch Gewand-, Bügel-, Kugelfopf-, Näh-, Ösen-, kopf-, Rad-, Rollen-, Ruder-, Säbel-, Schleifennadel
 Nadel mit durchlochten Kugelfopf 214
 Nagyenyed (Ungarn) 172
 Nähadel (aus Knochen) 12, 14
 Naistos (Tempelchen) 276
 Namenendungen 231, 233
 Nantes (Musée Dobré)
 Napf 44, 48, 54—56, 92, 114, 136, 148, 152, 158, 169, 172, 177, 183, 198, 212, 220, 280 (Bronze), 283, 286, 304
 Näpfcchen (auf Gefäßen) 284, 288
 Naram Sin 103
 Narew (Fluß) 7
 Nassa reticulata 24, 43
 Naturgötter 25
 Naulochos (Kleinasien) 81
 Naufitaa Mutter 270
 Navetas (Balearen) 91
 Neandertaler 12, 20—23 (24), 37, 47, 314—317
 Neapel 112, 299
 Neapeler Dionysos-Relief 278
 Neeb (Forscher) 18
 Nekropolen (Totenstädte, Grabanlagen) 63, 91, 242, 289
 Neft-iberes 86
 Neolithikum 16, 19 = f. jüngere Steinzeit
 Nephrit (Stein) 57
 Neriton (Ithaka) 265
 Nerthus-Wagen 208, 289
 Nestor, J. 176 (Anm.)
 Nestor (Homer) 101, 225, 258, 271
 Neße (Fluß) 7, 167
 Neßestricken (Motive vom) 28
 — f. Ornamentik
 Neuenburger See 60, 294
 Neumarck 136, 308, f. Marck Brandenb.
 Neuruppin 144, 145
 New Grange (Kuppelgrab) 69, 75
 Nibelungenlied 264, 304
 Niebuhr 126
 Niederlande 137 (Anm.)
 Niederösterreich 182, 284, f. Österreich
 Niederrhein als Fabrikationszentrum 300
 Niederschönhausen b. Berlin 297
 Niederurf (Niederhessen) 163
 Nienburg a. d. Weser 299
 Nigsted (Dänemark) 138
 Niklasson, N. 39
 Nil(land) 120—124, 127, 311
 Nischen, bei Grabanlagen 69, 71, 90, 99—101, 106, 113, 114, 131
 — f. auch Ahnen-, Kultnischen
 Njemen 7
 Noppenringe 201, 215
 Nordafrika 16, 46, 73, 74, 88, 120, 124, 139
 — f. auf Afrika
 Nordamerika (Einwanderungen) 320
 norddeutsche Tiefebene (Eiszeiten) 6, 7, 8
 Norddeutschland 26, 38, 39, 58, 74, 125, 135, 141, 142, 155, 156, 171, 173, 203/204, 219, 221, 225, 227, 243, 247, 281, 291, 300, 319
 Norden, Ed. 156, 233, 286
 Norden als Ausgangspunkt einer Sprachbewegung 232
 Nordeuropa 37, 47, 104, 166, 194—208, 231, 241, 245, 262, 272, 312, 321
 Nordfrankreich 17, 304, 308, f. Bretagne u. Frankreich
 nordische Bügelfibel 214
 nordische Burg 125
 nordische Eisenzeit 290—293
 nordische Felszeichnungen 86, 207—210, 271
 nordische Kultur in Griechenland 266—273, 312, 321
 nordische Schwertklingen 123
 nordischer Einfluß 148, 161, 162, 167, 169, 170—173, 176, 179, 181, 184, 186, 188, 197, 211, 213, 215, 216, 221, 244, 248, 251, 253, 261, 271, 286
 nordischer Korbsplechtstil 157, 312
 — f. Splechtornamentik
 nordische Kultur 3, 14, 15, 27, 39, 47, 61, 68, 70, 73, 75, 76, 109, 123, 157, 168,

- 197—208, 213, 214, 223, 224, 230, 313
 nordische Kasse 155, 315—317, 319
 nordischer Kreis 26, 43, 49, 53, 111, 135—156, 171, 198, 207
 nordischer Palast 245
 nordischer Pfostenbau 261
 nordischer Zug zum Balkan 170—176, 311, 313
 — nach Griechenland 231, 234, 237, 248, 250, 266, 272, 284
 nordisches Haus 110, 112, 143, 145, 171, 186, 226, 228, 234, 241, 245, 247, 249, 250, 269, 270, 286, 313
 — j. auch rechteckiges, Megaron-, Vorhallenhaus, Hausbau
 nordisches Schiff (Etagenfloß) 271
 nordisches Schwert 252
 Nördlingen 161, 287
 Nordsee 7, 135, 154, 252, 321
 Nordwestdeutsche Keramik 291
 Nordwestdeutschland, (auch vorher) 154, 155, 304, 320
 — j. auch Rheingebiet
 Noricum 284
 Normannen 279
 normannische Burg 124, 125
 Norwegen 39, 136, 141, 207, 305
 Noßwitzer Keramik 168, 170, 214, 220, 221
 Novilata (Picenum) 285
 — Inschriften 286
 Nowo Georgiewsk 7
 Nubien 120, 124
 Nuesch (Zorcher) 19
 Nuragen (sardinische Wohntürme) 91, 94, 95, 234, 250, 260
 —burgen 64, 95, 96, 313
 Nürnberg 167, 213
 Nydamer Boot 305

 Obelisten 77, 81, 101, 122, 208
 Oberarmring 204
 Oberbayern 19, 25
 Oberflächenfunde 46
 Oberfranken 297
 Oberfassel (b. Bonn) 25
 Obermaier, H. 5, 11, 17, 25, 27, 32, 42
 Oberpfalz 212, 298
 Oberufersee 227
 Ochrid (Stadt) 253
 Ochrida-See 233, 253
 Ockerklumpen 177
 Oder u. Obergerbiet 7, 159, 166—170, 184, 203, 220, 227, 291, 301, 310
 Oderberg 7
 Oderkulturen (Noßwitz, Jorandansmühl, Marschwitz) 168
 Oder-Schnurkeramik 170
 Odessa 181, 182
 Odri (Steinkreise) 292
 Odyssee 225, 234, 236, 237, 254, 258, 259, 265
 Odysseus 26, 209, 210, 235 bis 237, 242, 254, 258, 259, 265, 266, 269, 271
 — Palast 171; Tholosbau 235
 Odysseus = illyrischer König 254
 Oedenburg 289, 290
 Ofnet-Höhle b. Nördlingen 25, 41
 Ogygia 322
 Ohrgehänge (Troja) 244
 —ringe 243
 Oinomaos, Haus des 98
 Oise-Gebiet (Steingräber) 76
 Okeanos 258, 262/263
 Olbia 301
 Oldenburg 141
 Oldoway-Schädel 315—317, 319
 Olshausen, Otto 243
 Olympia, Haus des Oinomaos 98
 Omphalos des Apollo 104
 Opfer 25, 218, 305
 —haltung der Opfernden 35, 36, 208, 276
 Opfergefäß (Horn) 35, 132
 —gaben 223, 305
 Opfergruben (Loßow) 227
 Opferhandlung 69, 101, 102, 122, 129, 132, (272), 276
 Opferkammer am Grabe 123
 Opfertisch 92, 100, 141, 192 (China), 262
 Oppeln 310
 Orang Utan 23
 Oranienburg 223
 Orcagna 273
 Orchomenos 97, 113, 186, 188, 234, 255, 260, 311
 Ornamentik 37, 46, 49, 55, 95, 113—119, 149—152, 166, 197, 205, 206, 216, 255
 — j. auch: aufgemalte Kreise, Aufnahmuster, augenähnliche Muster, Bänder-Ornament, Bandschlingen, Bogenband, Buckel-, Diagonalkreuz-, Dreiecks-, eingeglättete-, eingestochene-, eingekrahte-, eingerichte Muster, Einstempelung, Facetten, Festons, Singereindrücke, Fischgräten-, Flecht-, Franzenfaum-, Furchenstich-, geometrische-, gerippte-, gesichtsähnliche-, Häkel-, Hakenkreuz-, halbmonds-, horizontal-Rillen-, Inkrustation-, lammartiges-, Kannelüren-, Kerbschnitt-, Knöpfchen-, Knotenstrich-, Knubben-, konzentrische Kreise-, Kreise-, liegende Spirale-, Linienpiel, Mäander-, menschliche Darstellungen, Nehestrich-, palmwedelartige-, pflanzliche-, phantastische-, Punktkreise-, Punktlinien-, Ranken-, raumfüllende Punkte, Rauten-, Rhomben-, Rillen-, Rißlinien-, Rosetten-, Sanduhr-, Saumnahst-, Schachbrett-, Schrägfierung-, Schrägkreuzung-, Schwellbänder-, Spirale-, Sprossen-, Stern-, Streifen-, Streu-, Strich-, technische-, tektonische-, Teppich-, Tegeltile-, Tiefstich-, Tierornamentik, treppenartige, Trompeten-, Umschnürrungs-, verdickter Rand, Vertikalbänder u. -riefen, Voluten-, Webe- u. Wirk-, Wellenlinien-, Widel-, Winkelausfüllende-, Wirbel-, Zickzack-, Zierband-, Zonenmuster

- Ornamentlosigkeit 53, 56, 135, 147, 157, 198, 215
 Orpheus 177
 Orsi (ital. Forscher) 89, 110
 Orthostatenbau der Wände 100, 101.
 Orts- u. Familiennamen (etruskische) 126
 — altgriechische 231
 — illyrische 166, 167
 Orvieto 132
 Ösen an Gefäßen (auch vorher) 216, 221
 — aus Gold 243
 Ösenkopfnadel 214, 215
 Ösen, ital. Volksstamm 128
 Oslo 7
 Osnabrück 148
 Oseten (Kaukasus) 232
 Ossowski 177
 Ostdeutschland (auch vorher) 174, 197, 214, 223, 225, 226, 286, 300, 307, 321
 Österreich 158, 164, 166, 170, 182, 195, 221, 226, 286, 287, 318
 Osteuropa 18, 159, 163—170, 193, 213—217, 224, 287, 318
 Ostgoten 301
 östlicher Kulturherd (Ägypten, Mesopotamien) 89
 Ostorf am Schweriner See 159, 318
 Ostpreußen 43, 136, 279, 301
 Ostrea edulis 43
 Ostumelien 184
 Ostsee u. Ostseegebiet 7, 20, 38, 41, 135, 150, 159, 169, 173, 220, 221, 223, 225, 301, 313
 Oussatowa b. Odessa 181
 ovales Haus 64, 97, 98, 160, 171, 187, 228
 ovale Hütte 61
 ovales Hügelgrab 76
 Overijssel 137
 Overton Hill 86, 87
 Oviedo (Spanien) 305
- Paßbau 43
 Padua 63
 Pagode 192
 Palastbau 97—100, 186, 239, 240, 241, 249, 263, 269, 270, 311
 Palästina 263
 Palermo 187
 Palliardi 164, 165, 186 u. Anm. zu Seite 160, 171
 Pallisaden 61, 65; beim Grabbau 154
 Palmella (Spanien) 56, 68, 246
 Palmwedelartige Muster 255 — s. Ornamentif
 Pamphylien 2, 104, 264, 274
 Pan (Naturgott) 25
 Pannonien 176, 233, 286
 panonische Keramik 172, 173, 215—217, 220, 248, 313
 Pantalica 89, 91
 Pantifapaion 301
 Panzer 259, 299
 Pappel 8
 Papyrusbündel (Hohlboot) 271
 Papyrusdidicht 256
 Partanna b. Palermo 187
 Parthenkirchen 167
 Patroklus 237, 272
 Paul du Chatellier 76
 pectunculus (Kammuschel) 100
 Peipusseen 7
 Peising (Schädel) 20, 21, 89, 315
 Pelasger 125, 127 (128), 230, 231, 233, 266, 271, 313
 pelasgische Unterschicht in Griechenland 230—237
 „pelasgisches Urvolk“ (Italien) 286
 pelasgisches Wort τῦρος 125
 pelekys (Art) 236
 Peloponnes 267
 Penck (Geologe) 6, 16, 19, 38
 Pergamon 239, 299, 300
 pergamos (Wortklärung) = „Burg“ 232
 Perge (Pamphylien) 104, 274
 Pericot 32
 Périgueux, Museum 121
 Perlen 180, 200 (243)
 — s. auch Schmutz
 Perlmutterperlen 169
 Pernice, Erich 253
 Péronne 304
 Persischer Golf 196
 Persien 3, 188
- Persson, Prof. (Schweden) 262
 Pertosa-Grotte 112
 Perugia 91, 129, 130
 Petersen, Henry 138, 140
 Petersfels bei Schaffhausen 15
 Petit Morin (Selsgräber) 70 bis 73, 75, 77
 Petreny (Bessarabien) 177 bis 179, 182, 189, 190, 192, 279, 282, 286, 298
 Peu Richard (Burg, Charente) 62, 64
 Pfahlbauerleute 156, 321
 Pfahlbau-Keramik 160, 173, 211, 212, 215, 287, 313
 pfahlbaukeramische Kultur 3, 154, 295
 Pfahlbauten 42, 43, 51, 59 bis 61, 110, 128, 142, 195
 Pfalz 287
 Pfaueninsel 223
 Pfeile u. Pfeilspitzen 41, 43, 57, 135, 151, 155, 180, 196, 200, 214
 — — — längsschneidige, querschneidige 57, 70
 — — — s. auch Lanzenspitzen
 Pfeiler des griech. Schiffslagers 261
 Pferd, als Erscheinungsform des Toten 277
 Pferdendarstellungen 28—31, 136, 138, 208, 209, 285
 — Bernsteinpferd (Woldenberg) 136
 — s. auch Wildpferd
 Pferdegeschirr 224
 PferdeSchmutz 224
 Pferdespringer(Springmaus) 8
 Pflanzen = s. Flora
 pflanzliche Ornamentif 26, 28, 114, 115, 117, 119, 123, 173, 247, 255, 294, 312, 314
 — s. Ornamentif
 Pflaster aus Steinen (Grabbau) 137, 138, 142
 Pflüger (Felsenbilder) 207
 Pforte (Melosmodell) 96, (Homer) 101
 Pforten, Kr. Sorau 224
 Pfostenhaus 144, 145, 169, 171, 182
 — s. rechteckiges, nordisches, Megaronhaus

Wörterverzeichnis

- Pfostenlöcher, Hausbau 110, 161, 162, 182, 186, 228, 242, 249, 261, 286
 — — bei Gräbern 84, 87
 — — beim Lagerbau 261, 270, 271
 Pflriemen 12, 28, 34, 41, 180, 181, 196
 Phäaken u. -land 225, 258, 265, 270, 322
 Phäistos 109
 phantastische Ornamente 28
 — s. Ornamentik
 Philister (Palästina) 263
 Philosophie, griechische 274, 275; — 293
 Phöniker 269
 phönikische Arbeiten 256
 phönikische Inschrift 100
 phönikische Silberschalen 258
 Phorkysbucht 266
 Phryger 232, 313
 Phrygien 60, 274
 phrygische Sprache 231, 232
 Phylen (dorische Stämme) 233
 Picenum 285, 286
 Pide (= Kernbeil) 44, 45, 145
 Piesker (Sorscher) 144, 145
 Pietroassa 303
 Pignorini (ital. Sorscher) 92, 128
 Pindar 125, 274
 Pintaderas (Toniegel) 187
 Pinza (ital. Sorscher) 89
 Pinzetten zum Haarabkneifen 201, 214, 222
 Piräus 266
 Pisiden 127
 Pitane 263
 Pithelantropos (Affenmensch) 20, 23
 Pithos (gr. Vorratsgefäß) 50, 57, 95, 107, 109, 117, 118
 Placidia 301
 Plaidt am Rhein: Burg 65, 66, 178, 271
 — Keramik 157, 158, 159
 Plau in Medl. (Schädel) 318, 319
 Plemmirio 89, 90, 91
 Plinius 122
 Pliozän 5
 Plön 142, 143
 Ploubarnel (Bretagne) 78
 Plutarch 51
 Potal 56, 57, 107, 109, 133, 244, 312
 Poforny 88
 Polen (Land) 3, 43, 148, 150, 153, 154, 170, 172, 221, 301, 313
 Politur der Gefäße 48, 150, 164, 177, 180, 182—185, 239, 244, 247, 250, 283, 313
 Pömbjen, Kr. Büren 154
 Pompeji 300
 pompejanisches Haus 97, 130, 131, 311
 Pommern 43, 150, 221
 pontische Alpenrose 8
 Popoff, R. 185
 Portugal 45, 59, 61, 73, 92, 312
 Poseidon 104, 210, 265
 Potsdam 39, 226—228
 Pottenstein (Ob. Franken) 297
 Prag 164
 Predmost in Mähren 315
 Prenzlau 135
 Prerow auf Darß 41
 Preußen, die alten 73
 Priamos 232, 242, 269, 272
 Priapus (Naturgott) 25
 Priegnitz 222
 Priester u. Priesterinnen 278
 Priestergrab (China) 192
 Primelin (Sintsterre) 68
 Propyla (Eingänge zu Festplätzen) 241
 Protejilaos 240
 Proteus (Meergott) 237
 provinzial-römische Kunst 299
 Professionsgruppen (Selsenbilder) 208
 Prussia-Museum 136
 Ptolemäus 127, 166
 puia (etruskisch) = Frau 231
 Pulejata (= Philister) 263
 Pumpelly-Expedition 188
 Punktfüllung (Ornament) 116, 117
 Punktierstift (Keramik) 164
 Punktklinien 157, 158, 160, 164
 —reihen 220
 —verzierungen 162, 179, 291, 295
 — s. Ornamentik
 Punzung (Technik) 282, 291
 πύργος = Burg 125
 Pyramiden 81, 103, 120, 123
 Pyrenäen 8, 17, 28, 82, 289, 318, 319
 Pythagoras (Unsterblichkeitslehre) 275
 — (Lehre von der Kugelgestalt) 49
 Quadalajara (Kastilien) 289
 Quaderwände (Cholen von Mykene) 261
 quadratischer Hausbau 306
 — Grundriß des etruskischen Tempels 131, 132, 133
 — — — [lav. Tempels 308 bis 310
 Quarzit 17, 18
 Quasten am Gürtel 204
 Quellhorn b. Bremen 301
 querschneidige Pfeilspitzen 57
 Rädchen für keram. Muster 164
 Räder eines Streitwagens 123
 Radimsky 165 (Anm.)
 Radnadel 201
 Rand des Gefäßes, verstärkt 54, 149
 Rankenmotive 255, s. Spiralornament
 Rasena-Etrusker 127, 133
 Rasiermesser 201, 202, 214, 250
 Rassen 20ff., 47, 89, 155, 280, 314—320
 — alpine 3, 89, 133, 316, 318, 319
 — Aurignac-Rasse 12, 22, 89, 315, 316
 — baltische 319
 — Cromagnon 21—25, 155, 315—319
 — dalische 316
 — dinarische 318
 — fälische 155, 316
 — mittelländische 315—317, 319
 — Neandertaler 12, 20—23 (24), 37, 47, 314—317
 — nordische 155, 315—317, 319
 — westliche = mittelländische Räter (Alpenwolf) 133
 rauhe Oberfläche (Keramik) 307
 Rauten-Muster 49, 174—176, 216, 255, 314

- Rauten-Muster s. auch Rhombenmuster, Ornamentif
 raumfüllende Punkte 116, 117, 179, 184, 255
 — s. Ornamentif
 Raymondson (franz. Höhle) 25
 Read (Kat. des Brit. Mus.) 294
 rechteckige Hütten 235 (Anm.); 111
 rechteckiges Haus 61, 64, 75, 97, 110, 122, 124, 142, 144, 160, 165, 169, 177, 182, 184, 228, 312, 313
 — Hütte 111
 — s. auch nordisches u. Mesaronhaus
 Rea, Hans, Prof. 315, 316
 Rednitz (Fluß) = Redantia 167
 Regensburg 95
 Reh 43, 44
 Rehlingen, Kr. Lüneburg 154
 Reichenhall 307
 Reigentanz 268
 Reihen von Punktkreisen (s. Ornament) 28
 Reinecke, Bronzezeitperioden A—E 211 u. Anm.
 Reinerth 62
 Reiterdarstellungen 207
 Relief, getriebene Arbeit 256
 — (Stadtbelagerung, Mykene) 258
 Relieffiguren 33—36, 106
 Relieffrieze (Harpyien-Monument) 275
 Reliefs von Laussel 15, 310
 — keltische 310
 Religion (Demut) 35
 Religionsstifter 275
 Remedello (Italien) 246
 Rennbahn 85, 86
 Rennes (Museum) 57
 Renntier 8, 10, 17, 29, 32, 38, 44, 136
 Renntierfett (Farben) 31
 Renntierflechte 8
 Renntierstangen als Geräte 27
 — s. Werkzeuge aus Knochen
 Rhadamantys (Richter in der Unterwelt) 237
 Rhein u. Rheingebiet 8, 15 bis 17, 29, 48, 54, 65, 76, 109, 133, 135, 153, 154, 156, 159, 160, 163, 166, 178, 197, 211, 213, 271, 288, 294, 298—300, 304, 308, 310, 314, 319
 Rheinhessen 213
 Rhejos (Ilias) 265, 271
 Rhinoceros Merckii 9, 16, 23
 — tichorhinus 8
 Rhodesia-Schädel 314
 rhodische Vasenbilder 298
 Rhodope-Gebirge (Vereisung) 8
 Rhodos 2
 Rhomben-Muster 158, 160, 174, 216
 — s. Ornamentif u. Rautenmuster
 Rhone 213
 Rhonegletscher 19
 Rhoneschwert 224
 Rhythmus 49
 Rhyton 35, 310
 Richarz, St. (Forscher) 19
 Richter, Heinrich 18
 v. Richtofen 221, Anm.
 Riedgras 8
 Riem 292 (Anm.)
 Riesengebirge 8
 Riesenhirsch 9
 Riesenstuben (Ganggräber) 141
 Rillen, eingetiefte 220, 221
 — s. eingestochene, eingekrazte Muster, Vertikalrillen, Horizontalrillen
 Rimbeck b. Scherfede (Schädel) 317, 319
 Rimini 285
 Ringmauer (Burg) 96, 234, 239, 270
 —wälle 218, 226, 227, 228, 307, 308
 Rini (Thessalien) 98, 187
 Ripabianca 112
 Riß-Eiszeit 6, 16, 18
 Rißkeramik 111, 128
 Rißlinien als Muster 165, 220, 239, 244
 — s. Einfragen u. Einrißen der Muster u. Ornamentif
 Rißtechnik (an Gefäßen) 110
 Rivière (franz. Forscher) 24
 Rod (weibl. Kleidung) 105, 106, 204
 — kretischer Zipfelrod 32
 — slavischer Taillenrod 310
 Rohde, Erwin 237
 Rollennadel 214
 Rom 299, 301
 Römer 35, 124, 125, 132, 156, 232, 282
 Romeral b. Antequera (Kuppelgrab) 68, 261
 Römerkastelle bei Haltern (Eippe) 270, 300
 Römerschanze b. Potsdam 226—228, 270
 römische Hausanlage 300
 röm. Kultur (Gotenzeit) 302
 römische Kaiserzeit in Deutschland 280, 284, 292, 299 bis 301
 — — — Keramik 300
 römischer Mauerbau 300
 römischer Tempel (Bretagne) 74
 römischer Triumphator 25
 Rondsen b. Graudenz 301
 G. Rosenberg-Kopenhagen 181, 292
 Rosette als Ornament 173 bis 176, 183, 184, 247
 — s. Ornamentif
 Rösler, E. 280
 Rosmarinheide (Pflanze) 8
 Rossenthin 224
 Rössener Becher 172, 173
 Rössener Keramik 151, 152, 156, 160, 161, 168, 169, 172—174, 179, 212, 214, 221, 313
 — Schädel 319
 Rötel (= Eisenocker) 24, 25, 31, 34, 36, 158, 165, 183, 279, 311, 312
 Rotenburg (Kreis) 140
 rotes Tongeschirr (terra sigillata) 300
 Rotfärbung s. Rötel
 Rudernadeln 280
 Rudolf von Sulda (Irmensul) 103, 209 Anm.
 Rügen 136, 147, 308—310
 Ruhebett der Gottheit 103
 Rumänien 163, 215, 313
 Rumelien, Ost- 184
 Rundbau in Tiryns 234, 235, 260, 311, 313
 — als Hausbau 142
 Rundfenster (Hausmodell) 184
 runde Gräber 53, 61, 75, 82 bis 84, 89

Wörterverzeichnis

- rundes Haus 53, 61—63, 92, 97, 122, 171, 234
 Rundfiguren 33—36, 106
 — f. auch Idole
 Rundgräber (England) 318
 Rundhütte 11, 61, 62, 75, 92, 96, 97, 110, 127, 132, 143, 153, 162, 170, 235 Anm., 311
 Rundköpfe 3, 318
 Rundlingsdörfer 228
 Rundplatz mit Schachtgräbern f. Gräberbund von Mykene
 Rundschaber = f. Schaber
 Rundscheiben 304
 Rundschild (griechischer) 236
 Rundturm in Tiryns 96
 Rundwälle f. Ringwälle
 Runeninschrift 304
 russisch-sibirische Steppe 231
 Rußland 8, 18, 136, 149
 — f. auch Südrußland
- Saal (Hauptraum im Hause) 145, 186, 241, 249, 269
 Saal des Nibelungenliedes 304
 Saale 170
 Säbelnadel 214/215
 Sabroso (Portugal) 61, 63, 92
 Sachsen (Land) 135, 159, 172
 — (Volk) 209, 279, 304, 305, 307, 320
 sächsische Keramik 305
 v. Saßen 284, 285
 Sagalassos 127
 Sägen (Feuerstein) 177, 186
 Sagum (Mantel) 204
 Saiga-Antilope 8
 Safo (Langschild) 236, 258
 Salemer Typus (Bodensee) 287
 Salerno 112, 128
 Salin 306
 Salisbury 74, 82
 Sallust 156
 Saloniki 240
 Salzkammergut, Salzlager 195, 284
 Salzwedel 300
 Same 127, 265
 Samnium 287
 Samos 127, 233, 266, 300
 Samothrake 127, 233, 265
 Samthawro b. Tiflis 283
- Sam Wide 274 (Anm.)
 sanctuary 87
 S. Andrea Prin 91
 Sanduhr-Muster 175, 183, 184, 283
 — f. Ornamentif
 Santander 10, 29
 Saracho von Rosdorf, Abt 308
 Sarauw (Sorscher) 42
 Sarderfiguren (Bronze) 96
 Sardes 104, 127, 274
 Sardinier 127
 Sardinien 45, 64, 71, 88—91, 95, 110, 120, 127, 131, 133, 134, 246, 250, 260, 261, 311, 313
 Sarkophag 51, 77, 101, 129, 132, 133
 Sarpedon 236
 Satyrn (Naturgötter) 25
 Saßhorn b. Nedliß 222
 „Saucière“, goldene 243
 Säulen, am Megaron-Haus 186, 241, 247, 249, 268, 270
 — am slav. Tempel 308
 Säule im kretisch-mykenischen Kreis 92, 93, 313
 — f. auch Halbsäulen u. Pfeiler
 Säulen (Fehlen der S. in Troja) 242
 Säulenkult 101—104, 132, 193
 f. Menhir
 Saumnaht-Ornament 28, 202, 205
 — f. Ornamentif
 Save 173
 Sazo Grammaticus 308, 310
 Schaber 12, 13, 16, 43, 44
 Schachbrettmuster 186, 189, 191
 — f. Ornamentif
 Schachtel (Holz) 198
 Schachermeyr 126
 Schachtgräber 82, 109, 184 bis 185, 247, 250—258, 260, 261, 284, 286, 313
 Schädel 20—22, 47, 67, 89, 155, 314 ff., 320
 Schädelneßter (Ofnet) 25
 Schaffhausen (Petersfels) 15
 Schäftung der Geräte 11
 57—59, 72, 145, 195, 200
 Schäfttülle 201
 Schale u. Schlüssel 48, 92, 148, 152, 158, 168, 169, 172, 176—180, 182, 183, 186, 190, 212, 219, 240, 246, 303
 Schardana-Krieger 95, 127
 Scharnißpaß bei Mittenwald 167
 Schäßburg in Siebenbürgen 166, 178
 Schasfunde 239, 242, 286, 306
 — f. auch Depot- u. Hausfunde
 Schasfkammern (Homer) 242
 Scheiben- od. Brillenfibel 204
 Scheiterhaufen 198, 272
 — f. auch Brandbestattung
 Scheitelstein (= Sifuler) 95, 127
 Schelllingen (Sirgenstein) 15
 Scheunen 161
 Schiefer (Gestein) 136
 Schiffsdarstellungen 202, 207, 209, 210, 272, 273
 Schiffslager der Griechen vor Troja 102, 125, 232, 261, 265, 270, 271
 — Katalog der Griechen vor Troja 265
 Schilde 214, 259; homerischer 235 u. 236; des Achilles 257, 258, 263; gallische 299
 Schildtrottfibeln 306
 Schildzeichnungen aus westeurop. Gräbern 236
 Schilf 8
 — dach 61, 154
 — hütte 63
 Schiller (Madowessiers Totenlage) 25
 Schlachtbeil 141
 Schlackenwalle 218
 Schlafstellung des Südens (Hockerlage) 22, 26, 106, 153
 Schlange, als Erscheinungsform des Toten 277
 Schlangenfibel 128, 213, 224
 Schlangenfrauen 106
 Schlangengöttinnen (Knossos) 277
 Schlauch = f. Lebergefäße
 Schleifen des Steines 44, 57
 Schleifennadel 214
 Schleifenringe 215
 Schlesien 60, 148, 150, 160, 167, 170, 171, 176, 186, 206, 214, 219—221
 Schleswig-Holstein 45, 135,

- 150, 155, 198, 209, 221, 225
 Schleswig 306
 Schleuſingen (Kreis) 154
 Schliemann 2, 102, 180, 185, 195, 233, 234, 239, 240, 243, 244, 246—251, 264, 286
 Schlingbügelſibeln 213, 291
 Schliß (Zorſcher) 59, 153, 161, 173, 316, 318
 Schloß (= ſüdlicher Herrenſiß im Gegenſatz zur nordiſchen Burg) 125
 „Schloß“ = ehemal. Wohnturm 233
 Schloß-Bauten von Abydos 124
 Schmalſchädel 155, 315, 316, 319
 „Schmelzkönig“ 225, 243
 Schmelzſiegel 195
 Schmid, Walter (Graz) 284
 Schmidt, Hubert 58, 68, 177, 178, 180, 181, 188, 191, 195, 240, 244, 245, 248
 — R. R. 17, 18, 25
 Schmödiß (Dolchſtab) 59
 Schmuß 14, 24, 25, 27, 28, 36, 37, 100, 169, 180, 196—206, 223, 244, 245, 280, 281, 298, 301—304, 306, 312
 — ſ. auch Armbänder, =ringe, Bernſtein, Bergkryſtall, Elfenbein, Sibeln, Fiſchwirbel, Gürtelplatten, halstragen, Hängeſpiralen, halstringe, Kopfgehänge, marine Armringe, Nadeln, Noppenringe, Perlen, Perlmutter, Schneden, Spiralen, Steinperlen, Tierzähne
 Schnabelfanne 242, 254
 Schneden 38, 43, 100; ſ. Ancyclus, Cypraea, Helix, Litorina, Naſſa, Yoldia
 — als Schmuß 24, 27, 37, 53, 70
 Schneider, M. 41
 Schnuramphora 152 = ſ. Amphora, bauchige
 Schnurbecher 152 = ſ. Becher, geſchweiffter
 Schnürbeutelvaſe 186
 Schnurhenkel 109, 150
 Schnurkeramik 3, 150—156, 163, 167—169, 172, 173, 181, 186, 212, 215, 216, 220, 245, 251, 256, 279, 312, 313
 Schnuröfen 109, 136, 147, 151, 158, 240, 245
 —urne 172
 Schnur zum Eindrüden des Muſters 150, 164
 Schonen 20
 Schönfeld b. Magdeburg 172
 Schöningen b. Stettin 227
 Schöpflöffel (Holz) 195, 198
 Schöpfurth 225
 Schoppen (Gefäß) 49, 148
 Schottland 82
 Schraffierungen 117, 158 bis 160, 192
 — ſ. Ornamentif
 Schrägkreuzung der Säden, Linien (ſ. Ornament) 51, 150, 151, 187
 Schriftzeichen (angebliche) 42, 75
 Schrift, kretiſche 253
 Schröller, H. 176 (Anm.)
 Schuchhardt, wiederholt im Texte, ſonſt 87, 162, 164, 177, 182, 185, 204, 227, 235, 253, 255, 262, 266, 297, 304, 305, 307, 308
 Schuße 204
 Schußleiſtenkeil (Gerät) 165, 176
 Schulteramphora 110, 111, 152, 177, 179, 184, 287
 Schulterbecher 170
 Schulterkeramik (ungariſche) 248
 Schulternapf 152, 168, 169, 172
 Schulter(ring) am Gefäße 54, 148
 —formen der Gefäße 198, 307
 Schulterſchüſſel 183, 184
 Schultervaſe 169
 Schuße, Wilhelm 126
 Schumacher 294, 299
 Schumen (Bulgarien) 184
 Schüſſel = ſ. Schale
 Schuſſenried 43, 60, 61, 171, 212
 Schußhütte, runde 62, 143, ſ. Rundhütte
 Schußtracht, =ſchmuß 204
 Schwachenwalde 224
 Schwantes, Prof. 306
 Schwarz, Kr. Schleuſingen 154
 „ſchwarze Situla“ 300, 301
 Schwarzes Meer 173, 244, 279, 301
 ſchwarzpolierte Keramik 313, ſ. Politur d. Gefäße
 Schweden 20, 38, 39, 135, 136, 141, 142, 149, 207, 318, 319
 ſchwediſche Expedition (Prof. Perſſon) 262
 ſchwed. Felszeichnungen 271, ſ. nord. Felsbilder
 Schweinfurth, Georg 46, 121
 Schweinsjagddarſtellung 32
 Schweiz 50, 55, 59, 110, 153, 212, 298, 313
 Schweizerbild (vorgeſch. Niederlaſſung b. Schaffhaufen) 19
 Schwellbänder-Ornament 179, 295, 297, 298
 — ſ. Ornamentif
 Schweriner See 155
 Schwert 58, 59, 200—204, 207, (214), 222—224, 252, 256, 280—282, 287, 289, 299, 304, 306, 312
 — ſ. auch Antennen-, Griffzungen-, kretiſches-, nordiſches-, Rhone-, thrakiſches- ungarisches Schwert, Stramaſachs, Hieb-, Stichſchwert
 Seddin (Königsgrab) 222, 291
 Seebund, griechiſcher 239
 Seeherrſchaft des Minos 248
 Seeland 40, 42
 Seele des Verſtorbenen 101, 132, 262
 Seelenglaube 76, 123, 132, 142, 237, 272—275
 — ſ. auch Jenseitsglaube
 „Seelenloch“ 75, 77, 142
 Seelenthron (ſ. auch Menſhir) 73, 100, 102, 122, 208
 Seelenvogel 77, 101, 123, 132
 Seeraub 269
 Seefiedlungen 211
 — ſ. Pfahlbauten
 Seger, H. 6, 160, 206, 223, 224

Wörterverzeichnis

- Seine, Fluß 14
 selige Inseln = f. Insel der Seligen
 seliges Gefilde 237
 Seligkeitsglaube 274
 Semnonen 35, 218, 227, 319
 Sendschirli (Nordsyrien) 281
 Serajewo 165
 Seraphim, Prof. 166
 Serben = Sorben 307
 Serbien 111, 215, 217
 Sergi 316
 Serpentin (Stein) 57
 Servius Tullius 227
 Seslo (Thessalien) 171, 176
 Anm., 186, 245, 249
 Sessel (in der Grabnische) 131
 Sethos II. 123
 Seton Karr 121
 S. Gimignano 95
 Sibirien 149, 315
 Sichel 214, 222
 Sicherheitsnadel 202
 — f. Sibeln
 Siebenbürgen 118, 163—166, 171, 172, 176, 185, 242, 244, 313
 Siedlungen 41, 43, 46, 60, 128, 135, 151, 153, 161, 163, 181, 182, 189, 223 bis 225, 239, 262, 263, 306, 310
 — f. auch Seesiedlungen, Pfahlbauten
 Siegelabdruck aus Knossos 263
 Siegelring Childerichs 304
 Siegelstein (myken. Schiff) 272
 Siegerland 299
 Siegesopfer (Mydamer Boot) 305
 Siegfried (Nibel. Lied) 264
 Siemensches Kupferwerk in Kedabeg 280
 Sierra Morena (Vereisung) 8
 — Nevada (Vereisung) 8
 Sieverner Bülzenbett 138
 Sigmaringen 224
 Siffurat 103
 Sifuler 95, 127
 Sifulische (Sizilische) Keramik 91, 110, 246
 Sifulische Sprache 231
 Silber 58, 59, 67, 68, 109, 110, 244, 256, (257), 258, 306, 307, 308
 Silberberg b. Wollin 306
 Silberfund von Craiova 297, 308
 Silbergefäße 243, 251
 silberner Löffel (Basenae) 304
 Silberpappel 8
 Silberrelief (mykenisches) 258
 Silenus (Naturgott) 25
 Sipplingen 60
 Sirenen (Erscheinungsform der Verstorbener) 274
 Siret, Gebrüder 61, 63, 64, 109, 196, 317
 Sirgenstein bei Schelllingen 15
 Sir Norman Lockyer 78
 Situla (Bronze-Eimer) von Kuffarn 226
 — f. auch Eimer
 Sitzen der Männer 105
 Sitzplatten 105
 Sizilien 28, 45, 71, 88, 89, 108—110, 120, 127, 131, 186—188, 234, 248, 256, 257, 263, 274, 313
 sizilischer Bernstein 252
 Stäisches Tor 240
 Stamander 239, 265
 Skandinavien 8, 26, 39, 135, 142, 144, 199, 279, 301
 Stelette 20—25, 44, 67, 106, 139, 141, 316
 — f. auch Bestattung
 Stramasax (Schwert) 304
 Stordisker (fekt. Stamm) 284
 Stythen 86, 179, 232, 279, 296, 297, 308
 Skythien 301
 skythischer Kreis 224, 298
 Slaven 2, 73, 228, 247, 281 bis 283, 306—310
 slawische Grabsteine 35, 310
 slawische Kultur 218, 307—310
 — Keramik 307
 Slawische Sprache 231
 — Tempel 133, 308—310
 Slavonien 173, 174, 183, 313
 slawonische Keramik 175, 182, 183
 Sligo (Irland) 69
 Smyrna 232
 Sockelbüsten 106
 Sockelstein (Gigantia) 113, 114
 Soissons 304
 Solstitium 78
 Solutréen 12, 14—19, 25, 33, 39, 45—47, 58, 147
 Somme (franz. Fluß) 15, 17
 Sommerfeld 224
 Sömmerda 215
 Sonne, Mond, Meer (Darstellung) 262/263 und 258
 Sonnenaufgangs-Linien, angebliche 78, 84
 Sonnengott 209
 Sonnenheiligtümer, angebliche 82, 226
 Sonnentult, ägyptischer 103, 120, 122
 Sonnenscheibe, Sonnenwagen, Trundholm 208
 Sonnentempel (angebl.) 291
 Sorau (Kreis) 220, 224
 Soergel 18
 Spalter (ein Beil) 44, 45, 145 (Leitform des Nordens)
 Spandau 223
 Spanien 8, 9, 15, 16, 29, 31, 41, 46, 50, 53, 56—70, 75, 88, 100, 107—110, 127, 128, 131, 156, 166, 188, 194—196, 200, 212—214, 234, 244, 246, 248, 260, 261, 269, 289, 290, 300, 301, 304, 312, 317, 318
 Sparta 106, 267
 Speer 14
 Speerspitzen 39, 135, 142, 147
 — f. auch Pfeilspitzen
 Speicher für Getreide 161
 Spinnwirtel 247, 248
 Spiralarmringe 217
 Spirale, technische Entstehung 206
 Spiralen (Bronze-Schmuck) 201—204, 280, 284, 296
 — aus Golddraht 206, 225
 — f. auch Hängespiralen
 Spiral-(Mäander-)Keramik 157, 158, 160, 163—165, 169, 214, 312, 313
 Spiralornament, Ranken, Sprossen 28, 109, 110, 112—119, 128, 157, 164, 165, 177, 179, 183, (189), 205—207, 213, 216, 223, 228, 246, 247, 253—255, 280, 282, 284, 285, 288, 289, 291, 294, 295—297, 302, 312, 313, 314

- Spiralornament, Ranken, Sprossen s. Ornamentif
 Spiralscheiben 224
 Spiralschlingen 254
 Spiralsulpen (Bronze) 280
 Spiralzeichen (Toniegel) 193
 Spitzen (aus Stein) 23
 — s. auch Gravette, gestielte Spitze
 spitznädiges Beil = s. Beil
 Spitzbeil 145
 Spitzgräben 178
 Spließ, W. 198, 199, 200
 Sprachen: basische 279
 — etruskische 125—130, 133, 231, 232
 — germanische 231,
 — hekkische 231
 — indogermanische, s. das
 — iberische 231
 — kaukasische 279
 — mykenische 253
 — pelagische 125, 230—232
 — semitische 120
 — sikulische 231
 — vorgriechische 230, 231
 — urindische 193
 Sprachliches 1, 231, 232, 314, 320, 321
 indogerm. u. nichtindogerm.
 Sprachen 231, 232
 Springer-Wolters 103, 278, 279
 Sprockhoff 209 (Ann.).
 Sprossenfibel 302
 Sprossen-Motive s. Spiralornamentif
 Spy (Belgien) 21, 22, 24
 St. Barbe (Bretagne) 78, 79
 St. Georges de Lévéjac 67
 St. Goar (Steinpeiler) 295, 296
 St. Coup bei Dij (Jfère) 62
 St. Maria de Naranco 304, 305
 St. Nazaire 54, 55, 57
 St. Pierre (Cromlech, Bretagne) 78, 79
 St. Pierre de Quibéron 76
 St. Pierre des Tripiers (Höhle) 67
 St. Quentin 304
 St. Sernin (Menshirfiguren) 72
 St. Vincent (Selsgrab) 67, 68
 Stade 137, 141
 Stadtburgen (Homer) 269
 Stadtgöttinnen 274
 Standfläche der Gefäße 54, 55, 111, 148—150, 165, 174, 179, 188
 ohne Standfläche 147, 160, 179
 Standringe s. Gefäße = s. Untersäße
 Statuenallee 81
 Stary Jamet (Mähren) 171
 Starzeddel b. Guben 227—229
 Steatit, Sigur aus 34
 Steeden a. d. Lahn 15
 Steiermark 167, 284
 Steinalleen 76, 78—82, 123, 272, 273
 Steinarten = s. Gesteine
 Steinart 141 = s. Art
 Steinbeden (zum Opfer) 100
 Steinbeil = s. Beil
 Steinblöcke mit Verzierungen 117
 Steine (bemalte) von Mas d'Azil 42
 Steine als Verzierung 301
 — s. Almadine
 Steinfurth 225
 Steingefäße 49
 Steingräber = s. Megalithgräber
 Steinhammer 177
 Steinkammer im fl. Hügelgrab 154
 Steinkisten (Gräber) 141, 142, 147, 150, 151, 169, 198
 Steinkreise 68, 154, 291—293
 — s. Bannkreis u. Stonehenge, Cromlech
 Steinpadung des Grabes 197, 272
 — als Fundament 308
 Steinperlen (Schmuck) 100
 Steintbron (Knossos) 114
 Stein von St. Goar 295, 296
 Steinstifte mit Sockeln 102
 Steinwall 178
 Steinwerkzeuge = s. Werkzeuge
 Steinzeit (Paläolithikum):
 — ältere (Altpaläolithikum) 3, 5 ff., 16, 22—37, 45, 48, 53, 54, 57, 63—67, 70, 72, 89, 92, 102, 106, 107, 109—113, 120, 121, 123, 127, 135, 137—142, 144, 152, 153, 155, 163—166, 171, 183, 184, 186, 187, 193—197, 207, 211, 214, 228, 257, 260, 268, 271 bis 273, 276, 279, 287, 289, 298, 302, 310, 312, 314
 Steinzeit mittlere (Mesolithikum) 38—45, 53, 66, 142, 186
 — jüngere (Neolithikum) 11, 12, 16, 24, 25, 31, 38, 39, 44—47, 53, 57, 62, 67, 73, 120, 121, 136, 142, 143, 147, 162—164, 171, 176, 177, 276, 311, 314, 318, 321
 Steinzylinder (Menshirnachbildungen) 187
 στεῖλαι προβλήτες 261, 271
 Stele (Grabstein, -säule) 36, 77, 86, 103, 105, 250, 255, 274, 285, 312, 313
 Stempel für keram. Muster 164
 Stengelbecher 121, 133
 Steppe 8, 11, 18, 231
 sterile Schicht (Gegensatz: Kulturschicht) 10, 17
 v. Stern, Prof. Ernst 177
 Sternenglaube (Stern=Seele) 237
 Sternmuster 291
 — s. Ornamentif
 Stettin 227, 291, 310, 313
 — Doppelname: Stettin-Burshaborg 306
 Stiefbandkeramik (Hinkelstein) 157, 164
 Stichel (burins) 13
 — s. auch Pfrieme
 Stiefschwert 282
 — s. auch Hiebschwert u. Schwert
 stidende Frauen 289, 290
 Stifshütte 104
 Stile (Sormensysteme) 147
 Stil der Bronzezeit 197
 Stillfried (Urnenfriedhof) 221
 Stodholm 7, 306
 Stoffbehang (im Grabe) 151, 152
 Stoffe, gewebte 28
 Stonehenge 68, 74, 78, 82 bis 87, 100, 291, 292, 312
 — s. auch Steinkreise
 Strabo 125, 127, 156, 233, 265
 Stralsund 225

Wörterverzeichnis

- Straßburg 159
 Straßburg in Ungarn (Nagyenyed) 172
 Streifen u. Bänder (s. Ornamentik) 110
 Streitberg, Wilh. 231
 Streit- u. Rennwagen 86, 123
 Streumuster 268
 — s. Ornamentik
 Strichfentel 95
 Stridornament 281
 — s. Ornamentik
 Stuhlweißenburg 215
 Stuttgart 212
 Stühheim 162 (Anm.)
 Succase, b. Elbing 169
 Süddeutschland u. Südwestdeutschland 21, 57, 58, 127, 151, 153, 156, 160, 164, 166, 167, 169, 173, 186, 201, 211 bis 214, 224, 283, 284, 287, 288, 290, 293, 294, 300, 303, 304, 308, 313, 314, 319, 321
 Südengland 14, 15, 21, 279
 — s. auch England
 Südepirus 267
 — s. Epirus
 Südeuropa 25, 26, 37, 38, 47, 50, 208, 262, 273, 291, 307, 310, 318
 Südfrankreich 9, 10, 15, 21, 29, 31—33, 50, 72, 82, 106, 166, 213
 — s. auch Frankreich
 Südrußland 3, 8, 25, 46, 88, 127, 128, 163, 164, 171, 177, 179, 181, 190, 239, 280, 296, 298, 301—303, 310, 312, 313, 321
 — s. auch Rußland
 Suebische Völker 218, 225, 227, 319
 Susa (Persien) 189, 190, 193, 247, 255, 268, 274, 283
 S. Vittoria di Serri 94, 95
 Swantewit 308, 310
 Syros 109
 Syrakus 90, 108
 Syrien 46, 73, 104, 130, 274, 281
 Szelotahöhle 16

 tablinum 131, 132

 Tacitus 35, 156, 208, 209, 218, 227, 289,
 — s. Germania des T.
 Tafelgeschirr, römisches 300
 Talayots (Balearen) 91, 92
 Tanz, kultischer 30
 Taramelli (ital. Forscher) 94, 95, 96
 Tardenoisien 39—41
 Tarn (Fluß) 289
 Tarjos 104, 274
 Täschchen aus Silber 308
 Tasse 56, 57, 107, 213, 220, 243, 245, 247, 304
 — aus Gold 242
 Taubach 15, 17, 42
 Taurische Alpen 284
 Taurister (felt. Stamm) 284
 Tauschierarbeiten 256, 306
 Tauschmittel 308
 Technik 212, 256, 257, 268, 281, 282, 291, 314
 technische Motive (s. Ornamentik) 26—28, 36, 113, 173, 201—203, 205—207, 213, 243, 302
 Teilbestattung 25, 198
 — s. auch Bestattung
 Teiresias 273
 tektonische Motive 216
 — s. Ornamentik
 Telemachie 237
 Telemachos 235, 236, 242
 Teller 245
 Tempel 87, 89, 100, 103, 123
 — etruskischer 130—132
 — griechischer 249
 — germanischer (Island) 308
 — slavischer 308—310
 — keltischer 308
 Temperatur = s. Klima
 Tendaguru-Expedition 315 bis 316
 Tenedos 264, 265
 Teppichmuster 75
 — s. Ornamentik
 Terramaren-Kultur 217, 246, 314
 terra sigillata 300
 Terrasse am slav. Rundwall 307
 Terrine 219, 220
 Tertiärzeit 5
 Tetrapolis 231
 Teutisch, Julius 177

 Textile Muster = s. Weber u. Wirkmotive und Ornamentik
 Thäingen (Kehlerloch) 15
 — (grafendes Renntier) 29
 Theaterbucht (Milet) 269
 Theben 46, 65
 Theiß-Kultur 176
 Themse 8
 Thera 256
 Thessalien 88, 98, 102, 106, 108, 109, 113, 125, 136, 171, 172, 175, 176, 180, 186—188, 232, 241, 245, 249, 267, 313
 thessalische Idole 102
 thessalische Keramik 186, 235, 246
 Thiersch, H. 106
 Tholosbauten (myken. Kupfergräber) 63, 71, 89, 95, 131, 260—262, 272, 311, 313
 Tholosrundbau bei Homer 235
 Thomson, engl. Archäologe 186, 187
 Thor (Edda) 293
 Thorn 7
 Thrakien 102, 118, 176, 219, 239, 245, 248, 265
 thrakische Keramik 118
 thrakischer Einfluß 112, 117 bis 118
 thrakisches Schwert 253
 thrakische Sprache 231
 Thron der Gottheit 103
 Thron für den Verstorbenen 132
 Thron im Männersaal 105
 „thronende Göttin“, Berlin 276, 277
 Thufydides 230, 232
 Thüringen, Thüringer 3, 8, 26, 46, 75, 135, 150—155, 159, 163, 164, 169, 207, 212, 214—216, 221, 224, 244, 272, 305, 312, 321
 thüringische Einwanderung 155, 156
 — Schädel 319
 — Schnurkeramik 150—154, 182, 251, s. Schnurkeramik
 thüringischer Kulturkreis 142, 181
 Tiberius 300

- Tiefstichkeramik 141, 149, 150, 160, 176, 313
Tiefstich-Ornamente 168, 169, 175,
— s. Ornamentik
Tierdarstellungen (realistische)
9, 12—14, 29—32, 118, 123,
136, 207, 208, 256, 258 bis
260, 289, 298, 300
Tierfiguren, plastische 28, 136,
138
Tiersfanggruben 39
Tierornamentik, Entstehung
der 177, 178, 190—193,
247, 248
— 119, 128, 251, 255, 279,
280, 282—287, 296—298,
301, 302, 306
Tierknochen 177, 227
Tierwelt s. Sauna
Tierzähne 155
Tiflis 283, 286
— Kongreß 280
Tilbury Hill 75
Tiryns 96, 171, 179, 186,
188, 225, 231, 234, 241,
249, 250, 254, 255, 260,
269, 311, 313
Tisch (Steinaufbau) 143
Tischler, O. 298
Toscharen (skyth. Volk) 193
Todesdämon 132
Tolosä (Toulouse) 301
tomba con atrio (= Atrium-
grab) 130
Tonbüsten (H. Idole) 103, 104
Toneier 187
—figuren, menschliche 105,
106, 165
Tonflasche von Maßhausen
298
Tonsiegel 187
Tonwaren, erste 27
Topf (aus Ton) 44, 45, 54
Töpferei = s. Keramik
Töpferscheibe 245, 247, 307
Töpflitz (Rghz. Potsdam) 145
Tordos (Siebenbürgen) 172,
174
Tore (an der Burg) 65, 66,
226, 240, 241
Tosterglobe bei Hizaeder 137,
139
Totenbücher, ägyptische 36,
122
Totenkult 70—73, 76, 81,
87, 100, 129, 132, 254, 260,
262, 267/268, 272, 274,
276—278
Totenmahle 277, 278
Totenmasken 285
— s. Masken
Totenverehrung (Harpyien-
Monument) 275, 277
Toulouse 28, 30, 301 (To-
losä)
Tournay 304
Tracht 118
— s. Kleidung
— ketische 32
Träger, Dr. 177, 182
Tragegriffe 60, 110, 312
—strich am Gefäß 57, 109
Trag- u. Decksteine (Grab-
bau) 137
Tragstäbe 27
Trajanswälle (Dobrußja)
307
Translatio S. Alexandri 209
Transkaukasien 279
Treibenische (Ochrida-See) 253,
285
Treibus, Kr. Lebus 145
Treis a. d. Lumba, bei Gießen
15, 17, 18
treppenartiges Ornament 191
— s. Ornamentik
Triada 101
Trianguläre Dolche 59
— s. auch Dolche
Trichter 247
trichterförmiges Gefäß mit
Fuß 158
Trichterrandbecher 150, 170
—halsvasen 313
tridente (dreizackige Waffe)
282
Trilithe bei Stonehenge 83
Trinkhorn = s. Horn
Trinkschalen, Ton 240, 277
— Bronze 222, 226
— Gold 225, 291
— griechische schwarzfigurige
295
Tripolis 46
Tripolje-Keramik (Ukraine)
113
—Kultur 176, 314
Troas 248
trochus (Schnecke) 100
Troer (als Volk) 232
Trojaner 102
Troja 28, 60, 66, 88, 102, 104,
108—110, 117, 125, 136,
151, 153, 171, 186, 188,
193, 195, 215, 219, 231,
237—252, 263—265, 267,
269, 279, 284, 285, 297,
302, 307, 321
— I 56, 112, 238, 244, 245
— II 56, 95, 108—112, 186,
190, 196, 200, 238, 239,
241—246, 312, 317
— III—V 238, 239, 246
— VI 180, 239, 241, 247, 283
— VII 215, 247
trojanische Keramik 219, 238
bis 248
trojanischer Krieg 239
trojanische Stabknöpfe 60
Trommeln ((Gefäße) 50, 169
Trompetenmuster 296
Trophäen des Galliersieges
(Pergamon) 299
trumpet pattern (Trompeten-
muster) 296
Trundholm 208
Tjuntas, griech. Archäologe
176, 186
Tübingen 212
Tübinger Urgeschichtsinstitut
60
Tuff=Ablagerungen 43
—Brüche (Taubach) 115
—Steine 8
—Wand (Ehringsdorf) 19
Tüllenart 201
Tüllenbeil 145
Tulpenbecher 107, 109, 148,
150, 243
Tumulus des Proteßilaos 240
Tundralandschaft 8
Tungern (Germanenstamm)
156
Tunis 73, 120, 121
Turfan-Expeditionen (Ost-
turkestan) 193
türkische Grubform 35
Turmschild 236, 258
turris = befestigter Wohnraum
124, 125, 127, 233
Turscha (= Etrusker) 95, 127
τύρρις = turris (Burg) 124,
125, 127, 232, 233
Tutulusknöpfe 224

- Tusci = s. Etrusker
 Tyras am Schwarzen Meer 301
 Tyrriha (Stadt) 127
 Tyrrihener, Tyrrihenos 125
- Udermark 150, 169, 220
 Uddeler Meer 144
 Ukraine 27, 28, 153, 176, 177, 313
 Ulme 43
 Ulmenholz 123
 Umbiegen des Randes (Keramik) 307
 Umbrier 127
 Umschnürungs-Ornamente 50, 54, 56, 113, 157, 158, 184, 189, 244, 251
 — s. Ornamentik
 Ungarn 3, 8, 16, 45, 46, 154, 166, 172, 173, 176, 194 bis 196, 203, 313—217, 223, 230, 244—248, 252, 267, 283, 286—288, 297, 321
 ungarische Schwerter 224
 Unsterblichkeitsglaube 274, 275, 291
 — s. Jenseits-, Seelenglaube
 Unterkiefer 318
 — s. auch Kiefer von Mauer
 Untersätze für Gefäße 50, 51, 56, 107, 150, 158, 160, 165, 169, 179, 185, 220, 240, 247
 Unterwelt, Glaube an die 26, 36, 237, 273
 — s. auch Jenseitsglaube, Hades
 Upsala 20, 306
 Urbčany (Böhmen) 172
 Urelefant 9, 16
 Urgermanen 156
 Urgriechisch 254 = s. pelasgische Sprache
 Urheimat des Menschen 1, 315
 — (angebliche) d. Indogermanen in Südrußland 181
 Urillyrier 166
 Urindische Sprache 193
 Urmitz bei Neuwied 57, 65, 178, 271
 Urnen 100, 148, 172, 198, 222, 286, 291, 292
 Urne in Menschenform und mit Seelenvogel (Etrurien) 131, 132
 Urne, mit Steinen umpackt 222, 272
 Urnenfelder-Keramik 215, 287
 — Kultur 287, 321
 Urnenfriedhöfe 217, 221, 299, 300
 Urstier 9, 43, 44
 Urstromtäler 7
 Urverwandtschaft Spanien-Italien-Griechenland-Südrußland 127
 Urwald 45
- Dalens, Kaiser 301
 Daleta 98, 99, 187
 Dallona=Enge (Adria) 110, 188
 Dannes (Museum) 57
 van Scheltema 103
 Dase (Gefäßart) 50, 216, 221, 307
 Daseinmalerei 164, 176, 280
 Dasmer, M. 167
 Dedische Hymnen 1
 Delatri (Velletri) 131
 Deneter, lacus Venetus 167
 „Denus von Willendorf“ 15, 32—34, 45, 152
 Verdickter Rand 240
 — s. Ornamentik
 Vermenschlichung der Gottheiten 209
 Verneau (franz. Forscher) 24
 Verstorbene (Darstellung) 275, 276 ff., 311
 Vertikalbänder, -striche 54, 150, 174—176, 179
 Vertikalriefen (s. Ornamentik) 221
 Vertumnus 127
 Derworn, Max (Physiologe) 5, 25, 30
 Dettersfelde 223, 224
 Detulonia (Etrurien) 282
 Dézèretal 10, 12, 21, 62
 Dibrata=Tal 112
 Dicenza 63
 Victoria=See (Oldoway) 316
 Viehzucht 61, 225
 Vielföpfigkeit der Götterbilder 310
 Dillanova=Kultur 109, 128 bis 130, 133, 217, 222, 243, 269, 282, 283, 286, 314
 Dillanova=Urne 286, 288
 Dineta 306
 Dintšha, östl. Belgrad 171, 244
 Dirchow, Rudolf 20, 155, 218, 280, 282, 283
 Dogel = s. auch Seelenvogel 101
 Dogelbarstellung auf dem Bronzebecher 252, 254
 — — Bronzebecheln 224
 — — etrusk. Urne 131, 132
 Dögel 43
 — s. Enten, Höckerichwan
 Dogelsberg 17
 Dogesen (Vereifung) 8
 Dogt auf der Burg 227
 Döfker: Germanen, Illyrier, Kelten 320—322
 Döfkerwanderung 301, 319
 Döfswanderungen 2, 153 bis 155, 169, 172, 184, 194, 197, (213), 227, 229, 232, 305, 313, 314
 Döfko, Th. 28
 Döfksburgen 63, 66, 125, 227, 233, 250, 271
 Döfkniergrab 91, 129, 130
 Döfknier 127
 Döfknierkeramik 128
 Döfkniermuster 186, 297, 298
 — s. Ornamentik
 Döfknier 196, 271, 321
 — s. auch Kleinasien
 Döfkhalle am Burgentor (Troja) 240
 — — Hause 61, 110, 112, 145, 156, 169, 171, 186, 226, 241, 249, 268
 Döfkniergermanisches Mittelmeer 88—119
 Döfkniergerm. Sprachen 231
 Döfknier der Gewölbe 99, 313
 — s. auch falsches Gewölbe
 Döfkniergefäß = s. Pithos
 —gruben 162, 165
 Döfknier = s. Döfkhalle
 — bei Gräbern 75
 Döfknierische Gräber (Sorrum) 128
 Döf, Albert 140
 Döfknier bei Duovar (Slavonien) 174

- Wace=Thompson 102, 186, 187
 Waffen, aus Stein 142, 146, 151, 152, 207, 214
 — — Bronze, Kupfer 100, 195—207, 214, 256, 281
 — — Eisen 287, 299
 — s. auch Bogen u. Pfeile, Dolch, Gabel, Helm, Panzer, Schild, Schwert, Speer
 Wagendeichseln (Bronze) 224
 Wagenrennen 86
 Wagen (zweispänniger) 132; 208, 289
 — s. auch Nerthus-Wagen
 Wahle, Ernst 170, 181
 Wahnschaffe 9
 Waldalgesheim a. d. Nahe 295
 Waldemar von Dänemark 308
 Waldgebiete 8, 11, 45
 Waldblöhen (Besiedlung) 46
 Wallachei 176
 Wallbau 64, 65, 308; mit Holz 125, 226, 270, 271, 307
 Wall u. Graben 82, 83, 161
 — s. auch Burgenbau, Gräben
 Waltersburger Keramik 167, 169, 176, 190, 213, 215, 220—222
 Waltersburger Kultur 167, 168, 172, 176, 187, 219
 Wandbau = s. Mauerbau
 Wanderungen = s. Volkswanderungen
 Wandgemälde, -zeichnungen 105, 106, 151, 225, 236, 255, 260, 299
 — s. auch Fels- u. Höhlenmalereien
 Wannenförmige Gruben in Häusern 162, 163
 Wanwyl (Kanton Luzern) 43
 Wartburg 125
 Warthe (Fluß) 7
 Warschau 7
 Wasserburg Buchau 61/62, 287
 Wassermoos 8
 Wassertonne, Wasserbeden 162
 Watsch, Bronzebeimer (Anm.) 204
 Wattina (Südungarn) 172
 Webe= u. Wirkmotive (s. Ornamentil) 26—28, 53, 113, 128, 267, 268, 289, 295
 Webe= u. Wirkmotive s. auch Schrägkreuzung
 Webende Frauen, Webstuhl 289, 290
 Weber, W. 127
 Weberei 27, 204
 Webstuhlgrötze der Nymphen 266
 Weichsel 7, 140, 150, 159, 166, 167, 172, 218, 300
 Weidner (Seelenvogel) 77 (Anm.)
 Weide (Baum) 8
 — s. auch Wollweide
 Weißen von Eleusis 274
 Weihrauchfäßchen 278
 Weimar 8, 15, 16, 17, 19, 304, 305
 — s. auch Ehringsdorf, Taubach
 Weimarer Fürstengräber 110
 Weinert, H. 20, 315
 Weister, Dr. 144, 145
 Weißmalerei (trojan. Keramik) 240
 Wellenlinien 245, 247, 283, 307
 — s. Ornamentil
 Wellhausen 51
 Westenwende um 700 v. Chr. 290
 „Weltfäule“ 103
 Werder (b. Potsdam) 291
 Werkstätten 306
 Werkzeuge, aus Stein 5, 11, 12, 17, 18, 23, 41, 120, 312, 316, s. auch Feuersteinwerkzeuge
 — aus Knochen 12—14, 27, 28, 37, 39, 40, 44, 135, 180, 312
 — aus Kupfer 194—204, 240
 — aus Eisen 181
 — s. auch Axt, Beil, Bohrer, Faustkeil, Glätter, Hade, Hammerbeil, Harpune, Kamm, Kernbeil, Klängen, Krazer, Meißel, Messer, Nähnadeln, Pfrieme, Schäber, Schubleistenkeil, Spalter, Spitzen, Stichel, Wurfflangen
 Werscheß (Südungarn) 215
 Weser 140, 300
 Westenhöfer 316 Anm.
 Westeuropa 11, 14, 15—18, 26, 53—87, 135, 164, 197, 207, 208, 213, 245, 255, 279, 291, 292, 310, 312, 313, 317, 321
 Westeuropäischer Lederstil 136, 148, 198
 Westfalen 39, 155, 213, 299, 316, 319
 Westfriesland 305
 Westgoten 301, 304
 Westgot. Königspalast 304, 305
 Westhandel der Etrusker 128
 Westliche (= Mittelländische) Rasse 316
 Westliche Kultur u. deren Einfluß 41, 61, 63, 75, 88, 107, 121, 130, 131, 133, 135, 141, 143, 147, 148, 150, 152, 157, 163, 211, 212, 230, 244, 311
 Westmoreland 195
 West-Ost Entwicklung 106, 107, 279, 311, 312, 313
 Westpreußen 150, 228, 293, 301
 Wettfahren (Dipylonvase) 268
 Wettspiele am Grabe 272
 Widelmotive (s. Ornamentil) 26, 27
 Wiederaufleben des Mittel-ländischen in Griechenland 274—278
 Wiegand, Th. 269
 Wien 45
 Wies (Urnenfriedhof) 221
 Wietenberg b. Schäßburg (Siebenbürgen) 166, 178
 Widderstphinge 123
 Wikinger 282, 305, 306
 — kunst 279
 — gräber 306
 v. Wilamowitz 126, 127, 260, 272, 274
 Wildfanggruben 39
 Wildfäse 44
 Wildpferd 8, 17, 18
 — s. auch Pferdendarstellungen
 Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn 15
 Wildschwein 43, 44
 Willendorf bei Krems an der Donau 32, s. Venus von W.
 Wiltshire 87

Wörterverzeichnis

- Winkelausfüllung (s. Ornamentik) 189
 „Wirbel“-Ornament 246, 297, 303
 — s. Ornamentik
 Wirtel zum Spinnen 247, 248
 Wisent 10
 Wistkauten (Ostpreußen) 136
 Wittelkind 320
 Wolf 44
 Wolff, G. 163
 Wölfflin, Heinrich 147
 Wohnbau 44, 211, s. Hausbau
 Wohngruben 144
 Wohnhöhlen, -plätze 10, 15, 18, 24, 25, 29, 36, 37, 41—43, 60, 67, 91
 — s. auch Höhlen
 Wohnturm 95, 96, 124, 125, 233, 234
 Wohnung 152 = s. Hausbau, Siedlung
 Wollhaariges Nashorn 8, 17
 Wollin = Dineta 306
 Wollkappe (Mütze) 204, 205, 214
 —stoffe 204
 Wollweide 8
 Woodhenge (Wiltshire) 87
 Worlebury Camp b. Weston 62
 Worms 157—160, 162, 163, 165, 264
 Wofinsky (Anm.) 172
- Wra (Fluß) 7
 Wulstkapitell 261, s. Kapitell
 Wurchow 224
 Wurfstangen 13, 14, 27, 29, 30
 —speer 14
 Würmeiszeit 6
 Württemberg 43, 133, 158, 178, 212—214, 216, 286, 295
 Würzburg 221
 Wüste Scheuer b. Meiningen 41
 Wustrow-Niebhagen 135
- Xanten 264
 Xanthos (Karien) 132, 275, 277
 Xenophon 124
 Xerxes 274
- Yoldia-Zeit der Ostsee 38, 39
- Zachito-Grotte 112
 Zähne (Sehlen der Reißzähne) 5, 22
 — Tier-, Hirschzähne als Schmuck 14, 24, 27, 37
 Roßzahn (Rundfigur) 33
 Zafynthos 265, 266
 Zammit, Themistokles 100, 111, 117
 Zante (Insel) 265
 Zapata (span. Burg) 64, 66, 67
 Zeltdach des Hauses 161
- Zeltdach, rundes 63
 —zeichnungen 11
 Zeus 104, 262
 Zeven (Kreis) 140, 155
 Zickzack-Ornament 28, 49, 51, 57, 113, 136, 151, 158, 164, 166, 173, 203, 212, 220, 240, 245, 261, 268, 283
 — s. Ornamentik
 Zierband (s. Ornamentik) 113, 183, 185
 —bleche 255
 —platten 281
 Zierwerk = s. Schmuck
 Ziesel (H. Nagetier) 8
 Zinn 194—196, (257)
 —knöpfe 128
 Zipfelröcke (fretische) 32
 Zisten (= Bronzekästchen) 289
 Znaim 171
 Zonenbecher 54, 57, 58, 87, 212
 Zonenverzierungen 136, 164, 268
 — s. Ornamentik
 Zufluchtsstätten (Burgen) 227
 Zuidersee 137
 Züricher See 60
 Züschen, bei Fritlar 142
 zweirossige Nadeln 224
 Zweistromland 311
 Zwergbirke 8
 zylindrischer Becher = s. Becher
 — Kessel (Tongefäß) 188

Vorgeschichtliche Forschungen. Begründet von Max Ebert. In Verbindung mit G. Karo und H. Obermaier herausg. von Ernst Sprockhoff. Quart.

1. Heft. Hausurnen. Von Friedrich Behn. Mit 39 Tafeln. VIII, 120 Seiten. 1924. RM 16.—
2. Heft. Die Wandalen in Niederschlesien. Von Kurt Taffenberg. Mit 32 Tafeln. 133 Seiten. 1925. RM. 16.—
3. Heft. Die ältere Bronzezeit in Schlesien. Von Bolko Freiherr von Richthofen. Mit 34 Tafeln und 3 Karten. VIII, 164 Seiten. 1926. RM. 22.50
4. Heft. Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Von Ernst Sprockhoff. Mit 58 Tafeln. VIII, 183 Seiten. 1926. RM. 36.—
5. Heft. Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland. Von Waldemar Ginters. Mit 43 Tafeln. 94 Seiten. 1928. RM 22.—
6. Heft. Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Von Ernst Petersen. Mit 36 Tafeln. X, 194 Seiten. 1929. RM. 28.—
7. Heft. Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. Von Ernst Sprockhoff. Mit 45 Tafeln. XII, 161 Seiten. 1930. RM. 28.—
8. Heft. Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens. Von Hermann Schroller. Mit 55 Tafeln. VIII, 79 Seiten. 1933. RM. 18.—
9. Heft. Die ältere Bronzezeit in der Mark Brandenburg. Von Waldtraut Bohm. Groß-Ottav. Mit 32 Tafeln und 6 Karten. VIII, 143 Seiten. 1935. RM. 18.—

Römisch-Germanische Forschungen. Herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M. Quart.

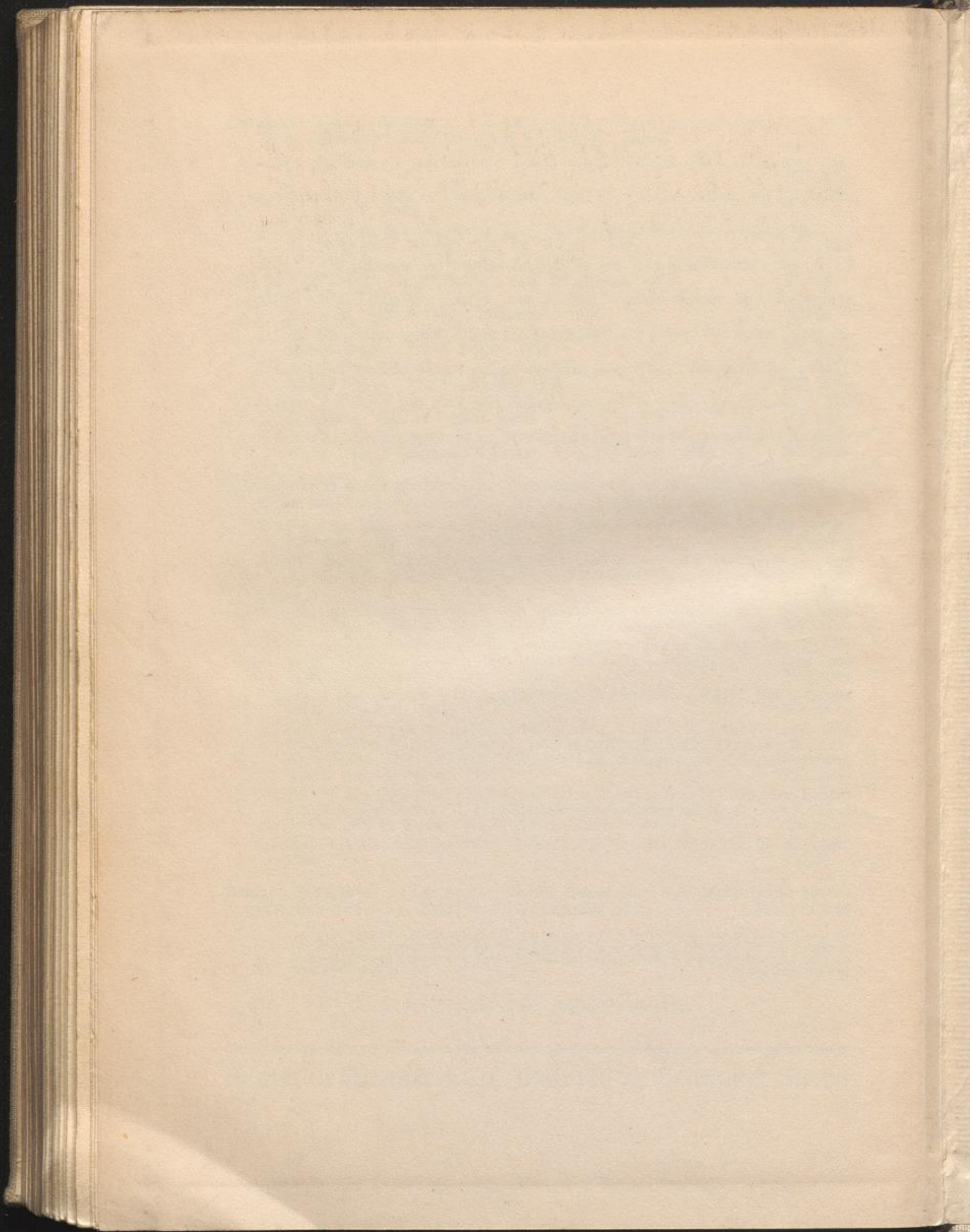
1. Band. Das Mithrasheiligtum zu Dieburg. Von Friedrich Behn. Mit 52 Textabbildungen und 2 Tafeln. 47 Seiten. 1928. vergriffen
2. Band. Basilika. Untersuchungen zur antiken und frühmittelalterlichen Baukunst. Von Rudolf Schulze. Mit 13 Tafeln und 52 Textabbildungen. IV, 87 Seiten. 1928. vergriffen
3. Band. Prähistorische Flachgräber bei Gemeinlebarn in Niederösterreich. Von Josef Szombathy. Mit 43 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. 78 Seiten. 1929. RM. 18.—
4. Band. Vetera. Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums bis 1929. Von Hans Lehner. Mit Beitrag von Rudolf Schulze. Mit 4 Tafeln und 54 Textabbildungen. 76 Seiten. 1930. vergriffen
5. Band. Die germanischen Griffzungenschwerver. Von Ernst Sprockhoff. Mit 32 Tafeln. VIII, 117 Seiten. 1931. RM. 26.—
6. Band. Der römische Gutshof Köln-Müngersdorf. Von Fritz Fremersdorf. Mit Beiträgen von Max Hilzheimer, Johannes Klinkenberg, Hermann Mylius, Kurt Stade, Karl Würth. Mit 1 Farbtafel, 58 Tafeln und 11 Textabbildungen. Quart. IV, 138 Seiten. 1933. RM. 22.—
7. Band. I. Das Fürstengrab von Hasleben. Von Walther Schulz. Mit einem Beitrag von Franz Weidenreich. II. Die Silberteller von Hasleben und Augst. Von Robert Zahn. Mit 40 Tafeln. III, 97 Seiten. 1933. RM. 20.—
8. Band. Die Kelten in Württemberg. Von Kurt Bittel. III, 128 Seiten. Mit 35 Tafeln. 1934. RM. 22.—

Deutsche Geschichte. Erster Band: **Urzeit, Bauerntum und Aristokratie** bis um 1100. Von Johannes Böhler. VIII, 413 Seiten. 1934. Geb. RM 7.20

„Wie die genetische Geschichtsschreibung dem vergangenen Zeitalter eigen war, so wird sich auch die Gegenwart ihr eigenes Geschichtsethos schaffen. Wenn sich ernsthafte Fachleute wie Joh. Böhler in diese Ethosbildung einschalten, so kann die Diskussion nur gewinnen. Wir sind gespannt auf die Fortsetzung des Wertes . . .“
Preuß. Lehrerschaft.

Sonderprospekte auf Wunsch kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Str. 38



G 10

(G 3)

(C 3)

UB Paderborn



03 M18132



GHP: 03 M18132

P
03

Schuchhardt

Alteuropa
Kulturen
Rassen
Völker

2590

M
18 132

3. Auflage